DIE

HEILPAEDAGOGIK.

DIE
HEILPAEDAGOGIK

MIT BESONDERER

BERÜCKSICHTIGUNG DER IDIOTIE UND DER IDIOTENANSTALTEN.

VON

Dr. GEORGENS UND H. DEINHARDT,

GRÜNDERN UND VORSTEHERN DER „LEVANA“, HEILPFLEGE- UND ERZIEHANSTALT FÜR SCHWACHSINNIGE UND IDIOTEN-KINDER, GEGENWÄRTIG IM SCHLOSSE ZWÖLFAXING BEI WIEN.

ZWEITER BAND.

ZWÖLF VORTRÄGE ÜBER DIE IDIOTIE UND DIE IDIOTENERZIEHUNG IN IHREM VERHÄLTNISS ZU DEN ÜBRIGEN ZWEIGEN DER HEILPAEDAGOGIK UND ZU DER GESUNDENERZIEHUNG.

MIT 36 PHYSIOGNOMISCHEN PORTRAITS AUS DER LEVANA, NACH PHOTOGRAPHIEN GRAVIRT VON DR. ELFINGER IN WIEN.

LEIPZIG.

FRIFDRICH FLEISCHER.

1863.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Vorwort.

Das Vorwort der Bücher pflegt insofern, als es zuletzt geschrieben wird und von dem Rückblick auf das Vollbrachte naturgemäss ausgeht, eigentlich eine Nachrede zu sein. Freilich ist das, was damit bezweckt wird, die Vorbereitung und Orientirung des Lesers. Diese beschränkt sich indessen in den meisten Fällen darauf, dass man sagt, welche Aufgabe man sich stellte und wie man sie erfüllt zu haben glaubt. Handelt es sich zudem um einen zweiten Band, so muss der Leser mit dem Plane des Werkes schon bekannt sein, und es erübrigt daher nur jene Selbstkritik, die mit Geständnissen zu beginnen pflegt nebst dem Ausdruck der Wünsche und Hoffnungen, die sich daran anknüpfen lassen.

Bei dem Abschlusse des nun vorliegenden Buches ist uns zweierlei klar: erstens, dass wir den Stoff, den wir zu bewältigen hatten, keineswegs vollkommen bewältigt haben, und dass die Behandlung des Gegenstandes eine ungleichmässige geworden ist, indem sich uns einzelne Partien „unter der Hand" zu weit ausdehnten und die Ausführung zwar nicht an sich, aber eben im Verhältniss eine zu eingehende wurde, während und weil andere dabei zu kurz kamen und die Dar-

stellung hier und dort eine blos andeutende blieb; zweitens, dass wir es mit einem schwer zu bewältigenden Stoffe zu thun hatten, dass sich die ungleichmässige Behandlung theilweise durch Rücksichten, die sich uns immer entschiedener aufdrängten, rechtfertigen lässt, und dass unsere Arbeit, indem sie als die erste ihrer Art — nämlich als der erste Versuch, die verschiedenen Zweige der Heilpädagogik zusammenfassend zu behandeln und dieselben wie zu einander, so zu der Medicin, der allgemeinen Pädagogik, den Wohlthätigkeitsbestrebungen, überhaupt aber zu den socialen Heilaufgaben in ein bestimmtes Verhältniss zu setzen — Nachsicht beanspruchen darf, jedenfalls für anderweitige Arbeiten auf demselben Gebiete und in verwandter Richtung nicht nur Material, sondern auch Anhalt- und Gesichtspunkte bietet. Wir glauben uns also, trotz der Mangelhaftigkeit unseres Buches — die gar nicht bedauerlich wäre, wenn unsere Auffassungen und Erörterungen sofort und in ausreichendem Maasse eine Kritik positiver Art fänden, also zu Berichtigungen und Ergänzungen Veranlassung gäben — ohne „Unbescheidenheit" sagen zu dürfen, dass unsere Arbeit zu den überflüssigen und belanglosen nicht gehört, sondern sich verwerthen lässt und Aussicht auf Verwerthung hat, sofern sich das Interesse, für welches wir arbeiten, kräftiger entwickelt und weiter ausdehnt, als es bisher der Fall gewesen ist.

Einen Vorwurf, der uns von Kritikern des ersten Bandes gemacht wurde, können und wollen wir nur mit einigen Worten berücksichtigen: Er betrifft die Schwerfälligkeit der Schreibart, die der Wirkung des Buchs Eintrag thun soll und deren Grund theils in der Anwendung einer unpopulären Schulsprache, theils in den langen und künstlichen, den „Alten nachgeahmten" Perioden gefunden wird. Uns hat aber einer-

seits die Absicht, „künstliche“ Perioden zu bauen, sowie die, eine gegebene oder entlehnte Schulsprache anzuwenden, sehr fern gelegen, während wir anderntheils gestehen müssen, die jetzt modische Schreibart, die sich durch kurze, kaum miteinander verknüpfte Sätze characterisirt, weder „deutsch“, noch schön, noch für eine consequente Erörterung vortheilhaft finden zu können. Wir wollten und wollen daher die Mode nicht mitmachen — welches Mitmachen uns an sich nicht allzu schwer erscheint — mussten aber zugleich davon absehen, unserer Darstellung die auch bei wissenschaftlichen Erörterungen mögliche schöne Form, von der wir allerdings eine Vorstellung haben, geben zu wollen. Eine solche consequente Formirung verlangt ein besonderes Talent und eine stete Aufmerksamkeit auf die Form; wir hatten aber mit der Sache gerade genug zu thun, und unsere Schreibweise — die übrigens schwerlich in allen Abtheilungen des Buches gleichmässig gefunden werden dürfte — ist einestheils durch die allmählige Gewöhnung an Ausdrücke und Bezeichnungen, die aus einer bestimmten Denkweise und der fortgesetzten Beschäftigung mit demselben Gegenstande hervorgegangen sind, anderntheils durch das Bestreben bedingt, den inneren Zusammenhang unserer Ansichten und Urtheile, wo er sich nicht entwickeln liess, wenigstens anzudeuten. Dabei haben wir jedenfalls die Grenzlinie, welche sich zwischen dem Zuviel und Zuwenig hinzieht und bei dem gutgeschriebenen Buche gleichmässig eingehalten werden muss, in der wünschenswerthen Weise nicht eingehalten und die nöthige Rücksichtnahme auf die Verschiedenartigkeit der Leser und auf das Allen gemeinsame Bedürfniss, sich unmittelbar zurecht zu finden, oft genug versäumt. Indem wir aber hierfür um Entschuldigung zu bitten haben, können wir doch auch nicht

umhin zu bemerken, dass uns an allzu bequemen Lesern, die sich durch Schwierigkeiten der bezeichneten Art abschrecken lassen, an sich nicht allzu viel gelegen sein konnte. Ein gewisses Interesse für den Gegenstand muss jeder Leser mitbringen, und dieses zu erweitern und zu bestimmen, ist unser Buch, wie wir glauben, wohl geeignet, so dass derjenige, der sich die Mühe einer eingehenden Lecturé nicht verdriessen lässt, dieselbe schliesslich kaum verschwendet finden wird.

Die grössere Ausdehnung des zweiten Bandes gegenüber dem ersten, ist vorzugsweise dadurch bedingt, dass wir uns zu einer eingehenderen Behandlung des normalen oder allgemeinen Elementarunterrichts, als wir sie anfangs beabsichtigt hatten, gedrängt fühlten. Wir haben wohl von vornherein darauf hingewiesen, dass die allgemeine und die Heilpädagogik ein bestimmtes Verhältniss haben oder gewinnen und festhalten müssen und auch deutlich genug ausgesprochen, dass wir den eigentlichen oder den höheren Werth der heilpädagogischen Bestrebungen und Arbeiten nicht in die unmittelbaren Heil- und Besserungserfolge, sondern in die Resultate setzen, die sich daraus für die allgemeine Erziehung und die Volks-Gesundheitssorge ergeben. Wir haben demgemäss ferner hervorgehoben, dass die Heilpädagogik einerseits der allgemeinen Pädagogik vorzuarbeiten und ihrem Fortschritte Bahn zu brechen hat, und dass andererseits die Entwickelung und Ausgestaltung ihrer Praxis von der Entwickelung und Ausgestaltung des allgemeinen Erziehungswesens abhängig bleibt, welche Abhängigkeit die Heilpädagogen gerade dann am wenigsten verkennen werden, wenn sie in der That von der Idee der allgemeinen Erziehung oder der Volksschule ausgehen und dieselbe festhalten. Obgleich wir uns aber der Consequenzen des hiermit ausgesprochenen Verhältnisses —

das wir erst im zweiten Bande nach allen Seiten auseinanderzusetzen hatten — von vornherein bewusst waren und daher unter Anderem auch zeitig genug gesagt haben, dass die Mittel der Heilpädagogik nur Modificationen der allgemeinen Erziehungsmittel sein können, so hielten wir es doch für möglich, diesmal aus der Darstellung der heilpädagogischen Praxis überhaupt und der Idiotenerziehung insbesondere das „Bild“ der allgemeinen Erziehung, wie wir sie als eine „Nothwendigkeit der Zeit“ begreifen und anderswo, von den heilpädagogischen Aufgaben mehr oder minder abgesehen, vielfach dargestellt haben, umrissweise entstehen zu lassen. Wir fanden indessen im Fortschritte der Arbeit, dass es für die Orientirung der nicht fachpädagogischen und der fachpädagogischen Leser, für die Umgrenzung der heilpädagogischen Aufgaben und Mittel und für den Zweck: unsern allgemein pädagogischen Standpunkt in einem bestimmten oder besonders motivirten Zusammenhange herauszustellen und geltend zu machen — einen Zweck, der für uns niemals ein untergeordneter werden kann — am gerathensten sei, die Mittel der Gesundenerziehung überhaupt und den Volksschul-Elementarunterricht insbesondere nicht nachträglich und beiläufig, sondern für sich und zusammenhängend, wenn auch kurz, zu characterisiren und dabei überall die Modificationen, welche die Heilpädagogik verlangt, anzugeben. Die Heilpädagogen verschiedener Art erhalten damit eine Zusammenstellung der Mittel, welche allen Zweigen der Heilpädagogik mehr oder minder gemeinsam sind oder — nach unserer Ansicht — sein sollten, während zugleich dem Vorurtheil des pädagogischen Publikums, insbesondere desjenigen, welches sich mit der Heilpädagogik praktisch nicht befasst, dass diese Mittel eben nur den heilpädagogischen Anstalten zukämen, begegnet wird.

Wenn aus dem eben Gesagten Jemand folgert, dass unser Buch vorzugsweise für Pädagogen bestimmt sei, so weisen wir diese Folgerung keineswegs ab und bemerken nur, dass wir nicht davon abgesehen haben, das pädagogische Interesse auch bei Solchen, die nicht Männer des Fachs sind, zu entwickeln, um so weniger, als wir manchen pädagogischen „Laien" ein freieres und umsichtigeres Urtheil über pädagogische Fragen und Aufgaben zutrauen, wie der Menge der Fachpädagogen, welche derartig in die Rücksicht auf vorgeschriebene Unterrichtserfolge und in der Richtung der herrschenden Methodik befangen sind, dass sie sich auf das, was die Erziehung schlechthin zu leisten hat, also auch auf die Bedingtheit der Unterrichtsmittel nicht besinnen können und mögen. — Was die Ärzte insbesondere betrifft, so sind ihnen die physiologischen und pathologischen Thatsachen, welche wir mittheilen, zum grossen Theile nicht neu, und insofern sie es sind, werden doch Auffassung und Darstellung von denjenigen, welche den „exactwissenschaftlichen" Character als Werthmaassstab handhaben, von vorn herein unbefriedigend gefunden werden. Wir müssen also schon zufrieden sein, wenn das Thatsächliche unserer Mittheilungen über Idiotenzustände von den Organen der Medicin, die sich mit dem Gegenstande beschäftigen mögen, überhaupt beachtet wird, und wenn unsere Auffassung der Diätetik, die der bei den Ärzten gewöhnlichen in gewisser Hinsicht oppositionell ist, ausdrücklichen Widerspruch und daran sich knüpfende Erörterungen hervorruft.*) Das pädagogische Interesse können wir

*) Die interessanten, Form und Zuständlichkeit des menschlichen Gehirns betreffenden, auf den Idiotismus stellenweise eingehenden Untersuchungen und Ergebnisse, welche neuerdings der Göttinger Professor, Rudolph Wagner, in den Göttinger Akademie-Schriften veröffentlicht hat, haben

nur bei einem Bruchtheile des ärztlichen Publikums — bei denjenigen Ärzten, welche als Praktiker schon pädagogische Mittel anwenden, oder als Theoretiker die prophylaktische, also positive und sociale Aufgabe der medicinischen Gesammtpraxis ernsthaft in's Auge gefasst haben — voraussetzen, und nur da, wo es vorauszusetzen ist, zu seiner Entwickelung und Bestimmung beizutragen hoffen. Dagegen dürfen wir in Bezug auf die Pädagogen nicht anstehen auszusprechen, dass unser Buch dazu angethan ist, ihr anthropologisches Wissen zu erweitern, dass sie keinen Grund haben, die Art unserer Darstellung unwissenschaftlich zu finden, und dass wir ihnen das anthropologische Interesse zumuthen, ohne deshalb die Anthropologie im engeren Sinne oder gar die Psychologie, wie sie gegenwärtig gelehrt zu werden pflegt und gelehrt werden kann, als die einfache und ausreichende wissenschaftliche Grundlage der Pädagogik, das bezügliche Wissen als die wesentlichste Vorbedingung des pädagogischen Fortschrittes anzuerkennen. Die Aufgabe der Erziehung muss einestheils von anthropologischen, anderntheils von socialen Gesichtspunkten aus aufgefasst und bestimmt werden, und die letzteren könnten den anthropologischen nur dann untergeordnet werden, wenn der Begriff der Anthropologie möglichst weit gefasst würde. Die socialen Aufgaben der Erziehung aber haben wir in unserm Buche von Anfang bis zu Ende nicht aus den Augen gelassen.

Schliesslich sei auch hier der Vorschlag erwähnt, den

wir nicht mehr berücksichtigen können. Wir finden in ihnen Anschauungen und Annahmen, von denen wir ausgegangen sind, überraschend bestätigt und unserer Befriedigung hierüber thut es durchaus keinen Eintrag, dass ein Theil der Wagner'schen Ergebnisse dazu angethan scheint, die Meinung von der Fruchtlosigkeit ärztlicher und pädagogischer Arbeit an Idioten zu unterstützen.

der bekannte Dr. Dürre der „allgemeinen deutschen Lehrerversammlung“ gemacht hat, eine besondere Section für die Erziehung der „Viersinnigen und Idioten“ einzurichten. Wir würden diesen Vorschlag, der die genügende Zustimmung nicht gefunden zu haben oder wenigstens nicht als „dringlich“ anerkannt worden zu sein scheint, dahin erweitern, dass auch die Erziehung der moralisch Entarteten (Verwahrlosten) derselben Section zugewiesen würde, und diese könnte dann einfach — wenn der Name nicht etwa missliebig ist — als „heilpädagogische Section“ bezeichnet werden. Würden auch die Arbeitsschulen und Waisenhäuser in ihr Bereich gezogen, wogegen wir von unserem Standpunkte aus keine Einwendungen zu machen haben, so hätte man eine Section für die Noth-Erziehungsanstalten, welcher unter den sonst noch zu bildenden Sectionen eine überwiegende Bedeutung zukommen würde, während von einer „Zersplitterung der Interessen und Kräfte“ — die man zu befürchten behauptet, um die Sectionenbildung abzulehnen — nicht wohl die Rede sein könnte. Wir sehen in der Sectionenbildung einen nothwendigen Fortschritt über die oratorische und vage Behandlung der pädagogischen Fragen — bei welcher die Uebereinstimmung und Einigung eine oberflächliche und voreilige bleibt — zu der wirklichen und durchgreifenden Verständigung über die pädagogischen Aufgaben und Mittel, können aber eben deshalb auf die Annahme des Dürre'schen Vorschlages in der nächsten Zeit kaum hoffen. Was die Verständigung der Ärzte und Pädagogen anbetrifft, deren Bedeutung über das nächste praktische Interesse, das heilpädagogische, weit hinausreicht, so könnte bei der wiederkehrenden Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte ein förderlicher Anfang dazu durch die ausdrücklich veranlasste Theilnahme von Heil-

pädagogen an der Section für Psychiatrie gemacht werden, weshalb wir die betreffende Einladung und Feststellung wiederholt beantragt haben wollen. — Die regelmässigen Wanderversammlungen von Interessen- und Fachgenossen sind in Deutschland wie nirgends sonst eingebürgert, wozu theilweise der Mangel der politischen Einheit und das Bedürfniss, in Vertreterversammlungen der verschiedensten Art zur Einigung über gemeinsame Interessen und zur Organisation eines gemeinsamen Fortschrittes einen Ersatz zu finden, beigetragen hat. Nach unserer Ansicht aber würde das, was die Wanderversammlungen in der Ausdehnung und Regelmässigkeit, wie wir sie haben, zu leisten vermögen, über den blossen Ersatz der politischen Centralisation, wie über die Vortheile persönlicher Bekanntschaften und Anregungen — die allerdings wichtige Ergänzung des literarischen Verkehrs — weit hinausreichen, und sie müssten einen Factor der Culturentwicklung, wie ihn in derselben Art kein anderes Volk besitzt, abgeben, wenn sie nur in der That dazu gelangen könnten, die gemeinsamen Bestrebungen und Arbeiten, welche durch sie vertreten sind, zu organisiren. So lange dies nicht der Fall ist, bleibt der Enthusiasmus, den schon das Zusammenkommen als solches erzeugt, ein „schöner“, aber ziemlich fruchtloser, und was speciell für die wissenschaftliche Verständigung durch solche Versammlungen geleistet wird, kommt der literarischen Arbeit und dem literarischen Austausche gegenüber kaum in Betracht. Wir legen aber, wie aus dem Gesagten hervorgeht, auf die Ergänzung dieses Austausches — des Buchwesens — durch das Vereinswesen einen grossen Werth, und sind daher der Hoffnung, dass sich die allgemeinen regelmässigen Versammlungen allmählig zu offenen „Vereinen von umfassender Ausdehnung“ fortbil-

den werden, wozu die Einrichtung von Sectionen der Anfang ist. Als Pädagogen, und zwar als Heilpädagogen, liegen uns die bezeichneten Sectionen am meisten am Herzen, und wir würden uns freuen, wenn unser Buch dazu beitrüge, die in Bezug auf sie schon vorliegenden Vorschläge ausgiebig zu unterstützen.

Wie der praktischen Heilpädagogik durch praktische Vereine eine ausreichend starke Unterlage geschaffen werden könnte — wobei auf das Versicherungswesen nach unserer Meinung Rücksicht zu nehmen wäre — lassen wir vorläufig unerörtert. Auf solche Fragen einzugehen, wird erst dann „angezeigt“ sein, wenn die Noth und Nothwendigkeit, um die es sich dabei handelt, allgemeiner anerkannt und gewürdigt sein werden, als es bis jetzt noch der Fall ist. Was Oestreich anbetrifft, so trägt vielleicht der neuerdings hier zur Entscheidung gekommene Process, bei welchem von drei kretinischen Mördern einer als unzurechnungsfähig, der zweite als halb unzurechnungsfähig und der dritte als zurechnungsfähig erklärt wurde, dazu bei, dass sich die „Berufenen“ eifriger und ernster als durchweg bisher mit dem Uebel und den Gegenmassregeln, die es verlangt, beschäftigen.

Wien, den 15. August 1862.

Dr. Georgens. Heinrich Deinhardt.

Inhalt.

Erster Vortrag.

Seite.

1. Das ärztliche Interesse an „Fällen". — Die affectirte Inhumanität, die falsche und die wahre Humanität. — Die Theilnahme an den Erscheinungen der Idiotie; die Idiotie als Carricatur des Menschlichen. — Beispiele für die Mannichfaltigkeit der körperlichen und moralischen Zustände der Idioten. — Die ausnahmsweise schöne Gestalt; der Guggenbühl'sche Grundsatz für die Prognose. — Die körperlichen Krankheiten und Anomalien. — Die moralische Anmuth bei Idioten. — Der Egoismus der Hülflosigkeit; Correspondenz mit dem Egoismus der „Mittelmässigen"; Gewohnheiten und Characterzüge. — Die Grade der Idiotie. — Der Maassstab der Sprechfähigkeit. — Die moralische Entartung im Verhältniss zur Idiotie; ein Beispiel . 1

2. Die Modificationen der stufenweisen Entwicklung und der mit dem Alter abnehmenden Umbildungsfähigkeit. — Die Unregelmässigkeit der Entwicklung bei den Idioten als Entwicklungsstockung und Entwicklungbeschleunigung. — Das abnorme Zurückbleiben und die abnorme Verfrühung des Geschlechtstriebes und der Symptome der Geschlechtsreife bei den Idioten. — Die Wachsthumsverhältnisse. — Die Vergleichung des Idioten mit dem Embryo; Carus. — Die Neumann'sche Definition und Unterscheidung des Kretinismus und Idiotismus. — Das Alter und die Heilbarkeit. Beispiele. — Die Idiotenbehandlung und die Psychiatrie. — Abgrenzung der Heilpädagogik und der ärztlichen Praxis. — Der Abschnitt der Pubertät. — Numerisches Verhältniss der Geschlechter; Vertretung der „Nationalitäten" und Länder . 22

Zweiter Vortrag.

1. Die gegebene Individualität und der Krankheitsgrund. — Gegensätze des idiotischen Zustandes. — Ein idiotisches Paar — Dr. Neumann's Definition der Idiotie als eines Stillstandes der früher normalen Entwicklung. — Physiologische und psychologische Gegenbemerkungen. — Das „Eintreten" und „Hervortreten" der Idiotie. — Der Zeitpunkt desselben im Verhältniss zu dem Grade des Übels. — Über die Zulässigkeit eines ätiolo-

Seite.

gischen Eintheilungsprinzipes. — Das Angeborensein des Kretinismus und der Idiotie; Verhältniss zur Besserungsfähigkeit. — Zillner und Damerow . 41

2. Die quantitative und die qualitative Unterscheidung der Idioten von den geistig Gesunden. — Die Idiotie als Krankheitsresultat und Krankheitszustand. Neumann und Damerow. — Die organische Bedingtheit der Idiotie. Keine Dürftigkeit, sondern Regelwidrigkeit der organischen Entfaltung und Gestaltung. — Die Behauptung der „Seelenlosigkeit“ bei Idioten. — Die Verinnerung und Veräusserung der Deformität; die Decentralisation. — Die grössere und geringere „Abgeschlossenheit“ des Idioten. Beispiele . 59

Dritter Vortrag.

1. Die idiotische Individualität als Krankheitsproduct. — Das Verhältniss der Formen der Idiotie zu den normalen Typen als das der Correspondenz. — Dr. Neumann und Dr. Zillner. — Das Angeboren- und Anerzeugtsein des Idiotismus. — Der Begriff des Endemischen. Dr. Zillner's Abhandlung über die endemische Idiotie in Salzburg. — Der Unterschied des kretinischen und nichtkretinischen Idiotismus ist nicht aufzugeben; die ätiologische Eintheilung unmöglich und unberechtigt 73

2. Die Fexe mit ihren absonderlichen Fähigkeiten und die Befähigung der nichtkretinischen Idioten. — Die Unfähigkeit derselben, die Reflexionsprocesse zu beherrschen und die daraus sich ergebenden Schwierigkeiten des Unterrichts. — Die Trägheit und die Eingeschränktheit der Reflexionsprocesse bei Idioten und bei gesunden Kindern. — Die in der Schule Zurückbleibenden als Stumpfsinnige, Beschränkte und Schwachsinnige der stillen und beweglichen Art. — Besondere Anstalten für die „Zurückgebliebenen“. — Ein Repräsentant des Schwachsinns und ein anderer der Beschränktheit unter den Levana-Zöglingen. — Die quantitative Abstufung des geistigen Vermögens und die idiotischen Typen 95

Vierter Vortrag.

1. Die Normal- und Entartungstypen des Dr. Neumann. — Die idealen Gestalten des Naturforschers, des Helden, Gesetzgebers und Staatenstifters, des Denkers und des Künstlers. — Die Entartungszustände: Brutalität, Leidenschaft, Effrenation und Affect. — Der mangelhafte Ausdruck der specifischen Begabung: ihre Bedingtheit und Unbedingtheit. — Die Brutalität und Effrenation in ihrer nothwendigen weiteren Fassung und als den verschiedenen Typen der Möglichkeit nach und thatsächlich zukommende Zustände. — Das Verhältniss derselben zur Ametamorphose und Hypermetamorphose. — Die Leidenschaftlichkeit und Afficirbarkeit stellen erst vermöge des Hinzutrittes anderer Momente Normal- und Entartungstypen dar. — Die Erhaltung und Herstellung des Gleichgewichts zwischen Strebungen und Erregungen als Ausgangspunct für die Bestimmung der übrigen Typen. — Die Gleichmässigkeit und Gleichzeitigkeit und der

Seite.

Wechsel der Functionen; die langsame und rasche Circulation; Correspondenz mit dem Gemüths- und Geistesleben. — Die Hypermetamorphose und Ametamorphose als Veräusserung des Seelenlebens mit Zu- und Abnahme der Erregbarkeit. — Der cholerische und melancholische, der sanguinische und phlegmatische Typus. — Verhältniss der Temperamente zu den Constitutionen und höheren Bestimmtheitssphären. — Die Geisteskrankheiten und die Formen der Idiotie . 111

2. Die Elemente der Geisteskrankheit bei relativ Gesunden. — Die Illusion. — Die Stadien und die Formen der Geisteskrankheit in ihrem Verhältniss zu den Typen. — Die Elemente der Geisteskrankheit bei den Idioten als nur uneigentlich vorhanden. — Die beschränkte Berechtigung der Bezeichnung „Blödlinge“. — Die Ametamorphose und Hypermetamorphose im Verhältniss zu den Formen des stumpfsinnigen, narrenhaften, beschränkten und melancholischen Idiotismus. — Die Abstufungen 126

Fünfter Vortrag.

1. Die Temperamente der nichtidiotischen Stumpfsinnigen, Beschränkten und Schwachsinnigen. — Die idiotische Beschränktheit. — Zwei verschieden geartete Repräsentanten desselben. — Die Unbestimmtheit und Verschiedenartigkeit der constitutionellen und Temperamentsbasis bei der idiotischen Beschränktheit. — Ein Repräsentant derselben mit ausgesprochenem cholerischen Temperamente und absonderlicher Ausprägung des Thätigkeitstriebes. — Die Zwischenform zwischen Beschränktheit und Narrenhaftigkeit. — Zwei verschiedene Vertreter derselben. — Witz und Komik der Narrenhaftigkeit. — Ein narrenhafter und ein trübsinniger Idiot. — Moralische Gegensätze . 141

2. Die Gesundheit und Kräftigkeit des Körpers im Verhältniss zu der Gesundheit und Kräftigkeit des Geistes. — Die Entwicklung eines Organes auf Kosten der andern. — Die centrale Deformität bei peripherischer Normalität. — Die Bestimmtheit der Constitution im Verhältniss zur Form der Idiotie. Die materielle Entartung und die Missform. Die Afterconstitution. — Die Unabhängigkeit des geistigen Zustandes von einzelnen Krankheiten, Ausartungen, Schwächen und Gebrechen. Einfluss ihrer Beseitigung, Fortbestand bei Hebung des geistigen Vermögens. Beispiele. — Acute Krankheiten mit Verblödung. — Die Onanie der Idioten im Unterschiede von der normaler Individuen. — Die Entwicklung der sinnlichen Auffassungsfähigkeit bei den verschiedenen Formen der Idiotie. — Das Schielen als häufige Anomalie. Ein Beispiel merkwürdiger Unempfindlichkeit. — Die Bewegungstendenz und das Bewegungsvermögen bei den verschiedenen Formen. Verbildungen des Knochenbaues. Seltenheit der Skoliose und Kyphose bei Idioten. Grössen- und Gewichtsverhältnisse. — Die Sprachtendenz und das Sprachvermögen. Sprachfertigkeit und Sprachfähigkeit. Der Sprache entbehrende und geläufig sprechende Idioten. Die Seltenheit des Stotterns und das häufig vorkommende Stammeln . 158

Sechster Vortrag.

Seite.

1. Die Häufigkeit derselben Gebrechen bei Idioten und Nichtidioten. — Das häufige Vorkommen der Rückgratsverbildung, des Stotterns, der Blindheit und Taubheit bei Nichtidioten. — Der Kropf. — Die Bedingtheit der Rückgratsverbildung und des Stotterns, und ihr verschiedenartiger Einfluss auf den moralischen und geistigen Zustand. — Wildberger und Dr. Klenke. — Der gemeine und der edlere Typus der Skoliotischen und Kyphotischen. — Die durch Taubheit und Blindheit bedingte Abnormität des psychischen Lebens. — Die natürliche Ergänzung des Sinnenmangels und die Aufgabe der Erziehung. — Die Sinnenübung der Vollsinnigen. — Die physiologische Veränderung bei der Schärfung und Verfeinerung der Sinne. — Die abnorme Erhöhung und Entwicklung des Gefühls bei Blinden und Tauben. — Temperament und moralische Anlage werden durch Blindheit und Taubheit modificirt . 178

2. Das Verhältniss der Intelligenz zu dem Gemüthe. — Der Zusammenhang der Gemüthsentartung und der relativen Schwäche der Intelligenz. — Die Selbständigkeit der Willensenergie. — Die moralische Gemüthsbestimmtheit und Willensbestimmtheit. — Die moralische Anlage der Idioten. — Die moralische Entartung bei mildgradiger Idiotie. — Die Beschränktheit moralisch Entarteter. — Die Besserungsanstalten und die Idiotenanstalten in ihrem Verhältniss zu einander. — Die spontane, von beschränkten Trieben und Neigungen abnormer Art ausgehende Entartung und ihre organische Bedingtheit. — Die Aufgabe und die Mittel der Besserungsanstalten. — Die organische Bedingtheit der Idiotie. Die Schädelverbildung. — Virchow und Griesinger. — Idiotische Kopfbildungen. — Die Gesichtswinkel. — Der Aztekentypus Griesingers. — Der ideale Typus der antiken Plastik . 195

Siebenter Vortrag.

1. Das Missverhältniss der heilpädagogischen Anstrengungen und Erfolge, und die über dies Missverhältniss hinausreichende Nothwendigkeit und Bedeutung der Heilpädagogik. — Die Frage der Besserungsfähigkeit und Heilbarkeit der Idioten. — Die „wahren“ Idioten und die Verläugnung der Grade des Idiotismus. — Die Negation der Heilbarkeit aus dem Begriffe der Heilung als „Wiederherstellung“. — Die mögliche Heilung überhaupt und die mögliche Besserung der Idioten. — Begriffsbestimmung des Idiotismus. — Seguin. — Die Bedingungen der Heilbarkeit und der Heilung. — Rückfälle . 224

2. Die Schwierigkeit der Gradbestimmung der Idiotie. — Die vorwiegende Wichtigkeit der Formbestimmung für Diagnose und Behandlung. — Der Grad des Übels, das Alter der Idioten und die Dauer des Zustandes, das Angeboren- und Erworbensein desselben als Momente für die Prognose. — Die Abhängigkeit und Unabhängigkeit der Heilpraxis von der Prognose. — Die Erziehungsbedürftigkeit des Idioten, und das nothwendige Eintreten des Erziehers nach oder neben dem Arzte. — Die Erziehungsaufgabe und die Erziehungsmittel als für die Idioten zu modificirende. — Die Privatbehandlung der Idioten und die Idiotenanstalten. — Die

Seite.

Nothwendigkeit einer starken Vertretung des gesunden Elementes in Idiotenanstalten. — Die Schwierigkeit für die Privatunternehmen, das gesunde Element herbeizuziehen . 242

Achter Vortrag.

1. Die Diätetik als Mittelgebiet der Medicin und Pädagogik. — Der Arzt und der Pädagog als Vorsteher von Idiotenanstalten. — Dr. Heyer und Dr. Erlenmeyer. — Die ärztliche und die pädagogische Beobachtung diätetischer Erscheinungen und Thatsachen. — Die Praxis und die Wissenschaft. — Die verschiedenen Seiten der allgemeinen Diätetik. — Die menschliche Ernährung im Gegensatze zur thierischen. — Die Nothwendigkeit der gemischten, der zubereiteten und der mannichfaltigen Nahrung und ihre Grenzen. — Grundsätze der Kinderernährung. — Dr. Politzer. — Die Maassstäbe der genügenden Ernährung. — Die Essgier der Idioten und Nichtidioten. — Die Möglichkeit ausreichender Nahrung, Luft und Hautpflege und die socialen Verhältnisse 259

2. Empfindung und Bewegung als Zweck des Organismus und des Ernährungsprocesses. — Die Nothwendigkeit der Empfindungs- und Bewegungs-Entwicklung für den normalen Verlauf der Ernährung. — Die Bethätigung als Gegenstand der Diätetik. — Die Heilgymnastiker und die Gesundengymnastik. — Die Gymnastik als Gesundheits- und ästhetisches Mittel. — Die Diätetik als Lehre von der herzustellenden Normalität des Ernährungsprocesses. — Die Regelung der Bethätigung als Herstellungsmittel. — Die Pflege überhaupt, die Momente der Hautthätigkeit und der Hautpflege. — Die menschliche Nacktheit. — Kleidung und Bad. — Die Bewegung als Mittel der Hautpflege. — Hautbeschaffenheit der Idioten. — Der Luftgenuss und die Wohnung. — Der Aufenthalt im Freien. — Die Acclimatisirung. — Das Verhältniss des trophischen zu dem sensibeln und motorischen Nervensystem. — Der unmittelbare und mittelbare Einfluss der sensibeln und motorischen Nerven und ihrer Centren auf die Ernährungsprocesse. — Das Wachsthum und die Ausbildung der Organe. — Der Stoffwechsel bei dem Kinde und bei dem Erwachsenen. — Der Schlaf . 279

Neunter Vortrag.

1. Das Bedürfniss des Erleidens und der Bethätigung. — Der Trieb. — Das Objectbedürfniss. — Die receptive, wirksame und productive Thätigkeit. — Die Erregungen. — Die „Beschleunigung“ der Ernährungsprocesse durch die trophischen Nerven. — Die sensibeln und motorischen Nerven. — Die Empfindung und Bewegung. — Die Empfindung und die Vorstellung. — Die Spannung des Centralorgans. — Die Voreempfindungen. — Die Erregungen durch die Vorstellung. — Die Tendenz des kindlichen Spiels. — Das rhytmische, gymnastische und Nachahmungsspiel. — Die Entwicklung der Selbstempfindungen. — Die Vorstellung der bewegten Gestalt. — Die Übung der objectiven Sinne. — Spiel, Beschäfti-

Seite.

gung und Arbeit als Mittel für die Übung der Sinne oder des Anschauungsvermögens. — Die Voraussetzung und pädagogische Benutzung der productiven Tendenzen und Vermögen 310

2. Die angenehmen und die unangenehmen Empfindungen und die sogenannten subjectiven Sinne. — Der Geschmacks- und Geruchsinn, die Temperaturempfindung, der Geschlechtssinn. — Das Moment der Gefühligkeit bei den objectiven Sinnen. — Der Tastsinn als Oberflächen- und Formensinn, das Auge als Formen- und Farbensinn, das Gehör als Geräuschwahrnehmung und Tonsinn — Die Begierde und die Scheu oder Furcht. — Das pädagogische Spiel mit der Begierde und Furcht. — Das unpädagogische Zerstören und Nähren kindlicher Illusionen in der Wirklichkeit. — Die pädagogische Bedeutung des Märchens. — Verhalten der Idioten zu dem Märchen und der biblischen Geschichte. — Das Bildbetrachten. — Die Regelung der kindlichen Begierde bei der Speisung. — Das anständige Essen. — Die Scheu der Kinder vor dem kalten Wasser. — Das Bad hat das Moment der Muthentwicklung. — Der demoralisirende Einfluss, der auf Kinder durch ihre Bekleidung geübt werden kann. — Die natürliche Schamhaftigkeit. — Die abnorme Essgier der Idioten und der Kampf dagegen. — Das Baden der Idioten und die Spaziergänge bei rauhem Wetter. — Der negative und positive Kampf gegen die Onanie bei den Idioten . 334

Zehnter Vortrag.

1. Die Sinnenübung soll eine motivirte und allseitige sein. — Spiele, Beschäftigungen, Arbeiten und Wanderungen sind Mittel der Sinnenübung. — Die beschränkte Fähigkeit der Idioten an denselben Theil zu nehmen. — Die Nothwendigkeit der passiven Bewegungen. — Seguin's Durchknetungen. — Anwendung der duplicirten Bewegungen. — Die besondere Übung abnorm schwacher Glieder. — Die Bewegungsfähigkeit bei den verschiedenen Formen der Idiotie. — Theilnahme der Idioten an den allgemeinen Spielen und Einfluss derselben. — Versuche, die gemacht sind, die Sinne und den Geist der Idioten durch besonders frappante Erscheinungen zu erregen. — Absehen von denselben. — Die besonderen Sinnenübungen bei denjenigen Idioten, welche an den Spielen und Beschäftigungen gar nicht oder sehr beschränkt und ohne Erfolg Theil nehmen. — Grundsätze. — Die beschränkte Theilnahme der Idioten an den gymnastischen Spielen; besondere gymnastische Übungen. Hinblick auf die Gesundengymnastik. — Die Ausbildung besonderer Vermögen in besonderen Disciplinen. — Das Sehenlernen durch den Tastsinn. — Die Blinden. — Das Tastorgan des Menschen ist gleichzeitig der organische Ausdruck einer bestimmten Seite der menschlichen Productivität. — Die Erziehung, welche die Hand nicht ausdrücklich bildet, geht von der menschlichen Organisation in der That nicht aus, und es ist eine Lüge, wenn sie erklärt, die gegebenen Anlagen des Menschen zu entwickeln. — Allmälige Abscheidung von Spiel und Beschäftigung, von Beschäftigung und Arbeit. — Übersicht der Beschäftigungen und Formenarbeiten . 353

Seite.

2. Gesichtspunkte und Grundsätze für die rechte Gestaltung und den rechten Betrieb des Arbeitsunterrichtes. — In den oberen Classen hinzukommende Arbeiten. — Die Gartenarbeit als nothwendige Ergänzung der Formenarbeiten und ihre besondere Bedeutung für den Natursinn und das Naturverständniss. — Die Besprechungen bei der Arbeit; ihr Missbrauch und ihre Nothwendigkeit. — Das Verhältniss des Arbeitsunterrichtes zu dem theoretischen Unterrichte; der Zeitaufwand; die durchgreifende und zusammenstimmende Methode in den verschiedenen Disciplinen und das besondere Recht jedes Gegenstandes. — Die verschiedenen Formengattungen. — Die Zierformen. Begrenzung ihres Bildungswerthes. Darstellung derselben. — Die architectonischen Formen und ihre Darstellung durch Arbeiten. — Die zeichnenden Arbeiten und das Zeichnen. — Umschliessungsformen und Trägerformen. — Das Ruthenflechten und das Drahtflechten. — Hinblick auf die Lehrlingsschulen. Die Gefässformen. Die Werkzeugformen und die organischen Formen und ihre zeichnende und plastische Darstellung. — Das Verhalten der Idioten zu den Formenarbeiten und die Bedeutung dieser für die Idiotenerziehung . 374

Elfter Vortrag.

1. Das Spiel als Genuss; sein Verhältniss zur Kunst und zur Lernarbeit; seine Bedeutung für die ästhetische Bildung. — Das mimische Moment des Spieles; die Annäherung an die dramatische Darstellung und ihre Gränzen. — Die Bestimmtheit des Spieltriebes und das Verhalten der Pädagogik zu diesem Triebe. — Die „Fortschrittler". — Die Gestaltung des Spiels und die Spielgattungen. — Die Wanderung im Verhältniss zum Spiel, zu den praktischen Arbeiten und zu der Heimaths- und Weltkunde. — Das Moment der ästhetischen und der Intelligenzbefriedigung im Genusse der Wanderung. — Der Unterschied der Wanderung und des „Spazierganges". — Die pädagogische Leitung und Verwerthung der Wanderungen. — Das gymnastische Moment der Wanderung. — Nothwendigkeit der Wanderung für die Idioten und Verhalten derselben. — Das Bildbetrachten. Nothwendigkeit und Methode desselben; seine Zugehörigkeit zu dem Sprachunterrichte der Elementarclasse. — Die Correspondenz des Bildbetrachtens mit der Wanderung, und ihr beiderseitiges Verhältniss zur Heimath- und Weltkunde. — Die propädeutische Vermittlung der Heimaths- und Weltkunde im Sprachunterricht. Verkehrte Methodik. — Die Besonderung der Heimathkunde in der Weltkunde. — Der Sprachunterricht der Elementarclasse als Sachunterricht. Die Aufgabe des specifischen Sprachunterrichts. Die in die Levana eingeführte Methode des Lese- und Schreibunterrichts. — Die nothwendigen Disciplinen der Volksschule 406

2. Die Theilnahme der Idioten an den Wanderungen. — Die Nothwendigkeit dieser für die Gesundheit und Entwicklung der Idioten; ihr Verhalten dagegen. — Das Ungenügende und Nachtheilige blosser „Spaziergänge". — Das Verhalten und die Behandlung der Idioten der verschiedenen Formen bei den Wanderungen. — Die Theilnahme der Idioten an dem ge-

Seite.

wöhnlichen und an dem in der Levana eingeführten Leseunterrichte; der Gewinn des Lesens für die geistige Entwicklung und die Bedingungen des Erfolges. — Das Verhalten der Idioten zu der biblischen Geschichtserzählung. — Die Gestaltung des Religionsunterrichts in der Volksschule. — Die „confirmationsfähig" gemachten Idioten. — Idiotische „Rechner". — Ansicht eines Pädagogen über die Vorübung der mechanischen Fertigkeit. — Alte und neue Methode des Rechnenunterrichts. Die Isolirung des Rechnens von den übrigen Disciplinen; der Mangel eines Verhältnisses zur Geometrie. — Das Princip der „Anschaulichkeit" an sich und in seiner Anwendung auf den Rechnenunterricht. — Unzulänglichkeit der „Veranschaulichungsmittel", — die Raumformen als wesentliches, obgleich nur uneigentlich so zu nennendes „Veranschaulichungsmittel" des Rechnenunterrichts und die Unterlage praktisch darstellender Arbeiten. — Der praktische Zweck der Volksschul-Mathematik. — Der an die Formenzusammensetzung geknüpfte Rechnenunterricht der Elementarclasse. — Die Zahl als Zeitmesser und die zur Zeitmessung nöthigen Übungen und Auseinandersetzungen 456

Zwölfter Vortrag.

1. Das Verhältniss der Hülfs- und Heilpädagogik zur Gesundenerziehung. — Das selbständige Vorgehen der hülfs- und heilpädagogischen Praxis; ihre Beziehung auf die Zwecke und Mittel der allgemeinen Pädagogik. Die Thätigkeit der Hülfs- und Heilpädagogik als Vorarbeit. — Die prophylaktische Aufgabe der allgemeinen Erziehung. — Die Erforschung der Entartungsursachen. — Die Leistungsfähigkeit der Heil- und Hülfspädagogik und ihre Schranken. — Die territorialen Einflüsse. — Der Kretinismus und die Civilisation. Der Begriff der Hypercivilisation. — Die Unabhängigkeit und Abhängigkeit der heilpädagogischen Praxis von der Erkenntniss des organischen Krankheitsgrundes und den Fortschritten der exacten Physiologie. — Das Verhalten der Ärzte zu der Idiotenfrage. Seguin. — Das Verhältniss zwischen Medicin und Pädagogik. — Die Physiologie und Psychologie als Theile der Anthropologie. Die psychologisirenden Pädagogen. Der relative Werth der Psychologie als pädagogischer Vorwissenschaft. „Jeder Pädagog soll Anthropolog sein." 486

2. Die Einführung des Turnens und der Sinnenübungen. — Zweifelhaftigkeit des Fortschrittes. — Das Bedürfniss der Heilpädagogik und die allgemeinpädagogische Nothwendigkeit. — Der nothwendige Unterschied der heilpädagogischen und allgemeinpädagogischen Mittel. — Beziehung der Sinnenübungen auf die Gesundheitsfrage, ihre Aufgabe und ihre Begrenzung in der Heilpädagogik. — Die Sinnenübung bei den Tauben und Blinden. — Die Modification der Spiele, Beschäftigungen und Arbeiten in der Taubstummen- und Blindenerziehung. — Die Verwerthung der Wanderungen. — Der Unterricht in den Taubstummen- und Blinden anstalten. Die Sprachbildung. Die Methode des Leseunterrichts. Taubstumme und Stotterer. — Die pädagogische Aufgabe der Tauben- und Blindenerziehung und die Erzielung der Erwerbsfähigkeiten. Die Talente der Blinden und Tauben. — Die Erwerbsfähigkeit der Idioten. Die

Seite.

Überleitung zur Berufsthätigkeit. — Die Erleichterung der Schule und der Gesellschaft durch die Ausscheidung und Absonderung der Heil- und Besserungsbedürftigen, der Heilbaren und der Unheilbaren — Die Vermehrung der Heil- und Hülfsanstalten und der Asyle. Die Furcht vor dieser Vermehrung und die illusorische Hoffnung einer Verminderung der Hülfsbedürftigkeit und der Verbrechen durch den Fortschritt der Civilisation. — Die Theilung der heilpädagogischen Arbeit. — Die Armen- und Arbeitsschulen und die Volksschule. Das Waisenhaus. — Das Wirkmittel der Diätregelung in den verschiedenen Zweigen der Heil- und Hülfspädagogik. Die Besserungsanstalten. Die Strafe und Belohnung als „Besserungsmittel". Modification der betreffenden allgemeinpädagogischen Grundsätze bei den Besserungsbedürftigen und den Idioten. — Die diätetisch wirksamen Thätigkeiten und die vermittelte und unmittelbare Erregung der centralen Organe. Der Missbrauch unmittelbarer Erregungen. — Die medicinischen und pädagogischen Experimente. Dr. Guggenbühl und seine Misserfolge. — Die Unheilbarkeit der Kretinen. Professor Stoy. — Grundsätze bezüglich der Thätigkeitsübung und Modification derselben für die Idiotenerziehung. — Das übermässige Individualisiren bei der Behandlung der Idioten. Seguin. — Kleine und grosse Anstalten. Die Unterbringung in die Familien und die „Familienhäuser". Die ärztlichen Vertreter der Familienhäuser. — Die Reaction gegen die Staatswirksamkeit. — Äusserungen Damerow's. Die Vorbereitungen in Österreich. — Die Berichte der deutschen Idiotenanstalten. Dr. Heyer und Dr Bösch. — Die Berichte von „Hubertusburg". Dr. Kern. Dr. Brandes — Die Preisfrage der „Rheinischen psychiatrischen Gesellschaft" 517

Anhang: Erklärung der physiognomischen Portraittafeln.

Erster Vortrag.

1.

Das ärztliche Interesse an „Fällen“. — Die affectirte Inhumanität, die falsche und die wahre Humanität. — Die Theilnahme an den Erscheinungen der Idiotie; die Idiotie als Carricatur des Menschlichen. — Beispiele für die Mannichfaltigkeit der körperlichen und moralischen Zustände der Idioten. — Die ausnahmsweise schöne Gestalt; der Guggenbühl'sche Grundsatz für die Prognose. — Die körperlichen Krankheiten und Anomalien. — Die moralische Anmuth bei Idioten. — Der Egoismus der Hülflosigkeit; Correspondenz mit dem Egoismus der „Mittelmässigen“; Gewohnheiten und Characterzüge. — Die Grade der Idiotie. — Der Maassstab der Sprechfähigkeit. — die moralische Entartung im Verhältniss zur Idiotie; ein Beispiel.

Das Interesse für die Erscheinung und die Erscheinungen der Idiotie, für die Aufgaben der Idioten-Heilung und -Erziehung, für die praktischen und wissenschaftlichen Ergebnisse, zu welchen die auf diesem schwierigen Gebiete wirksame Heilpädagogik gelangt ist und zu gelangen hoffen darf, glauben wir durch den ersten Cyclus unserer Vorträge bei denen, welche ihnen mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt sind, insoweit angeregt und entwickelt zu haben, dass sie vor einem näheren Eingehen auf den Gegenstand — so traurig derselbe an sich ist — nicht zurückscheuen, sondern vielmehr nach einem solchen verlangen werden.

Jedermann weiss, dass der praktische Arzt den natürlichen — sinnlichen und gemüthlichen — Widerwillen, der sich gegen die Handhabung des anatomischen Messers und die eingehende Untersuchung der Krankheitssymptome und Krankheitsstoffe sträubt, überwunden haben muss, um seine „Wis-

senschaft und Kunst“ mit der nöthigen Freiheit üben zu können, und wenn besonders junge Ärzte dieses „freie Verhalten“ einigermaassen selbstgefällig oder renommistisch — als eine Unempfindlichkeit, die durch das selbstbewusste Hervorkehren unästhetisch wird — zur Schau tragen, wenn ferner das wissenschaftliche Interesse an „merkwürdigen“ Fällen, an ausgezeichneten Krankheitsrepräsentanten und ausgeprägten Deformitäten sich nicht selten einerseits zur Abstraction von dem Leiden des „Subjects“ und von diesem schlechthin, andrerseits zur Deformitätensucht, welche die Zurückbeziehung auf den gesunden Organismus ganz aus den Augen verliert, veräussert, so sind doch diese Ausartungen, wie Jedermann zugestehen wird, auch als vorübergehende nicht nothwendig, es giebt vielmehr Jünger der Wissenschaft genug, die sich gänzlich frei davon erhalten, dagegen kann überall der Sieg über das Übel nicht erwartet werden, so lange man sich scheut, es zu sondiren, zum Gegenstand einer steten Betrachtung zu machen, und seine extremsten Erscheinungen anzugreifen, der Wille und die Fähigkeit hierzu sind also nothwendig, wenn in der That Etwas gegen das Übel geschehen soll.

Das wissenschaftliche Interesse schliesst das humane so wenig aus, dass es vielmehr in diesem seine nachhaltige und rechte Triebkraft, folglich auch das Correctiv gegen wissenschaftliche Verirrungen hat — denn die vorhin bezeichnete Abstraction, welche das Individuum zu einem zufälligen Träger oder Boden des Krankheitsgewächses herabsetzt, ist unwissenschaftlich — und umgekehrt bleibt das humane Interesse ein energieloses, ein „Mögen“ ohne „Vermögen“, also ein unwahres, wenn es nicht einerseits das wissenschaftliche Interesse entwickelt, andrerseits eine eingreifende Praxis herbeiführt. Die Formen der unwahren Humanität und Humanitätsübung sind eben — von der Lüge und Heuchelei, welche die Lieblosigkeit in Liebesphrasen kleiden und einen kleinlichen, hässlichen, ja schmutzigen Egoismus unter dem mehr oder weniger geschickt drappirten Humanitätsmantel mehr oder weniger bewusst verbergen wollen, abgesehen — die falsche Sentimentalität, welche die offene und äusserste Erscheinung des Leidenszustandes

nicht verträgt, sich empfindsam davon abwendet und aus der Ferne ihr Mitleiden übt und ihr Almosen spendet, und der entschlossen operirende, aber geschäftsmässig gewordene und geschäftsmässig vorgehende Humanitätsdienst. Den Übergang zu der ausgesprochenen Inhumanität bildet das mehr oder weniger forcirte Vertrauen auf die „Heilkraft der Natur", welches sich mit einem forcirten Selbstvertrauen verknüpft, um die Furcht vor dem Übel zuvorkommend zu beschwichtigen, also die Classe Derjenigen „beseelt", die durchaus nicht inhuman sein wollen, aber immer dazu neigen, das Übel als ein verschwindendes oder von selbst verschwindendes darzustellen und dafür die „Verantwortlichkeit" ohne Besinnen auf ihre Schultern oder ihr Gewissen nehmen. Solche „Vertrauensmänner" finden sich nicht selten unter denen, deren Beruf es ist, bestimmte Übel zu bekämpfen, und sie pflegen, wenn es auch nur Routiniers sind, zur Begründung ihres Vertrauens auf die Wissenschaft zu verweisen. Die unerquicklichste Verquickung ist allerdings die einer geheuchelten Sentimentalität und eines koketten Selbstvertrauens. Gemeinsam aber ist allen „Berufenen", bei denen sich das wissenschaftliche und humane Interesse nicht durchdringen, bei denen also weder das eine noch das andere ächt ist, die Abschliessungssucht, mit der sie ihr Wissen und Können zu einem privilegirten Besitz machen oder doch als solchen erscheinen lassen möchten, statt den Zweck, dem sie dienen, und der an sich ein allgemeiner ist, möglichst zu einem öffentlichen zu erheben, sich an jedes Interesse zu wenden, das sich demselben zukehren kann, und das ausgedehnteste Mit- und Zusammenwirken in Anspruch zu nehmen.

Wäre das Publikum, für welches unsere Vorträge bestimmt sind, lediglich ein Publikum von Fachmännern und zwar von Fachmännern einer bestimmten Art, so würden die eben gemachten Bemerkungen einestheils dieser Bestimmung in gewisser Weise widersprechen, anderntheils als überflüssig erscheinen können. Aber einem gemischten Publikum — das Wort in einem beschränkten, sich von selbst ergebenden Sinne gebraucht — gegenüber ist es doch wohl nicht überflüssig,

an die schon hervorgerufene Theilnahme für den Gegenstand appellirend, wiederholt hervorzuheben, dass ein Interesse, welches die Abneigung, sich mit den Formen und Erscheinungen des Übels eingehender zu beschäftigen, bestehen liesse, ein oberflächliches bleiben und weder die Frucht einer erweiterten und vertieften Kenntniss der menschlichen Natur bringen, noch auch zu einer werkthätigen Theilnahme von nachhaltiger Energie ausschlagen würde. Übrigens haben wir die Erfahrung gemacht, dass nicht Wenige, denen anfangs die Gegenwart und Umgebung von Idioten unerträglich erschien, stufenweise aber freiwillig zu einer theilnahmvollen Beschäftigung mit denselben übergingen; wir dürfen demnach erwarten, dass auch Solche, welche nicht durch irgend einen Beruf darauf angewiesen sind, sich mit den Entartungen der menschlichen Natur vertraut zu machen, der Darstellung des Übels in seinen Äusserungen und Personificationen, die unsere nächste Aufgabe ist, ohne Widerstreben, oder doch mit immer abnehmendem Widerstreben folgen werden.

Wir haben es allerdings — und hierdurch unterscheidet sich das Gebiet der Idiotenheilung und -Erziehung von allen übrigen Gebieten der Heilpädagogik — nicht mit einer abgegrenzten Krankhaftigkeit oder Mangelhaftigkeit, sondern mit allen möglichen Ausprägungen physischer und moralischer Verkommenheit und Hässlichkeit wie geistiger Verdumpfung und Verkehrung zu thun, und die Thatsache, dass die menschliche Natur so gründlich und vielseitig entarten kann, ist an sich eine tief traurige. Auch sind wir keineswegs gesonnen, unsrerseits den Eindruck dieser Thatsache und mit demselben die Überzeugung, dass ein gründlicher, also prophylaktischer Kampf gegen das Übel nothwendig ist, abzuschwächen, wie es durch die Darstellung des letzteren als eines leicht zu überwindenden geschehen würde. Wenn demnach durch unsere Darstellung des niedergedrückten, verkrüppelten und entarteten Menschenwesens das Verlangen nach Gesundheit und Vollkommenheit, nach naturgemäss entwickelten und schönen Menschengestalten hervorgebracht wird, so kann dies nicht gegen unsere Absicht sein, insofern dieses Verlangen ein energisches ist und

insofern es die wirkliche Gesundheit und Vollkommenheit, nicht das, was durchweg dafür gilt, ich möchte sagen, die modische Gesundheit und Schönheit zum Gegenstande hat. Die Carricatur, welche die hässliche und lächerliche Abnormität, den Mangel und die Verkehrtheit übertreibend hervorhebt, schärft eben hierdurch den Blick für die weniger ausgeprägten oder versteckten Mängel und Hässlichkeiten; indem wir also Gestalten zu schildern haben, die an sich Carricaturen des Menschlichen sind und einer übertreibenden Zeichnung leider nicht bedürfen, können wir nichts dagegen haben, wenn wir durch die Treue der Zeichnung den Effect der Carricatur erreichen, d. h. in dem verschärfenden Spiegelbilde Züge der Verflachung und Verkehrung, die das Gebiet der modischen Gesundheit und Schönheit überall durchsetzen, erkennen lassen. In diesen Bemerkungen mag auch unsere „Abfindung“ mit der Aesthetik und den Aesthetikern gefunden werden, insofern die vorhin bezeichnete, von der Erscheinung des Übels sich abkehrende Sentimentalität als eine ästhetische gelten will. Dass unsere Darstellung eine treue sein muss, und dass wir nicht suchen werden, den Effect der Carricatur durch eine künstliche Nachhülfe zu erreichen, versteht sich von selbst und ist gesagt; indessen werden und dürfen wir uns nicht den Zwang anthun, die komischen Züge, die thatsächlich gegeben sind oder sich unmittelbar aus der immer gegenwärtigen Beziehung auf den Verkehrskreis der „Gesunden“ und Vollsinnigen ergeben, zu unterdrücken oder ausdrücklich abzuschwächen, um die ernste Stimmung, die allerdings durch Bilder, wie wir sie vorzuführen haben, erzeugt werden muss, nicht etwa zu beeinträchtigen — eine Stimmung, die als erzwungene oder gezwungen festgehaltene eine unwahre sein oder werden würde. Andrerseits hat man sich die physische und moralische Hässlichkeit wie die geistige Gedrücktheit und Leere bei den Idioten keineswegs als in einförmiger und durchgreifender Art herrschend vorzustellen, vielmehr bietet wohl jeder Kreis von Idioten wohlthuende, wenn auch vorzugsweise durch den Contrast wohlthuende Erscheinungen und Züge, welche uns mit der Gewissheit beleben, dass wir

uns nicht unterhalb der Grenzlinie der Menschlichkeit befinden, indem wir uns unter Idioten bewegen, und dass, was durch Abstammung und Gestalt Mensch ist, niemals einen rein thierischen Character hat, also zwischen Mensch und Thier eine nicht zu verwischende Scheidelinie besteht. Wenn wir aber solche Erscheinungen und Züge besonders hervorheben, so wird uns hieraus Niemand einen Vorwurf — etwa den einer im Gegensatz zur Carricatur untreuen Darstellung — begründeter Weise machen können.

Dass sich unter den Idioten, wenigstens unter den nichtkretinischen, normale, ja sogar schöne Gestalten finden, dass die Kopfbildung selten eine ausgeprägt deforme ist, und dass bei manchen Idiotengesichtern ein sehr geübter Blick dazu gehört, um ohne weiteren Anhalt die Idiotie zu entdecken, ist in den früheren Vorträgen schon bemerkt worden. Insbesondere haben wir einigemal einen Knaben (Taf. III. Fig. 4.) erwähnt, der sich durch eine wohlgebildete, fein-kräftige Gestalt auszeichnete, bei einem ungewöhnlich kleinen und abgerundeten Kopfe angenehme Gesichtszüge und dunkle, lebhafte Augen hatte, die gewöhnlich scheu oder fragend blickten, aber auch eines zutraulichen und zärtlichen Ausdrucks fähig waren. Sobald er den äusserst verwahrlosten und krankhaften Zustand, in welchem er der Levana übergeben wurde, einigermaassen überwunden hatte, setzten sich die unruhigen, einförmigen und zwecklosen Bewegungen, die für diesen Zustand characteristisch waren, in zweckgemässe, instinctiv berechnete um, und der Knabe entwickelte eine ausserordentliche Geschmeidigkeit, Schnellkraft und Gewandtheit, die sich mit natürlicher Grazie verbanden, während er doch vermöge des gänzlichen Mangels der Sprechfähigkeit Vollidiot war und blieb. — Späterhin kam ein anderer, jüngerer Knabe (T. III. F. 5.) in die Anstalt, den Niemand anstehen konnte, für ein schönes Kind zu erklären. Er war fein und zart gebaut, blond, hatte eine normale Kopfbildung, regelmässige, klar herausgebildete Gesichtszüge mit fast griechischem Profil, grosse, sinnvoll erscheinende Augen vom schönsten Blau, und einen sanften, ansprechenden Ausdruck. Seine ausserordentliche furchtsame Empfindlichkeit, die sich in dem

Zusammenschrecken bei jeder lauten Anrede, der sichtlichen Verwirrung unbekannten Personen gegenüber, dem zwar nicht scheuen, aber vorbittenden Blicke offenbarte, schien, wie es auch die Überzeugung der Mutter war, durch die schonungslose Behandlung, die das Kind in einer geistlichen Erziehungsanstalt erfahren, bedingt zu sein. Indessen blieben auch dann, als ihm der neue Lebenskreis vertraut geworden war, und obgleich die Freundlichkeit, von der es sich umgeben sah, eines stärkenden und belebenden Einflusses auf sein Gemüth nicht verfehlte, alle Versuche, statt der verwirrten ruhige und verständige Antworten zu erlangen, fruchtlos. — Diese beiden Knaben ganz entgegengesetzten Characters waren allerdings im Levana-Kreise die hervorragenden Beispiele der „körperlichen Wohlbildung“ bei entschiedener Idiotie; es fehlte aber keineswegs an „ästhetisch erträglichen“ Gestalten und die unbedingt abstossende oder widrige Hässlichkeit war nur durch wenige Pfleglinge vertreten. Ein schon erwachsenes Mädchen von auffallender, obgleich durch ihren Leidenszustand beeinträchtigter Schönheit (T. I. F. 1.), erwähne ich erst später, da ich die Grenzlinie zwischen Idiotie und Geisteskrankheit von vornherein einzuhalten habe.

Dass die kretinischen und kretinösen Idioten als solche mit dem Stempel der Hässlichkeit versehen sind, dass sich aber unter ihnen Einzelne finden, die ein beschränktes Talent einseitig entwickelt haben, während bei einem milderen Grade des Übels unter günstigen Umständen und mittelst des rechten Heilverfahrens die Heilung oder doch — sofern der Begriff der Heilung auf das strengste gefasst und angewandt werden soll — eine entschiedene Besserung, welche die Leidenden zu arbeitsfähigen und einigermaassen selbständigen Menschen macht, fast mit Sicherheit zu erwarten ist, haben wir früher ausgesprochen und erklärt, wobei auch bemerkt wurde, dass sich unter unsern Kranken nur ein einziges kretinöses Kind befand.

Dr. Guggenbühl, dessen Kretinenanstalt nicht blos kretinische, sondern auch nichtkretinische Idioten enthielt, hat eine ergiebige Behandlung der letzteren unzweifelhaft schwieriger gefunden, als die der ersteren, und ist wohl hier-

durch zu der Aufstellung des Satzes bewogen worden, dass die Prognose für körperlich gesunde und insbesondere auch körperlich wohlgebildete Idioten weit ungünstiger sei als für solche, deren körperliche Entartung zu Tage tritt. Wir kommen auf diesen Satz, der hier noch nicht zu erörtern ist, zurück, ich habe daher jetzt nur hervorzuheben, dass sich der Satz in seiner allgemeinen Fassung keinenfalls auf die verschiedenen Grade der idiotischen Geisteshemmung und der offenbaren Körperentartung — sei es bei kretinischen oder nichtkretinischen Idioten — consequent anwenden lässt, dass Guggenbühl selbst zu einer solchen Anwendung nicht fortgeht, und dass, wenn der Satz, der eines Grundes allerdings nicht ermangelt, auseinandergesetzt und bestimmt werden soll, einerseits die Symptome der körperlichen Entartung und die medicinisch an sich belanglose oder physiognomisch bedeutsame Hässlichkeit, andrerseits die dem Mediciner und die dem Pädagogen gegebenen Angriffspunkte des Übels wohl unterschieden werden müssen. Dabei ist es selbstverständlich in theoretischer und praktischer Beziehung wichtig, ob und inwieweit die Disproportionen, Missbildungen, Krankheitssymptome und Krankheiten, die bei Idioten vorkommen, sich auch bei „geistig Gesunden“ finden, ferner und im Zusammenhange damit, ob und inwieweit sie als wesentlich oder accidentell, als bedingend oder bedingt, als zurückwirkend oder rein symptomatisch angenommen werden können.

Wie bei den Idioten die durchaus normale Gestalt allerdings eine Ausnahme ist, so haben wir in unserem Kreise keinen Fall einer vollkommenen „körperlichen“ Gesundheit gehabt. Der vorhin zuerst angeführte Knabe litt auch späterhin, nachdem der Zustand körperlicher Verwahrlosung, in dem er sich anfangs befand, überwunden, die gründlich gestörte Verdauung, die sich unter Anderem in der ungewöhnlichen Stärke des Würmerleidens zeigte, aufgebessert, und die krankhafte Aufregung im Allgemeinen gehoben war, an zeitweiligen Ausschlägen und einem übeln Mundgeruche. Der zweite Knabe, dessen ich erwähnte, litt mindestens an einem eingeklemmten Testikel, welcher die Freiheit seiner Bewegung beeinträchtigte

und ihm leicht Schmerzen verursachte. Der üble Mundgeruch eignete fast allen unserer Blödlinge in stärkerem oder geringerem Grade, ebenso schlechte Zähne. Auch andere Symptome einer schlechten Verdauung zeigten sich durchgängig, und wo dies von Anfang an weniger der Fall war oder eine Besserung leicht erzielt wurde, erschien doch die Assimilation mangelhaft oder der Ernährungsprocess in irgend einer Weise abnorm. Hiermit hängt ohne Zweifel die bei den Idioten gewöhnliche Essgier zusammen, obgleich dieselbe ungleich entwickelt ist, in Ausnahmefällen fehlt, und neben der an sich gegebenen Abnormität des Ernährungsprocesses noch andere ursächliche Momente anzunehmen sind. Eine besondere Trägheit des Blutumlaufes ist keineswegs eine allgemeine Erscheinung; aber die Reactionsfähigkeit gegen äussere Einflüsse, z. B. die Kälte, ist durchgängig gering, und die Neubildungsprocesse gehen sehr langsam vor sich, wie es sich z. B. in der schwierigen Heilung von Wunden zeigt. Der scrophulöse Habitus in seinen beiden Hauptformen zeigte sich als ein rein ausgeprägter, insbesondere bei den Halbblödlingen. Von ausgesprochenen chronischen Krankheiten mit Verblödung verknüpft, hatten wir zwei Fälle: ein epileptisches (T. II. F. 3.) und ein mit dem Veitstanz behaftetes Mädchen (T. II. F. 2.), vom welchen das letztere, obgleich von den Ärzten aufgegeben, geheilt wurde, und ihre ursprünglich glückliche Anlage entwickeln konnte, das erstere aber bei einem fortgesetzten Schwanken zwischen Verbesserung und Verschlimmerung des Zustandes im Ganzen immermehr verkam. Von „Mondsucht“ hatten wir einen Fall in wenig ausgeprägter Form: einen Knaben melancholischen Temperaments und verschlossen trotziger Gemüthsart, der ausserdem an Herzerweiterung litt (T. II. F. 4). Der motorische Apparat war bei den meisten Blödlingen ein auffallend unvollkommener. Abgesehen von den abnormen Verhältnissen des Knochenbaues fand sich häufig Steifheit der Gelenke, die von Muskelschwäche und mangelhafter Innervation, also von dem Mangel an Bewegung unabhängig, zum Beispiel bei dem eben erwähnten „mondsüchtigen“ Knaben erschien, der muskelkräftig war, an den gymnastischen Übungen gern Theil nahm und

übrigens in seinen Bewegungen durch die Gelenksteifheit, die insbesondere bei den Schultergelenken auffiel, nur wenig behindert wurde. Die mangelhafte, insbesondere langsame Innervation zeigte sich sowohl als allgemeine — wobei die Muskulosität fast durchgängig entwickelt erschien — wie als partielle; die Lähmung einzelner Gliedmaassen war nur in einem Falle vertreten. Die Entwicklung der Sinnlichkeit war in vielfacher Abstufung von einer aussergewöhnlichen Schärfe der Sinne mit rascher Perception bis zur fast völligen Unsinnlichkeit wahrzunehmen. Mit der annäherungsweisen Normalität des motorischen Apparates und Vermögens fand sich durchweg die Normalität der Sinnenfunctionen, mit einer ungewöhnlichen, die instinctive Zweckgemässheit der Bewegungen einschliessenden motorischen Energie eine ungewöhnliche Schärfe und eine rasche Perceptionsthätigkeit der Sinne zusammen, ebenso der äusserste Grad motorischen Unvermögens, wenn auch nicht ohne relative Ausnahmen, mit der Stumpfheit der Sinne, wogegen bei partieller oder auch bei allgemeiner, aber mildgradiger Mangelhaftigkeit der Innervation die Sinne normal fungirten.

Auch der moralische Zustand bot eine grosse Mannichfaltigkeit von Erscheinungen dar. Im Allgemeinen versteht es sich wohl von selbst, dass im Gebiete des Idiotismus von moralischer Schönheit, welche durch die Harmonie der im engeren Sinne geistigen Organe und Functionen wesentlich mitbedingt ist, streng genommen nicht die Rede sein kann. Wenn aber andrerseits die moralische Anlage ihre besondere Bestimmtheitssphäre hat und bei den Idioten, wenigstens bei denen milderen Grades weder das Gemüth — die Beweglichkeit und Expansivkraft des verinnerten Gefühles — noch die Tendenz, sich und den Andern genug zu thun, zu mangeln braucht, so dürfen wir von vornherein annehmen, dass die Idiotie, obwohl die moralische Schönheit, so doch nicht eine Art moralischer Anmuth ausschliesst, eine Anmuth, welche, mit der Schwäche und Unfreiheit des Geistes verbunden, einen rührenden Eindruck machen muss. In der That fehlte es in dem Kreise unserer Idioten an Erscheinungen einer solchen

Anmuth nicht. Von den beiden Knaben, welche ich als körperlich wohlgebildet erwähnt habe, zeigte der ältere, (T. III. F. 4.), eine lebhafte Anhänglichkeit an die Personen, die sich vorzugsweise und wohlwollend mit ihm beschäftigten, war zu Dienstleistungen, besonders zu solchen, die ihn in Bewegung setzten, fast immer willig, und suchte sich den Beschäftigungen, die ihn gefesselt hielten und bald ermüdeten, nicht durch Widerspenstigkeit, sondern durch ein schmeichlerisches Necken des Lehrers oder Aufsehers zu entziehen. Hierin wie sonst trat ein Zug natürlicher Schlauheit hervor, der nichts Widriges hatte, da er mit der leicht erregbaren Neck- und Scherzlust verschmolz und des Hintergrundes gemüthlicher Anhänglichkeit nicht entbehrte. Allerdings lagen diese Eigenthümlichkeiten nicht über der Sphäre des Thierischen, vielmehr musste man durch sie bei dem Mangel der Sprache und des theoretischen Interesses, bei der steten Befangenheit in dem unmittelbaren Thun, bei der oft hervortretenden Gierigkeit an das anhängliche, abrichtbare und wohlbewegliche Thierwesen erinnert werden. Dagegen ergriff es wie eine Offenbarung des Menschlichen, das nicht zum Durchbruch gelangen konnte, wenn man den Knaben, wie es zuweilen geschah, bitterlich weinen sah, und zwar nicht in Folge einer Züchtigung und überhaupt eines sinnlichen Schmerzes, sondern scheinbar ohne Veranlassung, näher untersucht aber in Folge einer ungewohnten Vernachlässigung, eines Übersehens, einer unabsichtlichen oder absichtlichen Zurückstossung. — Der jüngere Knabe, (T. III. F. 5.), hatte, obwohl in hohem Grade schüchtern, durchaus nichts Scheues; in seinem offenen Blicke lag Annäherungs- und Zärtlichkeitsbedürfniss, sowie der gute Wille, den an ihn gemachten Ansprüchen genug zu thun, wodurch das Unvermögen, welches er bei Fragen, die an ihn gestellt wurden, durch die Wiederholung derselben sogleich offenbarte, um so mehr und peinlicher auffiel. Seine sanfte und reine Gemüthsart schloss die eigenthümliche Opposition gegen die Verständigung, die sich bei Idioten häufig findet und bis zur hartnäckigsten Verläugnung dessen, was sie wissen und können, steigert, gänzlich aus; sein Verhalten war überhaupt ein passives und er

erschien, obgleich er seine Umgebung beachtete, die Personen kannte und zu ihnen ein gewisses Verhältniss hatte, in einer beständigen Geistesabwesenheit. — Ein heitres, gefälliges und dankbares Wesen eignete durchgängig einer Anzahl halbidiotischer Kinder, welche der Levana auf Veranlassung der n. ö. Statthalterei von der Gemeinde Sitzenthal bei Melk übergeben worden waren. Insbesondere zeichneten sich zwei Mädchen im Alter von 8—9 Jahren, die eine blond, blatternarbig und ewig lächelnd, die andere dunkeläugig und ernsten, fast pathetischen Ausdruckes nicht nur durch ihre Folgsamkeit und Geschäftigkeit, sondern auch durch die zuvorkommende und dienstwillige Theilnahme aus, welche sie schwächeren Kindern bewiesen. Allerdings machte diese ganze Gruppe eine auffallende Ausnahme von dem bei Voll- und Halbidioten gewöhnlichen Character, dessen Grundzug der unverhüllte, auf die nächste Selbstbefriedigung unablässig gerichtete, zwar nicht der Sympathieen wie der Antipathieen, aber des wirklichen Mitleidens und des activen Wohlwollens entbehrende Egoismus ist. Der Grund dieses durchgängigen Characters, der je nach Temperament und Gemüthsart eine verschiedene Färbung hat und sich mannigfach individualisirt, kann zunächst in der Schwäche und Hülflosigkeit der Idioten — darin, dass sie Alles bedürfen und Nichts zu gewähren vermögen — gesucht und gefunden werden. Aber dieser Erklärungsgrund reicht nicht aus, da zwar unzweifelhaft die Fülle des Vermögens zum unberechneten Gewähren, Mittheilen und Helfen drängt, aber nicht nur geistig sehr begabte, sondern auch geistig sehr beschränkte Kinder sich durch thätige Gutmüthigkeit auszeichnen, sofern sie nur gesund und der Gemüthssammlung, der Concentration auf einen Gegenstand der inneren Anschauung fähig sind. Der kleinliche, schlaue, auf die Ausbeutung der Andern stetig gerichtete Egoismus findet sich am häufigsten bei den mittelmässigen Geistern — grossartige, aber selbstsüchtige Persönlichkeiten machen sich zum Halt- und Mittelpunkte selbstsüchtiger Interessen oder verknüpfen den Egoismus Vieler mit dem eigenen — und die Form, die dieser Egoismus der Mittelmässigen annimmt, ist theils von ihrer Lebensstellung

und Bildung, theils von ihren sonstigen Neigungen, insbesondere auch von dem Grad und der Art ihres Ehrgeizes abhängig Er correspondirt aber mit dem Egoismus der Voll- und Halbidioten, welche weder der Schlauheit — die vielmehr in manchen Fällen sehr ausgeprägt hervortritt — noch der Eitelkeit entbehren, in welcher sich das Gefühl der Schwäche aufhebt. Wo die Schlauheit am augenfälligsten entwickelt ist, dient sie insbesondere der Befriedigung des bei den meisten Idioten stets regen Esstriebes, und einer unserer Idioten, ein vierzehnjähriger Knabe (T. I. F. 6.), der sich allem Lernen hartnäckig opponirt, kann als ein raffinirter Bettler und Dieb gelten. Die Sucht, sich vor Fremden hervorzuthun, zeigte sich im Kreise unserer Idioten ziemlich allgemein, und bei den Mädchen insbesondere eine mehr schüchterne oder mehr zudringliche Koketterie. Ein schon grösseres Mädchen (T. I. F. 3.) glaubte aller Augen auf sich zu ziehen, wenn sie in ihrem Sonntagsputze war und blieb den Sonntag über in einem beständigen Erröthen, indem sie, an sich schwerfällig, sich nur höchst befangen bewegte, wobei jedoch ihre Blicke mit einem verschämt schelmischen Ausdrucke denen der Männer zu begegnen suchten. Ein jüngeres Mädchen (T. III. F. 3), welches, am Rückenmarke leidend, nur eines schwankenden und zitternden Ganges fähig war, und nur lallend zu sprechen vermochte, näherte sich jedem Fremden schmeichlerisch, Liebkosungen herausfordernd und unterhaltungslustig an.

Die übeln und bösartigen Gewohnheiten der Idioten hängen theilweise mit ihrem körperlichen Zustande genau zusammen und erscheinen mehr als Krankheitssymptome wie als selbständige moralische Übel. Die Fressgier, von der es nur selten Ausnahmen giebt, ist in dieser Beziehung schon erwähnt worden. Die Onanie, welche wir häufig in mehr oder minder ausgesprochener Form gefunden haben, trat meist mit der Besserung oder Verschlimmerung des allgemeinen Zustandes, sich abschwächend oder verstärkend, hervor und zurück. Übrigens erschien sie, wie es auch in der Natur der Sache liegt, bei den tiefer stehenden Idioten mehr als ein instinctives Frictionsgelüst, und wurde nur von solchen des

mildesten Grades mit Raffinement geübt. Von der Sucht, Gegenstände ohne weiteren Zweck zu verstecken, hatten wir ein frappantes Beispiel; die Neigung zum Stehlen, insbesondere von Esswaaren, war nur in wenigen Fällen entwickelt. Jähzornigkeit und Rachsucht äusserten sich häufig, indessen durchweg mit Feigheit verknüpft. Bei einem unserer Blödlinge (T. I. F. 4.), der oft plötzlich und ohne bemerkenswerthe Veranlassung neben ihm Stehende oder Sitzende in den Arm oder die Hand beisst, erscheint dies als unbeherrschte nervöse Aufregung. Die Neigung, schwächere Kinder zu misshandeln, besass der früher erwähnte, verschlossen melancholische Knabe; eine raffinirte Schadenfreude, die sich insbesondere durch geheimes Wegnehmen und Zerstören befriedigte, war bei einem Halbidioten des mildesten Grades, der nachher noch besonders characterisirt werden soll, bis zur Manie ausgeprägt und entwickelt (T. II. F. 6.).

Die hiermit gegebenen Beispiele werden genügen, um die grosse Mannichfaltigkeit der körperlichen und moralischen Zustände und Characterzüge, die der Idiotismus zulässt oder enthält, darzuthun, um so mehr, als sie einem verhältnissmässig kleinen Kreise entnommen sind. Ich habe dabei gelegentlich angedeutet, dass durchaus keine Correspondenz zwischen dem Grade der körperlichen und moralischen Deformität oder Entartung — die erstere natürlich als peripherische gefasst — und dem Grade der Idiotie als solcher stattfindet, wogegen ein correspondirendes Verhältniss zwischen der qualitativen Bestimmtheit der Idiotie und der bestimmten moralischen und körperlichen Deformität oder Entartung vorauszusetzen ist, und sich in der That unserer Beobachtung mehr oder weniger ausgeprägt vergegenwärtigt hat. Wir werden hierauf, wo es sich darum handelt, die „Formen der Idiotie“ auseinanderzusetzen, wiederholt einzugehen haben; was aber die Grade derselben betrifft, so habe ich jetzt wenigstens die Hauptmerkmale für die Bestimmung derselben, die keineswegs eine leichte ist, anzugeben. Es kann von vornherein keine Frage sein und ist auch in unseren früheren Vorträgen gelegentlich bemerkt worden, dass für die Gradbestimmung der Idiotie die

Sprechfähigkeit wesentlich in Betracht kommt. Die Sprechfähigkeit ist aber als äussere und innere zu unterscheiden, und zwar jene wieder als organische — Normalität der Sprachwerkzeuge und der Innervation — und als sprachliche Nachahmungsfähigkeit, diese als Auffassungs- oder Verständnissfähigkeit und als sprachliche Productivität, d. h. als Fähigkeit, Vorgänge des Seelenlebens sprachlich zu veräussern. Man kann nun zunächst nicht behaupten, dass zwischen der sprachlichen Auffassungs- und Ausdrucksfähigkeit, indem die erstere über die letztere unter allen Umständen weit hinausreicht, ein gleiches oder stetes Verhältniss bestehe, dass also der Grad der sprachlichen Productivität von dem der Auffassungsfähigkeit und umgekehrt unbedingt abhängig sei, da abgesehen davon, dass die Productivität durch den „Mangel" oder den „Vorzug" der äussern Sprechfähigkeit erschwert oder erleichtert wird, bei productiveren Naturen die geringere Auffassungsthätigkeit, folglich auch die geringere Auffassungsfähigkeit zu einem bestimmten Maasse der Productivität genügt, während umgekehrt bei receptiveren Naturen für die Erweiterung der Auffassungsfähigkeit das Übungsmittel des Producirens weniger erforderlich ist. Weiterhin aber setzt zwar die sprachliche Productivität bis zu einem gewissen Grade die sprachliche Nachahmungsfähigkeit voraus, die letztere kann sich jedoch entwickeln, ohne zur Productivität überzugehen, und das Resultat der vorentwickelten und vorwiegenden sprachlichen Nachahmungsfähigkeit bei an sich dürftiger oder zurückgebliebener Productivität ist die Schwatzhaftigkeit. Diese hat als Eigenschaft der „Gesunden" eine niedere und eine höhere Form, welche letztere sich als Phrasentalent bezeichnen lässt, und wie es nicht gerade leicht ist, den Phrasenmacher bei der ersten Begegnung als solchen zu erkennen — sei es ein erwachsener oder ein jugendlicher — so muss man auch den Idioten und Halbidioten erst näher kennen, ehe man berechtigt ist, seine grössere oder geringere Sprechfertigkeit zu dem Grade seiner Idiotie in ein Verhältniss zu setzen. Nicht nur die mangelhafte, sondern sogar die gänzlich mangelnde Sprechfähigkeit kann — von der Taubheit abgesehen — in organi-

schen Fehlern und besonders in der schwächlichen und versagenden Innervation begründet sein: wie wir denn den Fall eines siebenjährigen Knaben hatten (T. IV. F. 4.), welcher, sich im Allgemeinen zitternd und unsicher bewegend, nur zu lallen vermochte, aber in Bezug auf das Verständniss der Sprache und der Bilder weit entwickelter war, als viele der sprechfähigen Genossen; ferner kann die Sprachübung aus verschiedenen objectiven Ursachen gefehlt haben, und wenn auch der Grund der geringen Übung ein subjectiver und zwar nicht äusserlich bedingter, nämlich die Schwäche des sprachlichen Nachahmungstriebes und des sprachlichen Nachahmungsvermögens ist, so schliesst doch dieser Grund die sprachliche Productionstendenz keineswegs aus, obgleich die sprachliche Productionsfähigkeit, und lässt an sich einen höheren Grad von Geistigkeit zu, als er sich bei manchen sprechfähigen und sprechlustigen Idioten findet. In diesem Bezug ist hervorzuheben, dass es verschiedene Arten der Productivität giebt, und dem Sprachvermögen zunächst das Formvermögen entgegenzusetzen ist, das erstere aber sich auf Kosten des letzteren und zwar ohne Gewinn für die „Geistigkeit" entwickelt hat, wenn sich mit der Unfähigkeit zur Formendarstellung die Unfähigkeit zur Formenauffassung verknüpft, wodurch die Zungengeläufigkeit nicht ausgeschlossen ist. Hiernach lässt sich das, was man den Besitz der Sprache nennt, zum Maassstab für die Grade der geistigen Befähigung nicht machen, während doch die Fähigkeit, sich in den gewöhnlichen Lagen mittelst der Sprache zu verständigen, zum Eintheilungsgrund der Idioten in zwei Gruppen genommen werden kann, wie wir denn diese Fähigkeit im Auge hatten, wo wir die Bezeichnung „Halbidioten" gebraucht haben. Wie sich die Sprechfähigkeit zu den verschiedenen Arten oder Formen der Idiotie verhält, bedarf einer besonderen Erörterung, auf die wir erst später einzugehen haben, aber Jedem, der sich der früher gegebenen kurzen Characteristik (Band I, Vortrag IX. 2.) erinnert, wird von vornherein annehmbar erscheinen, dass an sich der Stumpfsinn die ungünstigste, die Narrenhaftigkeit die günstigste Form für die Entwickelung der Sprechfähigkeit ist, und die

Melancholie und Beschränktheit in dieser Beziehung zwischen jenen die Mitte halten. Wenn daher zugleich behauptet werden kann — und wir sind allerdings zu dieser Behauptung berechtigt — dass jede Art der Idiotie ihre verschiedenen Grade zulässt oder einschliesst, so folgt auch hieraus, dass die Sprachfertigkeit für sich genommen, einen irgendwie sichern Maassstab für den Grad der Idiotie nicht abgiebt, und zwar am wenigsten bei der narrenhaften Idiotie, am meisten bei dem Stumpfsinn, weil jener der Entwicklung der Sprechfertigkeit die wenigsten, dieser die meisten Schwierigkeiten entgegensetzt. Überall kommt es darauf an, einerseits diese Schwierigkeiten zu berücksichtigen, andrerseits darüber klar zu werden, inwieweit die vorhandene Sprachfertigkeit den Trieb und das Vermögen der sprachlichen Productivität hinter sich hat, und inwieweit bei dem Mangel des Vermögens und selbst des Triebes eine anderweite Productivität ergänzend eintritt oder nicht, wobei als eine bestimmte, die Tendenz zur Productivität ausdrückende Auffassungsfähigkeit, die von Bildern hervorzuheben ist.

Wir kommen auf diese Gesichtspunkte der Beurtheilung später zurück, da wir bei der Characteristik der verschiedenen Formen der Idiotie die verschiedenen Grade des Leidens in Betracht zu ziehen haben. Indessen ist jetzt schon im Allgemeinen zu sagen, dass bei allen Graden der Idiotie die Mangelhaftigkeit und die Verkehrtheit der Functionen, und zwar wieder die allgemeine und die partielle Schwäche, die durchgreifende und die beschränkte Verkehrtheit zu unterscheiden sind, — von denen die erstere auf der Disproportion der Hauptorgane, die letztere auf besonderen Verbildungen beruht — dass ferner der Höhegrad der physischen und moralischen Entartung dem Höhegrade des intellectuellen Unvermögens oder der intellectuellen Verkehrung nur in bedingter Weise entsprechen, wofür in den vorhin angeführten Beispielen genügende Belege schon enthalten sind, die moralische Entartung aber in vielen Fällen wo nicht als der Grund des Übels, so doch als die Consolidirung und Verhärtung desselben erscheint, und um so eher erscheinen kann, je weiter die intel-

lectuellen Vermögen an sich entwickelt sind, wenn auch in einseitiger oder oberflächlicher Art. Wo sich der mildeste Grad des Idiotismus, die grösste Annäherung an die normale Geistesthätigkeit ohne ausgeprägte moralische Entartung zeigt, wenden wir die abgrenzende Bezeichnung des Schwachsinns an, indem wir die Begründung des Zustandes in einem ausnahmsweise hohen Grade einer allgemeinen Schwäche finden, bei welcher die Normalität und das normale Verhältniss der organischen Functionen insoweit besteht, als nicht mit der allgemeinen Energielosigkeit die partielle Verkümmerung centraler Organe gegeben ist. Die gesunden Kinder, die sich zu praktischen Geschäften tauglich erweisen und mit ihrer Umgebung vollkommen zu verständigen vermögen, aber in der Schule durchaus keine Fortschritte machen wollen, können weder als schwachsinnig noch als idiotisch beschränkt bezeichnet werden. Ihre Beschränktheit hat den Character der geistigen Schwerfälligkeit oder Sprödigkeit, ist aber nur zu häufig durch die Erziehung überhaupt und durch die Schule insbesondere, statt „gemildert" zu werden, verschlimmert worden, ja es lässt sich nicht läugnen, dass es eine geradezu dumm machende quasi-pädagogische Behandlung giebt.

Die Grenzlinie zwischen den moralisch Entarteten, die noch dem Bereiche des Idiotismus angehören, obgleich die physischen und geistigen Energieen zur Entwicklung gekommen sind, und denen, welche unzweifelhaft den Besserungsanstalten zuzuweisen sind, werden wir später ausdrücklich zu ziehen haben. Indessen will ich als Beispiel eines in dieser Beziehung zweifelhaften Falles den früher erwähnten Knaben anführen (T. II. F. 6.), der als ein Halbidiot mildesten Grades und durch eine bösartige, unablässig thätige Schadenfreude sich auszeichnend characterisirt wurde. Derselbe war von kräftiger und zäher Constitution, wohlbeweglicher, obgleich unschöner Gestalt — die insbesondere durch die Länge der Arme und das Einwärtsstehen der Füsse einen unangenehmen Eindruck machte — hatte einen sogenannten Sattelkopf, eine sehr hervortretende Stirn und eine keineswegs grobe, aber unedle Gesichtsbildung mit graublasser Färbung, einem scheuen und finsteren

Blicke und einem sich häufig zeigenden zweideutigen Lächeln. Zu Leibesübungen geneigt und geschickt, nahm er gern wie bei dem Sitzen so bei dem Klettern und sonst eine äffisch hockende Stellung ein. Der Sprache mächtig, war er in hohem Grade schwatzhaft, wo er nicht ernst zurückgewiesen wurde, und hatte durch den Schulunterricht eine nicht gewöhnliche „Fertigkeit" im Lesen, Schreiben und Rechnen gewonnen, was freilich bei dem rein mechanischen Character dieser Fertigkeiten, der auch bei dem Rechnen sogleich hervortrat, kaum ein Gewinn zu nennen war. Während er sich bei diesen Übungen durchaus gedankenlos verhielt und einem anderen Betriebe derselben hartnäckig widerstrebte, aber die erlangte Fertigkeit gelegentlich zu zeigen liebte, hatte er für die sogenannten mechanischen Arbeiten Verständniss und Talent. Jeder theoretisch-sachliche Unterricht aber war für ihn verloren, da seine Aufmerksamkeit durchaus nicht zu fesseln war und er entweder Allotria trieb oder, indem er unwillkürlich seine hockende Stellung annahm, in den Zustand des Brütens versank. Insbesondere zeigte er keine Spur von Interesse für den Religionsunterricht — zunächst die biblische Geschichte — und wenn er bei andern Gegenständen, z. B. naturkundlichen, ausnahmsweise interessirt erschien, so verriethen seine Antworten sehr bald, dass es nur ein Moment der Sache gewesen war, das ihn angeregt hatte, während ihm der Zusammenhang fehlte und gleichgültig blieb, wobei jedes Bemühen, ihn zum Nachdenken zu zwingen, scheiterte. Dagegen war er mit seiner Umgebung — den Lokalitäten, den Personen und ihren Verhältnissen — schnell vertraut, spähte theils aus Neugierde, theils zum Behufe seiner mannichfachen Zwecke Alles aus und entwickelte eine raffinirte Schlauheit in der Befriedigung seiner Gelüste. Sein Character war eine seltene Vereinigung unliebenswürdiger, hässlicher und unmoralischer Eigenschaften. Aufdringlich und eitel suchte er stets Gelegenheiten, sich hervorzuthun, insbesondere die Aufmerksamkeit von Besuchern auf sich zu ziehen und seinen Genossen zu imponiren, wobei ihm das Bewusstsein dessen, was er in der That vermochte, abging, wie er sich z. B. beim Spiel stets zum Singen drängte, ohne die einfachste Melodie erträglich

vortragen zu können. An Dienstwilligkeit fehlte es ihm nicht, diese war vielmehr eine aufdringliche bestimmten Personen gegenüber, offenbarte sich aber bald als eine berechnete und egoistische. Die Lüge war bei ihm derartig zur Gewohnheit geworden, dass er auch zwecklos log — indem er es gewissermassen als einen Triumph empfand, wenn ihm geglaubt wurde — für seine Zwecke aber mit einer erstaunlichen Unbefangenheit und Fertigkeit, ohne jedoch die Widersprüche mit früheren Aussagen zu bemerken — ein Mangel, an dem selbst die geübtesten Gewohnheitslügner, oder auch gerade s i e, durchweg laboriren. Wie das Lügen war dem Patienten auch das Stehlen Gewohnheit; er befriedigte damit nicht nur seine augenblicklichen Bedürfnisse — insbesondere seine Leckerhaftigkeit — und nahm nicht nur Gegenstände an sich, die sich durch Tausch und Verkauf verwerthen liessen, sondern auch solche, bei denen es ihm nur auf das Versteckthaben ankommen konnte. Diese Sucht, Gegenstände zu verstecken oder, wenn dies nicht anging, zu zerstören, hing mit seinem Bedürfniss zusammen, Anderen Verlegenheiten und Schaden zu bereiten. Er liess Werkzeuge, Materialien u. s. w. verschwinden, um sich an der Rathlosigkeit und dem Ärger derer, die ihrer nothwendig bedurften, zu weiden; was seinen Genossen Freude machte oder seinen Neid erregte, suchte er mindestens zu entstellen und zu beschädigen, wenn er es nicht vernichten konnte. Hierin und in dem grausamen Wohlgefallen, welches er an der Misshandlung von Thieren fand, offenbarte sich die eigentliche Bösartigkeit seines Gemüths, eine Bösartigkeit, die auch hier wie gewöhnlich mit Feigheit und Frechheit verschwistert war. Zur Vervollständigung einer so gründlichen und vielseitigen moralischen Hässlichkeit diente die Onanie, welche der zwölfjährige Knabe mit Raffinement übte und Anderen — eine Ausnahme von der Regel — mitzutheilen suchte. Periodenweise trat in Folge des Lasters körperliche Erschlaffung ein; im Allgemeinen jedoch widerstand die zähe Constitution dem entnervenden Einflusse, welcher selten auf Körper und Geist g l e i c h ungünstig einwirkt. Ein Ansatz zur Pyromanie zeigte sich darin, dass der Knabe sich mit dem Feuer zu

schaffen machte, wo es nur irgend anging, nichts so gern that wie Einheitzen und seine Zerstörungssucht durch das Verbrennen der weggenommenen Gegenstände befriedigte, sofern diese dazu geeignet waren, oder auch eigens zum Behufe des Verbrennens sich brennbare Sachen verschaffte, wie er denn, um seinem Gelüst zu genügen, von allen Zimmern beschriebenes und unbeschriebenes Papier zusammenstahl. Die mildernden Züge der widerwärtigen Charactererscheinung gaben ein zeitweilig bei zusagenden Beschäftigungen hervortretender, ungeheuchelter Arbeitseifer und eine ausgesprochene — gewiss nicht durchaus, wenn auch theilweise affectirte — Anhänglichkeit an die Familie ab.

Für den Grad und die Heilbarkeit des Übels kommt selbstverständlich auch das Alter in Betracht, da dieses einen Maassstab für das Zurückgebliebensein der Entwicklung, wie für die vorauszusetzende Consolidirung der Krankheiten enthält, in denen das Übel wurzelt oder eine bestimmtere Form angenommen hat. Wir müssen indessen auf dieses Thema noch besonders eingehen — unter Anderem um zu zeigen, dass der eben bezeichnete Maassstab sich keineswegs in abstracter Art anlegen lässt — und ich will daher im Voraus und um des Abschlusses willen nur darauf hinweisen, dass allerdings die mit oder nach der Geschlechtsreife eintretende „Geisteskrankheit" streng genommen nicht mehr dem Gebiete des Idiotismus angehört und die eigentliche heilpädagogische Behandlung zulässt, wohl aber die vor der Geschlechtsreife entstandene und über sie hinaus sich fortsetzende Krankheit wenigstens in den meisten Fällen eine fortgesetzte heilpädagogische Behandlung fordert, und auf einen Erfolg wegen des vorgeschrittenen Alters durchaus nicht zu verzichten ist. Dies gilt insbesondere von weiblichen Individuen, wie überhaupt für die richtige Auffassung und Behandlung des Übels von dem Geschlechtscharacter nicht abgesehen werden darf.

2.

Die Modificationen der stufenweisen Entwicklung und der mit dem Alter abnehmenden Umbildungsfähigkeit. — Die Unregelmässigkeit der Entwicklung bei den Idioten als Entwicklungsstockung und Entwicklungsbeschleunigung. — Das abnorme Zurückbleiben und die abnorme Verfrühung des Geschlechtstriebes und der Symptome der Geschlechtsreife bei den Idioten. — Die Wachsthumsverhältnisse. — Die Vergleichung des Idioten mit dem Embryo; Carus. — Die Neumann'sche Definition und Unterscheidung des Kretinismus und Idiotismus. — Das Alter und die Heilbarkeit. Beispiele. — Die Idiotenbehandlung und die Psychiatrie. — Abgrenzung der Heilpädagogik und der ärztlichen Praxis. — Der Abschnitt der Pubertät. — Numerisches Verhältniss der Geschlechter; Vertretung der „Nationalitäten" und Länder.

Wir haben schon wiederholt den Satz ausgesprochen, dass die Umbildungsfähigkeit des Organismus, folglich wie die Möglichkeit spontaner Metamorphosen so die Wahrscheinlichkeit, bestimmte Veränderungen durch medicinische oder pädagogische Mittel zu erzielen, mit dem Alter abnimmt.

Diesen Satz im Allgemeinen gelten zu lassen, wird nicht leicht Jemand anstehen, da die Vorstellung, dass sich der Organismus stufenweise bestimmt und befestigt, im gemeinen Bewusstsein liegt, und die nothwendige Folgerung daraus, die jener Satz enthält, durch die Erfahrung fortgesetzt bestätigt wird. Indessen giebt es im Bereiche des organischen Lebens keine abstrakte Gesetz- und Regelmässigkeit; wir stossen vielmehr überall auf Ausnahmen von der Regel und auf überraschende Abweichungen, deren Grund, wenn er sich erforschen und nachweisen lässt, irgend eine nähere Bestimmtheit oder Modification des allgemeinen Gesetzes abgiebt. So ist auch die Abnahme der Umbildungsfähigkeit, die wir dem Organismus in demselben Maasse, als er noch nicht entwickelt und ausgebildet ist, zusprechen müssen, keineswegs eine gleichmässige. Während bei manchen Organismen die Umbildung, die mit dem Wachsthum an sich stattfindet, eine allmälige ist, und keine frappanten Übergänge zeigt, tritt uns bei anderen ein rasch verlaufender Übergangsprocess, der die spon-

tane Metamorphose zu einer so zu sagen augenscheinlichen macht, entweder nur einmal oder wiederholt entgegen, so dass der Übergang als ein zurückgehaltener und durchbrechender erscheint.

In beiden Fällen aber — die einen wesentlichen Gegensatz der individuellen Organisation ausdrücken — findet die Entwicklung langsamer oder rascher statt und zwar nicht nur bei den besonderen Menschenarten unter bestimmten climatischen oder überhaupt geographischen Verhältnissen, sondern auch bei einzelnen Individuen, die einer bestimmten Menschenart unter gegebenen Verhältnissen angehören.

Deshalb können und müssen wir zwar für jede geographisch abgegrenzte Menschenart sogenannte Stufen- oder Übergangsjahre annehmen — wie es von uns wiederholt geschehen ist — haben aber von vornherein bei den einzelnen Individuen eine grössere oder geringere Bedeutung dieser Stufenjahre, d. h. ein mehr oder weniger scharfes Hervortreten des Überganges, so wie Ausnahmen einer beschleunigten oder zurückbleibenden Entwicklung zu erwarten, also Abweichungen, die nur dann als abnorm zu bezeichnen sind, wenn sich die Unmöglichkeit einer späteren Ausgleichung voraussehen lässt.

Haben wir es nun überhaupt mit abnormen oder deformen Individuen zu thun, wie es bei Halb- und Vollidioten der Fall ist, müssen wir demnach die Ausnahme als Regel voraussetzen, so werden wir eine allgemeine Ausgleichung der früher oder später eingetretenen Entwicklungsstockungen und Entwicklungsbeschleunigungen nicht erwarten können — denn wo eine solche möglich wäre, würde das betreffende Individuum einer besonderen heilpädagogischen Behandlung streng genommen nicht bedürfen — aber auch nicht vergessen dürfen, dass wir es eben mit Ausnahmen zu thun haben, dass diese sehr verschiedenartige Abweichungen von der Regel darstellen, und dass demnach das Alter — das Alter, in welchem das „Übel", bis zu welchem es sich erhalten hat — einen abstrakt anzuwendenden Maassstab für die Heilbarkeit nicht abgibt.

Zunächst wäre es einseitig, den Zustand der Halb- und

Vollidioten einfach als ein abnormes Zurückgebliebensein aufzufassen — eine Auffassung, der wir nicht selten oder vielmehr fast immer begegnen. Dass der beschleunigte Verlauf der fötalen Entwicklung, wenn er auch nur in Bezug auf bestimmte Systeme angenommen wird, verschiedenen Schriftstellern, die sich mit dem Idiotismus und Kretinismus beschäftigt haben, als Grund des Übels gilt, ist in unsern früheren Vorträgen erwähnt worden. Warum aber eine gleiche, d. h. gleich wirksame Beschleunigung nicht auch in den ersten Perioden des „Luftlebens" stattfinden können soll, besonders wenn eine krankhafte Anlage, die der Entwicklung bedarf, vorhanden ist, lässt sich um so weniger absehen, je grösser die Mannichfaltigkeit und Energie der auf den zarten Organismus wirkenden Einflüsse ist, sofern man überhaupt die krankmachenden Einwirkungen als widernatürlich hemmende und beschleunigende unterscheiden kann und muss.

Hiernach ist einfach zu sagen, dass der Zustand des Idioten das Product einer unregelmässigen, theils zurückgehaltenen, theils beschleunigten Entwicklung ist, wobei es sich von selbst versteht, dass mit der Unregelmässigkeit der Entwicklung noch nicht der Grund, sondern erst die Thatsache der Krankheit ausgesprochen ist, und dass, wenn das Moment der Beschleunigung als das vorwaltende angenommen wird, das Resultat derselben keineswegs die abnorme Ausdehnung oder Energie bestimmter Organe zu sein braucht, sondern auch in jener Art von Vorreife bestehen kann, welche an sich die Verkümmerung einschliesst.

Hinsichtlich der Kretinen haben wir früher die Bemerkung gemacht, dass die Entartung als ein ursprüngliches Umschlagen des plastischen in den Fortpflanzungstrieb bezeichnet werden darf, wovon das Resultat Wucherungen sind, bei denen ein gesundes Wachsthum und eine gesunde Entfaltung des Organismus unmöglich ist. Während aber die ursprüngliche Degeneration des plastischen in den Fortpflanzungstrieb eine durchgreifende organische Missbildung bedingt, die an pflanzliche Missformen erinnert, finden wir bei den Halbkretinen und bei den nichtkretinischen Idioten, die eine gleiche

Gestaltentartung nicht darstellen, häufig ein verfrühtes Hervortreten des Geschlechtstriebes oder doch die Erscheinung der bezüglichen Entwicklungssymptome, ohne dass ein Erwachen des Triebes bemerkbar wäre.

Von den Vollblödlingen der Levana zeigten verhältnissmässig viele eine entschiedene Neigung zu Frictionen, durch welche sichtlich nur ein unbestimmtes Wollustgefühl hervorgebracht wurde; von den Idioten milderen Grades waren die meisten Onanisten. Bei einem schon früher erwähnten im Allgemeinen sehr wohl organisirten Mädchen (T. II. F. 2.) hatte sich die Onanie schon im vierten Lebensjahre derartig entwickelt, dass sie eine völlige Zerrüttung des Nervensystemes, veitstanzartige Zuckungen und Verblödung herbeiführte — ein Zustand, der glücklich gehoben wurde, aber später vorübergehend von Neuem eintrat, indem sich zugleich die Onanie wieder einstellte. — Ein anderes Mädchen (T. II. F. 1.), das an partieller Schwäche der Innervation litt und in geistiger Beziehung theils entschieden beschränkt, theils aber zu einer gewissen Altklugheit vorentwickelt war, hatte schon vor ihrem zwölften Jahre auffallend entwickelte Genitalien mit entsprechendem Haarwuchs, ohne irgend eine Reizbarkeit zu zeigen, die sich erst weit später bemerkbar machte. — Bei einem Mädchen von siebenzehn Jahren (T. I. F. 3.), dessen Menstruation nur durch medicinische Hülfe erzielt werden konnte — dasselbe, das wegen seiner schüchternen Eitelkeit schon erwähnt wurde — hatten sich die Brüste schon weit früher entwickelt, während die Entfaltung der Gestalt im Allgemeinen zurückgeblieben war, es trat aber wie vor, so nach dem Erzielen der Menstruation trotz jener eigenthümlichen Koketterie keine Spur sinnlicher Erregbarkeit hervor, wogegen bei dem gleichfalls früher erwähnten, am Rückenmarke leidenden, sich zudringlich anschmiegenden zehnjährigen Mädchen (T. III. F. 3.) eine sinnliche Erregungssucht unverkennbar war. — Die bei den Voll- und Halbkretinen gewöhnliche Erscheinung einer abnormen Grösse des penis und der Hoden fand sich auch bei einzelnen unserer nichtkretinischen Voll- und Halbidioten, wenn auch die Anschwellung nirgends eine so übermässige

war, wie sie bei Kretinen vorkommt. Insbesondere sei in dieser Beziehung der früher characterisirte, durch die Schlauheit, mit der er bettelte und stahl, und einen gewissen Humor ausgezeichnete Idiot (T. I. F. 6.) erwähnt, welcher nach der Mittheilung seines Vaters schon frühzeitig Neigung zur Onanie gezeigt, und deshalb lange eine Verhinderungsmaschine getragen hatte. Dagegen zeichneten sich zwei unserer Idioten durch aussergewöhnliche Kleinheit der Genitalien mit Einklemmung des einen Hodens aus. Beide sind schon erwähnt, der eine unter Anderem (T. II. F. 5.) wegen seiner lang aufgeschossenen, muskelschwachen, der andere wegen seiner verfrüht grossen und vollen Gestalt (T. III. F. 6.). Bei dem letzteren ist zugleich Fimosse vorhanden und bis jetzt nicht operirt. An einem vollständig eingeklemmten Hoden, der ein längeres und angestrengtes Gehen nicht zuliess, litt auch der wegen seiner auffallenden Wohlbildung erwähnte Knabe (T. III. F. 5.).

Nach diesen und ähnlichen Beobachtungen in unserem Kreise ist ein Verhältniss der abnormen Geschlechtsentwicklung zu dem Zustande des Idiotismus kaum zweifelhaft, indem wir entweder den Trieb unnatürlich vorentwickelt, oder unnatürlich zurückbleibend, oder die Organe ohne den Trieb gezeitigt, in den meisten Fällen vorgefunden haben.

Was die körperliche Entwicklung als quantitative oder als Wachsthum anbetrifft, so ist das Zurückbleiben keineswegs die Regel, sondern eher die Ausnahme. Die meisten unserer Blödlinge und Halbblödlinge im Knaben- und Mädchenalter — vom siebenten bis dreizehnten Jahre — waren mittlerer Grösse, einige aber übermittelgross. Eine auffallende Ausnahme machte ein Mädchen von zehn Jahren, welches eine zwerghaft verbuttete Gestalt mit groben und alten Gesichtszügen hatte, aber nicht vollidiotisch, ja nicht einmal halbidiotisch zu nennen war, da seine geistige Entwicklung nur durch eine ausserordentliche, mit Eigensinn und Empfindlichkeit verknüpfte Trägheit zurückgehalten wurde. — Unter den Kindern vom sechsten bis achten Jahre fanden sich viele von ungewöhnlicher Grösse; beispielsweise ein vollidiotischer Knabe,

der, noch nicht acht Jahre alt, für elfjährig angesehen werden konnte, und nicht nur ungewöhnlich lang, sondern auch ungewöhnlich stark und voll war — eine Fülle, die sich allerdings rasch verlor. — Langaufgeschossene Gestalten, bei denen indessen das Wachsthum späterhin einen Stillstand machte, waren beispielsweise ein narrenhafter Idiot (T. II. F. 5.), florider Constitution, der bei seiner Aufnahme an grosser Muskelschwäche litt, aber allmälig kräftiger wurde, und ein melancholischer Halbidiot (T. I. F. 5.), der keineswegs schwach, aber ausserordentlich furchtsam war. — Von den älteren Mädchen haben wir eines als im Wachsthum trotz der Vorentwicklung der Brüste zurückgeblieben (T. I. F. 3.) schon erwähnt; ein anderes, das bei seiner Aufnahme schon über sechzehn Jahre alt war, verband mit einer mittelgrossen, an sich keineswegs plumpen aber schlechtgetragenen Gestalt eine ausserordentliche Fettfülle, die sich bei regelmässiger Bewegung und Beschäftigung allmälig verlor; ein drittes, (T. I. F. 1.) schon siebenzehn Jahre alt, und erst seit ihrem dreizehnten Jahre in Folge starker Onanie und sonstigen ungünstigen Einwirkungen verblödet, war etwas mehr als mittelgross und an sich nicht nur von normaler, sondern von tadelloser und ungewöhnlich feiner Gestalt, aber gleichfalls verfettet.

Diese Beispiele genügen, um zu zeigen, dass von einem allgemeinen Zurückgebliebensein der körperlichen Entwicklung bei den Idioten nicht die Rede sein kann. Eine unregelmässige Entwicklung, und zwar sowohl bezüglich der Entwicklungsperioden wie bezüglich der organischen Systeme, zwischen deren von Haus aus ungleicher Stärke das Wachsthum als solches keine Ausgleichung bringt, ist allerdings Regel; aber einestheils ist diese Regel nicht ohne Ausnahmen — wie deren in dem ersten Theile unseres Vortrages erwähnt sind — anderntheils hat die Unregelmässigkeit, was das Zurückbleiben und die Frühreife besonderer Organe anbetrifft, in sich selbst keine abstrakt zu fassende Regel, wie aus den bis jetzt angeführten Beispielen und aus den früher für die Mannichfaltigkeit der körperlichen Zustände bei Idioten schon gegebenen zu ersehen ist. Insbesondere besteht

für die Unverhältnissmässigkeit der verschiedenen Körperpartien, die sich meist bei den Idioten findet, kein durchgreifendes Gesetz, wie denn z. B. die unverhältnissmässige Kürze des Oberleibes sehr häufig vorkommt, aber auch das Gegentheil, die relative Grösse des Kopfes eine sehr verschiedene ist, und eine abnorme Länge des Bauches — vom Nabel bis zum Schnitt — mit oder ohne Aufgetriebenheit zwar oft, aber doch nicht constant vorkommt.

Wenn man demnach, von der richtigen Voraussetzung, dass die Körperbildung für den Zustand nicht gleichgiltig sein kann, ausgehend, für die bezügliche Correspondenz wenigstens die Grundlinien eines Gesetzes auffinden und festhalten will, so ist man durch die Mannichfaltigkeit und Gegensätzlichkeit der Erscheinungen von vornherein genöthigt, nicht nur die quantitativen, sondern auch die qualitativen Unterschiede des idiotischen Zustandes, also die Formen des Übels zu berücksichtigen. Sobald man dies thut und die Auffassung der Formen eine ziemlich sichere ist, wird man allerdings jene Voraussetzung, indem man für die Gruppirung der verschiedenen Abnormitäten Anhaltspunkte findet, bestätigt sehen. Aber eben deshalb ist es unrichtig, wie es z. B. von Carus geschieht, die Idioten schlechthin als Darstellung des menschlichen Embryonenzustandes oder als den in das Luftleben und seine Bedingungen eingehenden Embryo zu bezeichnen — eine Bezeichnung, die an sich nur den Werth einer parallelisirenden Characteristik beanspruchen kann und beansprucht, um jedoch als solche zutreffend zu sein, unter Anderem ein ähnliches Constantsein der Ungestalt, d. h. der erst auszugleichenden Gestaltverhältnisse, wie es sich bei den Embryonen findet, zur Voraussetzung haben müsse.

Zu sagen, dass der Idiot ein unfertiger Mensch sei, liegt allerdings nahe, ist aber dessen ungeachtet eine unberechtigte Vorstellung, da sich ganz mit demselben Rechte sagen lässt, dass er ein durch die Vorentwicklung verkümmerter Mensch sei, wozu ja die pflanzliche Fruchtbildung Analoga genug bietet. Thatsächlich ist der eine wie der andere Ausdruck ein einseitiger, und wir haben dabei stehen zu bleiben, eine

Regelwidrigkeit der Entwicklung anzunehmen, welche die Normalität der stufenweisen und zusammengehaltenen Entfaltung aufhebt.

Damit sind zugleich auf der einen Seite die verschiedenen Möglichkeiten der Regelwidrigkeit ausgesprochen und auf der anderen Seite festgestellt, dass allerdings von dem Alter bei den Idioten nicht in demselben Sinne und in derselben Bedeutung die Rede sein kann, wie bei normalen Individuen. Wenn von einem solchen gesagt wird, er sei so oder so viele Jahre alt, so erhalten wir immer die Vorstellung eines bestimmten Entwicklungsstadiums, wie wir bei der Erscheinung eines gesunden Kindes sein Alter wenigstens ungefähr anzugeben vermögen. Dies ist bei Idioten kaum möglich — ein Fremder, der in einem Kreise idiotischer Kinder versuchen wollte, das Alter zu bestimmen, würde in den meisten Fällen fehl greifen — und man darf sagen, dass das Alter an sich bis zu einer gewissen Grenze indifferent ist, wo wir es mit so starken Abweichungen von den Entwicklungsregeln zu thun haben, wie sie eben den Idiotismus bedingen.

Mit dieser relativen Indifferenz des Alters ist, wie wir wiederholen müssen, nicht die Differenz zwischen dem wirklichen Alter und der Entwicklungsstufe des Kindes ausgesprochen, und so wenig wir die Definition des Idiotismus, die Carus parellisirend gibt, annehmen können, ebenso wenig entspricht unserer Erfahrung und Anschauung die von Dr. Neumann gegebene, die eine Unterscheidung des Kretinismus und Idiotismus einschliesst, oder von einer solchen ausgeht. Nach Neumann soll nämlich die (organische) Ursache des Blödsinns bei dem Kretinismus angeboren sein, dagegen bei der Idiotie vorausgesetzt werden müssen, dass das Kind eine normale Entwicklung bereits begonnen habe, bis es zufällig von einer Krankheit ergriffen, an weiteren Fortschritten bleibend gehemmt wird. Demnach hänge der Grad des Idiotismus von dem Zeitpunkte ab, in welchem die weitere Entwicklung gehemmt wurde. Wir wollen hiergegen kein Gewicht darauf legen, dass auch der Kretinismus Grade hat so gut wie der

Idiotismus. Die Hauptsache ist, dass wir qualitativ verschiedene Formen der Idiotie in einer Ausprägung vorfinden, die mit dem Unterschiede der Individualitäten nicht gegeben ist, und dass wir durch Idioten nur höchst ausnahmsweise das „Bild" einer bestimmten kindlichen Entwicklungsstufe erhalten, auch wenn wir von dem Fortschritte der „körperlichen" Entwicklung ohne die „geistige" abstrahiren, sondern vielmehr, wie aus den bisherigen Mittheilungen hervorgeht, in sehr vielen Fällen das Nebeneinander des partiellen Gehemmtseins und der partiellen Vorentwicklung „auch in geistiger Beziehung" wahrnehmen.

Hiernach werden wir den Satz, dass die Heilbarkeit constitutioneller Übel der noch vorhandenen Umbildungs- weil überhaupt Entwicklungsfähigkeit entspricht, diese aber mit dem Alter stufenweise abnimmt, gerade bei den Idioten nicht in unbedingter Weise aussprechen und anwenden dürfen.

Allerdings lässt sich sagen, dass es ein Verharren organischer Zustände nicht gibt, dass fortgesetzt Veränderungen — pathologisch: Verbesserungen und Verschlimmerungen — stattfinden, und dass diese Veränderungen bei scheinbarem Stillstande innerliche, zunächst nicht an die Oberfläche tretende sind. Wenn aber schon bei gesunden Kindern sich grosse Differenzen hinsichtlich der rascheren oder langsameren Entwicklung im Allgemeinen und sodann vielfache Modificationen des Entwicklungsverlaufes, insofern diese bald mehr gleichmässig bald mehr stoss- oder ruckweise stattfindet, wie schon ausgesprochen, vorkommen, so werden bei den Idioten diese Differenzen und Modificationen als solche noch weit bedeutender sein müssen, während sie zugleich durch das Missverhältniss der Organe und Energien theils complicirt, theils verschärft werden, weshalb es auch — um dies sogleich zu bemerken — selbst bei einer sehr grossen Anzahl idiotischer Kinder unmöglich ist, sie für die Beschäftigung und den Unterricht in Klassen zu bringen, sofern die Klasse eine ungefähr gleiche Stufe der Fähigkeit in den verschiedenen „Gegenständen" der Beschäftigung und des Unterrichts darstellen soll.

Damit hängt zusammen, dass nur bei einer sehr oberflächlichen Anschauung das Urtheil möglich ist, dieser oder jener Idiot sei als ein Kind von so und so vielen Jahren zu betrachten und zu behandeln. Ebenso ist es ein Beweis des Unverständnisses, man kann sagen, der intellectuellen und sittlichen Rohheit oder doch Flachheit, wenn man bei Idioten entweder ohne Weiteres und einseitig die „zurückgebliebenen“ Fähigkeiten durch eine forcirte Bethätigung zu entwickeln sucht, oder, an vorhandene Interessen und Fähigkeiten anknüpfend, diese ohne Weiteres und einseitig pflegt, in der Erwartung, hiermit ein Centrum für die fortschreitende, sich verallgemeinernde Belebung und Erhebung zu gewinnen.

Wir kommen auf diese praktischen Punkte später zurück, haben sie aber jetzt schon andeutend berühren wollen, um zu zeigen, dass es für die „Praxis“ keineswegs belanglos ist, wie man das Verhältniss des idiotischen Zustandes zu dem Alter auffasst und insbesondere die Erscheinungen des Stillstandes und der Vorentwicklung würdigt.

Wir haben im Bereiche der Levana-Praxis Idioten des verschiedensten Alters, und zwar solche, bei denen das Übel frühzeitig — in der ersten Kindheitsperiode und solche, bei denen es erst später hervorgetreten war, solche, die schon lange und solche, die erst kurze Zeit leidend waren, gehabt. In allen diesen Fällen zeigte sich das Übel bei dem einen hartnäckig, indem entweder keine oder doch nur eine oberflächliche Besserung eintrat, oder es wurde ein mehr oder minder rascher, aber entschiedener Fortschritt der Besserung erzielt. Als die ungünstigste Voraussetzung bewährte sich allerdings die eines frühzeitig hervorgetretenen und durch einen langen Zeitraum hindurch vernachlässigten oder inconsequent behandelten Leidens. Indessen haben wir an dem schon erwähnten Mädchen (T. I. F. 2.), das schon über sechzehn Jahr alt in die Levana aufgenommen wurde und sogleich durch ihre aussergewöhnliche Fettigkeit auffiel, die Erfahrung einer gleichmässig fortschreitenden Besserung gemacht, wobei jedoch zu erwähnen ist, dass sich bei ihr zwar frühzeitig ein krankhafter Zustand gezeigt, aber nur nach und

nach als „Verrücktheit“ — wie er von den Verwandten und dem Mädchen selbst bezeichnet wurde — herausgestellt hatte. Alle Versuche, sie an dem Schulunterrichte Theil nehmen zu lassen, oder ihr durch Privatlehrer mehr als die ganz mechanische Fertigkeit des Buchstabirens und Buchstabenschreibens beizubringen, waren gescheitert; der krankhafte Zustand aber zeigte sich in dem Wechsel eines durchaus apathischen Verhaltens, einer zudringlich „liebenswürdigen“ Geschwätzigkeit, bei der sich kindische Vorstellungen, alberne Einfälle und überraschend richtige Beobachtungen confus mischten, und durch kleine Veranlassungen hervorgerufener Wuthanfälle mit kreischendem Schreien und plötzlich hervorbrechender Zerstörungssucht. Die Heilung war eine langsame, kann aber wenigstens als nahezu vollendet angesehen werden, da jetzt das Mädchen die Hausgeschäfte ruhig und ordentlich besorgt, für ihre Ausbildung einen grossen Eifer bethätigt und in der That „hübsche Fortschritte“, wie sie selbst gern sagt, gemacht hat, sich auch anständig und vernünftig — obgleich mit einem Anstriche von Affectirtheit, der zu stark ist, um nicht die spät überwundene Schwäche zu verrathen — zu benehmen und zu unterhalten weiss. — Auch bei ihrer mehrerwähnten „koketten“ Altersgenossin hatte sich der Zustand, in welchem sie die Levana betrat, ein verbuttetes Wesen, Stagnation der körperlichen und geistigen Functionen, eine plumpe, mehr als kindische Schüchternheit, die dennoch die Sucht und Einbildung zu gefallen, nicht ausschloss, Unfähigkeit, sich zusamsammenhängend zu äussern — in dem elterlichen Hause, wo sie zwar nicht gemisshandelt, aber zurückgesetzt, und je länger je mehr von der Geselligkeit ausgeschlossen wurde, allmälig ausgebildet, und die Heilung gelang auch hier, indem in verhältnissmässig kurzer Zeit eine auffallende Veränderung eintrat, und zwar an die Stelle des unbeweglichen, trägen und trotzigen Verhaltens ein bewegliches, heitres und zuthunliches, wobei allerdings die Bewegung einen graziösen Character nicht annahm und durch die Theilnahme am Unterrichte die geistige Schwäche, insbesondere die Unfähigkeit, abstrakte Begriffe festzuhalten und zu combiniren, heraus-

gestellt wurde — eine Unfähigkeit, die das Verständniss concreter Beziehungen, die richtige Auffassung der Personen, Zustände und Vorgänge so wenig ausschloss wie einen gewissen harmlosen Witz, der sich in engster Sphäre bewegte, eben desshalb aber zuweilen treffend war. — Das dritte, gleichfalls wiederholt erwähnte ältere Mädchen (T. I. F. 1.) war bis zu ihrem dreizehnten Jahre gesund, heiter, lernfähig und für die Musik ungewöhnlich begabt gewesen. Dass diese Begabung nicht, wie es häufig genug der Fall, lediglich auf der Einbildung der Eltern beruht hatte, zeigte sich späterhin, als der Zustand dumpfer Melancholie, nachdem er allen Anregungsmitteln hartnäckig widerstanden, plötzlich in einen Zustand fieberhafter Aufgeregtheit mit nymphomanischen Anfällen umschlug, da das Mädchen in diesem Stadium sich am Klavierspiel, zu dem sie bis dahin schwer zu bringen gewesen war und keine besondere Befähigung bewährt hatte, kaum ersättigen konnte und mit überraschender Fertigkeit wie mit überraschendem Gefühl spielte. Die Heilung wurde bei ihr nicht erzielt; sie verliess die Anstalt, um dem Experiment einer Badekur unterworfen zu werden, das erfolglos blieb. —

Dass der letztere Fall streng genommen nicht in das Bereich unserer heilpädagogischen Praxis, die den Idiotismus zum Gegenstande hat, gehörte, lässt sich nicht läugnen. Wollen wir zwischen den Geisteskrankheiten, die der Behandlung des ärztlichen Psychiaters und denen, die der heilpädagogischen Behandlung zukommen, eine äusserliche Grenzlinie ziehen, so haben wir uns offenbar an den Übergang von der Kindheit zu dem reiferen Alter, also an die Geschlechtsentwicklung zu halten. Hiernach hat es der ärztliche Psychiater mit denjenigen Geisteskrankheiten zu thun, welche solche nach einer normal verlaufenen Kindheit geworden sind, wie es bei dem in Rede stehenden Mädchen, falls die Berichte, die wir erhalten, genau sind, der Fall war. Da aber auch innerhalb der Kindheit oder bis zur Zeit der normalen Geschlechtsentwicklung diejenigen Fälle, in denen das Übel ursprünglich auftritt und diejenigen, in denen dem Auftreten desselben eine Periode normaler Entwicklung voraufgeht, zu unterscheiden

sind, so könnte man sagen, dass die Arbeitstheilung, welche sich an den Zeitabschnitt der Geschlechtsreife hält, eine willkürliche oder eine äusserliche — wie sie eben genannt worden — sei; dass es desshalb angezeigt erscheine, den Begriff der Idiotie in strenger Fassung auf die Fälle der ursprünglich auftretenden Geistesschwäche oder Geistesdumpfheit zu beschränken, und dass dieser theoretischen Scheidung gemäss auch die practische Arbeitstheilung stattfinden möge. Indessen fällt sogleich in die Augen, dass dieser letztere Vorschlag unpractisch ist, insofern die Arbeitstheilung zwischen den ärztlichen Psychiatern und den mit dem Arzte zusammenwirkenden, — aber ihm nicht untergeordneten! — Heilpädagogen überhaupt einen Sinn haben soll. Denn offenbar geht man und muss man bei dieser Arbeitstheilung davon ausgehen, dass die Wirksamkeit der pädagogischen Behandlung in der Kindheit die eingreifendste ist, dass daher Entartungen, welche in der Kindheit hervortreten, noch mit pädagogischen Mitteln entgegengewirkt werden kann und muss, dass nur der Pädagog diese Wirkmittel ausreichend kennt und ihre nothwendigen Modificationen bestimmen kann, und dass es daher natur- und sachgemäss ist, insbesondere bei Entartungen, welche eine psychologische Seite darbieten, die betreffenden kindlichen Kranken dem Gebiete der Pädagogik nicht zu entziehen, sondern sie innerhalb desselben einer besonderen pädagogischen Behandlung, an welcher der Arzt Theil hat, eben der heilpädagogischen, zu unterwerfen.

Dagegen lässt sich ein vernünftig practischer Grund, wesshalb die ursprünglich krank erscheinenden Kinder grade den Pädagogen, die später erkrankten den Ärzten zugewiesen werden sollen, nicht denken, man müsste denn annehmen, dass bei jenen Grund und Character der Krankheit leichter von dem Pädagogen, bei diesen leichter von dem Arzte erkannt werden könne, was eine durchaus unhaltbare Annahme wäre. Allerdings lassen sich da, wo die Krankheit später eintritt, häufiger bestimmte Einflüsse, Einwirkungen und Mängel als Krankheitsursachen — wenigstens als veranlassende oder als Entwicklungsfactoren — nachweisen als da, wo die Krank-

heit als eine gegebene erscheint; soll aber die heilsame Gegenwirkung von der Kenntniss des Krankheitsgrundes abhängig sein, so ist eine solche von dem Pädagogen, wo die Erkenntniss des Grundes schwieriger ist, nicht eher zu erwarten als vom Arzte, während doch eine zweckgemässe Arbeitstheilung nicht darauf hinauslaufen kann, dass die Fälle, in denen der Arzt nichts anzufangen weiss, dem Pädagogen, ohne dass von diesem ein besserer Erfolg zu erwarten wäre, überlassen werden.

Hiernach hat die Heilpädagogik — die vom Arzte unterstützte pädagogische Behandlung entarteter Individuen — ihre Berechtigung einfach darin, dass es zahlreiche Krankheitsfälle gibt, bei denen die Heilung nur von einer systematischen und consequent fortgesetzten Thätigkeitsregelung, insofern und in so lange die Umbildungsfähigkeit des Organismus noch die relativ grösste ist, erwartet werden kann, und da mit dieser Berechtigung die Nothwendigkeit einer Arbeitstheilung ausgesprochen ist, der Heilpädagog aber den Arzt zur Seite hat, so ist es offenbar das „Practische“, der heilpädagogischen Behandlung nicht blos die „ausgemachten“, sondern auch die zweifelhaften Fälle, d. h. alle Entartungen des kindlichen Organismus zuzuweisen, die sich voraussichtlich durch rein medicinische Einwirkung oder eine vorübergehende und beschränkte Thätigkeitsregelung nicht heben lassen, abgesehen davon, in welcher Periode des Kindheitalters das Übel eingetreten ist. Was die idiotische Entartung betrifft, so ist zwischen ihr und der „Schwachsinnigkeit“ so wie der innerhalb des „Normalen“ liegenden Beschränktheit eine Grenzlinie zu ziehen, die wir schon mehrmals berührt haben. Wäre die „Gesundenerziehung“ das, was sie sein könnte und sollte, so würden, wie wir schon im ersten Theile unserer Vorträge erklärt, die Schwachsinnigen der heilpädagogischen Behandlung kaum anheimzufallen brauchen und noch weniger die nur — aber nicht in idiotischer Art — „Beschränkten“, die zum Theil dafür gelten, weil sie unverständig behandelt wurden. Wie es aber jetzt steht, ist die theoretische Grenzlinie aus practischen Gründen nicht zugleich

die practische. Dabei ist indessen sogleich zu bemerken, dass wie die Umbildungsfähigkeit mit der Entwicklungsfähigkeit zusammenhängt, so eine Entartung, welche schon im kindlichen Organismus Platz greift, an sich als eine abgegrenzte und abzugrenzende, durch stoffliche Einwirkung aufzuhebende nicht vorauszusetzen ist, während diese Voraussetzung zulässig wird, wenn sich die Ausgliederung des Organismus, die bis zur Geschlechtsreife stattfindet, ungestört durchgesetzt hat, dass also für die Krankheiten, die diesseits und jenseits dieser Grenzlinie hervortreten, auch wenn sie in gewissen wesentlichen Erscheinungen zusammentreffen, ein unterschiedener Character angenommen werden muss.

Was die Idiotie insbesondere anbetrifft, so scheint uns jeder Versuch, innerhalb der Kindheitsperiode andere dauernde Geistesstörungen gegen ihn abzugrenzen, unmöglich durchzuführen, insofern man sich nicht auf jene seltenen Fälle beschränkt, in denen nachweisbar die Normalität der Gehirnfunctionen durch bestimmte schädliche Einwirkungen nachhaltig und ohne tödtlich verlaufende Erkrankung aufgehoben worden ist; denn wo sich der hiermit verlangte Nachweis der früheren Normalität und der bestimmten, für sich wirksamen äusseren Krankheitsursache nicht herstellen lässt, ist ausser den äussern, mehr oder weniger nachweislichen Krankheitsfactoren eine ursprüngliche Anlage, die früher oder später zur Entwicklung kommen kann, anzunehmen, in dieser Anlage aber, insofern sie noch innerhalb der Kindheit zur Entwicklung kommt, also die normale Entwicklung des kindlichen Organismus bis zu seiner ersten Reife im Allgemeinen und die Entfaltung und Gestaltung des Seelenlebens insbesondere unmöglich macht, haben wir den unterscheidenden Character der Idiotie zu sehen.

Der Eintritt der Pubertät bildet den am tiefsten greifenden Abschnitt in der Entwicklung des Organismus: die vor und nach demselben entstehenden Krankheiten müssen trotz der Ähnlichkeit der Erscheinungen einen unterschiedenen Character an sich haben — um so mehr, je weniger sie acute

sind — und die Störung oder Degeneration der Gehirnfunctionen, welche die Seelenthätigkeit wesentlich alteriren, hängen in so vielen Fällen mit dem abnormen Zurückbleiben oder der abnormen Vorentwicklung des Geschlechtstriebes und der Geschlechtsorgane sichtlich zusammen, dass wir auch da einen Zusammenhang vermuthen können, wo er nicht zu Tage tritt. Dass auch bei den Geisteskrankheiten des späteren Alters der Geschlechtstrieb und die Geschlechtsfunctionen als gehemmte, gestörte und überreizte eine grosse Rolle spielen, ist bekannt; es lassen sich aber hier einestheils Ursache und Folge, primäre und secundäre Krankheitserscheinungen bestimmter auseinander halten, als dies bei den entsprechenden Krankheiten des Kindheitsalters möglich ist, anderntheils ist die Entwicklung des Geschlechtstriebes und Geschlechtsvermögens Voraussetzung, während im Kindesalter überhaupt das Vermögen unentwickelt bleibt, also nur der Trieb und die äusseren Organe sich vorentwickeln können, und das abnorme Zurückbleiben der natürlichen Entwicklung, das sich im Alter des Übergangs herausstellt, theils mit einer einseitigen Vorentwicklung, theils mit einem allgemeinen Zurückbleiben zusammentrifft.

In unserer Praxis ist uns ein einziges Beispiel vorgekommen, in welchem bei unzweifelhaft normaler Organisation eine rasche Verblödung eingetreten war und wieder in kurzer Zeit geheilt wurde, und zwar erschien hier der verfrühte Geschlechtstrieb als Krankheitsursache. Dies ist der Fall bei dem schon erwähnten Mädchen (T. II. F. 2.), welches in Folge frühzeitig — schon vom dritten Jahre ab — entwickelter Onanie in den traurigsten Zustand — veitstanzähnliche Zuckungen, auf der einen Seite des Körpers fortschreitende Lähmung, beständiges Onaniren und völliges Zurücktreiben der Seelenthätigkeit — verfallen war, und von den Ärzten aufgegeben, der Levana überwiesen wurde. Schon im Verlaufe eines halben Jahres war entschiedene Besserung eingetreten, welche überraschende Fortschritte machte, seitdem das Mädchen regelmässig beschäftigt werden konnte. Eine ungewöhnlich starke Aufregung brachte einen Rückfall hervor, mit dem sich auch sogleich die Onanie

wieder einstellte, wurde aber überwunden, und das Mädchen zeigte sich jetzt nicht nur als normal angelegt, sondern als ungewöhnlich begabt. Indessen dürfte auch in diesem Falle zweifelhaft sein, ob nicht die Neigung zur Onanie eine ursprünglich gegebene war, da sie sich mit einer so ausserordentlichen Stärke entwickelte, während eine künstliche Pflege derselben — das Kind war in einem klösterlichen Erziehungshause — nicht wohl anzunehmen ist, andrerseits aber die grosse Reizbarkeit der Mutter und das eigenthümliche, obwohl nicht ungewöhnliche Eheverhältniss, dem das Kind sein Dasein verdankte, Momente für die Hypothese einer ursprünglich bedingten Frühreife des Geschlechtstriebes abgeben könnten.

Für das Urtheil über die Frage, ob im bestimmten Falle das Zurückbleiben oder die Verfrühung der Geschlechtsentwicklung anzunehmen ist — wobei natürlich nur die Übergangszeit, aber in ihrer weitesten Ausdehnung in Betracht kommt — ist selbstverständlich das Geschlecht des betreffenden Individuums, die climatischen und sonstigen Lebensverhältnisse, unter denen es erwachsen, und die Abstammung zu berücksichtigen, also der veränderliche Maassstab der normalen Entwicklungszeit entsprechend zu fixiren. Die Pubertät tritt überall bei dem weiblichen Geschlechte eher als bei dem männlichen, im heisseren Klima eher als im kälteren, bei städtischer Lebensweise im allgemeinen eher als bei ländlicher — obgleich nicht ohne auffallende, meist durch einseitige Nahrung in einzelnen ländlichen, besonders Gebirgsdistrikten bedingte Ausnahmen — und bei gewissen Nationalitäten, vom Klima unabhängig, eher als bei andern ein.

Unter den Levana-Pfleglingen stand sich die Zahl der Knaben und Mädchen ziemlich gleich, die meisten waren von mehr oder weniger wohlhabenden Eltern und in städtischer Umgebung geboren und aufgewachsen, aber aus weit entfernten Gegenden gebürtig, obgleich fast alle dem östreichischen Staate angehörig, Ungarn als Land, und die jüdische Nationalität am stärksten vertreten. So gehörten auch diejenigen Knaben und Mädchen, bei denen die äusserlichen

Zeichen der Pubertät abnorm frühzeitig hervorgetreten waren, dieser Nationalität an, und zwar war der besonders erwähnte Knabe (T. I. F. 6.), der bei einem durchaus nichtkretinischen Habitus ausserordentlich entwickelte Geschlechtstheile zeigte, in Pesth, das Mädchen, bei dem die abnorm verfrühte Behaarung erwähnt wurde, in Odessa geboren. Beiläufig sei hier noch ausgesprochen, dass es voreilig wäre, von der starken Vertretung der jüdischen Nationalität unter den Levanapfleglingen auf ein besonders häufiges Vorkommen der Idiotie unter den Juden schliessen zu wollen, da wir Grund haben, an die uns von Israeliten selbst gegebene Erklärung zu glauben, dass jüdische Eltern für ihre leidenden Kinder unter allen Umständen Hülfe suchen, und dass die Theilnahme und Wohlthätigkeit der Glaubensgenossen, grade wenn es sich um solche Hülfe handelt, da, wo das Vermögen fehlt, nicht vergebens in Anspruch genommen wird. Dagegen scheint uns die starke Vertretung Ungarns, obgleich auch für sie die Erklärung theilweise in einer besonders ausgedehnten, ökonomisch und sonst bedingten Möglichkeit und Neigung die erkrankten Kinder einer Behandlung zu übergeben, gefunden werden könnte, nicht zufällig, d. h. belanglos hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit eines besonders häufigen Vorkommens der Idiotie, weil die Annahme nicht unbegründet ist, dass die territorialen Verhältnisse Ungarns — von der Insel Schütt, wo eine Art endemischer Idiotie herrscht, abgesehen — stellenweise (Theisgegend) das häufigere Erscheinen des Übels begünstigen, und dass dies auch von den socialen Verhältnissen einzelner Ortschaften, wie der Hauptstadt Pesth, gilt. Damit steht keineswegs im Widerspruch, dass die Bevölkerung Ungarns im Grossen und Ganzen genommen eine gesunde und kräftige ist.

In Bezug auf die Vertheilung der Idiotie überhaupt, also auf die Statik derselben können wir nur wiederholen, was früher von uns ausgesprochen wurde, dass bei der Unvollständigkeit und Unsicherheit der statistischen Zusammenstellungen den Schlüssen, die sich daraus nach der ätiologischen Seite etwa ziehen lassen, kein höherer Werth beigelegt

werden kann, als ihn aus der Natur und Art der Krankheit geschöpfte Hypothesen in Anspruch nehmen dürfen, so fern sich die letzteren mit gelegentlichen Erfahrungen, die in irgend einem engeren Kreise in ätiologischer Beziehung gesammelt werden, in Übereinstimmung setzen.

Zweiter Vortrag.

1.

Die gegebene Individualität und der Krankheitsgrund. — Gegensätze des idiotischen Zustandes. — Ein idiotisches Paar. — Dr. Neumann's Definition der Idiotie als eines Stillstandes der früher normalen Entwicklung. — Physiologische und Psychologische Gegenbemerkungen, — Das „Eintreten“ und „Hervortreten“ der Idiotie — Der Zeitpunkt desselben im Verhältniss zu dem Grade des Übels. — Über die Zulässigkeit eines ätiologischen Eintheilungsprinzipes. — Das Angeborensein des Kretinismus und der Idiotie; Verhältniss zur Besserungsfähigkeit. — Zillner und Damerow.

Die grosse Mannichfaltigkeit idiotischer Erscheinungen und Charactere, welche nach unsern bisherigen Mittheilungen schon ein so kleiner Kreis wie die „Levana“ darbietet, kann von vornherein als ein Beweis gelten, dass der organische Krankheitsgrund der Idiodie kein einfacher, sondern ein mehrgestaltiger ist. Zwar liesse sich sagen, dass die Unterschiede, welche sich im Bereiche der normalen Individualität darstellen, durch die eintretende Krankheit nicht aufgehoben würden, so dass dieselbe Krankheit und derselbe Krankheitsgrund bei verschiedenen Individuen verschiedene Wirkungen und Erscheinungen nicht nur hervorbringen könne, sondern müsse, folglich eine verschiedenartige Erkrankung als Grund des Idiotismus, der als Gehemmtheit des geistigen Vermögens gefasst, die gleiche Wirkung sei, nicht angenommen zu werden brauche. Hiergegen ist aber, wie schon geschehen, geltend zu machen, dass das den Idioten als solchen Gemeinsame, mag es als Gehemmtheit des geistigen Vermögens oder anders bezeichnet werden — was wir für nothwendig halten — nicht nur ver-

schiedene „Grade“, sondern auch eine verschiedene „qualitative“ Bestimmtheit zeigt, welche sich als blosse Modification eines und desselben Zustandes durch die gegebene Individualität nicht auffassen lässt, sondern uns vielmehr entgegengesetzte Zustände, die als ursprünglich gedacht ihrerseits die „Individualität“ bestimmen und in „Idiotie auslaufen“ vergegenwärtigt.

Die Idiotie ist eine Deformität, eine Missform des Seelenlebens, die aus verschiedenartigen Erkrankungen resultiren kann, folglich auf solche zurückgeführt werden muss, wenn sie in sich selbst Unterschiede bietet, die aus den schon vorhandenen oder als vorhanden gedachten Unterschieden der Constitution, des Temperaments, der Sinnesart etc. nicht folgen.

Was wir bisher mitgetheilt, gibt uns hierfür entschiedene Beispiele an die Hand. Wir finden bei einigen Idioten die sinnliche Perceptionsfähigkeit (wozu die Reflexion des Eindrucks als eines objectiven gehört) normal, ja in einem ungewöhnlichen Maasse entwickelt, bei andern ist die Nervenleitung, die centripetale, wie die centrifugale eine auffallend langsame, ohne dass hiermit ein höherer und niederer Grad der Idiotie ausgedrückt wäre, da vielmehr den ersteren, eben weil sie trotz der vollkommenen sinnlichen Auffassungsfähigkeit Idioten sind, eine andere Fähigkeit — die der Verarbeitung und Reproduction der empfangenen Eindrücke — fehlen muss, während sie den letzteren nur in den Fällen der tiefsten Entartung fehlt, sonst aber vorhanden ist, so dass hier als Grund der „Geistesschwäche“ nicht der Mangel oder die Unthätigkeit irgend welcher Organe, sondern eine „schlechte Beschaffenheit“ derselben, und zwar zunächst der peripherischen Nerven erscheint, bei den Idioten mit ausgebildeter Sinnlichkeit aber der Mangel oder die Gehemmtheit innerer Organe vorauszusetzen ist. Will man bei den einen und den andern die Krankheit als eintretende auffassen, so lässt sich offenbar ein normaler oder innerhalb des Normalen liegender Unterschied der Organisation, durch welchen bei derselben Erkrankung hier die Schwächung der Nervenerregbarkeit und Leitungsfähigkeit, dort die Lähmung oder Verkümmerung bestimmter reflectirender Cen-

tralorgane bedingt sein könnte, nicht denken. Wir finden ferner unter denjenigen Idioten, die sich sprachlich zu äussern vermögen, solche, deren Phantasie durchaus nicht anzuregen ist, die für Bilder und Erzählungen entweder gar kein Interesse oder doch nur in soweit haben, als es sich um die gewöhnlichsten Gegenstände und Verhältnisse handelt, denen es dagegen nicht an Verstand und Urtheil fehlt, während sich bei andern die Phantasie in beständiger Bewegung zeigt und leicht anzuregen, obgleich freilich schwer zu bestimmen ist und sich um gewisse fixe Punkte unwiderstehlich dreht, sobald sie durch irgend eine Vorstellung in deren Kreis gezogen wird. Dieser Gegensatz stellt sich uns allerdings auch bei „geistesgesunden“ Individuen in minder scharfer Ausprägung entgegen, und es lässt sich sagen, dass es die gesteigerte Einseitigkeit, der gänzliche Phantasiemangel auf der einen, die Unbeherrschtheit der Phantasie auf der andern Seite sei, welche die Idiotie ausmachen, indem sich aus jenem Mangel eine ausserordentliche Beschränktheit, aus diesem Unbeherrschtsein die Unfähigkeit zu einer irgendwie consequenten Geistesthätigkeit ergebe. Bei dieser Auffassung aber kann man unmöglich annehmen, dass hier und dort die gegebene Einseitigkeit durch dieselbe Erkrankung gesteigert worden sei, da vielmehr von einer solchen eine Art von Ausgleichung erwartet werden könnte. Denkt man sich weiterhin den Factor, der den idiotischen Zustand schafft, als ursprünglich wirksam, so kann überhaupt von einer gegebenen Organisation, nach welcher sich die Krankheit modificire, nicht die Rede sein, weil der Factor eines ursprünglichen Zustandes als solcher auch Factor der individuellen Organisation ist.

Der eben bezeichnete Gegensatz des geistigen Vermögens oder Unvermögens war in der Levana besonders scharf durch zwei Individuen dargestellt, die schon erwähnt sind.

Das durch ein frühes Hervortreten der Symptome der Geschlechtsreife und durch eine besondere Schwere ausgezeichnete Mädchen (T. II. F. 1.) litt zunächst an einer unsichern und trägen Innervation, durch welche am auffallendsten die Beweglichkeit der Füsse, aber auch die der Zunge beeinträch-

tigt war, so dass sie zwar vollkommen, aber nur langsam und mit einem gezwungen scharfen Accente sprechen lernte. Die Sinne waren normal ausgebildet, und die Auffassungsfähigkeit für Dinge, Personen und Verhältnisse fehlte so wenig, dass im Gegentheil eine verfrühte, bei Kindern nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit auf Äusserlichkeiten, Äusserungen und Beziehungen, so wie ein kritisches Urtheil, das sich im Geheimen übte, gelegentlich hervortraten und überraschten. Das Mädchen sprach das Französische, welches es in frühester Kindheit gelernt hatte, wie das Deutsche, hatte selbst von dem Russischen, dass es früher gehört und theilweise verstanden, viele Worte und Redensarten im Gedächtnisse behalten und sich ohne Schwierigkeit die mechanische Fertigkeit des Lesens und Schreibens angeeignet, so dass der oberflächliche Beobachter, der sich hiervon überzeugt, so wie ihre verständigen oder vielmehr altklugen Äusserungen gehört, glauben mochte, es sei nur die körperliche Schwäche, welche den Lernfortschritten entgegengestanden habe. Ein näheres Eingehen führte zu der Einsicht, dass das altkluge Wesen hier mit der Geistesschwäche genau zusammenhänge und sie gewissermassen ausmache, dass der Kreis des theoretischen Interesses und der theoretischen Auffassungsfähigkeit ein abnorm enger und äusserst schwer zu erweiternder sei, der Grund dieser Beschränktheit aber in dem Mangel lebendiger — spontaner und productiver — Phantasiethätigkeit liege. Was zu den egoistischen Bedürfnissen der Sinnlichkeit und Eitelkeit auf der einen, zu den Familien- und Gesellschaftsverhältnissen, wie sie das Kind begreift, auf der andern Seite keine unmittelbare Beziehung hatte, war für sie so gut wie nicht vorhanden, der Natursinn fehlte gänzlich und eben so der Geschichtensinn, da sie bei Erzählungen höchstens das interessirte und von ihr aufgefasst wurde, was mit ihren eigenen Erlebnissen Ähnlichkeit hatte oder sich unter den einfachen Begriff der „moralischen“ Ursache und Folge bringen liess. Bei dem Bildbetrachten verhielt sie sich gleichgültig und war fertig, wenn sie die Gegenstände bezeichnet hatte; einer zusammenhängenden Erzählung zu folgen war ihr un-

möglich, weil ihre Phantasie gänzlich unangeregt blieb, sie fasste daher, zur Aufmerksamkeit gezwungen und mit einem blasirten Lächeln zuhörend, nur die äusserlichsten Momente gedächtnissmässig auf. Die Schranke der geistigen Entfaltung und Entwicklung aber, die hierin gegeben lag, findet ihre Erklärung offenbar weder in der mangelhaften Beweglichkeit — wobei zu bemerken ist, dass die Zungengeläufigkeit gleichmässig zunahm und der von jeher vorhandenen Unterhaltungssucht zu Gute kam — noch in den Verwöhnungen, welche die Nachgiebigkeit der Familienerziehung mit sich brachte.

Der Knabe (T. II. F. 5.), den wir wegen seiner lang aufgeschossenen und langbeinigen, übrigens nicht abnormen Gestalt erwähnten, litt bei seinem Eintritte an einer ungewöhnlichen Muskelschwäche. Die Innervation war weder langsam noch unsicher, aber energielos und die Muskeln klein und schlaff. Bei dem Gehen knickte er leicht zusammen — wobei die Schwäche mit der Neigung zum betenden Niederknien eigenthümlich verschmolz — auch die Arme waren kraftlos und alle Bewegungen matt und steif. Die raschen Fortschritte, welche seine Kräftigung machte, sobald er in den Umkreis geregelter Bethätigung hineingezogen war, zeigten, dass seine Schwäche theilweise in dem Mangel an Übung ihren Grund gehabt hatte und insofern behielt, als eine bis zu dem höheren Knabenalter reichende Vernachlässigung sich nicht vollständig wieder gut machen lässt. Dass der schwache und ungeübte Knabe sich vor jeder Anstrengung scheute und nur allmälig zu einiger Ausdauer bei den Wanderungen, den gymnastischen Übungen und Gartenarbeiten so wie zu einiger Consequenz bei den sonstigen Beschäftigungen gebracht werden konnte, erscheint natürlich, und auffallend war nur ein gewisser aristokratischer Anstrich, den er seiner Arbeitsscheu zu geben gelernt hatte. Was aber sein Seelenleben anbetrifft, so zeigte es keineswegs den Character der Unempfindlichkeit und Unbeweglichkeit, vielmehr war der Knabe im Allgemeinen — abgesehen von einem periodischen Wechsel der Stimmung, der theilweise mit den Temperatur- und überhaupt Witterungsverhältnissen zusammenhing — erregbar, theilneh-

mend und unterhaltungslustig, wobei er ein phantastisches Wesen mit zwei gegensätzlich erscheinenden, aber entschieden ausgeprägten Richtungen auf das religiöse Ceremoniell und auf die mimische Spassmacherei von vornherein herausstellte. Er ging sehr gern in die Kirche, zeigte durch Nachahmung seine Bekanntschaft mit den kirchlichen Ceremonieen, bekreuzte sich häufig und murmelte niederknieend Gebete; bei den Spielen aber, an denen er den lebhaftesten Antheil nahm, suchte er sich durch komische Geberden auszuzeichnen, hatte eine besondere Freude an den mimischen Darstellungen und war zu solchen, so weit es die Steifheit seiner Bewegungen zuliess, ziemlich geschickt. Seine sprachliche Äusserungsfähigkeit war nicht sowohl beschränkt als formlos; er sprach sehr schnell mit unbestimmter verwaschener Articulation und ohne Ausprägung der Sätze, verworren und unverständlich für Jeden, der mit seiner Sprechweise und Beweglichkeit seiner Vorstellungen nicht einigermaassen vertraut war. Sobald man sich vertraut damit gemacht hatte, fand man, dass er nichts weniger als arm an Vorstellungen war, dass er sich vielmehr die Bilder von Dingen und Personen, von Vorgängen und Scenen mit lebhafter Auffassung angeeignet hatte, und sie in rascher Combination reproducirte, dass aber die Beherrschung des Vorstellungsvermögens fehlte, und die Reproduction mehr eine unwillkürliche wie eine willkürliche war, wobei sich einzelne fixe Mittelpunkte des Interesses und der Gedankenbewegung gebildet hatten, die theilweise mit den vorhin characterisirten Neigungen zu dem religiösen Ceremoniell und dem Mummenschanz gegeben erschienen, theilweise aber mit anderweitigen, enger begrenzten Marotten, wie mit der Sucht, die Haare immer verschnitten zu haben, eine Uhr zu tragen und möglichst oft zu besehen etc. zusammenhingen. Der allgemeinere Hintergrund dieser Marotten war das Bedürfniss, als eine „anständige“ Person zu erscheinen oder einen kleinen Herrn zu spielen.

Ich habe hiermit die beiden Gestalten, die ich beispielsweise vorführen wollte, nur oberflächlich characterisirt und eine Menge eigenthümlicher Züge auslassen müssen. Das Beigebrachte genügt, um einen Formunterschied der Idiotie zu

vergegenwärtigen, der sich wohl als durchgesetzte Einseitigkeit der individuellen Anlage, aber nicht als Resultat einer an sich gleichen, die Entwicklung zum Stillstand bringenden und sich nach der gegebenen Individualität modificirenden Erkrankung begreifen lässt.

Nachträglich will ich nur noch anführen, dass grade diese beiden Gestalten eine Zeit lang von einander entschieden angezogen wurden und zwischen ihnen sich eine Art von Verhältniss ausbildete — was für die Regel, nach welcher sich das Entgegengesetzte sucht, zu sprechen scheint — der kleine Roman aber seine Endschaft dadurch erreichte, dass sich der Held, der mit den Ansprüchen auf Vornehmheit eine weichliche und schwankende Sinnesart verband und im Ernste den Ritter zu spielen verschmähte, die Verachtung der Heldin zuzog, ohne darüber bekümmert zu sein.

Die Vorstellung eines „Stehenbleibens" auf einer kindlichen Entwicklungsstufe verträgt sich offenbar mit keinem der eben dargestellten Charactere, so wenig wie sie sich mit einer vollkommenen Entwicklung der Sinnlichkeit und Beweglichkeit bei gänzlichem Mangel theoretischen Interesses und theoretischer Fähigkeit vereinbaren oder auf den Zustand, der sich durch die allgemeine oder partielle Trägheit der Innervation und eine durch sie bedingt erscheinende Schwerfälligkeit der geistigen Energien characterisirt, anwenden lässt. Die Krankheitsberichte der Eltern, Ärzte etc. bezeichnen allerdings meistens einen Zeitpunkt, in welchem die Geistesschwäche hervorgetreten, d. h. ihnen selbst zum Bewusstsein gekommen ist, aber damit ist offenbar für ein zu derselben Zeit oder früher eingetretenes Stillestehen nichts bewiesen, sondern nur, dass der Verdacht oder die Überzeugung von dem Vorhandensein des Übels erst dann zu entstehen oder sich zu befestigen pflegt, wenn bestimmte Äusserungen des geistigen Vermögens, die sich normaler Weise in einer bestimmten Lebensperiode einstellen, ausbleiben.

Versuchen wir uns beispielsweise den Knaben (T. II. F. 5.) und das Mädchen (T. II. F. 1.) bis zu dem Seelen- und Geisteszustande, den wir dargestellt haben, von dem späteren

Wachsthum und selbst von den Erfahrungen, die sie auch als Blödlinge gemacht, von den Einflüssen, die sie erlitten haben, abstrahirend, entwickelt zu denken, so erhalten wir keineswegs das Bild irgend einer normalen Entwicklungsstufe, sondern immer nur eine Carricatur der Kindlichkeit. Dasselbe müssen wir mehr oder weniger entschieden von allen Blödlingen behaupten, die wir in unserer Behandlung hatten und haben und können höchstens seltne Ausnahmen von der Regel, bei denen sich etwa von einem „Zurückgebliebensein" auf bestimmter Entwicklungsstufe sprechen liesse, zugestehen.

Wenn daher Dr. Neumann, wie schon angeführt, sagt: „das Stehenbleiben auf kindlicher Entwicklungsstufe nennen wir Idiotie", und weiterhin für die Idiotie zum Unterschiede von dem Kretinismus die „Voraussetzung" in Anspruch nimmt, dass „das Kind eine normale Entwicklung bereits begonnen und bis zu einem seinem Alter entsprechenden Grade bereits durchgemacht habe, bis es zufällig von einer Krankheit ergriffen, an weiteren Fortschritten bleibend gehemmt werde", so müssen wir annehmen, dass er keine Gelegenheit gehabt hat, Blödlinge eingehender zu beobachten!

Wie wir aber die Thatsache eines einfachen Gehemmtseins der Entwicklung, auf der Erfahrung fussend, zu negiren haben, so können wir auch nicht die Möglichkeit zugeben, dass eine „zufällig" eintretende Krankheit diese „einfache" Wirkung hervorbringt. Denn eine solche Krankheit muss doch nothwendig, indem sie das Gehirn „angreift", den Zustand desselben verändern, wenn ihre Wirkung zugleich eine unmittelbare und eine nachhaltige sein soll, mag sie nun zersetzend und aufzehrend oder corrumpirend oder lähmend wirken, Schwund, Wucherungen oder innerliche Umbildungen, welche die Energie der Functionen schwächen, oder verkehren, hervorbringen; und ist dies der Fall, so kann von einer einfachen Erhaltung der bisherigen Form und Thätigkeit nicht die Rede sein. Will man aber annehmen, dass die Entwicklung des Gehirns durch die Krankheit zu einem vorzeitigen Abschluss gebracht werde — eine Annahme, die durch unsere Auffassung keineswegs ausgeschlossen ist — so

hat dieser Vorgang doch eine Voraussetzung, welche sich mit der Vorstellung des einfachen Gehemmtseins nicht verträgt, da dem vorzeitigen Abschluss der Entfaltung und Ausformung eine abnorme Beschleunigung des Bildungsprocesses nothwendig voraufgeht, mit dieser Beschleunigung aber eine abnorm rasche und schon desshalb regelwidrige Veränderung der gegebenen Zuständlichkeit ausgesprochen ist. Wollte man aber weiterhin geltend machen, dass trotz oder wegen dieses raschen Veränderungsprocesses der bisher gewonnene Inhalt des Bewusstseins in der Form, die er angenommen, zurückbleibe, aber weder erweitert, noch umgesetzt werden könne, so muss diese Auffassung als eine durchaus unpsychologische erklärt werden. Der Inhalt des Bewusstseins erhält sich nur lebendig, indem er stets umgesetzt wird, wozu die assimilirende Thätigkeit unerlässlich ist. Offenbar aber wird durch die beschleunigte und vorzeitig zum Abschluss gebrachte Gehirnentwicklung — die als solche allerdings Verkümmerung ist — die Aneignungsfähigkeit verändert, und insofern diese Veränderung in einer entschiedenen Abschwächung oder gar Ertödtung besteht, wird durch sie auch der „Inhalt" des Bewusstseins verringert oder „brach" gelegt, insofern sie keine eigentliche Erlahmung aber doch eine vorzeitige Formirung des Assimilationsvermögens bedeutet, nimmt der früher gewonnene Inhalt des Bewusstseins allmälig die Form der gegenwärtigen Assimilationsthätigkeit an.

Diese Sätze werden durch die Erfahrung an geistesgesunden und geisteskranken Menschen überall bestätigt, und hinsichtlich der Blödlinge insbesondere ist zu bemerken, dass viele von ihnen ein sehr zähes Gedächtniss haben, und immer ein eben so gutes für die näher liegenden, relativ gegenwärtigen Erfahrungen wie für irgend eine vergangene Periode, indem ihnen vielmehr die Vergangenheit, grade wie es bei Gesunden der Fall, allmälig in den Hintergrund tritt oder eine veränderte Gestalt annimmt, so dass ihr Gedächtniss von dem der Gesunden sich nur durch die Beschränktheit des Erfahrungskreises und das Festhalten von Einzelnheiten, die unvermittelt und überraschend reproducirt werden, unter-

scheidet; ferner, dass sich die Aneignungsfähigkeit, die geistige Activität derjenigen Idioten, die sich wesentlich bessern — und dass es solche gibt, lehrt die Erfahrung — allerdings und nothwendig erhöht, so langsam dies geschehen mag — eine Erhöhung unter der die blosse Erweiterung des Wissens und Könnens nicht zu verstehen ist. Freilich gibt es auch solche Blödlinge, deren Geistesvermögen wesentlich dasselbe bleibt, obgleich sie dieses oder jenes lernen; aber von ihnen lässt sich so wenig wie von den andern, oder vielmehr noch weniger sagen, dass sie eine besimmte kindliche Entwicklungsstufe repräsentiren.

Wir finden demnach, dass sich die Auffassung Neumann's, nach welcher die Idiotie auf einem Stillstand der früher normalen Entwicklung beruht, in keiner Weise rechtfertigen lässt, wesshalb wir auch die Folgerung nicht zugeben können, dass Grad und Art der Idotie von dem Zeitpunkte abhängen, in welchem sie durch eine zufällige Erkrankung, bedingt, „eintritt.“ Wir müssen vielmehr statt eines Eintretens von einem Hervortreten der Idiotie sprechen, und obgleich im Allgemeinen das Übel um so „milder“ ist, je später es hervortritt — nämlich innerhalb der kindlichen Entwicklungszeit, weil für die der Geschlechtsreife dasselbe keineswegs behauptet werden kann — so wäre es doch eine Verwechselung von Grund und Folge, die Stärke des Übels von dem früheren oder späteren Hervortreten bedingt anzunehmen. Die Idiotie tritt im allgemeinen später hervor, wenn, also weil sie milderen Grades ist, erhält aber nicht umgekehrt eine mildere Gestalt, weil sie später hervortritt.

Wir haben uns also das Verhältniss so zu denken, dass die beschränktere oder mildere Deformität eine weitere normale oder normal erscheinende Entwicklung zulässt, indem jede Deformität, selbst die peripherischer Organe, nur in demselben Maasse sich herausstellt und geltend macht, in welchem der Organismus überhaupt sich entschiedener gliedert und die einzelnen Organe zu relativer Selbständigkeit gelangen. Hierbei ist allerdings nicht zu übersehen, dass eine gegebene Entartung um so leichter um sich greift, also zu einer relativ allgemeinen wird, je weniger sich die Organe ausein-

andergesetzt haben, während sie bei vorgeschrittener Entwicklung eher eine relativ partielle bleibt. Da jedoch andrerseits die Umbildungsfähigkeit der Organe mit dem Fortschreiten der Entwicklung abnimmt, und da wir vorläufig von der Ursache der Entartung absehen, sie also als eine hervortretende im Auge haben, so können wir offenbar trotz des eben anerkannten Gesetzes der „Ausbreitung" den Grad der Idiotie nur von der Intensivität der Entartung abhängig erklären. Ist diese Intensivität eine verhältnissmässig geringe und nehmen wir die Entartung als eine ursprünglich partielle an, so wird sie entweder eine solche bleiben, oder sich zwar verallgemeinern, aber in dieser Verallgemeinerung entweder abschwächen oder sich von Neuem reduciren, d. h. wieder zu einer partiellen werden. In dem ersten Falle wird die Folge, der idiotische Zustand, erst später hervortreten, in dem dritten zwischen den bedenklichen aber ihrer Natur nach noch unbestimmten Erscheinungen der ersten Kindheitsperioden und der späteren Ausprägung des Übels eine Zwischenzeit scheinbar normaler Entwicklung liegen, in dem zweiten die Geistesschwäche, so früh sie sich zeigt, als eine mildgradige auftreten. Nehmen wir die Entartung als eine ursprünglich allgemeine, als abnorme Zuständlichkeit des Cerebro-Spinalsystems an, womit der erste Fall an sich ausgeschlossen ist, so wird der Verlauf bei geringer Intensivität und unter günstigen Umständen ein dem zweiten oder dritten Falle entsprechender sein.

Die Entwicklungsgeschichten unserer Idioten, deren wir allerdings wenige vollständig erhalten konnten, geben uns für jeden dieser Fälle Beispiele, und wir müssen den zweiten, den eines von Geburt an bemerkbaren und sich fortsetzenden schwächlichen und krankhaften Zustandes, der sich nach der Seite der Geistigkeit hin als mildgradige Idiotie frühzeitig darstellt, Dr. Neumann gegenüber besonders hervorheben, weil er denselben weder beobachtet, noch an seine Möglichkeit gedacht zu haben scheint. Dagegen ist uns kein Beispiel einer in den späteren Kindheitsperioden durch eine zufällige Krankheit herbeigeführten Idiotie vorgekommen, wenn wir die mit der Epilepsie zugleich im siebenten Lebensjahr eintretende

Verblödung eines Mädchens (T. II. F. 3.) ausnehmen, die streng genommen keine eigentliche Ausnahme ist. Denn einestheils entwickelte sich hier die Verblödung mit der Epilepsie, so dass sie nicht als Folge derselben behauptet werden kann, sondern beide durch die gleiche Ursache bedingt erscheinen, anderntheils verstehen wir unter den späteren Kindheitsperioden die vom siebenten bis vierzehnten Jahr, wobei zu bemerken ist, dass die Idiotie als Folge einer bestimmten Erkrankung um so schwerer nachzuweisen sein möchte, je früher sie eingetreten, so dass die Neumann'sche Auffassung nur an Beispielen einer in den späteren Kindheitsperioden eingetretenen Idiotie einen eigentlichen Halt gewinnt.

Wir läugnen nun keineswegs, dass es Beispiele dieser Art gibt, es sind aber Ausnahmen, und wenn nur in sehr vereinzelten Fällen der Beweis, dass die Idiotie aus einer „zufälligen" Erkrankung des früher gesunden Kindes hervorgegangen ist, hergestellt werden kann, so erhält man mit diesem Beweise selbstverständlich nicht die Berechtigung, das Hervortreten der Idiotie als das Eintreten derselben oder als unmittelbare Folge einer verborgenen Erkrankung anzunehmen, während die Annahme, dass durchgängig eine längst gegebene Deformität, indem sie mit der Entwicklung hervortritt, die durch sie bedingte Idiotie zur Erscheinung bringt, sich auf Entwicklungsgesetze gründet und von vornherein eben durch die Seltenheit von Fällen, in denen sich eine dem Hervortreten der Idiotie voraufgehende und eine bis dahin gesunde Entwicklung nachweisen lässt, unterstützt wird.

Von den Eltern, welche über das Kindheitsleben ihrer idiotischen Kinder zu Mittheilungen veranlasst werden, wird allerdings häufig angegeben, dass dieselben an „Fraisen" (Eclamsia) gelitten haben und dass sich seitdem der krankhafte Zustand ausbildete; zuweilen werden auch Kopfverletzungen und Gehirnerschütterungen durch Fallen etc. erwähnt und diesen die Schuld der Verblödung beigemessen. Indessen ist der Werth solcher Mittheilungen und Vermuthungen für die Ätiologie des einzelnen Falles offenbar ein sehr geringer,

wenn die ärztliche Beobachtung fehlte und insbesondere auch die frühere Gesundheit des Kindes nicht erwiesen ist. Die Eltern haben ein gewisses natürliches Bedürfniss, den Zustand der Kinder in unglücklichen „Zufällen" begründet zu glauben; sie sträuben sich gegen die Vorstellung, dass das Übel angeboren gewesen sei und täuschen sich unwillkürlich über die vor und nach bestimmten Erkrankungen, Verletzungen etc. „beobachtete" Zuständlichkeit. Abgesehen hiervon aber bleibt einerseits, auch wenn Erkrankungen und Verletzungen einen Zustand, der sich immer mehr als Idiotie herausstellte, nachweisbar hinterlassen haben, die Frage unbeantwortet, warum bei den betreffenden Individuen grade diese Wirkung eingetreten ist, während sie in andern Fällen ausbleibt — denn die „Fraisen" haben eine Menge gesundbleibende Kinder gehabt und gefährlich erscheinende Erschütterungen und Verletzungen des Kopfes sind sehr häufig — andrerseits ist das Urtheil über den Gesundheitsgrad neugeborener oder im ersten Kindheitsalter befindlicher Kinder unter allen Umständen schwierig. Dabei ist hinsichtlich des ersten Punktes zu bemerken, dass häufig, und zwar nicht nur von Eltern und Verwandten, sondern auch von Ärzten die Wirkung von Erkrankungen und Verletzungen als eine nicht unmittelbar, sondern erst später eingetretene erwähnt und angenommen wird, und dass wir von unserem Standpunkte die m ö g l i c h e Richtigkeit einer solchen Annahme nicht läugnen können, eben desshalb aber das Zugeständniss in Anspruch nehmen müssen, dass möglicher Weise eine latente Krankhaftigkeit auch v o r jenen Zufällen vorhanden war. Was die Schwierigkeit anbetrifft, eine solche latente Krankhaftigkeit zu erkennen, so müssen sie beispielsweise Diejenigen anerkennen, welche die Ansicht vertreten, dass der Kretinismus immer angeboren sei, da zwar behauptet wird, dass der Kretinismus nach dem vierten, oder wie Andere wollen, nach dem siebenten Lebensjahre nicht mehr entstehe — eine Behauptung, die wir für den weiteren Termin annehmbar zu finden geneigt sind — aber zugleich aus der Zusammenstellung der Berichte über die Erscheinung der Deformität hervorgeht, dass in vielen Fällen erst im zweiten

oder dritten Lebensjahre das Vorhandensein des Übels sich entschieden offenbart.

Wenn wir, wie aus dem eben Gesagten sich ergibt, das Angeborensein des Kretinismus nicht läugnen wollen, so können wir doch nach den bisherigen Ausführungen durchaus nicht zugeben, dass sich, wie Dr. Neumann will, die Idiotie von dem Kretinismus durch das Nichtangeborensein unterscheide. Wir nehmen vielmehr mit Grund an, dass auch der nichtkretinische Idiotismus — um nicht immer, was Neumann als die richtige Ausdrucksweise besonders herorhebt: die Ursache, die den Idiotismus bedingt, zu sagen — in den meisten Fällen angeboren ist, und zwar der Art, dass schon in der ersten Kindheitsperiode die Symptome, die auf ihn schliessen lassen, hervortreten, oder als eine Anlage, die sich später auch unter den günstigsten Umständen herausstellt, d. h. realisirt oder endlich als eine solche, die bei zweckgemässer Pflege und Behandlung als Anlage überwunden werden kann. Der letzte Fall ist gewiss sehr häufig, und man darf daher allerdings auch von anerzogener Idiotie sprechen, da zweckwidrige Pflege und Behandlung auch die schwächste krankhafte Anlage derart stärken, dass sie zu einer unüberwindlichen wird.

Was die mannichfachen Ursachen betrifft, welche im zartesten Kindheitsalter Anämie und Hyperämie des Gehirns, Ergüsse, Tuberkeln etc. bedingen, und beispielsweise von Dr. Zillner zusammengestellt werden, um zu einer ätiologischen Basis für die Eintheilung der Idiotie zu dienen, so fallen sie zum Theil einer schlechten Pflege und Behandlung zur Last, sind aber nach unserer Ansicht nur in seltenen Fällen an sich das Resultat — die Idiotie — bedingende Ursachen, indem sie in der Regel eine schon gegebene Anlage voraussetzen, und für die Unterscheidung der Arten oder Formen der Idiotie vorläufig, d. h. so lange ihr die Bestimmtheit des Übels bedingende Wirkung nicht bis zum Resultate exact wissenschaftlich nachgewiesen werden kann, belanglos. Dabei ist zu bemerken, dass Zillner die Tendenz hat, eine wesentliche Differenz zwischen Kretinismus und Idiotie, sowie das Angeboren-

sein beider möglichst zu negiren. Dessen ungeachtet ragt die Zillner'sche Arbeit unter dem, was neuerdings über Kretinismus und Idiotismus veröffentlicht worden ist, bedeutend hervor, und sie nur beiläufig berücksichtigt zu haben, kann einer „kritischen Übersicht" über den gegenwärtigen Stand der Kretinen- und Idiotenfrage und die bezügliche Literatur nicht zur Empfehlung dienen. Die Tendenz Zillner's auch für den Kretinismus die „socialen" Ursachen gegenüber den „territorialen" in den Vordergrund zu stellen, darf in so fern als eine „heilsame" gelten, als mit dem Begriff der territorialen Ursache, sich der der Unüberwindlichkeit des Übels zu verknüpfen pflegt. Auch werden die territorialen Ursachen, die sich freilich nicht hinwegläugnen lassen, durch die „socialen" nicht nur wesentlich „unterstützt", sondern haben, consequent verfolgt, wenigstens theilweise ihren Grund in einer ursprünglichen „socialen" Unbefähigung der Bevölkerungen, welche die krankmachenden Territorien einnehmen, worauf wir schon im ersten Cyclus unserer Vorträge ziemlich ausführlich hingewiesen haben. Jedenfalls muss man den Begriff der socialen Ursachen weiter fassen als es dann geschieht, wenn man dabei nur an die socialen Übelstände denkt, welche rohe Vernachlässigung und mangelhafte Pflege der Kinder direct bedingen, und wir finden daher, dass Dr. Zillner, indem er die bezeichnete Tendenz verfolgt, eigentlich keinen Grund hat, die Annahme der angeborenen Idiotie auf die engsten Grenzen zurückweisen zu wollen.

Ausser der ausgesprochenen oder latenten Krankhaftigkeit der Eltern und abschwächenden, die Zeugungsfähigkeit herabstimmenden Lastern derselben kommen auch die Missverhältnisse, welche dem Zeugunsakte einen unnatürlichen Character geben, ferner gründlich verstimmende Einflüsse während der Schwangerschaft als mögliche Ursachen der vorgeburtlichen Begründung des Übels in Betracht, und dass dieselben, wenn man schädliche territoriale oder überhaupt Natureinflüsse und sociale Krankheitsbedingungen streng auseinander halten will, zu den letzteren gerechnet werden müssen, versteht sich von selbst, weil sie zu den schädlichen Naturein-

flüssen, die unmittelbar wirksam gedacht werden müssen, nicht gehören, während Jeder, der die individuelle Entartung nicht als ein zufälliges Factum hinzunehmen gewohnt ist, anerkennen wird, dass sie in socialen Missverhältnissen, den Entartungen der Civilisation wurzeln.

Ob bei den ärmeren oder wohlhabenden Volksklassen der sporadische Idiotismus häufiger vorkommt, möchte sich bei den gegebenen statistischen Unterlagen schwer ermitteln lassen; indessen haben wir Grund zu glauben, dass er als angeboren bei den höheren und höchsten Ständen mindestens eben so häufig, wo nicht häufiger ist wie bei den arbeitenden Klassen, während bei den letzteren die nach der Geburt wirksamen Verschlimmerungsursachen vorwiegen möchten, obgleich solche durch die Lebensweise der höheren Stände und die Art ihrer Kinderpflege keineswegs ausgeschlossen sind. — Zu den schädlichen Einwirkungen während der Schwangerschaft gehören auch die Versuche des Abortus, zu den Ursachen, welche die Zeugungsfähigkeit der Eltern herabstimmen, ihre nahe Verwandtschaft. Der verkümmernde Einfluss, welchen der Mangel der Kreuzung ausübt, ist vielfach nachgewiesen, und wie die Thatsache einerseits die Wichtigkeit erkennen lässt, welche überhaupt das Verhältniss, so die bestimmte Spannung der Eltern gegeneinander für das Product der Zeugung hat, so möchte andrerseits dem in ihr ausgesprochenen Gesetz eine allgemeine, ethnographische Gültigkeit zukommen, die natürlich in der gehörigen Modification aufzufassen ist.

Virchow unterscheidet bekanntlich den Kretinismus und Idiotismus so, dass der erste durch die territoriale, der zweite durch sociale Ursachen bedingt sei. Den Einwurf, der gegen diese Unterscheidung gemacht wird, dass darnach der sporadische Kretinismus, der sich doch nicht läugnen lasse, ganz mit der Idiotia congenita zusammenfallen würde, finden wir unberechtigt, insofern er die willkürliche Voraussetzung zum Hintergrunde hat, dass die Idiotie nicht angeboren vorkomme, also die Tendenz einer anderweitigen Unterscheidung, durch welche die schlechthin unläugbaren Fälle eines angeborenen Idiotismus unter den Begriff des sporadischen Kretinismus

gebracht werden sollen. Allerdings können wir auch der Virchow'schen Unterscheidung nicht ohne Weiteres beistimmen, weil wir es überhaupt für unzulässig halten, ein ätiologisches Unterscheidungsprincip anzunehmen, ehe der unterschiedene Krankheitscharacter genügend festgestellt ist. In dieser Beziehung sei auf das, was wir im ersten Cyclus unsrer Vorträge über die Auffassung der kretinischen Entartung, welche Knolz geltend gemacht hat, beigebracht haben, zurückgewiesen.

In dem Kreise unserer Idioten hat sich bis jetzt kein eigentlicher Kretin befunden, obgleich, wie gezeigt, die mannichfachsten körperlichen Leiden, Gebrechen und Missbildungen vorkommen. Dies könnten wir nicht aussprechen, wenn nicht die Erscheinung des Kretinismus eine characteristische wäre, und wie nach unserer Überzeugung dieser Character und sein organischer Grund von Knolz in zutreffender Weise ausgesprochen worden ist, so berechtigt uns unsere bisherige Erfahrung zu der Annahme, dass es in der That keinen sporadischen Kretinismus gibt, sondern geographische oder doch mindestens endemische Einflüsse nothwendig sind, um jene Überwucherung des Gangliensystems, welche der kretinischen Missgestaltung das Durchgreifende und Einheitliche verleiht, hervorzubringen.

Ob und wie sich der Idiotismus des Kretins, von dem des Nichtkretins unterscheide, ist eine weitergehende Frage, die früher schon berührt worden ist und auf die wir noch einmal zurückkommen müssen. Nur die eine Bemerkung sei hier noch angefügt, dass die Besserungsfähigkeit der Kretinen, wenn sie nicht dem tiefsten Grade derselben angehören, von den meisten Schriftstellern nicht bezweifelt wird, dass also in dem Angeborensein der Idiotie die Unmöglichkeit der Besserung von denen, welche den Kretinismus für angeboren halten, nicht gefunden werden kann, sowie die etwaige Annahme, dass grade die „extrauterinen Einflüsse“ die gefährlichsten oder unüberwindlichsten seien, wenn durch sie die Idiotie überhaupt bedingt werde, dann ausgeschlossen ist, wenn man behauptet, dass die Idiotie um so milder sei, je später sie eintrete. Hiernach scheint Herr Dr. Neumann an der Besse-

rungsfähigkeit der nichtkretinischen Idioten consequenter Weise nicht zweifeln zu dürfen, also annehmen zu müssen, dass die zum Stillstand gekommene Entwicklung irgendwie wieder in Fluss zu bringen sei.

Im graden Gegensatze hierzu behauptet Damerow die Unheilbarkeit der Kretinen und Idioten, insofern es sich bei ihnen um einen angeborenen Zustand handelt. Damerow sagt, dass bei den Kretinen und Idioten die Voraussetzung der Erziehung — die Entwicklungsfähigkeit — und die Voraussetzung der Heilung — die nach einem früheren gesunden Zustande eingetretene Krankheit — fehle, und dass es daher eine Selbsttäuschung oder eine Täuschung Anderer sei, sich die Erziehung und Heilung von Kretinen und Idioten als Aufgabe zu stellen. Wo ein Erfolg von irgend welchem Belange erzielt worden sei, hätten die theilweise geheilten und erzogenen Individuen von vorn herein nur der Kategorie der mit idiotischer Anlage Gebornen oder auch der bloss Zurückgebliebenen angehört.

Hiernach sieht Damerow von dem „anerzogenen“ Idiotismus ab, macht die „Zurückgebliebenen“, unter denen Neumann alle Idiotischen begreift, zu einer besonderen, ausserhalb des Idiotie liegenden Kategorie, und nimmt bei Allen, die noch als Idioten zu bezeichnen sind, mindestens die Anlage zur Idiotismus an. In dieser Beziehung stimmen wir mit ihm, wie es sich aus dem bisher Gesagten ergibt, insofern überein, als wir die Fälle, in denen der Idiotismus die Folge von schädlichen Einflüssen und von Krankheiten ist, welche die gesunde Entwicklung des Kindes abbrechen und gründlich stören, für Ausnahmsfälle, also das Angeborensein des Idiotismus oder seiner Anlage für die Regel halten, wobei jedoch sogleich bemerkt werden muss, dass nach unserer Ansicht in den meisten Fällen der nichtkretinischen Idiotie nur eine angeborene Anlage angenommen werden kann, wogegen bei der weitesten und zugleich strengsten Fassung des Begriffes „Anlage“ an sich kaum Etwas einzuwenden ist. Was aber die Folgerungen anbetrifft, die Damerow aus seinen Vordersätzen zieht, so müssen und werden wir darauf später zurückkommen.

2.

Die quantitative und die qualitative Unterscheidung der Idioten von den geistig Gesunden. — Die Idiotie als Krankheitsresultat und Krankheitszustand. Neumann und Damerow. — Die organische Bedingtheit der Idiotie. Keine Dürftigkeit, sondern Regelwidrigkeit der organischen Entfaltung und Gestaltung. — Die Behauptung der „Seelenlosigkeit“ bei Idioten. — Die Verinnerung und Veräusserung der Deformität; die Decentralisation. — Die grössere und geringere „Abgeschlossenheit“ des Idioten. Beispiele.

Wenn man von den Graden des Idiotismus spricht und sprechen darf, so scheint es sich von selbst zu verstehen, dass einerseits die milderen Formen des Übels eine Annäherung an den gesunden oder normalen Zustand des psychischen Lebens und zwar zunächst, sofern man unter den „Schwachsinnigen“ und „Zurückgebliebenen“ nicht mehr eigentliche Idioten begreift eine Annäherung an diese Zwischenstufen darstellen, anderseits das geistig gesunde Kind, während das Characteristische des idiotischen Zustandes sich noch bei dem mildgradigsten Idioten findet und erkennbar ist, über dem Schwachsinnigen und Zurückgebliebenen stehen muss. Indessen würde offenbar die Auffassung der Idiotie eine sehr äusserliche sein oder man dürfte vielmehr, streng genommen, von einem Character des idiotischen Zustandes gar nicht sprechen, sofern man sich den Übergang von dem normalen zu dem abnormen Zustande und umgekehrt als eine einfache, d. h. quantitative Abstufung, als eine Abnahme und Zunahme des geistigen Vermögens denkt. Denn was den Character ausmacht und einen Gegensatz abgiebt, kann nur eine qualitative Bestimmtheit sein, es müsste sich denn um die möglichen und wirklichen Extreme eines quantitativen Unterschiedes handeln, die allerdings als solche einen Gegensatz bezeichnen, obgleich eben nur desshalb, weil sie als der Mangel einer zu der begriffsgemässen Existenz noch nothwendigen Qualität und als die Steigerung derselben Qualität, die über das begriffsgemäss Nothwendige hinausreicht eine qualitative Gegensätzlichkeit bedingen und einschliessen. In diesem Falle aber kommen die Übergangsstufen überhaupt nicht in Betracht, und

da sie bei der Entgegensetzung des idiotischen und normalen Zustandes in Betracht kommen sollen und müssen, so hat man entweder den Gegensatz, nachdem man ihn ausgesprochen, oder vielmehr noch ehe man ihn ausgesprochen, wieder zu negiren, oder muss über die Auffassung der in Betracht kommenden Unterschiede als quantitativer sofort hinausgehen.

Dasselbe erscheint auch ohne Weiteres dadurch gefordert, dass man die Idiotie als eine Krankheit bezeichnet und bezeichnen darf, da Stärke und Schwäche eines Vermögens an sich weder Gesundheit noch Krankheit, die Grade der Stärke und Schwäche nicht die Übergangsstufen von der Gesundheit zur Krankheit und umgekehrt ausdrücken können, sondern es vielmehr zunächst für die Abnormität und sodann für die Krankheit auf das Missverhältniss des einen Vermögens zu den andern, der einen Function zu den übrigen, mit denen sie in der Einheit des organischen Lebens begriffen ist, des einen Processes zu der Ganzheit des Lebensprocesses, also auf die Störung des nothwendigen Gleichgewichtes und des nothwendigen Zusammenhanges ankommt, sodass der Krankheitscharacter sich eben so gut in der Stärke wie in der Schwäche eines Vermögens finden lässt.

Aber Dr. Neumann unterscheidet ja sehr ausdrücklich den selbst von Blödsinn dem „was die geistige Entwicklung nicht zu Stande kommen lässt", was also den Blödsinn bedingt, und nur auf dies Bedingende braucht er, wie es scheint, den Krankheitsbegriff anzuwenden, während Damerow, indem er den Anfang einer normalen Entwicklung, den Neumann annimmt, läugnet, zu dem Satze gelangt, dass die Kretinen und Idioten, insofern sie „nie seelen- und geistesgesund gewesen, auch nicht seelen- und geisteskrank sein, werden" können, folglich denselben als nicht Erkrankten die Krankheit abspricht. Trotz ihrer verschiedenen Ausgangspuncte treffen demnach die beiden Schriftsteller darin zusammen, dass sie die Idiotie als Seelen- und Geisteskrankheit nicht betrachten, indem sie eben der Eine für eine Gehemmtheit, die ein Krankheitsresultat ist, der Andere für einen Mangel des Seelen- und Geisteswesens, bei dem von einem Krankwerden und Kranksein der

Seele oder des Geistes nicht die Rede sein kann, für eine Nullität ansieht. Wie die „Gehemmtheit" des geistigen Vermögens aber verschiedene Grade und somit eine stufenweise Annäherung an den normalen Zustand zulässt, so ist eine Abnahme oder eine Schwäche des geistigen Vermögens, die bis zur Nullität reicht, also gleichfalls eine Abstufung, ein Mehr oder Weniger denkbar, bei dem man von dem Grunde abstrahiren kann. Auf diese Weise wäre denn die Zumuthung, die Idiotie qualitativ zu bestimmen, abgewiesen oder umgangen, indem weder die Gehemmtheit noch die relative „Nullität" eine allgemeine qualitative Bestimmtheit ausdrücken und in sich selbst qualitative Unterschiede zu lassen. Freilich kann dann auch von einer eigentlichen Abgrenzung der Idiotie gegen den normalen Zustand nicht mehr die Rede sein. Denn die Schwäche ist an sich keine Abnormität, und wo die Schwäche aufhört und die Stärke beginnt, ist offenbar so schwer zu sagen, dass es eben desshalb bis jetzt nicht gesagt worden ist; die „Gehemmtheit" aber drückt allerdings, insofern sie als in der Zeit der Entwicklung eingetreten angenommen wird, eine Abnormität aus, aber wie keine bestimmte Qualität des geistigen Zustandes, so keine bestimmte Quantität oder Höhe des geistigen Vermögens, da die geistige „Entwicklung" bei jedem Menschen einmal zum „Abschluss" kommt — ein Abschluss, der natürlich nur als relativer zu begreifen ist — und zwar unter verschiedenen „Umständen", zu denen Clima, Lebensweise, Abstammung und individuelle Anlage gehören, früher oder später, ohne dass der Gehalt und die Höhe des geistigen Vermögens durch die Zeit, in welcher die Entwicklung stattfindet, irgendwie bestimmt wäre. Das „Abnorme bei den Idioten liegt also, eine eintretende Hemmung angenommen, nur in dieser oder darin, dass die geistige Entwicklung innerhalb der Entwicklungszeit oder ehe sie in natürlicher Weise vollendet ist, zum Abschluss gebracht wird, während, wie Dr. Neumann sagt, der „Körper sich noch kräftig entwickeln und das unglückliche Geschöpf selbst eine hohe Lebensdauer erreichen kann."

Möglicher Weise aber ist z. B. bei einem städtischen

Kinde von 10 Jahren die geistige Entwicklung weiter vorgeschritten, als bei einem Landkinde von 12 oder 15 Jahren, und jedenfalls bei einem sechsjährigen deutschen Kinde weiter, als sie bei einem Lappen oder Grönländer überhaupt vorschreitet, so dass mit der Abnormität eine Stufe des geistigen Vermögens nicht ausgesprochen ist. Dies gilt jedoch bei der Verschiedenheit der Anlagen nicht nur von ungleichen, sondern auch von gleichen Verhältnissen, insofern wirklich, wie Neumann ausdrücklich annimmt, das zur Zeit der Hemmung vorhandene Vermögen sich nach Gehalt und Form — Functionsfähigkeit — erhält. Wir finden also in der That bei Neumann so wenig wie bei Damerow wie Idiotie als Zuständlichkeit des Seelen- und Geisteslebens qualificirt, und beide müssen consequenter Weise den Unterschied der Idioten von den gesunden Kindern und ihrem Unterschied unter sich, sofern sie ihn wirklich bestimmen wollen, in die Bedingtheit des geistigen Unvermögens und die Unterschiede dieser Bedingtheit, also in die verschiedenen Ursachen setzen, welche eine ähnliche, d. h. wesentlich gleiche, aber dennoch an und für sich die idiotischen von den normalen Individuen nicht abscheidende Folge haben.

Wir haben gegen diese Auffassung schon geltend gemacht, dass kein Idiot eine bestimmte kindliche Entwicklungsstufe auch in seelischer oder geistiger Hinsicht darstellt, dass sich vielmehr in den meisten Fällen ein theilweises Zurückgebliebensein und eine theilweise Vorentwicklung zeigt, dass der geistige Zustand des Idioten Veränderungen erleidet, die sich als Ausbildung des grade vorhandenen Vermögens — in dem Sinne einer abgeschlossenen Entwicklung — nicht erklären lassen, dass die „Zwischenstufen“ des Schwachsinns und des Zurückgebliebenseins die normalen und idiotischen Individuen, was die Ausdehnung des geistigen Vermögens anbetrifft, nicht scheiden, sondern vielmehr normale Individuen von einer geistigen Beschränktheit vorkommen, der gegenüber manche Idioten als geistig entwickelter gelten müssen, während doch diese in einem „Etwas“, das eben die Idiotie ausmacht, unter jenen stehen. Es ist leicht zu sehen, dass

diese „Einwendungen" theils der Neumann'schen, theils der Damerow'schen Auffassung gelten, und dass sie sich auf den Boden der Erfahrung stellen, wobei allerdings zu bemerken ist, dass fast immer Verschiedene verschiedene Erfahrungen gemacht zu haben behaupten, und dass, was die letzte Einwendung betrifft, Derjenige, der die Idioten von den Gesunden und unter sich durchaus nur quantitativ unterscheiden, also eine feste Grenzlinie eigentlich nicht ziehen will, den idiotischen Character der Idioten, die mehr geistiges Vermögen als beschränkte normale Individuen, oder die Normalität der Gesunden, die im Bezug auf den Umfang des geistigen Vermögens unter Idioten stehen, einfach läugnen könnte. Indessen dürfen wir auf das Bestimmteste aussprechen, dass kein wirklicher Beobachter diese Verläugnung festhalten wird, und ausserdem verstösst, wie wir gleichfalls schon angedeutet, die Annahme, dass verschiedenartige Ursachen eine gleiche, wenn auch gradweise verschiedene Wirkung, und zwar eine Wirkung, die sich auch ohne jene Ursachen, obgleich in einem geringeren Grade vorfindet, hervorbringen können, so entschieden gegen das Gesetz der „Analogie", dass sie von vornherein zurückgewiesen werden muss, sofern nicht etwa behauptet werden soll, dass die Wirkung, um die es sich handelt, die Veränderung eines Wesens ist, das seiner Natur nach nur in einer Weise verändert, nämlich nur geschwächt oder gestärkt werden kann. Eine solche Behauptung aber müsste sich auf offenbare und unzweifelhafte Thatsachen stützen, während sie, in Bezug auf die Idioten geltend gemacht, durch die wirkliche Erfahrung bald widerlegt wird, oder vielmehr dem erfahrungsmässigen Begriffe, den wir vom geistigen Vermögen haben, an sich widerspricht, da Jedermann zugeben muss, dass die geistige Begabung eine nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschiedene ist, und dass, wenn wir sie überhaupt als organisch bedingt annehmen, sich gar kein Grund denken lässt, wesshalb sie nur als quantitative und nicht auch als qualitative bedingt sein soll.

Gehen wir von der organischen Bedingtheit des geistigen Vermögens aus, so können wir jene äusserste Beschränktheit,

durch welche sich das normale Individuum der Idiotie annähern soll, ohne idiotisch zu werden, nur in einer äusserst dürftigen Entfaltung und Gestaltung der „Organe des Geistes“ begründet sehen, da die Regelwidrigkeit durch die Normalität ausgeschlossen ist. Dagegen müssen wir bei den Idioten eine solche Regelwidrigkeit annehmen, wenn wir nicht entweder die Voraussetzung eines Krankheitsprocesses — sei es ein extrauteriner oder intrauteriner — also die krankhafte Bildung als eine keineswegs nothwendige, für die Erscheinung der Idiotie vielmehr gleichgültige, oder als die einzige Folge, welche Krankheiten des Gehirns und krankhafte Störungen der Gehirnentwicklung haben können, eine noch mehr als nothdürftige Entfaltung und Gestaltung des Gehirns behaupten wollen. Die letztere Behauptung steht in so schroffem Widerspruche zu aller medicinischen Erfahrung, dass sie nicht leicht Jemand vertheidigen wird; für die erstere wäre zu beweisen, dass die Verkümmerungen, Verbildungen und Entartungen der Centralorgane des Nervensystems, die bei vielen Idioten nachgewiesen sind, entweder nur zufällig mit der Idiotie zusammentreffen oder die für die Idiotie nicht nothwendige Veräusserung einer durchaus ursprünglichen Abnormität darstellen, die als solche die Idiotie einschliesst.

Dass nun die Annahme eines zufälligen Zusammentreffens die willkürlichste ist, die sich denken lässt, springt in die Augen, während die eines ursprünglichen, bei vielen Idioten „innerlichbleibenden“ und eine vollkommene „körperliche“ Entwicklung wie eine normal erscheinende Gehirnbeschaffenheit und Gehirnbildung nicht ausschliessenden Grundes nicht ohne Weiteres abzuweisen ist, sondern vielmehr eine Hypothese zur Erklärung von Thatsachen abgibt, die sich sonst nicht erklären lassen. Indessen ist dabei zunächst zu bemerken, dass die normale Gehirnbeschaffenheit und Gehirnbildung bei Idioten ein durch die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen oder auch überhaupt möglichen Untersuchungsmittel bedingter Schein sein kann, und weiterhin müsste man entweder die organische Bedingtheit der psychischen Energieen gradezu läugnen oder hat anzuerkennen, dass die ursprüngliche Abnormität,

welche die Ursache der Idiotie sein soll, eine im stricten Sinne innerliche nicht bleiben kann, sondern vielmehr gerade in demselben Maasse, in welchem sie in der That eine ursprüngliche ist, den Character des werdenden Organismus durchgreifend bestimmen muss. Erkennt man dies aber an, so wird die Frage, ob man für die den Idiotismus bedingende Abnormität einen „eigentlichen" Krankheitsprocess voraussetzen will oder nicht, zu einer belanglosen, bei der es sich nur noch um die mehr oder weniger genaue Definition von Krankheit handelt, da die Abnormität mit Regelwidrigkeit gleichbedeutend und es gleichgültig ist, in wieweit wir uns dieselbe als Resultat oder als Product eines vorangegangenen Processes vorstellig machen können und wollen. Denn obgleich jedenfalls für den Zustand ein Process vorausgesetzt werden muss, und obgleich das Intrauterinleben unzweifelhaft eine Menge abnormer Processe, die man nach Belieben eigentliche oder uneigentliche Erkrankungen nennen mag, zulässt, obgleich demnach die gesunde und die krankhafte Intrauterinentwicklung unterschieden werden muss, und dieser Unterschied für die Bestimmung des Idiotismus nicht gleichgültig sein kann, so genügt doch die Anerkennung, dass die Idiotie in einer Abnormität, so „ursprünglich" diese vorgestellt werden mag, begründet ist, um den idiotischen Zustand von dem eines schwachen oder beschränkten Geistesvermögens abzuscheiden und die Möglichkeit zu folgern, dass der Idiot das normale Individuum an Stärke und Ausdehnung des geistigen Vermögens übertreffen kann.

Die normale Entfaltung und Gestaltung der Organe, deren Function die Bethätigung der geistigen Vermögen ist, kann eine höchst dürftige sein — wobei die Dürftigkeit der Entfaltung und die der Gestaltung zu unterscheiden bleibt — und wir finden in diesem Falle Schwäche oder Beschränktheit der geistigen Vermögen; eine abnorme, also regelwidrige Entfaltung und Gestaltung jener Organe schliesst die Stärke und Ausdehnung einzelner geistiger Vermögen keineswegs aus, so wenig wie z. B. Abnormitäten des Bewegungsapparates schlechthin Kraftlosigkeit oder Ungeschicklichkeit bedingen. Selbst durch die Entartung — bei welcher man an „materielle Veränderungen"

zu denken hat, und welche die eine Art der Deformität ist — wird der Mangel des geistigen Vermögens nicht bedingt, insofern sie eine partielle oder als allgemeine eine „mildgradige" ist. Andrerseits aber muss allerdings, wenn von Idiotie die Rede sein soll, die Abnormität bis zur Deformität reichen und das normale Verhältniss des Individuums zu den Andern und zur Aussenwelt schlechthin unmöglich machen oder verschieben. Damit und in dieser Hinsicht sind die Idioten mit den erwachsenen „Geisteskranken" auf eine Linie gestellt, obgleich es natürlich einen wesentlichen Unterschied macht, ob die Störung der „Geistesgesundheit" eintritt oder hervortritt — denn auch bei den erwachsenen Geisteskranken wird man nicht blos von einem Eintreten der Störung sprechen können — wenn die körperlich-geistige Entwicklung schon oder noch nicht zu dem relativen Abschlusse gekommen ist, der sich in der Geschlechtsreife ausprägt.

Gegen diejenigen, welche den Idiotismus als Seelenlosigkeit bezeichnen, ist schon von mancher Seite mehr oder minder deutlich ausgesprochen worden, dass diese Auffassung selbst eine herzlose und geistlose sei. Obgleich indessen diese scharfe Gegenäusserung ihren guten Grund in dem Unwillen hat, den der Mangel des Willens, einem vorhandenen Elende möglichst abzuhelfen, wenn er sich hinter ein absprechendes Beseitigen der betreffenden Frage versteckt, immer hervorrufen sollte, so lässt sich doch jene Auffassung entschuldigen und erscheint in einem milderen Lichte, wenn man bedenkt, dass es die Vorstellung des tiefsten und verwahrlosesten Idiotenthums war, welches den Begriff desselben abgab, dass, wenn nur die Stufen des Geistesvermögens in das Auge gefasst werden, die unterste als Mangel desselben definirt werden muss, und dass die menschliche Seele, weil ihr die Geistigkeit wesentlich eignet, in der That nicht zu ihrer Existenz gelangt ist, wenn ihre Anlage zur Geistigkeit unentwickelt bleibt, während doch aus demselben Grunde der am tiefsten stehende Idiot kein Thierwesen darstellt. Wenn gesagt werden kann, dass der lebensfähige Organismus eine „Psyche", die ihn wirkt und in dieser Wirksamkeit sich selbst

producirt, der menschliche Organismus also eine menschliche Psyche voraussetzt, so muss doch auch gesagt werden, dass, wenn die Wirksamkeit der Psyche eine gehemmte und gebrochene ist, wenn sie also die Organe, deren sie bedarf, um sich zu produciren — eine Production, welche sich im Bewusstsein durchsetzt und Verwirklichung des Bewusstseins ist — nicht fortgesetzt zu schaffen und zusammenzuhalten vermag, ihre Selbstproduction eine gehemmte und durchbrochene sein muss. Hat man aber anerkannt, dass die Selbstproduction der Psyche wesentlich und dass ihre Existenz ein zweiseitiger Process ist, dessen eine Seite im Bewusstsein liegt, so ist die Frage, ob sich nicht etwa die Substanz der Psyche, während sie in den Process, der sie verwirklichen müsste, nicht eingeht, erhält, eine unzulässige oder mindestens müssige. Man müsste etwa ausdrücklich die Hypothese ausführen wollen, dass die menschliche Psyche vermöge ihrer Anlage zur Geistigkeit, wenn die zur Vermittlung des objectiven Bewusstseins nothwendige Beziehung zur Aussenwelt abgebrochen oder wesentlich erschwert ist, eine eigene Empfindungsfähigkeit für die Zustände und Vorgänge des organischen Lebens, die bei der normalen Beziehung zur Aussenwelt nicht in das Bewusstsein eintreten, zu entwickeln und die auf diese Weise entstehenden Empfindungen zu objectiviren vermöge, so dass ihr ein Vorstellungsleben eigne, das mit dem Traumleben der Gesunden verglichen werden könne, aber seinem Inhalte nach eine für uns fremdartige „Welt“ sei. Das Gebiet derartiger Hypothesen — auf dem sich z. B. ein Schubert mit Vorliebe bewegte — wenn auch nur kritisch zu betreten, sind wir nicht genöthigt oder veranlasst, da für die Heilpädagogik nur diejenigen Einwirkungen, Erscheinungen und Vorgänge ein praktisches und theoretisches Interesse besitzen, welche sich beobachten und auf die normale Seelenthätigkeit irgendwie beziehen lassen, während wir von vornherein den Grund und den Character des idiotischen Zustandes nicht in einer bis zum Mangel reichenden Dürftigkeit, sei es der Organe oder des Urvermögens, sondern in einer Deformität jener Organe finden, die eine Entartung oder Verkehrung des

plastischen und Bethätigungstriebes voraussetzt oder bedingt.

Dieselbe Betrachtungsweise erweitert den Begriff der Idiotie, weil sie die Entwicklung von Geistesvermögen bei Idioten zulässt, setzt aber ihr Bewusstsein als ein gebrochenes, unbestimmtes und verdunkeltes oder als ein verfälschtes und verschobenes. Die Energie der innerlichsten, die unmittelbare Aktivität des Selbstbewusstseins oder die Opposition desselben gegen die Erregungsprocesse ausdrückenden Reflexion könnte bei dem Idioten eine gleiche sein, wie bei normalen und nicht dürftig begabten Idividuen, während doch die Gebrochenheit der Erregungsprocesse und das Missverhältniss der relativ peripherischen Reflexionsorgane das objective Bewusstsein trüben oder die Sicherheit des Selbstbewusstseins, seinen Schwerpunct gewissermaassen verrückend, aufheben könnten und müssten. Indessen ist die Entwicklung und Form jeder Energie von dem Inhalte, den sie gewinnt und von dem Modus ihrer Übung abhängig, und in einem organischen Zusammenhange setzt sich jedes organische Missverhältniss wie jede organische Entartung nach innen und aussen fort. Daher ist eine „centrale“ Energie insoweit nicht vorhanden, als sie nicht ihre „peripherische“ Vermittlung hat, und sie existirt zwar, aber ohne ihren Begriff zu erfüllen, ohne also das zu sein, was sie an sich ist, wenn ihre Wirksamkeit thatsächlich keine centrale, sondern mehr oder weniger in die Peripherie verlegt ist. Wo wir einen Dämmerungszustand des Bewusstseins — der ein anderer ist, wie das abwechselnd eintretende Traumleben und wie die Unbestimmtheit des noch unentwickelten kindlichen Bewusstseins — vorfinden, haben wir Energielosigkeit der Reflexion anzunehmen, wo das Selbst nicht das rechte Verhältniss zur Objectivität gewinnt, weil es sich nicht als Regulator der psychischen Processe geltend macht, ist es thatsächlich nicht hergestellt. Ferner dürfen und müssen wir in vielen Fällen die Deformität, mit welcher die Energielosigkeit der Reflexion und das die Centralität des Selbstbewusstseins aufhebende Missverhältniss der Energieen gegeben sind, als eine möglichst ursprüngliche, d. h. sich in

der Beschaffenheit und Gestaltung der Organe veräussernde annehmen. Wir haben es aber immer, wo wir von Idiotismus sprechen dürfen, mit einer Deformität, welche in der einen oder in der andern Art Decentralisation ist, nicht mit einer schwächlichen Existenz und einer nothdürftigen Gestaltung zu thun, bei welcher die normale Gliederung und der normale Zusammenhang der Organe vorhanden sind. Eben desshalb kann zunächst das seelische Vermögen bei Idioten nach Umfang und Inhalt grösser sein, wie bei den Schwachsinnigen, „Zurückgebliebenen“ und Beschränkten, ja selbst bei solchen Kindern, die zu diesen Kategorieen nicht mehr gehören. Weiterhin aber können die seelischen Vermögen, die sich bei Idioten entwickeln, trotz der Decentralisation, welche diese Entwicklung immer zu einer abnormen macht, den Character der Geistigkeit annehmen, weil dieser Character in der psychischen Anlage des Menschen, also auch des Idioten — denn menschliche Zeugung und Gestalt bedingen die psychische Menschlichkeit — gegeben ist, und zwar als jener allgemeine Trieb, der sich in jedes menschliche Vermögen, sofern es zur Entwicklung kommt, hineinlegt, und den wir früher als Offenbarungstrieb bezeichnet haben. Der Idiot (milderen Grades) hat, wie das normale menschliche Individuum, das Bedürfniss des freien Vorstellens — d. h. zunächst der willkürlichen Erzeugung von Vorstellungen — und des freien, „selbstzwecklichen“ Darstellens; er hat eben deshalb auch das Bedürfniss der „Mittheilung“, und zwar eines bezüglichen receptiven und productiven Verhaltens. Allerdings reicht das Bedürfniss über die Fähigkeit hinaus, während es nur durch diese sich bestimmt, und die Fähigkeit bleibt ohne erzieherische Einwirkung unentwickelt. Beides aber gilt in gleicher Weise von dem normalen Individuum, nur mit dem Unterschiede, dass seine ganze Bethätigung und Befähigung eine zusammenhängende ist, und dass auf sein Vorstellen und Wollen weit leichter und directer eingewirkt werden kann wie bei dem Idioten, der durch seinen Zustand mehr oder weniger isolirt ist, wie es auch sein Name ausdrückt.

Die vollständigste Abgeschlossenheit gegen die Aussen-

welt stellen diejenigen Idioten dar, deren Sinnlichkeit — von der Essgier abgesehen — kaum zu erregen ist, denen also schon das „äussere“ Perceptionsvermögen — eine Bezeichnung, die eine uneigentliche aber verständlich genug ist — fehlt. Diesem Mangel entspricht die Unbestimmbarkeit der Bewegungen und Äusserungen, die sich meist — wieder von dem Esstriebe abgesehen — als unmotivirt darstellen. — In unserem Kreise hatten wir nur ein ausgeprägtes Exemplar dieser Art, einen elfjährigen Knaben jüdischer Nationalität mit einer keineswegs hässlichen Gesichtsbildung, da vielmehr der Schnitt seines Gesichtes etwas Edles hatte, und die grossen Augen, obgleich sie gewöhnlich starr in die Ferne gerichtet schienen, oder auch weil dies der Fall war, den Eindruck des inneren „Schauens“ machten. Die Haltung des Körpers war eine vorgeneigte, der Gang, zu dem er wie eine Maschine gebracht werden musste und konnte, ein langsamer und stampfender. Die Unempfindlichkeit seiner Sinne, auf welche aus dem Ausbleiben der Reflexbewegungen und der willkürlichen Gegenbewegungen geschlossen werden musste, war bei seinem Eintritt in die Anstalt — denn der Zustand besserte sich nach Verlauf eines Halbjahres in mehrfacher Hinsicht — ausserordentlich. Nur ein sehr starkes und lange anhaltendes Drücken oder Kneipen eines Körpertheiles brachte eine entschiedene Gegenbewegung hervor. Seine Aufmerksamkeit war weder durch das Vorzeigen von frappanten Gegenständen — ganz nahe gebrachte Esswaaren ausgenommen — noch durch die stärksten Geräusche zu erregen, wovon jedoch die Musik eine merkwürdige Ausnahme machte. Wurde der Flügel gespielt, so näherte er sich langsam und die Aufregung, in die er versetzt wurde, entlud sich schliesslich in einem lebhaften Stampfen mit den Füssen, das auch sonst zuweilen ohne erkennbares Motiv ausbrach. Eine höchst auffallende Erscheinung war auch, dass er es liebte, in die Sonne zu starren und dies, ohne zu zwinkern so lange, als es geduldet wurde, fortsetzte, während doch dem Auge die Reizbarkeit nicht fehlte, wie das Bemerken von Esswaaren verrieth, denen sein Blick folgte. — Ein anderer Knabe von acht Jahren mit hässlichen, groben

und verzwickten Zügen, schielenden Augen und verbutteter Gestalt, war zwar empfindlich für sinnliche Eindrücke und willkürlicher Bewegungen fähig, zeigte aber durchaus keinen andern Trieb als die Essgier und schrie fast beständig, wenn er nicht mit dem Essen beschäftigt war. — Ein mikrocephales Mädchen von vier Jahren, mit einem bleichen, fein geformten Gesicht, auffallend gebogener Nase und grossen blauen Augen, die beständig zuckten, gab so zu sagen ein lebendes Bild ab. Fast keiner willkürlichen Bewegung fähig, liess sie erst später, als ihre Ernährung und ihr Befinden sich etwas gebessert hatte, ihre Aufmerksamkeit durch glänzende Dinge, durch Klingeln u. s. w. anregen, und zeigte ihre Befriedigung durch Lächeln. Sie am Leben zu erhalten, ist nicht gelungen.

Zwischen diesen drei Gestalten und den übrigen Idioten der „Levana" waren Übergangsstufen kaum vertreten, indem sich die Sinnlichkeit durchweg entwickelt zeigte — wenn auch die Raschheit und Sicherheit der sinnlichen Auffassung eine sehr verschiedene war — und die Tendenz der willkürlichen Bewegung nirgends fehlte, also die Fähigkeit dazu nur gehemmt und beeinträchtigt erschien, während sie in Ausnahmefällen ungewöhnlich entwickelt war. Von der Mannichfaltigkeit der körperlichen, moralischen und intellectuellen Zustände bei unsern Idioten, haben wir ein Bild zu entwerfen gesucht, und die hierzu gegebenen Characteristiken haben wohl zur Genüge gezeigt, dass der Idiotismus die Entwicklung geistiger Vermögen und solcher moralischer Eigenschaften, in denen sich das menschliche Gemüth offenbart, nicht ausschliesst, während die körperliche Normalität auch bei den nichtkretinischen Idioten eine Seltenheit ist.

Die Gruppirung der verschiedenen Gestalten ist den nächstfolgenden Vorträgen vorbehalten, und zwar werden wir, ehe wir die Formen der Idiotie characterisiren, ihre Grundunterschiede sowie die Kategorieen der Schwachsinnigen, Zurückgebliebenen und Beschränkten mit fortgesetzter Berücksichtigung der organischen Bedingtheit des Zustandes näher in das Auge zu fassen haben. Dass die genannten Kategorieen in der Levana vertreten waren, ergab sich schon daraus, dass

abgesonderte Anstalten für dieselben in unserm weitesten Umkreise nicht bestehen. Indessen gehörten zu ihnen diejenigen, deren geistiges Vermögen am weitesten entwickelt war, und die dessenungeachtet noch als Idioten bezeichnet werden müssen, nicht, wie beispielsweise der Knabe, den wir als ein Muster moralischer Hässlichkeit dargestellt haben, dem aber trotz seiner Fähigkeiten der idiotische Zug nicht fehlt, weder zu den Schwachsinnigen, noch zu den Zurückgebliebenen, noch zu den Beschränkten gerechnet werden konnte.

Dritter Vortrag.

1.

Die idiotische Individualität als Krankheitsproduct. — Das Verhältniss der Formen der Idiotie zu den normalen Typen als das der Correspondenz. — Dr. Neumann und Dr. Zillner. — Das Angeboren- und Anerzeugtsein des Idiotismus. — Der Begriff des Endemischen. Dr. Zillner's Abhandlung über die endemische Idiotie in Salzburg. — Der Unterschied des kretinischen und nichtkretinischen Idiotismus ist nicht aufzugeben; die ätiologische Eintheilung unmöglich und unberechtigt.

Nach der Anschauungsweise des Dr. Neumann würde es, wie wir gesehen haben, nur Grade des Idiotismus geben, und die verschiedenen Charactere, in denen er erscheint, also seine qualitative Bestimmtheit auf die Unterschiede der an sich gegebenen Individualität — Unterschiede, deren Mannichfaltigkeit und Complicirtheit eine „unbegrenzte" ist — zurückzuführen sein. Bei dieser Annahme verstünde es sich von selbst, dass die Typen der normalen Individualität, insofern sich solche feststellen lassen, auch im Bereiche des Idiotismus vertreten sind, es könnte aber eben desshalb von einer pathologischen Bedingtheit der besonderen Ausprägung des einen oder des andern Typus oder sogar des Typus als solchen nicht die Rede sein, so dass für die Pathologie des Idiotismus die Berücksichtigung der Typen belanglos wäre. Obgleich wir nun, wie aus der kurzen Characteristik der Arten der Idiotie, die wir im ersten Cyclus unserer Vorträge (Band I, Vortrag VIII.) gegeben haben, hervorgeht, für die Idioten keine andere Eintheilung oder Typenbestimmung für möglich und nothwendig halten als eine den normalen Typen entsprechende, so sehen

wir doch nicht nur die Carricatur des normal Typischen, wie sie durch die verschiedenen Arten der Idiotie ausgeprägt wird, sondern unter Umständen die typische Bestimmtheit selbst, d. h. als allgemein gefasste, in dem organischen Leiden, welches die Idiotie bedingt, begründet, also mit dem organischen Grunde der Idiotie ihre bestimmte Form gegeben. Denn wie wir die Vorstellung Dr. Neumann's, nach welcher die bis zu einem gewissen Zeitpunkte normal entwickelte „geistige Individualität" durch das Eintreten der Idiotie oder der sie bedingenden Krankheit „stationär" gemacht wird, abweisen mussten, so konnten und können wir auch nicht zugeben, dass das geistige Vermögen im Entstehen der Idiotie einfach, obgleich verschiedengradig, gehemmt oder geschwächt werde, mussten und müssen vielmehr auf das Wie der Hemmung oder Schwächung, die keineswegs immer eine allseitige ist, also auf die Verschiedenartigkeit der Wirkung, die eine Verschiedenartigkeit der Ursache voraussetzen lässt, den Nachdruck legen, den die Bestimmung des Übels erfordert, und demnach weiterhin den Character des Idioten, wie er sich gerade darstellt, als Krankheitsproduct auffassen, da offenbar die gegebene geistige Individualität, wenn wir eine solche annehmen wollen, durch eine nicht schlechthin hemmende oder schwächende, sondern partiell wirksame und das bisherige Verhältniss der Fähigkeiten und Thätigkeiten verschiebende Ursache wesentlich geändert, folglich einem andern Character, den sie natürlich nur in pathologischer Form erscheinen lässt, angenähert werden kann. Diese Auffassung aber wird um so berechtigter sein, d. h. wir werden um so entschiedener nicht sowohl den idiotischen Zustand als vielmehr die Individualität des Idioten, wie sie sich eben darstellt, in der Art seiner Erkrankung begründet sehen dürfen, je früher die Idiotie eingetreten ist oder als eingetreten angenommen werden kann, je weniger sich also von einer schon vorher gestalteten Individualität sprechen lässt.

Dass es nun durchaus willkürlich ist, die Idiotie als nicht „angeboren" gegenüber dem Kretinismus anzunehmen, also alle Idioten, bei denen das Angeborensein des Übels ausser

Frage steht oder doch im hohen Grade wahrscheinlich ist, als Kretinen zu bezeichnen, und umgekehrt die Kretinen oder was man bis jetzt so genannt hat, bei denen das Übel sich nachweisbar erst innerhalb der ersten und zweiten Kindheitsstufe herausstellte, als „blosse“ Idioten, damit aber gerade über die characteristischen Merkmale des kretinischen und nichtkretinischen Idiotismus hinwegzusehen oder der alten Unterscheidung, indem man die Namen festhält, eine neue unterzuschieben, möchte nach dem früher Gesagten einer weiteren Begründung nicht bedürfen; wir können uns indessen in dieser Beziehung noch ausdrücklich auf Dr. Zillner berufen, dessen in der betreffenden Litteratur hervorragende Abhandlung über „die Idiotie in Salzburg“ wir schon mehrfach erwähnt und auch weiterhin zu berücksichtigen haben, und zwar ist diese Berufung möglich, obgleich Dr. Zillner die Tendenz hat, die Unterscheidung zwischen kretinischen und nichtkretinischen Idiotismus womöglich ganz zu beseitigen. Das, worauf es Dr. Neumann gegenüber ankommt, ist dies, dass nach Zillner bei einer Menge von Fällen des sporadischen Idiotismus die Entstehungsursache in das Eileben zurückversetzt werden muss, während bei einigen dieselben pathologischen Vorgänge vor und nach der Geburt aufgetreten sein können, ohne in ihrer endlichen Folge wesentlich abzuweichen, dass aber, wenn die endemische oder sporadische Erscheinung der Idiotie für deren Character in der That gleichgültig wäre, der Name des Kretinismus ruhig aufgegeben werden könnte oder vielmehr müsste, da, wie Zillner gleichfalls ausführt, kein Grund vorhanden ist, den untersten Grad des idiotischen Zustandes als Kretinismus zu bezeichnen, während die Unterscheidung des angebornen und nichtangebornen Idiotismus, obgleich sie keineswegs schlechthin abzuweisen ist, doch durchaus keine scharfe Entgegensetzung des in dem einen und in dem anderen Falle gegebenen idiotischen Zustandes abgeben oder rechtfertigen kann. Denn wenn wir auch zugestehen und dem Dr. Zillner gegenüber hervorheben müssen, dass derselbe pathologische Vorgang bei schon vorgeschrittener Entwicklung und Gestaltung nicht in derselben Weise ein-

und um sich greifen kann, wie in einem früheren Entwicklungs- und Gestaltungsstadium, folglich auch in dem einen Falle nicht durchaus dasselbe Resultat, was Grad und Ausprägung des Zustandes anbetrifft, wie in dem andern zu erwarten ist, so hängt doch von dem Zeitpuncte der Erkrankung weder der Grad noch die Art der Verblödung schlechthin ab, da die spätere Erkrankung mittelst der Stärke der schädlichen Ursache die intensivere sein kann, für die Art des Zustandes aber das bestimmte Angegriffensein bestimmter Organe entscheidend ist, und dieses möglicher Weise in verschiedenen Zeitperioden durch verschiedene Ursachen herbeigeführt wird. Wir haben demnach festzuhalten, dass der idiotische Zustand in seiner Ganzheit und Bestimmtheit Krankheitsproduct, und zwar um so mehr „reines" Krankheitsproduct ist, je früher und je intensiver die Erkrankung eintritt, um so mehr ein modificirtes, nämlich durch den gegebenen Zustand modificirtes Krankheitsproduct, je später die Krankheit sich entwickelt und je schwächer die sie bedingenden Ursachen sind. So wenig die Vorstellung eines einfachen Stillstandes der geistigen Entwicklung, eines Stationärwerdens der geistigen Beschaffenheit berechtigt ist, weil sie psychologischen und physiologischen Gesetzen widerspricht, so wenig dürfen wir die andere zulassen, dass durch die Ausbildung der Idiotie das an sich vorhandene geistige Vermögen einfach geschwächt oder herabgedrückt werde. Die einfache Schwäche des geistigen Vermögens bei an sich normaler Function der Sinne und der centralen Organe ist eben nicht Idiotie, sondern Schwachsinn, und wir haben Grund, diesen nicht sowohl in einer besonderen Erkrankung als in einer ursprünglichen Schwäche der den Organismus wirkenden Substanz oder der Erregung, mit welcher der Lebensprocess beginnt, begründet zu sehen.

Fassen wir die Idiotie als Krankheitsproduct und halten wir doch zugleich fest, dass ihre Grundtypen denen der normalen Individualität entsprechen, so müssen wir uns vergegenwärtigen, dass einerseits der Krankheitsprocess, insofern er die Lebensfähigkeit, also den Zusammenhang der organischen

Functionen bestehen lässt, eben hierin seine Begrenzung hat, dass er also keine andern Abweichungen, Missverhältnisse und Entartungen darstellen und hervorbringen kann als solche, deren reale Möglichkeit im Organismus schlechthin gegeben ist, während andrerseits die normalen Typen in derselben Möglichkeit, die sie bis zu einer gewissen Grenze realisiren, sonach in der Tendenz der Abweichung, welche als allgemeine und besondere zu begreifen ist, aber nur in bestimmten Richtungen wirksam sein kann, begründet sind. In Bezug auf die Begrenzung des Krankheitsprocesses ist die Ansicht, dass derselbe an sich kein anderer als der physiologische ist, sondern nur eine abnorme Steigerung des letzteren, mit welcher bestimmte Hemmungen und Schwächungen correspondiren, darstellt, zur herrschenden geworden; ihre Consequenz aber hinsichtlich des gesunden Lebens ist die, dass dieses ohne die stetige Möglichkeit der Erkrankung nicht gedacht werden kann und seine Energie als eine zweiseitige gedacht werden muss: als Lebhaftigkeit der sich selbständig fortsetzenden Processe, welche zusammengehalten werden müssen, und als die Energie dieses Zusammenhaltes, der zunächst darin gegeben ist, dass die verschiedenen Processe sich begrenzen, aber offenbar zuletzt die Wirksamkeit eines centralen Vermögens, das Vermögen der Centralität ist, verlangt oder voraussetzt. Steht nun die Stärke dieses Vermögens normaler Weise im Verhältniss zu der Lebhaftigkeit der im Organismus combinirten selbständigen Processe, so liegt seine allgemeine qualitative Bestimmtheit in der Combination, welche die Art des Organismus ausmacht, seine besondere in einem besonderen Verhältnisse der Functionen, zu denen sich die selbständigen Processe im Organismus gestalten, folglich, da das besondere Verhältniss an sich eine Abweichung ausdrückt, in der Neigung zu einem Missverhältnisse. Diese Neigung kann eine durch die Energie des Zusammenhaltes, das Vermögen der Centralisation beherrschte oder eine relativ unbeherrschte sein, und im ersteren Falle resultirt aus derselben die typische Bestimmtheit, im zweiten die Abnormität oder auch Deformität. Sonach offenbart und bildet sich in der Abnormität

oder Deformität eine Schwäche des Centralisationsvermögens, die als Grund derselben aufgefasst werden muss, insofern die Entwicklung des Organismus als eine von äusseren Einflüssen unabhängige, weil diese Einflüsse bestimmende gedacht werden kann, aber auch als Folge, insofern das Eingreifen äusserer Einflüsse in den Gestaltungsprocess eine unläugbare Thatsache ist.

Hieraus folgt, dass jede Deformität eine Form der Decentralisation darstellt, also, insofern sie die Lebensfähigkeit nicht aufhebt, einen unvollkommenen Zusammenhang der Functionen und eine regelwidrige Bestimmtheit der einen oder der andern bedingt; dass dagegen der normale Typus aus der Entwicklung des Centralisationsvermögens an und mit einer Abweichungstendenz hervorgeht, die letztere aber, mag man sie als äusserlich oder innerlich bedingte auffassen können, die nothwendige Voraussetzung für die erstere ist, folglich die Verwirklichung der normalen Individualität nur als typische, die vollkommene „Harmonie" der Functionen und Vermögen nur als eine in der Entwicklung hergestellte gedacht werden kann. Stellen wir uns hierbei die verschiedenen Bestimmtheitssphären der Individualität als relativ peripherische und centrale vor und haben wir anzunehmen, dass sich die Gestaltung der Bestimmtheitssphären von aussen nach innen fortsetzt und eben hierdurch die Entfaltung zur Entwicklung wird, so kann die Ausgleichung einer Disproportion, die sich in einer der Bestimmtheitssphären geltend macht, nicht in dieser Sphäre selbst, sondern nur in der folgenden stattfinden, weil diese, obgleich durch ihre Basis im Allgemeinen bestimmt, sich doch erst zu gestalten hat, also das Gestaltungsvermögen in Anspruch nimmt. Die Ausgleichung findet aber einestheils an sich durch die Verinnerung der vorwiegenden Processe, Triebe und Vermögen, anderntheils dadurch statt, dass die Gestaltung der höheren Bestimmtheitssphäre, indem die Momente ihrer Unabhängigkeit zur Geltung gebracht werden, eine Opposition gegen die unmittelbare Verinnerung der Vorgänge und Zustände abgibt, die den relativ peripherischen Bestimmtheitssphären angehören, also die gegebene Disproportion ver-

äussert. Hieraus folgt, dass die unmittelbare Verinnerung einer gegebenen Deformität, die durch sie zu einer centralen wird, einen Krankheitsprocess des unentwickelten Organismus reduciren, also für die Erhaltung der Lebensfähigkeit von Belang sein kann, aber die spontane Gestaltung der höheren Triebe und Vermögen ausschliesst, also für ihre Zuständlichkeit bedingend ist. Dies findet bei der Idiotie in dem Maasse und in der Art statt, dass bei ihr das Bewusstsein decentralisirt erscheint, indem die Processe, die zur Vermittlung des Bewusstseins dienen, theils ausserhalb desselben verlaufen oder sich verlieren, theils als unbeherrschte das geistige Gleichgewicht aufheben. Dieser Zustand aber hat wie Voraussetzungen so Folgen, die seine relativ äussere Darstellung sind, und seine Bestimmtheit muss mit einem der normalen Typen — in deren Gestaltung eine der möglichen Abweichungstendenzen überwunden wurde — derartig correspondiren, dass er die Carricatur, also die äusserlichste und äusserste Ausprägung desselben vertritt.

Wir haben dies Verhältniss der idiotischen zu den normalen Typen im ersten Cyclus unserer Vorträge mehrfach zum Ausdruck gebracht, und werden später darauf zurückkommen. Hier bin ich kurz darauf eingegangen, um den Satz, dass nicht nur die Idiotie als allgemein gefasster Zustand, sondern die idiotische Individualität schlechthin als Krankheitsproduct auszusprechen sei, gegenüber der Annahme, welche die Idiotie als einfaches Hemmniss der geistigen Entwicklung eintreten, und die „vorhandene“ Individualität wo nicht geradezu „conserviren“ so doch nur in bestimmter Abgrenzung, soweit es sich eben um die geistige Bethätigung handelt, erhalten lässt, zur Geltung zu bringen, den etwaigen Vorwurf aber, dass mit diesem Satze der Idiot von der Verwandtschaft mit dem gesunden Menschen schlechthin abgeschieden werde, positiv zurückzuweisen. Denn aus der kurzen Auseinandersetzung, die ich gegeben, folgt, dass die gesunde Individualität zwar nicht das Product eines Krankheitsprocesses, aber doch eines Processes ist, der als ein fortgesetzter Kampf gegen die Möglichkeit und die Gefahr der Erkrankung und Entartung aufgefasst

werden kann und muss. Indessen habe ich hierbei keineswegs blos die Ansicht Neumann's, welche den Idioten zu einem geistig stehengebliebenen Menschen machen will, im Auge gehabt, sondern jede Auffassung, welche wie die Neumann'sche den idiotischen Zustand als einfache und unmittelbare Folge einer eingetretenen Erkrankung schlechthin voraussetzt, mag dabei an eine Erhaltung der gegebenen Individualität gedacht werden oder nicht. Denn nach unserer Ansicht hat Neumann darin vollkommen Recht, dass, wenn dem Eintreten der Idiotie eine normale Entwicklung vorausgegangen ist, das Vorgeschrittensein und die Art derselben für das Resultat der bestimmten Erkrankung nicht gleichgültig sein kann, obgleich wiederholt werden muss, dass die Mächtigkeit einer schädlichen Einwirkung nicht nur den Zeitunterschied ihres Eintretens in gewisser Weise auszugleichen, sondern auch die gegebene Individualität wesentlich zu verändern, d. h. hier zur Carricatur eines andern Typus als dessen, dem sie als normale angehört, zu machen vermag. Ist jedoch eben hierdurch die Macht der eintretenden Krankheit, also der Schädlichkeiten, die ihre einfache Ursache sein können, zur Genüge anerkannt, so muss doch andrerseits geltend gemacht werden, dass dieselbe, durch dieselben oder kaum zu unterscheidende Ursachen hervorgebrachte Erkrankung erfahrungsmässig bei dem einen Individuum in Idiotie ausgeht, bei dem andern nicht, und dass es willkürlich wäre, den Grund des verschiedenen Ausgangs einseitig in der Bestimmtheit der Einwirkung und in einem von Zufällen abhängigen Verlaufe der Krankheit, und nicht vielmehr in der gegebenen Individualität zu suchen, die immerhin als eine normale angenommen werden mag, in welcher jedoch trotzdem eine grössere oder geringere Reactionskraft gegen bestimmte schädliche Einflüsse und eine grössere oder geringere Neigung und Fähigkeit, die Erkrankung eines Organs oder Systems abzugrenzen oder auszubreiten, peripherisch zu erhalten oder zu verinnern, gegeben sein kann, wobei sich der Ausgang in Geisteskrankheit oder Idiotie als die Folge der Lebensrettung annehmen lässt. Weiterhin tritt erfahrungsmässig wie Geisteskrankheit so auch

Idiotie ein, ohne dass eine intensive Erkrankung des Körpers vorausgeht, und wenn man in solchen Fällen auf früher überstandene Krankheiten zurückgehen und durch sie den „Keim“ der später hervortretenden Geistesstörung oder Verblödung gelegt wissen will, folglich eine allmählige Verinnerung der Krankheit zugiebt, so ist kein Grund vorhanden, nur Krankheiten des „Luftlebens“ und nicht auch solche des Eilebens als Keim legende für die später hervortretende Geisteskrankheit oder Idiotie trotz der dazwischen liegenden normalen Entwicklung anzunehmen. Was die Kinder anbetrifft, bei denen man das Vorhandensein eines halbidiotischen Zustandes erst dann bemerkt, wenn sie zu „lernen“ anfangen sollen, so ist dieses späte Bemerken gewiss nicht blos darin begründet, dass früher die Beobachtung fehlte, sondern auch darin, dass die Gestaltung der geistigen Vermögen eben in den Jahren stattfindet, in welchen man die Kinder zum Lernen herbeizieht, und dass bis dahin eine an sich vorhandene, durch die Verinnerung nicht überwundene Deformität als Mangelhaftigkeit der geistigen Vermögen nicht hervorzutreten braucht oder vielmehr in ausgesprochener Weise nicht hervortreten kann. Endlich ist nicht abzusehen, warum auch im Eileben dem Eintreten der Erkrankung eine vorgängige normale Entwicklung in allen oder auch nur den meisten Fällen vorausgesetzt werden soll. Haben wir bei vielen Kindern die den Idiotismus unmittelbar bedingende „Krankheit“ als eine latente anzunehmen, und liegt der Begriff der latenten Krankheit darin, dass sie so lange eine innerliche bleibt, als die Bedingungen ihrer Erscheinung und ihres Hervortretens noch nicht eingetreten sind, dass sie also, wo es sich um einen werdenden Organismus handelt, sich mit der allgemeinen Entwicklung entwickelt, so lässt sich die Möglichkeit, dass im Keime des Organismus schlechthin auch der Keim der Krankheit gegeben sei, nicht abweisen, und wird um so näher gelegt, je entschiedener neuerdings die früher angenommenen Einflüsse der mütterlichen Zustände auf das Kind negirt worden sind, während doch der Schutz gegen äussere Einflüsse als ein fast bis zum Ausschluss derselben reichender kaum geläugnet werden kann.

Wenn wir hiernach zunächst das Angeborensein und sodann das Anerzeugtsein des Idiotismus in einer Ausdehnung, die weder von Dr. Neumann, noch von Dr. Zillner anerkannt wird, annehmen zu können und zu müssen glauben, so lassen wir uns hierbei durch irgend eine Tendenz, etwa durch eine mit der Frage der Heilbarkeit, mit dem pädagogischen oder mit irgend einem nationalen Interesse zusammenhängende, nicht bestimmen. Ob der angeborne oder der erworbene Idiotismus, der den allmählig und den in Folge intensiver Erkrankungen entstandenen einschliesst, und ob wieder der allmählig und der rasch entstandene leichter heilbar sei, lässt sich nach unserer Ansicht nicht ohne Weiteres und abgesehen von den einzelnen Fällen beantworten. Da aber die allgemeine Meinung dahin neigt, den nach vorgängiger normaler Entwicklung entstandenen Idiotismus als leichter heilbar anzunehmen, so müssten wir, um eine ausgedehntere Möglichkeit der Heilung, als sie bis jetzt erprobt ist, plausibel zu machen, das Vorherrschen des erworbenen Idiotismus behaupten, und insbesondere, da es nahe liegt, von der Erziehung zu erwarten, dass sie gut machen könne, was sie selbst verdorben, das Vorherrschen des anerzogenen Idiotismus. Wir behaupten aber das Vorherrschen des erworbenen oder während der „extrauterinen" Entwicklung eingetretenen Idiotismus nicht, und nehmen eine grosse Ausdehnung des anerzogenen — durch schlechte Pflege und Erziehung ohne unmittelbar die Erkrankung herbeiführende Schädlichkeiten bedingten — Idiotismus nur unter der Voraussetzung an, dass eine angeborne Anlage gegeben ist, welche durch die schlechte Pflege und Erziehung entwickelt wird, während sie durch eine gute Pflege und Erziehung überwunden werden könnte. Der Grund dieser Annahmen liegt einerseits in dem Begriffe des Idiotismus, den wir uns nicht willkürlich gebildet haben, sondern der uns bei und aus der Beschäftigung mit Idioten entstanden ist, andrerseits in der Thatsache, dass die Häufigkeit des Idiotismus eine so ausserordentlich verschiedene unter beziehungsweise gleichen Verhältnissen ist, also auch da, wo die Möglichkeit der schädlichen Einwirkungen und Zufälle, denen in

bestimmten Fällen die idiotische Erkrankung zugeschrieben werden muss, als eine bedeutend grössere oder geringere nicht angenommen werden kann. Diese Thatsache nöthigt an eine Disposition zur Idiotie zu denken, die in den betreffenden Bevölkerungen liegt und sich keineswegs in den einzelnen Fällen als unmittelbare Vererbung oder so darzustellen braucht, dass grade in den zeugenden Individuen der Ansatz zu dem Übel in besonderer Weise vorhanden wäre. Denn obgleich die Individualität der Eltern und ihre jedesmalige Disposition für das Product der Zeugung nicht gleichgültig sein kann, hängt doch die Übertragung irgend welcher Krankhaftigkeit weder von dem Grade, in welchem dieselbe bei den Eltern ausgebildet ist, noch von ihrem temporären Gesundheitszustande ab, wie die Erfahrung vielfältig belegt, vielmehr treten Übel, die einer Bevölkerung besonders angehören, als angeborne auch bei scheinbarer oder wirklicher Gesundheit der Eltern häufig genug auf, so dass die herrschende Disposition nicht als eine an die Fortpflanzung gebundene oder in einer grossen Anzahl von Familien heimische aufgefasst werden kann, sondern als eine allgemeine und hier und dort unter besonders günstigen Umständen zur Erkrankung ausschlagende aufgefasst werden muss. Indessen würde die Häufigkeit des Übels bei Verhältnissen, unter denen es sonst nur sporadisch auftritt, auch dann einer Erklärung bedürfen, wenn es als ein durch Vererbung ausgebreitetes anzunehmen wäre, und die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit einer exacten Erklärung kann keinen Grund abgeben, um gegen die Gesetze der Wahrscheinlichkeitsrechnung unter gleichen Verhältnissen ein häufigeres Vorkommen unglücklicher Zufälle oder eine ausgedehntere Wirksamkeit der bekannten Schädlichkeiten als irgendwie constant anzunehmen.

Sofern sich die das mittlere Maass auffallend übersteigende Häufigkeit einer Krankheit innerhalb einer abgegrenzten Bevölkerung weder durch die bekannten territorialen, noch durch die bekannten socialen Ursachen — zu welchen letzteren z. B. das Einheimischsein bestimmter gesundheitschädlicher Beschäftigungen und Erwerbsarbeiten, die vernachläs-

sigte Kinderpflege, die Ausdehnung der Prostitution gehören — noch auch aus dem Zusammentreffen jener und dieser Ursachen genügend erklären lässt, weil eben anderswo, wo dieselben Ursachen für sich oder zusammentreffend wirksam sind, die Krankheit nur sporadisch vorkommt, so bleibt nur übrig, entweder eine ursprünglich, d. h. in der Stammthümlichkeit der Bevölkerung gegebene, oder eine aus unbekannten territorialen und socialen Ursachen entwickelte Disposition, oder dieselben unbekannten Ursachen nicht sowohl den Gesundheitscharacter der Bevölkerung bestimmend als die einzelnen Fälle bedingend anzunehmen. Hierzu nöthigt aber nach unserer Ansicht der in verschiedenen Districten der Alpen und anderer Gebirge einheimische Kretinismus, und zwar kann, da die Bevölkerungen, bei denen er sich eingenistet hat, den verschiedensten Nationalitäten angehören, folglich eine ursprüngliche Disposition in dem engeren Sinne des Worts nicht vorauszusetzen ist — wodurch die Annahme einer solchen Disposition im weiteren Sinne nicht ausgeschlossen wird — nur von unbekannten territorialen und socialen Ursachen, welche die einzelnen Krankheitsfälle oder die allgemeine Disposition zur Krankheit bedingen, die Rede sein. Da sich nun von unbekannten Ursachen, d. h. von solchen, die sich bisher nicht constatiren und bestimmen liessen, und daher jedenfalls nicht leicht zu constatiren und zu bestimmen sind, voraussetzen lässt, dass sie eigenthümlicher Art sein mögen, so wird schon hierdurch ein besonderer Character der endemischen Krankheit wahrscheinlich, und kann dann, wenn sie in ihrer geographischen Abgrenzung besondere, ausserdem nicht oder doch nur selten und weniger ausgeprägt vorkommende Merkmale zeigt, nicht verläugnet werden.

Der Versuch, den Dr. Zillner in seiner Abhandlung über die Idiotie in Salzburg gemacht hat, dieselbe auf bekannte, auch überall sonst, obgleich nicht in derselben Stärke und Complicirtheit wirksame Ursachen zurückzuführen, bleibt, auch wenn er nicht gelungen ist — was nach unserer Ansicht vollständig nicht möglich war — eine wegen der Sorgfalt der Forschung und Zusammenstellung höchst anerkennenswerthe

und verwerthbare Leistung. Zillner nimmt die gleichzeitige Wirksamkeit socialer und territorialer oder vielmehr climatischer Ursachen — denn bei der Bezeichnung „climatisch" denkt man an allgemeine, nur verschieden complicirte, bei der Bezeichnung „territorial" noch an besondere Factoren der Zuständlichkeit, die das Medium des organischen Lebens in einer geographischen Begrenzung ausmacht — und zwar solcher Ursachen an, die als überall die Erscheinung der Idiotie begünstigend oder gradezu hervorbringend bekannt sind. Zwar tritt bei seiner ätiologischen Eintheilung der Idiotie wie eine constitutionelle so eine aus verschiedenen, nicht zu bezeichnenden Ursachen entstandene Idiotie auf; es ist aber von vornherein ersichtlich, dass in diese Kategorie nur der Überrest der zur Zeit durch bekannte Ursachen nicht erklärlichen Fälle geworfen werden soll. Als sociale Ursache der häufig auftretenden Idiotie bezeichnet er im Allgemeinen die Stockung des Culturfortschrittes, durch welche ein Zustand der Halbcultur, als deren Grade und Stadien er die neben der Civilisation sich behauptende Rohheit und die uncivilisirte Weichlichkeit unterscheidet, unterhalten wird; insbesondere aber die vernachlässigte oder verkehrte Kinderpflege. In seiner Schilderung des Salzburger Climas werden als Momente, welche überall das Entstehen der Idiotie begünstigen, durch die Lage und Bodengestaltung Salzburgs aber eine besondere Stärke gewinnen und einander unterstützen, hervorgehoben: die aussergewöhnliche Feuchtigkeit, das Vorherrschen regnerischer und trüber Tage, die Wasserstauung an einzelnen Stellen, die Abgeschlossenheit gegen die Landwinde, die temporär und stellenweise sich rasch steigernde Hitze und die dadurch hervorgebrachte Dampfspannung. Den Bau der Stadt, die Beschaffenheit der Wohnungen und gewisse Unsitten, wie die des Kochens und Waschens in den bewohnten Zimmern dienen zur Verstärkung der ungünstigen climatischen Einflüsse. Die Nahrung ist reichlich und gut, die plastischen Nahrungsstoffe genügend vertreten. Die Lebensweise im Allgemeinen aber hat sich zwar neuester Zeit gebessert, trägt jedoch noch immer Merkmale jener Verweichlichungssucht an sich, die ein

Stadium der Halbcultur characterisirt. Übermässige Heitzung, Scheu vor dem Bad, Federbetten werden besonders erwähnt. Auf die Gebrechen der Kinderpflege, die theilweise mit den berührten Übelständen zusammenhängen und im Allgemeinen als vorzugsweise die sogenannte congestive Idiotie bedingend angenommen werden, geht Zillner näher ein. Der mangelhafte Zustand der Geburtshülfe, das Einwickeln, das Liegenlassen in der Nähe des übermässig erhitzten Ofens, die Überfütterung, die Vernachlässigung der Kinder, die vom Übel ergriffen erscheinen, werden als Schädlichkeiten erwähnt, die in früherer Zeit in noch grösserem Umfange wirksam waren wie gegenwärtig. Die Kindersterblichkeit ist indessen noch jetzt eine ungewöhnlich grosse. (Von 1000 ehelichen Kindern starben im ersten Lebensjahre 301 Knaben, 238 Mädchen, von 1000 unehelichen 350 Knaben, 305 Mädchen.) Der Gesundheitszustand im Allgemeinen ist ein ungünstiger. Häufig sind „Rheumatismen", Nervenleiden (Zuckungen), Knochenverbildungen, Drüsenanschwellungen, Kropf. Die Militärconscriptionen ergeben ein sehr trauriges Resultat. Es gibt Districte in Salzburgs Umgebung, die keinen einzigen „Tauglichen" abgeben. In andern hat sich das Verhältniss verbessert.

Seit hundert Jahren hat die Idiotie abgenommen, und zwar betrifft die Abnahme hier wie sonst die milderen Grade, während sich die Zahl der Vollidioten constant hält. Der Wendepunkt liegt in dem äussersten Herunterkommen der Stadt, das die französischen Kriege herbeiführten. Die Truppendurchzüge, die Berührung mit fremden Elementen, die mannichfachen Aufregungen der Nothzeit haben günstig eingewirkt, wie dies auch von einzelnen Kretinengegenden der Schweiz behauptet wird. Die Bevölkerung hat sich nicht durch sich selbst, sondern durch eine starke Einwanderung wieder gehoben und erneut. Den letzteren Umstand, den Zillner statistisch belegt, macht er als wesentlich für die Abnahme der Idiotie nicht geltend — eine Unterlassung, die darin begründet erscheint, dass es ihm noch mehr darauf ankommt, die Vorstellung einer in der Bevölkerung gegebenen Anlage zur Idiotie zurückzudrängen, als darauf, das Territorium von dem

Verdachte unbekannter schädlicher Einflüsse zu reinigen. Als Gründe für die Abnahme bezeichnet er ausdrücklich: die Verminderung der climatischen Schädlichkeiten oder die Verbesserung des Climas durch Trockenlegungen (grosse, bis an die Thore der Stadt reichende Moore, in der Sage als „Lindwürmer", die vor den Thoren liegend, ihre Opfer verlangten, versinnbildlicht, sind schon in älteren Zeiten trocken gelegt worden), die grössere Lebendigkeit des Treibens und Verkehrs, die sich in neuerer Zeit seit der erwähnten Erschöpfung und theilweise durch sie entwickelt hat, und die günstigen Veränderungen der Lebensweise im Allgemeinen, der Kinderpflege insbesondere.

Die ätiologische Eintheilung der Idiotie, die Zillner gibt, ist folgende: Constitutionelle Idiotie — traumatische, congestive, durch Erschöpfung, durch Malaria bedingte und toxische Idiotieen — Idiotie aus zufälligen Ursachen. Als Unterarten der congestiven Idiotie werden unterschieden: die durch abnorme Schädelverdickung, durch abnorme Ernährung der Gehirnhäute und durch eine solche des Gehirns selbst bedingte Idiotie. Die „toxische" Idiotie ist die durch die Anwendung betäubender Mittel (Brantwein, Opiate u. s. w.) zur Einschläferung der Kinder hervorgebrachte Idiotie. Dass solche Einschläferungsmittel im Salzburgischen besonders einheimisch sind, wird nicht behauptet (aber die Seltenheit des Brantweingenusses ausdrücklich erwähnt); dafür, dass die traumatische Idiotie hier häufiger als sonst vorkomme, gibt es keinen Grund. Auch die Idiotie aus Erschöpfung möchte, insofern der Schwächezustand weder ein anerzeugter noch ein secundärer sein soll, als grade unter den Salzburger Verhältnissen häufiger vorkommend, nicht angenommen werden können. Die meisten Fälle mussten also, von der constitutionellen Idiotie und der aus „zufälligen" Ursachen abgesehen, unter die congestive und durch Malaria bedingte Idiotie gebracht werden, worauf auch Zillners Darstellung der Salzburgischen Verhältnisse, obgleich er von einer statistischen Vertheilung der Fälle unter die aufgestellten Kategorieen absieht, augenscheinlich hinweist.

Das Streben der exacten Wissenschaft, das Gebiet der

unbekannten Ursachen immer mehr zu verengen, liegt in ihrer Natur und Aufgabe, und als ein nothwendiges Moment dieses Strebens ist anzuerkennen, dass die Wirksamkeit der bekannten Ursachen so weit als möglich verfolgt wird, bevor man zur Zeit unbekannte Ursachen annimmt. Aber andrerseits ist festzuhalten, dass es so wenig nothwendig wie erlaubt ist, den absonderlichen oder ausnahmsweisen Character einer Wirkung zu verläugnen, um nicht unbekannte Ursachen annehmen zu müssen, oder auch umgekehrt, um die Absonderlichkeit der Wirkung nicht anzuerkennen, bei den bekannten Ursachen durchaus stehen zu bleiben. Es ist dies nicht erlaubt, weil die Scheu vor dem „Mystischen“ und vor Hypothesen, welche das Bereich unbekannter Ursachen ausfüllen wollen, wenn sie zu einer einseitigen Beachtung und Beobachtung der Thatsachen, d. h. zu einem willkürlichen Übersehen thatsächlicher Momente ausschlägt, die Unbefangenheit der wissenschaftlichen Forschung nicht weniger, obgleich in anderer Weise beeinträchtigt wie die vorwiegende Neigung zu Hypothesen oder die Hypothesensucht; es ist aber auch insofern nicht nothwendig, als einerseits die Absonderlichkeit der Wirkung nicht sofort auf unbekannte Ursachen zurückgeführt zu werden braucht, sondern in der besonderen Stärke und Complication der bekannten Ursachen begründet sein kann, und als andrerseits, wenn es sich um pathologische Wirkungen handelt, die Absonderlichkeit derselben, grade indem man sie in unbekannten Ursachen oder in der besonderen Stärke und Complication bekannter Ursachen begründet findet, nicht in den an sich gegebenen Character des leidenden Subjects verlegt, dieses vielmehr als ein andern wesentlich gleiches oder auch „indifferentes“ vorausgesetzt wird, wenigstens insoweit, als man sich die Ursache als „objectiv“ denkt.

Wenden wir dies auf den endemischen Idiotismus an, so hat man zunächst bei einer ausserordentlichen Häufigkeit der Erkrankung unzweifelhaft eine besondere Intensivität und Complication der krankmachenden Ursachen, und da diese als mehrseitige in den einzelnen Fällen durchgängig zusammentreffen werden, vermöge ihrer Stärke aber sich mannichfach

abstufen können und müssen, einestheils einen bestimmenden Einfluss auf den allgemeinen Gesundheitszustand, anderntheils eine ungewöhnliche Erscheinungsweise der Krankheit anzunehmen. Zu dieser Annahme sollte man sich um so mehr genöthigt sehen, wenn man eine ätiologische Eintheilung der Krankheitsfälle für möglich und nothwendig hält, da diese Eintheilung für die Beurtheilung des einzelnen Falles belanglos wäre, sofern man den verschiedenen Ursachen nicht verschiedene Wirkungen zuschreiben wollte. Der Einfluss auf den allgemeinen Gesundheitszustand aber kann für den Character der ausgeprägten Krankheitsfälle „auf die Länge" nicht gleichgültig sein, weil die „Beschaffenheit" jeder folgenden Generation unläugbar von der der voraufgehenden zum grossen Theil abhängt, also die Disposition zur ausgeprägten Erkrankung sich mittelst der Fortpflanzung nicht nur erweitert, sondern auch erhöht, die Krankheit sich aber nothwendig anders gestaltet, wenn eine ursprüngliche Anlage und bleibend wirksame Schädlichkeiten zusammentreffen, als wenn dies nicht der Fall ist. Wir müssen also behaupten, dass die ausserordentliche Häufigkeit von Erkrankungen als solche, wenn sie nicht auf die aussergewöhnliche Häufigkeit circumscripter Gelegenheitsursachen zurückgeführt werden kann, als solche einen besonderen Character der Krankheit bedingt, womit, was die endemische Idiotie betrifft, durchaus nicht behauptet ist, dass dieser Character wieder einen ausserordentlichen Höhegrad der Erkrankung darstelle, und eben so wenig, dass der anzunehmende Einfluss der wirksamen Schädlichkeiten auf den allgemeinen Gesundheitszustand die körperliche und geistige Kräftigkeit, ja die besondere Kräftigkeit eines Theils der Bevölkerung ausschliesse, da vielmehr eben die besondere Kräftigkeit durch den beständigen, aber glücklichen Kampf gegen die schädlichen Einwirkungen, also durch die Erhöhung der Widerstandsfähigkeit, aber auch durch das Überwinden der gegebenen Anlage bedingt sein kann. Weiterhin und auf der andern Seite können wir nicht umhin, den besonderen Character des zweifellos durch climatische Einflüsse mitbedingten endemischen Idiotismus verschiedener Gebirgsthäler als eine

für die unbefangene Auffassung unverkennbare Thatsache, die unterscheidenden Merkmale dieses Idiotismus als sich unmittelbar aufdrängende und vielfach, wenn auch nicht genügend festgestellte, in Anspruch zu nehmen. In dieser Beziehung will ich mich hier darauf beschränken, auf die Characteristiken des Übels, welche wissenschaftlich und ärztlich gebildete, mit den Erscheinungen desselben wohlvertraute Männer, z. B. Knolz, gegeben haben, zu verweisen, und auszusprechen, dass der kretinische Habitus, wie er ziemlich allgemein geschildert wird — denn der subjectiven Anschauung, wenn sie eine vorübergehende ist, zu misstrauen, hat man allerdings Grund — und die kretinische Zuständlichkeit, wie sie gebildete Ärzte beschreiben, sich bei keinem der Idioten, die wir in unserer Behandlung hatten, auch nur annäherungsweise dargestellt fanden, dass, von der Geistesschwäche oder Geistesverkehrung, die das Wesen des Idiotismus schlechthin ist, abgesehen, höchstens einzelne der Merkmale des kretinischen Zustandes, die als zusammentreffende angegeben werden, hier und dort ohne besondere Ausprägung hervortreten, dass aber einige unserer Idioten, und zwar auch solche, denen der höchste Grad der Idiotie nicht abzusprechen war, einen dem kretinischen gradezu entgegengesetzten Habitus hatten, sowie körperliche Eigenschaften, deren Mangel dem Kretin allgemein zugeschrieben wird.

Hiernach ist uns der Zweifel an dem besonderen Character des in den Gebirgsthälern heimischen Idiotismus im Gegensatze zu dem sporadischen unmöglich. Man darf diesen Characterunterschied freilich einen äusserlichen nennen, so lange nicht festgestellt ist, wie sich die Formen der geistigen Abnormität bei den Kretinen — denn auch bei diesen sind verschiedene Formen, aber, wie es scheint, mehr mit den Graden des Übels zusammenhängende, ausser Zweifel — zu denen der nichtkretinischen Idioten verhalten. Wenn aber Zillner bemerkt, dass sich das, was man als kretinische Missgestalt bezeichne, auch bei Nichtidioten, wie umgekehrt der Idiotismus ohne diese Missgestalt finde, und diese daher für den Idiotismus indifferent sei, so möchte die erstere Thatsache,

sofern es sich um die ausgeprägte und characteristische Missform handelt, zu bezweifeln sein, und jedenfalls ist die Folgerung eine zu rasche, da noch die Frage übrig bleibt, ob die geistige Abnormität als in der Missgestalt so zu sagen veräusserte und als nicht veräusserte denselben Character hat, eine Frage, die wir verneinen zu müssen glauben, wenn wir unsere Erfahrungen mit den sonst gemachten und mitgetheilten vergleichen.

Dass bei dem Kretinismus territoriale Schädlichkeiten angenommen werden müssen, ist keine Frage, da dieselben socialen Schädlichkeiten, welche in den Kretinenbezirken sich geltend machen, auch anderweitig und zwar in weiten Kreisen und stellenweise vielleicht noch intensiver wirksam sind, ohne dasselbe Resultat hervorzubringen, wobei zu bemerken ist, dass die Neigungen und Energieen einer Bevölkerung niemals von Natureinflüssen unabhängig bleiben und sonach die sociale Verkommenheit theilweise wiederum auf territoriale Schädlichkeit zurückgeführt werden könnte. Von den climatischen Einflüssen aber gilt insofern dasselbe wie von den socialen, als wenigstens diejenigen, auf welche Zillner ein besonderes Gewicht legt, die herrschende Feuchtigkeit bei zeitweilig eintretender heftiger Hitze und Dampfspannung nebst der Menge von Verwesungsstoffen sich auch sonst finden, ohne Kretinismus zu erzeugen. Wie sich die in sumpfigen Flussniederungen, besonders auf Flussinseln hier und dort vorkommende endemische Idiotie hinsichtlich ihres Characters zu dem Kretinismus verhält, würde besonders zu untersuchen sein; aber ein Unterschied ist von vornherein anzunehmen. Dass das coupirte Gebirgsterrain, indem es den Luftwechsel theils hemmt, theils beschleunigt, und die Erwärmung zu einer ungleichmässigen macht, sowie auch die geringere Dichtigkeit der Luft, welche Zillner nicht berücksichtigt, jene allgemeiner vorkommenden und unter allen Umständen die Neigung zu gewissen Krankheiten — nur nicht grade zur Idiotie — bedingenden climatischen Zustände eigenthümlich bestimmt und steigert, versteht sich von selbst. Indessen haben bis jetzt alle Schriftsteller über den Kretinismus mehr oder weniger willig zu-

gegeben und hervorgehoben, dass in Gebirgsthälern, die ungünstig gelegen erscheinen, der Kretinismus nicht oder selten, in andern, denen eine günstigere Lage zugesprochen werden muss, ausgedehnter und entschiedener auftritt. Demnach würde die Stärke und Complicirtheit der sonst auch ungünstig einwirkenden climatischen Einflüsse zur Erklärung des endemischen Idiotismus nicht ausreichen, wie denn die „Malaria", deren sich die Erklärer nicht entschlagen mögen, wie es auch Zillner nicht thut, nicht wohl unabhängig von der im engeren Sinne territorialen Beschaffenheit des Gebietes, wo sie herrscht, gedacht werden kann, jedenfalls aber ein ziemlich unbestimmter Begriff ist. Die Forschung nach noch unbekannten Ursachen möchte also auch durch Zillner nicht abgeschnitten sein, obgleich sich die Annahme, den bisher unbekannten Grund entdeckt zu haben, schon öfter als eine voreilige herausgestellt hat, was beispielsweise auch von dem „Jodmangel" gilt, der in populär-wissenschaftlichen Zeitschriften als „einfache" Ursache des Übels — des Kropfs und des Kretinismus — verkündigt und dabei nicht unterlassen wurde, von einem neuen Triumphe der exacten Wissenschaft zu sprechen. Andrerseits gehen auch die socialen Ursachen des Übels nicht in den bekannten Missbräuchen und Verwöhnungen auf, deren Schädlichkeit zu Tage liegt.

Wenn Zillner auf die Belebung des Verkehrs, auf die Berührung mit fremden Elementen und die damit verknüpften Erregungen ein besonderes Gewicht legt, wo er die Abnahme des Kretinismus erklären will, so würde man diesen Einfluss als einen mystischen bezeichnen dürfen, insoweit nicht nachgewiesen wird, dass er die schädlichen Einwirkungen, die den Idiotismus bedingen sollen, vermindert. Die Wichtigkeit einer verbesserten Kinderpflege und Erziehung können wir am allerwenigsten verläugnen wollen, können aber nicht davon absehen, dass Pflege und Erziehung es mit gegebenen Individuen zu thun haben, und dass, wenn die Durchführung eines natur- und zweckgemässen Pflege- und Erziehungssystems ohne die Änderung des Bevölkerungscharacters möglich wäre, dieser Character auch in gesundheitlicher Hinsicht doch nur stufen-

weise, von Generation zu Generation, gebessert werden könnte. Wir nehmen mit einem Wort verschiedene Bevölkerungsconstitutionen an, bei welchen dieselben — versteckten und offenen — Missbräuche und Verwöhnungen nicht dieselben Wirkungen haben, sondern in verschiedenartige Übel ausschlagen. Eine unmittelbare und günstige Änderung der Bevölkerungsconstitution kann nun unläugbar durch die Mischung mit fremden Elementen hervorgebracht werden, wesshalb wir glauben, dass die von Zillner constatirte starke Einwanderung in Salzburg, die eigentlich mehr als eine blosse Mischung bedeutet, für die Abnahme der dortigen Idiotie wesentlich in Betracht kommt. In einer einwandernden Bevölkerung ist eben das Übel noch nicht constitutionell geworden, und die ungünstigen territorialen Einflüsse, denen sie sich aussetzt, haben noch einen anderweitigen Ausschlag, so dass, wenn der sociale Fortschritt dazu kommt, die Besserung eine dauernde sein mag, auch ohne dass die Bevölkerung fortgesetzt ergänzt wird. Was aber die Bevölkerungsconstitution, die nur theilweise von climatischen und überhaupt Natureinflüssen abhängig ist, weil sie, einmal befestigt, sich trotz des Wechsels dieser Einflüsse mehr oder weniger erhält, begründet, ist offenbar eine zur Zeit noch wenig aufgehellte Frage. Jedenfalls dürfen wir bei einer Bevölkerung, welche dem Kretinismus verfallen ist, desshalb noch nicht eine ursprüngliche Unkräftigkeit und Energielosigkeit annehmen, wogegen schon die Thatsache spricht, dass die untergeordneten Rassen von dem Übel so gut wie frei sind. Höchstens wäre die Annahme gerechtfertigt, dass die abgesprengten oder doch abgeschiedenen Bruchtheile eines ausgedehnteren Volksthumes vor oder nach ihrer Niederlassung in den Gegenden, die sie jetzt einnehmen und in denen sie dem Kretinismus verfallen sind, eine irgendwie vermittelte Abschwächung erlitten haben, die es ihnen unmöglich machte, sich andere Wohnsitze zu gewinnen oder den ungünstigen Einflüssen, die auf sie einwirkten, durch eine besondere Energieentwicklung zu begegnen.

Wenn wir hiernach glauben, dass die Unterscheidug des kretinischen und nichtkretinischen Idiotismus festzuhalten, und

jener durch territoriale Einflüsse mitbedingt anzunehmen ist, so können wir doch eine sich fortsetzende Scheidung der Krankheitsursachen als Eintheilungsprincip des Idiotismus nicht anerkennen. Denn wie die Mannichfaltigkeit, Complicirtheit und Verborgenheit der Krankheitsursachen die ätiologische Eintheilung zu einer unsichern und niemals abzuschliessenden macht, muss sie als eine zwecklose erscheinen, sofern von der Bestimmtheit der Ursache nicht zur Bestimmtheit der Wirkung fortgegangen wird, was theils, da die entscheidenden organischen Veränderungen durch sehr verschiedene „objective" Ursachen hervorgebracht werden können, unmöglich, theils jedenfalls sehr schwierig ist. Wir halten es daher für das allein Richtige, für die Eintheilung des Übels in seine Unterarten oder die Bestimmung seiner Formen, sich an das zu halten, was es ist, an die Abnormität, als welche es sich darstellt, um dieser einen psychologischen und wo möglich auch physiologischen Ausdruck zu geben. Die psychologische Seite des Übels gibt hier die unzweifelhaft erkennbaren Thatsachen ab; von dem Ausdrucke des organischen Grundes aber ist nicht abzusehen, wenn es auch ein versuchsweiser und hypothetischer bleibt und vorläufig bleiben muss, weil er zu einer zusammenfassenden, einheitlichen, wie zu einer vollständigen Characteristik der Erscheinungen also der idiotischen Individualität gehört.

2.

Die Fexe mit ihren absonderlichen Fähigkeiten und die Befähigung der nichtkretinischen Idioten. — Die Unfähigkeit derselben, die Reflexionsprocesse zu beherrschen und die daraus sich ergebenden Schwierigkeiten des Unterrichts. — Die Trägheit und die Eingeschränktheit der Reflexionsprocesse bei Idioten und bei gesunden Kindern. — Die in der Schule Zurückbleibenden als Stumpfsinnige, Beschränkte und Schwachsinnige der stillen und beweglichen Art. — Besondere Anstalten für die „Zurückgebliebenen". — Ein Repräsentant des Schwachsinns und ein anderer der Beschränktheit unter den Levana-Zöglingen. — Die quantitative Abstufung des geistigen Vermögens und die idiotischen Typen.

Für das Verhältniss der idiotischen zu den normalen Typen sind die beiden Übergangsformen des „Schwachsinns" und der „nichtidiotischen Beschränktheit" besonders zu berücksichtigen. In welchem Sinne aber wir das Wort „Übergangsstufe" nehmen, geht aus dem früher Gesagten zur Genüge hervor.

Der Schwachsinnige und der nichtidiotisch Beschränkte brauchen den Idioten keineswegs an geistigen „Vermögen" zu übertreffen, vielmehr gibt es Idioten, die reicher an Vorstellungen sind und sie rascher combiniren wie nichtidiotisch Beschränkte, eine grössere geistige Energie und Ausdauer in dieser oder jener Richtung besitzen wie Schwachsinnige, wobei wir natürlich Idioten des milderen und mildesten Grades im Auge haben. Was diese unter die Schwachsinnigen und nichtidiotischen Beschränkten stellt, also sie trotz mannichfacher Fähigkeiten, in denen sie gesunde Kinder übertreffen, zu Idioten macht, ist der Mangel des Zusammenhanges und Zusammenhaltes ihrer geistigen Thätigkeiten, die Unfähigkeit diese zu beherrschen und ihr geistiges Vermögen zu verwerthen.

Hierbei sei indessen — weil es ein Unterscheidungsmerkmal zwischen der kretinischen und nichtkretinischen Idiotie abzugeben scheint — bemerkt, dass wir unter den Idioten in der Levana Beispiele von specifischen, in engster Begrenzung ausserordentlich entwickelten geistigen Fähigkeiten, wie

sie von Halbkretinen oder Fexen bekannt sind, nicht gehabt haben. Einzelne unserer Idioten besassen ein auffallend zähes Gedächtniss für Personen und Vorgänge, manche ein musikalisches Talent, welches das vieler gesunder Kinder überragte, andere eine grosse Nachahmungsfähigkeit bei der Formendarstellung, wie sie gleichfalls nicht allen gesunden Kindern eignet. Die raffinirte Schlauheit Einzelner ist gelegentlich erwähnt, und wir haben auch ein Beispiel ausserordentlicher Gewandtheit und instinktiver Geschicklichkeit bei einem Vollidioten gegeben, das zwar streng genommen — insofern wir von „geistigen Vermögen im engeren Sinne" sprechen — nicht hierher zu gehören scheint, immerhin jedoch beweist, dass der am niedrigsten stehende Idiot noch irgendwie ungewöhnlich begabt sein kann. Erscheinungen aber wie die der Zahlenfexe, der verschiedenen Sammlerfexe — die für die Gegenstände ihrer Sammlerwuth ein gelehrt zu nennendes Gedächtniss besitzen sollen — der Malerfexe, unter denen selbst ein bekannter Katzenmaler figurirt, oder auch nur ihnen verwandte sind in unserem Beobachtungskreise nicht aufgetreten. Wir haben kein Urtheil darüber, bis zu welchem Grade die specifischen Fähigkeiten solcher Fexe sich entwickeln können, oder ob selbst solche Menschen, die sich einen kleinen Platz in der Kunstgeschichte erobern, noch als Fexe mit Recht zu bezeichnen sind, indem wir auch ausserhalb der kretinischen Gebiete gelehrte und ungelehrte Menschen genug finden, welche, von ihrer Specialität abgesehen, unter dem Niveau der gewöhnlichsten Ansprüche stehen und theilweise eine traurige Verkommenheit vergegenwärtigen. Indessen machen es die vielfachen Mittheilungen und Berichte über ausserordentliche Fexe mehr als wahrscheinlich, dass der Kretin zuweilen „intact" gebliebene und über das Maass hinaus entwickelte Organe besitzt, in welchen das geistige Vermögen concentrirt erscheint, und wir dürfen demnach sagen, dass die in unserer Praxis nicht vertretene kretinische Idiotie noch frappantere Beispiele als diejenigen, welche wir aus unserer Erfahrung beibringen können, zur Erläuterung des Satzes abgibt, dass eine einfache „quantitative" Abstufung des geistigen Vermögens

überhaupt unberechtigt, und dass es insbesondere unzulässig ist, dem Idiotismus die unterste Stufe dieser Abstufung anweisen und ihn damit definiren zu wollen. — Die den Fexen eigene Spasshaftigkeit, die sie zu Volksnarren macht, und — wie auch Zillner bemerkt — keineswegs in dem unbewussten und unwillkürlichen Humor aufgeht, fand sich ansatzweise bei manchen der Levanazöglinge.

Jeder, der Idioten unterrichtet hat, weiss, dass die Schwierigkeit dieses Unterrichtes gegenüber der, welche schwache und gewöhnlich beschränkte gesunde Kinder machen, in den meisten Fällen vorzugsweise darin besteht, dass sich ihr Wille in Bezug auf eine anhaltende Thätigkeit kaum beherrschen lässt, weil ihnen selber die Herrschaft über die eigene Bethätigung abgeht. Ein trotziges Widerstreben macht sich nur in einzelnen Fällen geltend, und hat bei solchen Idioten, die überhaupt raffinirt sind, einen raffinirten Character, indem dieselben absichtlich verkehrt antworten oder ihre Aufgabe möglichst ungeschickt angreifen, sich also unfähiger stellen als sie sind, um nicht belästigt zu werden, und diese Verstellung mit einer Art Ausdauer behaupten, die den Fremden leicht täuscht und erst gebrochen werden muss, um die Verstellung als solche zu offenbaren. In dem Idioten (T. I. F. 6.), den wir schon als raffinirten Bettler und Dieb erwähnt haben, war diese Art des Verhaltens scharf ausgeprägt. Bei andern ist das Widerstreben weniger raffinirt und weniger ausdauernd, wenn es sich nicht mit der Kraft einer unüberwindlichen Trägheit verbindet, wie dies periodenweise bei einem der Levanazöglinge (T. II. F. 5) der Fall war, der, wie es in seiner sonstigen Eigenthümlichkeit begründet lag, die Theilnahme an dem, was grade vorgenommen wurde, mit einer gewissen vornehmen Blasirtheit abwies. In den meisten Fällen ist Willigkeit vorhanden und wie bei den Trotzigen, so tritt auch bei den Willigen vorübergehend und überraschend eine Auffassungsfähigkeit hervor, welche sie als bleibende der Mehrzahl der gesunden Kinder gleichstellen würde. Diese Auffassungsfähigkeit aber ist eigentlich immer vorhanden, und macht sich in dem gelegentlichen, freien, freilich mehr oder weniger oberfläch-

lichen Aufmerken und Bemerken geltend, für dessen allgemeine Richtung die besonderen Triebe und Neigungen des Idioten, die etwas Ausschliessliches zu haben pflegen, maassgebend sind. Aber die Vorstellungs- und Verstandesthätigkeit des Idioten bei einem Gegenstande festzuhalten, oder ihre Combinationen in einer irgend consequenten Richtung fortzuführen, ist eine die höchste Geduld erfordernde Arbeit, weil ihr Vorstellen und Combiniren ein unwillkürliches ist, den überspringenden Empfindungen gleicht, und mit dem Vermögen auch der Trieb fehlt, die Reflexionsprocesse, die, wie schon öfter bemerkt, nur bei einem Theile der Idioten langsam und träg, bei einem andern mit grosser Lebhaftigkeit vor sich gehen, zu regeln. Meistens ist es ein beliebiges, kaum vorauszusehendes und zu berechnendes Moment der eben angeregten Vorstellung, welches das Überspringen auf eine andere bedingt; indessen macht sich neben der Neigung auch die Gewohnheit geltend, und wie fast jeder Idiot Lieblingsvorstellungen hat, zu welchen überzugehen er jede passende und unpassende Gelegenheit benutzt, so pflegen sich auch einzelne Combinationen, die der Unterricht mit sich gebracht hat, bei manchen Idioten derartig festzusetzen, dass sie wiederkehren und unwiderstehlich hervortreten, wenn ein in dieser Combination begriffener Gegenstand erwähnt, selbst wenn ein anklingendes Wort ausgesprochen wird. Manchen Idioten eignet eine Art mimische Reflexionsbewegung, indem ihnen bei einer Vorstellung, die ihnen aufstösst, die mimisch darstellende Bewegung eher kommt als das bezeichnende Wort.

Welche Hemmnisse diese sich mannichfach modificirenden Eigenheiten dem Fortschritte des Unterrichts entgegensetzen, ist leicht zu ermessen, und an irgend einen Fortschritt ist bei einem einseitig consequenten Verfahren, das der Lehrer bei allen Individuen oder bei den einzelnen festhalten wollte, indem er es etwa unternähme, das störende Abspringen auszuschliessen oder im Gegentheil dem Zögling immer zu folgen, gar nicht zu denken.

Die Aufgabe ist, die verkehrten, störenden und ableitenden Antworten und Bemerkungen nicht zu berücksichtigen und

auf die Frage unmittelbar zurückzukommen, wenn ein mittelbares Zurückkommen schwierig oder unfruchtbar erscheint, wenn aber der Umweg nicht zu weit führt und nicht unergiebig ist, dem Schüler zu folgen. Im Grunde ist dieselbe Aufgabe für gesunde Schüler auszusprechen, nur mit dem Unterschiede, dass bei diesen jede Abweichung, die nicht an sich eine eigenthümliche Auffassung des betreffenden Gegenstandes ist, also den Character der Willkürlichkeit hat, abgewiesen und auffällige Gegenäusserungen ausdrücklich erklärt werden müssen, was der Idiot nicht vermag. Hier hat der Lehrer sich die stattgefundene „Ideenassociation", so willkürlich sie erscheinen mag, wo möglich selber zu erklären, um sich sogleich die Punkte zu vergegenwärtigen, über welche er von dem nothwendigen Umwege zurückkommen kann. Natürlich soll der Idiot allmählig seine Reflexionsprocesse einigermaassen beherrschen lernen, und darin besteht der Fortschritt, den er überhaupt macht, wobei es noch wesentlich ist, ihn von seinen „fixen Ideen", wenn er solche hat, abzuleiten. Man kann aber jedes Vermögen nur in dem Grade in Anspruch nehmen, als es schon vorhanden ist; der Fortschritt lässt sich also nicht erzwingen. Dabei ist zu bemerken, dass sich bei manchen Idioten — bei den Schwachsinnigen ist es nicht der Fall — wenn sie ihre Aufmerksamkeit zu fixiren sich anstrengen, congestive Gehirnzustände einzutreten scheinen, die sich in der auffallenden Röthe oder Blässe und in dem stierglänzenden Auge verrathen. — Der Unterricht, der die Reflexion beherrscht, muss bei den Idioten und überhaupt vorbereitet sein. Diese Vorbereitung liegt aber in den Spielen, Beschäftigungen und Arbeiten, da es leichter und natürlicher ist, die äussere Thätigkeit als die Reflexion zu beherrschen.

Wir kommen auf diese Puncte wiederholt und auch bei den einzelnen Unterrichtgegenständen zurück, da diese durch ihre Natur ein verschiedenes Verhalten nicht nur der einzelnen Idioten, sondern auch Aller bedingen. So haben wir — im Gegensatze zu den Mittheilungen aus andern Idiotenanstalten — bei der biblischen Geschichte und dem Rechnenunter-

richte die entschiedenste Unfähigkeit des Weitergehens und in Bezug auf den ersteren eine fast allgemeine völlige Interesselosigkeit gefunden. Auf das mechanische Einlernen einzelner Sätze und auf mechanisches Zahlenverbinden ist es uns natürlich nicht angekommen.

Es gibt allerdings auch eine Art von Idioten, bei denen die Reflexionsprocesse äusserst träg und langsam verlaufen, und andere, bei denen ein einseitig entwickelter und bestimmter Thätigkeitstrieb nicht nur das Vermögen, sondern auch die Tendenz eines innerlichen Verhaltens, also das Vermögen und die Tendenz, sich Vorstellungen um ihrer selbst willen zu bilden, ausschliesst. Aber einestheils gehört diesen Kategorieen keineswegs die Mehrzahl der Fälle an, anderntheils ist auch bei ihnen der Mangel, welcher die Idiotie eigentlich ausmacht, die Unfähigkeit, die Reflexionsorgane spontan in irgend eine Spannung zu setzen. Die Raschheit der Nervenleitung und der Reflexionsakte überhaupt ist bekanntlich eine sehr verschiedene und kann durch Übung erhöht werden; wir treffen also auch unter gesunden Kindern solche, die wenig erregbar sind und deren Vorstellungen sich sehr langsam bewegen, wie sie auch zu einer energischen Bethätigung nach Aussen wenig geneigt und befähigt sind. Es sind eben solche, bei denen das phlegmatische Temperament in besonderer Ausprägung die einfache Basis der höheren Bestimmtheitssphären abgibt. Ebenso finden sich genug gesunde Kinder, deren theoretisches Interesse überhaupt und in bestimmten Richtungen schwer, und immer nur bis zu einem gewissen Grade zu entwickeln ist, weil bei ihnen die unmittelbaren praktischen Bedürfnisse und Zwecke entschieden vorherrschen. In der Ungeduld über die langsamen „Fortschritte“, welche jene wie diese bei dem Unterrichte machen, werden die einen häufig genug „Stumpfsinnige“, die andern „Beschränkte“ genannt, und die Bezeichnung ist eine relativ berechtigte, wobei wir davon absehen, dass die Erziehung es in den meisten Fällen versäumt hat, die animalen Energieen als solche zu üben und zu bilden, und den Trieben stufenweise eine höhere Form zu geben, der Unterricht aber sich fast nirgends die Aufgabe stellt, aus und mit

den „praktischen“ Interessen und Fähigkeiten die „theoretischen“ zu entwickeln.

Abgesehen von dieser Versäumniss, deren Consequenzen, insofern sie eine allgemeine ist, sehr weitreichende sind; darf man wohl den äussersten Stumpfsinn und die äusserste Beschränktheit gesunder Kinder als Übergangsstufen zur Idiotie ansehen, und zwar weil es Idioten gibt, welche gesunde Kinder solcher Art an Erregbarkeit, Beweglichkeit der Vorstellungen und theoretischem Interesse übertreffen, man wird aber im einzelnen Falle immer und mit Recht anstehen, die Bezeichnung Idioten oder auch Halbidioten anzuwenden. Denn die betreffenden Kinder, so schwer sie „lernen mögen“, lassen ihre Vorstellungen, so weit ihre Willigkeit gewonnen ist, durch die gewöhnlichen Mittel der Darstellung bestimmen, und bilden sich selbständig eine „Weltanschauung“ aus, die mit dem herrschenden Bewusstsein correspondirt, so dürftig oder beschränkt sie an sich sein mag, was indessen nicht immer in dem Grade der Fall ist, als es oberflächliche, oder voreingenommene Beurtheiler — und voreingenommen sind diejenigen Lehrer, welche gewohnt sind, die Fortschritte im theoretischen Unterrichte überhaupt oder auch in ihrem speciellen Fache, abgesehen von der Unterrichtsmethode oder von der Vortrefflichkeit der grade herrschenden Methode überzeugt, zum Maassstab der geistigen Befähigung zu nehmen — mit apodiktischer Sicherheit zu erklären pflegen. Das in allen seinen Äusserungen und Akten langsame Kind, das natürlich auch in gemüthlicher Hinsicht wenig erregbar erscheint, ist nicht selten reich an stillen Freuden und hat ein ruhig klares Urtheil über Dinge und Menschen; jene beschränkten Kinder, mit denen sich der Lehrer „herummartert“, um ihnen die „gewöhnlichsten“ Begriffe beizubringen, verhalten sich gegen diese Begriffe häufig nur desshalb so hartköpfig, weil sie ihnen selbstverständliche sind, weil sie also das Begreifen*sollen* nicht begreifen können, und sind in ihrer Umgebung, d. h. überall, wo ihr Interesse ins Spiel tritt, derartig „zu Hause“, wie es die Lehrer nicht sind. — Dies lässt sich auch auf ganze Bevölkerungen, die wir nicht nur von „Touristen“, son-

dern auch von Eingebürgerten als stumpfsinnig oder beschränkt dargestellt finden, ja es lässt sich auf das Volk schlechthin im Gegensatze zu den sogenannten gebildeten Ständen anwenden.

Diejenigen Kinder, welche in der Schule auffallend zurückbleiben, sind, wie sie sich als Schüler darstellen — also nicht nur abgesehen davon, was die Schule aus ihnen gemacht und nicht gemacht hat, sondern auch abgesehen von ihrem Verhalten ausserhalb der Schule — sich so zu sagen auf den ersten Blick als „stumpfsinnig“ oder „beschränkt“ oder „schwachsinnig“, und die Schwachsinnigkeit wieder als die der „stillen“ und die der „beweglichen“ Art zu unterscheiden und zu characterisiren.

Während der Unterricht an der Unerregbarkeit und Unempfindlichkeit der Stumpfsinnigen, deren Verhalten ein passives und scheinbar williges ist, abprallt, leisten ihm die Beschränkten theils einen ausdrücklichen Widerstand, indem sie sich mehr oder minder gewaltsam zur Aufmerksamkeit zwingen oder vielmehr nicht zwingen lassen, theils zeigen sie sich bis zu einem gewissen Puncte, wo sich ihr Unvermögen einer abstrakten Combination oder einer förmlichen Reflexion herausstellt, und selbst über diesen Punct hinaus, und dann zur Plage des Lehrers und ihrer selbst willig; — die stillen Schwachsinnigen sind nicht nur äusserlich aufmerksam, sondern verrathen auch zuweilen durch den Gesichtsausdruck, die Spannung der Züge, das Glänzen des Auges die innere Theilnahme, sie sind aber unglücklich, wenn sie zu bestimmten und zusammenhängenden Äusserungen genöthigt werden, und zeigen dies gleichfalls so unverkennbar in ihrem Ausdrucke, dass der Lehrer bald nachzulassen pflegt. — Die Schwachsinnigen der beweglichen Art zeichnen sich durch eine ausserordentliche Zerstreutheit aus, die theils Unfähigkeit der Aufmerksamkeit, theils Unfähigkeit der Besinnung ist. Sie lassen entweder ihre Aufmerksamkeit fortgesetzt ableiten und treiben allerhand Dinge, für welche wir den scholarisch-technischen Ausdruck „Allotria“ haben, oder sie kommen den Fragen des Lehrers zuvor, belästigen ihn sogar mit Fragen, antworten

aber ins Blaue hinein, und können sich meist auf das, worauf es grade ankommt, nicht besinnen.

Diese Zustände haben die mannichfachsten Abstufungen und Modificationen, und lassen sich einerseits in dem Umkreise der gewöhnlichen Begabung verfolgen, während sie andrerseits und nach unten zu die Übergangsstufe zu der Idiotie darstellen.

In ersterer Hinsicht kann allerdings der Stumpfsinn nicht ein durchaus passives Verhalten, die Beschränktheit keine allseitige bleiben, der Schwachsinnige muss wenigstens der momentanen Energie und des momentanen Zusammenhaltes der Reflexionsthätigkeit fähig werden, d. h. die Zustände bestehen im Umkreise der höheren Begabung nicht mehr als solche, sondern nur als correspondirende, und wir haben statt des Stumpfsinnigen den still und gleichmässig Fleissigen, dem überall Zeit gelassen werden muss, statt des Beschränkten, dem jedes theoretische Interesse fehlt oder zu fehlen scheint, diejenigen, die ihre Specialitäten haben, in denen sie sich auszeichnen, während sie in andern Fächern kaum das Nothdürftige leisten und sich darüber mit den Lehrern selbst hinwegsetzen, statt jener stillen Schwachsinnigen, mit deren Interesse das Vermögen, insbesondere das der Reproduction, nicht correspondirt, die sinnigen Kinder, die dem Unterrichte nicht in seiner Ausbreitung folgen, aber das ihnen Zusagende aufnehmen und gemüthlich wie geistig verarbeiten, statt der beweglichen Schwachsinnigen die „Flüchtigen und Leichtsinnigen“, die man häufig mit Recht und mit Unrecht „talentirt“ findet, die aber bei keinem Gegenstande festzuhalten sind, immer nach Neuem verlangen und mit ihren Arbeiten jeder Zeit vorschnell fertig werden.

Nach unten hin können wir den Stumpfsinn, die Beschränktheit und den Schwachsinn als wirkliche Übergangsstufen zur Idiotie erst dann anerkennen, wenn wir nicht nur das Verhalten der betreffenden Kinder in der Schule, sondern auch das ausser der Schule kennen, uns überzeugt haben, dass es durchweg denselben Character festhält, selbständig keinen Kreis der freien Bethätigung findet, und desshalb als unfähig

für den gemeinsamen Unterricht anzunehmen ist, also eine besondere pädagogische Behandlung verlangt.

Besondere Anstalten für die zurückgebliebenen, als stumpfsinnig oder schwachsinnig bezeichneten Kinder sind mehrere vorhanden. So bestehen einige solche in der Schweiz, und die Anstalt des Dr. Herz im Buschbade bei Dresden ist für „Geistesschwache" bestimmt, worunter die Idioten des tieferen Grades nicht verstanden werden. Anstalten, welche es unzweifelhaft mit Idiotien zu thun haben, wie die Sägert-Heyer'sche in Berlin und die Hubertusburger Anstalt in Sachsen bezeichnen sich als für „Blödsinnige" bestimmt, eine Bezeichnung, die wir vermieden haben, weil sie uns nur auf eine Gattung der Idiotien, die „stumpfsinnigen", der Wortbedeutung nach zu passen scheint. Dr. Kern's Anstalt, (gegenwärtig in Möckern, früher in Gohlis bei Leipzig) ist für „Schwach- und Blödsinnige". Die Preisfrage, welche die deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und gerichtliche „Psychologie" für das Jahr 1860 gestellt hat, bezieht sich nur auf die „Heilanstalten" für schwachsinnige (blödsinnige, idiotische, kretinische) Kinder. Der Gebrauch der Bezeichnungen ist also noch ziemlich unbestimmt, und desshalb sind wir einerseits durch feststehende Abgrenzungen nicht gebunden, halten es aber anderseits für angemessen, ausdrücklich auseinanderzusetzen, in welchem Sinne wir die Bezeichnungen, deren wir uns bedienen, nehmen. Ob es praktisch sei, für Kinder, welche keine eigentlichen Idiotien, sondern nichtidiotisch beschränkt, stumpfsinnig und schwachsinnig sind, eigene Anstalten zu organisiren, ist eine Frage, die wir eher zu verneinen als zu bejahen geneigt sind, weil die Grenzlinie gegen den Idiotismus nicht leicht und immer erst dann zu ziehen ist, wenn man die betreffenden Individuen näher kennt. Jedenfalls sind Anstalten der Privatbehandlung vorzuziehen, sowie die Eltern nicht allzuviel Zeit damit verlieren sollten, immer erneute Versuche zu machen, ob ihre Kinder nicht dennoch in der einen oder der andern Schule fortkommen können. Die Schulhalter wollen sich mit eigentlichen Curen nicht abmühen, können und dürfen es auch nicht, wenn es sich um tiefergreifende

Entartungen oder um Schwächezustände handelt, die mit grosser Consequenz aufzubessern sind. Bei leichten Curen, denen diese Bezeichnung nur uneigentlich zukommt, und deren sich kein Schulmann besonders zu rühmen hat, ist es etwas Anderes, aber „abnorme" Individuen gehören nicht in die „Normal"-Schule. Was die Eltern bestimmt, immer neue Versuche zu machen, ist die Abneigung, an die Abnormität ihrer Kinder zu glauben, und dieselbe Abneigung wird sie auch bestimmen, Idiotenanstalten zu umgehen und da Hülfe zu suchen, wo sich nur „Schwache" befinden sollen, wobei auch die Furcht ins Spiel kommt, dass das Beisammensein mit den eigentlichen Idioten einen ungünstigen Einfluss üben möge. Indessen kann ein Vorurtheil für die Frage der Zweckgemässheit nicht entscheidend sein, und trotz dieses „Vorurtheils" haben wir, wie schon erwähnt, Repräsentanten der Übergangsstufen in der Levana gehabt.

Ein besonders frappantes Beispiel des Schwachsinns hatten wir an einem elfjährigen Knaben (T. III. F. 1.), und zwar desshalb frappant, weil derselbe die äusserste Schwachsinnigkeit darstellte, ohne als Idiot bezeichnet werden zu können. Er war für sein Alter klein, aber mit Ausnahme des Bauches, der vergrössert und herabhängend, der Kniee, die einwärts gestellt, und der Füsse, die in geringem Grade abgeplattet waren, wohlgebildet und wohlbeweglich, obgleich muskelschwach. Die Kopfbildung bot nichts Auffälliges als eine rasch zurücklaufende Stirn. Die Gesichtszüge waren regelmässig und angenehm, die Färbung eine zarte, indem das gewöhnlich blasse Gesicht sich leicht röthete, die Lippen frisch aussehend, die Augen gross, braun und glänzend mit vielfach abwechselnden Ausdruck. — Der Sprache war er nur unvollkommen mächtig, indem er nur in abgebrochenen Sätzen sprach, aber so, dass er sich doch verständlich zu machen wusste. In dieser unvollkommenen Art besass er zwei Sprachen, die böhmische und die deutsche, von denen er die erstere zuerst gelernt hatte, ohne sie jedoch mehr zu beherrschen. Sein Benehmen war im Allgemeinen ein anschmiegendes und verständiges; nur selten zeigte er sich eigensinnig, und dieser Eigensinn war

immer unschwer zu überwinden. Man konnte ihn sehr wohl in Gesellschaften mitnehmen, ohne dass er sich auffällig oder gar lästig gemacht hätte, da er vielmehr eine der Anmuth nicht entbehrende Erscheinung abgab, und Niemand, der sich nicht eingehender mit ihm beschäftigte, seinen Schwächezustand vermuthet haben würde, indem selbst die Gebrochenheit seiner Antworten, da sie niemals unpassend waren, als durch eine grosse Schüchternheit bedingt erscheinen konnte. Dass er für Eindrücke sehr empfänglich sei, bemerkte man auf den ersten Blick; er sah bald gespannt, bald freundlich, bald freudig erregt, bald schmollend oder traurig aus, und seine Augen füllten sich leicht mit Thränen, besonders wenn er etwas rauh oder hart angelassen wurde. — An den Spielen betheiligte er sich lebhaft und mit Verständniss und gefälliger Bewegung, ohne ein besonderes Nachahmungs- oder Erfindungstalent zu entwickeln; bei den Beschäftigungen bewies er Auffassungsfähigkeit, aber der Eifer, mit dem er sie angriff, liess bald nach, und da ihm eine stete Aufmerksamkeit sogleich peinlich wurde, so blieb seine Geschicklichkeit überall eine weniger als mittelmässige, wobei zu bemerken ist, dass er sich hierüber, also über den Abstand zwischen dem zu Leistenden und dem Geleisteten nicht täuschte. — Selbstverständlich war es der theoretische Unterricht, der den Grad seiner geistigen Schwäche am bestimmtesten herausstellen musste. Er hatte bis zu seinem Eintritte in die Levana weder lesen und schreiben, noch rechnen gelernt, sondern nur einen Anfang mit dem Buchstabiren gemacht und das Zählen eingelernt. Bei den Leseübungen nach der Levana-Methode, die später kurz dargestellt werden wird, und für welche Besprechungen zum Veranschaulichen und insbesondere auch zum Verknüpfen der in der Gruppe und in verschiedenen Gruppen vorkommenden Wörter wesentlich sind, ebenso bei dem Bilderbetrachten und -Besprechen zeigte sich einerseits, dass der Knabe in dem Vorstellungsbereiche eines gesunden Kindes etwa gleichen Alters (von den Kenntnissen, welche der Unterricht vermittelt, abgesehen) heimisch war, dass er gesehen, erfahren, sich Begriffe und Urtheile gebildet hatte, andrerseits aber, dass er mit sei-

nen Vorstellungen nur in sehr unvollkommener Weise operiren konnte, weil ihn die leichteste Anstrengung des Combinirens ermüdete und das Gedächtniss, insbesondere das Wortgedächtniss stets im Stiche liess. Der mangelhafte Besitz der Sprache erschien theils als Folge, theils als Ursache dieser Doppelschwäche, die den Unterricht zwar zu einem anstrengenden und sehr langsam fortschreitenden machte, aber doch den Fortschritt nicht ausschloss. Auffallend neben dem schwachen Wortgedächtniss — gleich schwach für die Lautgestalt wie für die sichtbare Form — war das gute Ortsgedächtniss für den Stand der einzelnen Worte, und das Festhalten der einmal dagewesenen Beziehungen. Der Sinn für Bilder war lebhaft, die Auffassung durchweg eine richtige und nur bezüglich der Geschichtenbilder mit einiger Mühe zu vermitteln, die Beziehungen zwischen verschiedenen Bildern — eines Bilderbogens — prägten sich leicht ein; dessenungeachtet machte die Mangelhaftigkeit der Sprache die Besprechung zu einer für die Geduld des Lehrers schwierigen Aufgabe, die sich nur in demselben Maasse als man mit dem Mienenspiele und dem halben Ausdrucke des Knaben vertraut geworden war, erleichterte. — Noch weit mehr Geduld als das Lesen- und Bilderklären, bei denen sich das Interesse des Knaben nicht sobald erschöpfte, erforderte der „Rechenunterricht mit Formenlegen", bei dem sich die Unfähigkeit einer irgendwie fortgesetzten Begriffscombination und die Gedächtnissschwäche am auffallendsten offenbarten. An momentaner richtiger Auffassung fehlte es keineswegs, diese ging aber sehr schnell wieder verloren, indem sich die Ermüdung geltend machte, und keine einzige, auch nicht die einfachste Zahlencombination, wie etwa $3 \times 3 = 9$ sich dem Gedächtnisse einprägte.

Die Organisation des Knaben an sich eine normale zu nennen, können wir nicht anstehen, da sich der Mangel irgend eines Organes oder ein ausgeprägtes Missverhältniss der Vermögen nicht bemerkbar machten und niemals eine Verkehrung des Bewusstseins hervortrat.

Der Zustand war offenbar der einer besondern in der

Schwäche begründeten oder die Schwäche ausdrückenden Reizbarkeit, bei welcher jede isolirte Erregung sogleich zur Überreizung führte.

Als Gegenstück mag ein anderer, schon dreizehnjähriger Knabe dienen, der zu den Beschränkten gehörte. Plump gebaut bei mehr als gewöhnlicher Grösse, eckig und unbehülflich in seinen Bewegungen und doch sich stets bewegend, mit groben Gesichtszügen bei städtischer Gesichtsblässe und kleinen beweglichen Augen gab er durchaus keine anmuthige Erscheinung ab, und sein Benehmen war trotz der mühsam beigebrachten Höflichkeitsphrasen und Höflichkeitsmanieren durchweg ein ungeschliffenes. In allen Schulen, die er besucht hatte, war er zurückgeblieben, wofür der Vater, der den Knaben von Jugend auf verhätschelt hatte, einseitig die Lehrer verantwortlich machte. Bei dem Unterrichte zeigte sich auffallend der Mangel des geringsten Interesses für irgend einen Gegenstand, diese oder jene praktische Fertigkeit ausgenommen. Diese Interesselosigkeit zu zeigen und Allotria zu treiben war dem Knaben Bedürfniss, weil er sich seiner Unfähigkeit schämte. Die Strenge, welcher er bald mit Trotz, bald mit Lügen und Schmeicheleien zu begegnen suchte, hatte nur kurzen Erfolg, und dieser Erfolg selbst diente nur dazu, zu zeigen, dass es in der That nicht sowohl an dem Willen des Knaben lag, wenn er Nichts leistete, sondern daran, dass er von Haus aus wenig Neigung und Fähigkeit zu einem innerlichen Verhalten, zur Gedankensammlung besass und in dieser Beziehung durch die Zucht, die er erfahren, nicht gefördert, sondern verwöhnt worden war. Den Mangel des theoretischen Interesses und der theoretischen Fähigkeit „ersetzte“ eine gewisse praktische Anlage, die sich vorzugsweise in der prompten Ausführung von Aufträgen und Bestellungen und in einer Aufmerksamkeit auf Alles, was mehr oder minder versteckt vorging, die ihn zum Aufpasser berufen erscheinen liess, bewährte. Leider waren sein Aufpasser- und Lauschertalent von seinem Vater ebenso wie sein Bestellungseifer benutzt und dadurch ungewöhnlich entwickelt worden. Die Schlauheit, die der Knabe in dieser Richtung zeigte und ausbildete, gewährte der väterlichen Eitel-

keit und Berechnung — denn der Sohn war zum „Geschäftscompagnon“ bestimmt, einen Triumph, den die frühzeitig hervortretende sittliche Blasirtheit gar nicht und die geringen Erfolge des Schulbesuchs nur wenig zu trüben vermochten, da sich hoffen liess, dass der kluge „junge Mann“ sich das durchaus Nothwendige doch noch aneignen werde, wenn er zur Einsicht gekommen, dass es nothwendig sei.

Es ist möglich, dass die Hoffnung des Vaters sich erfüllt, aber gewiss, dass der etwaige äusserliche Bildungsfirniss, der sich dem reifenden Jünglinge etwa noch geben lässt, die Beschränktheit des für alle höheren Interessen verschlossenen Geistes und die Gemüthsrohheit höchstens einigermaassen und für das weniger eindringende Auge verdecken kann und wird, wogegen das Alter, in welchem der geschilderte schwachsinnige Knabe steht, und die Art seiner Schwäche, obgleich sie dem Grad nach die äusserste ist, die Hoffnung auf eine allmählige Stärkung und Besserung nicht ausschliesst.

Die bisherige Darstellung hat es hoffentlich schon gerechtfertigt, dass wir einerseits die Idiotie als die unterste Stufe einer quantitativen Abstufung des geistigen Vermögens nicht ansehen, andrerseits zwischen ihr und den untersten Graden der bei geistig „Gesunden“ vertretenen Beschränktheit, sowie des Stumpfsinns und Schwachsinns wenigstens theoretisch eine scharfe Grenzlinie ziehen. In der Praxis, d. h. den einzelnen Fällen gegenüber, ist es allerdings zuweilen sehr schwer, diese Grenzlinie zu finden, und den Idiotenanstalten daraus einen Vorwurf zu machen, dass sie sich nicht auf die Aufnahme eigentlicher Idioten beschränken, ist schon desshalb unberechtigt, weil man diesen Vorwurf durchweg ausspricht, ohne vorher den Begriff der Idiotie bestimmt und von den angrenzenden Zuständen geschieden zu haben. Wir werden die Absicht einer Täuschung des Publicums niemals entschuldigen, müssen aber dabei stehen bleiben, dass der oberflächliche Beobachter (oder Visitator) ebenso der Gefahr ausgesetzt ist, wirkliche Idioten für Nichtidioten zu halten wie Schwachsinnige, bei denen diese Zustände in hohem Grade gegeben sind, und welche er grade in unglücklichen Momen-

ten seiner Beobachtung unterwirft, für Vollidioten zu nehmen. Dieser Irrthum der Beobachter oder Visitatoren, aus dem eine falsche oder ungerechte Beurtheilung der Anstalten oder ihrer Leiter hervorgehen kann, wenn nicht hervorgehen muss, würde weit weniger möglich sein, wenn nicht der Begriff der quantitativen Abstufung der herrschende und desshalb auch bis jetzt so wenig Versuche gemacht worden wären, die idiotischen Typen als qualitative zu bestimmen. Eben dieser Umstand neben der Nothwendigkeit der Aufgabe entschuldigt die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit der Versuche, die jetzt gemacht werden. Wir haben aber dabei die Gesundenerziehung nicht weniger als die Heilung oder Besserung der Idioten im Auge. Denn wenn längst mit der grössten Entschiedenheit geltend gemacht worden ist, dass der Pädagog die Individualität der Zöglinge zu berücksichtigen und auf sie einzugehen habe, während neuerdings mit gleicher Entschiedenheit die Forderung auftritt, dass jeder Pädagog Anthropolog sein —, also die menschliche Natur schlechthin kennen und erkennen müsse, so hat man so lange nicht den Punct gefunden, in dem beide Forderungen zusammentreffen, und fasst sie also beschränkt oder oberflächlich auf, so lange man die Einzelnen nur durch den Unterschied des Mehr oder Weniger, des höher oder niedriger Stehens von einander zu unterscheiden oder sie zu characterisiren sucht. Der Punct, wo die Kenntniss der allgemeinen Menschennatur und die Erkenntniss der Individualität zusammentreffen, kann nicht wohl ein anderer sein, als die Bestimmung der Typen, und für diese von der alten, oder wenn man will, veralteten Unterscheidung der Temperamente abzusehen, wäre zwar modisch, aber keineswegs vernünftig und förderlich.

Vierter Vortrag.

1.

Die Normal- und Entartungstypen des Dr. Neumann. — Die idealen Gestalten des Naturforschers, des Helden, Gesetzgebers und Staatenstifters, des Denkers und des Künstlers. — Die Entartungszustände: Brutalität, Leidenschaft, Effrenation und Affect. — Der mangelhafte Ausdruck der specifischen Begabung: ihre Bedingtheit und Unbedingtheit. — Die Brutalität und Effrenation in ihrer nothwendigen weiteren Fassung und als den verschiedenen Typen der Möglichkeit nach und thatsächlich zukommende Zustände. — Das Verhältniss derselben zur Ametamorphose und Hypermetamorphose. — Die Leidenschaftlichkeit und Afficirbarkeit stellen erst vermöge des Hinzutrittes anderer Momente Normal- und Entartungstypen dar. — Die Erhaltung und Herstellung des Gleichgewichts zwischen Strebungen und Erregungen als Ausgangspunct für die Bestimmung der übrigen Typen. — Die Gleichmässigkeit und Gleichzeitigkeit und der Wechsel der Functionen; die langsame und rasche Circulation; Correspondenz mit dem Gemüths- und Geistesleben. — Die Hypermetamorphose und Ametamorphose als Veräusserung des Seelenlebens mit Zu- und Abnahme der Erregbarkeit. — Der cholerische und melancholische, der sanguinische und phlegmatische Typus. — Verhältniss der Temperamente zu den Constitutionen und höheren Bestimmtheitssphären. — Die Geisteskrankheiten und die Formen der Idiotie.

In dem „Lehrbuche der Psychiatrie“ von Dr. Neumann, welches bei vielen der für den Gegenstand Interessirten Beachtung und Anklang finden möchte, weil es mit einer gewissen Frische und Bestimmtheit geschrieben ist, und eine Folge selbständiger Ansichten enthält, findet sich eine mehr beiläufige Aufstellung von Grundtypen der gesunden geistigen Individualität, deren Carricaturen bei der Seelenkrankheit zu frappanter Erscheinung kämen. Die betreffende Auffassung

Neumann's hier zu berücksichtigen, ist um so mehr der Mühe werth, als zwar die Typen nur vorübergehend characterisirt, aber im Allgemeinen die Elemente der Seelenkrankheit auf zwei ätiologisch gefasste Grundformen, die Hypermetamorphose und die Ametamorphose bezogen werden, und die dabei herausgestellten Krankheitscharactere zu jenen Typen und Typencarricaturen ein Verhältniss haben müssen, das allerdings der Verfasser ausdrücklich fest zu setzen und zu bezeichnen unterlassen hat.

Im Voraus sei auch erwähnt, dass Dr. Neumann keineswegs behauptet, der Typus schlage in der Seelenkrankheit zu seiner Carricatur aus oder um, dass er sich vielmehr gegen diese Behauptung, die „recht hübsch" in das System passen würde, die er aber zur Zeit noch nicht im Stande wäre, empirisch zu belegen, vorsichtig verwahrt. Um so mehr wird man es gerechtfertigt finden müssen, dass wir unsrerseits den bestimmten Character der Idiotie trotz der Correspondenz mit einem Gesundentypus als Krankheitsproduct und keineswegs durch die schon gestaltete Individualität bedingt, aufgefasst haben.

Nach Neumann kann das Hauptinteresse des Bewusstseinsleben in der Sinnenwelt, der Abstraction oder Gedankenwelt, der Willenssphäre und der Sphäre des Gemüths liegen, und die idealen Charactere, die sich hieraus — vorausgesetzt, dass trotz der Einseitigkeit des Interesses keine der Geistesrichtungen ganz „vernachlässigt" wird, und dass das Individuum mehr wie gewöhnlich begabt ist — ergeben, sind: der Naturforscher, der Held, Gesetzgeber und Staatenstifter, der Denker oder Philosoph, der Künstler.

Die entsprechenden Carricaturen, die da entstehen, wo die einseitige Entwicklung kein Gegengewicht oder keinen Halt hat, werden bezeichnet als: Brutalität, Leidenschaft, Effrenation (willkürliches, phantastisches Denken) und Affect. Diese Bezeichnung kann und muss zunächst als sprachliche ungenügend gefunden werden, weil Affect nach dem Sprachgebrauche die starke Erregung bedeutet, die den Menschen momentan in Anspruch nimmt — ausser sich setzt — aber

keineswegs eine energielose, den Willen nicht bestimmende zu sein braucht, während die „Leidenschaft“, wie das Wort durchweg verstanden wird, allerdings im Gebiete der Neigungen oder Abneigungen liegt, und sich aus denselben entwickelt, aber doch einen Gemüthszustand wie eine Willensrichtung, die keine energische zu sein braucht, ausdrückt und die Disposition zu einer gewissen Art von Affecten einschliesst. Der Gegensatz der Leidenschaftlichkeit und der Afficirbarkeit — wie etwa die bleibenden Zustände des Subjects bezeichnet werden könnten — ist daher als Gegensatz der energischen und der passiven Erregbarkeit mehr angedeutet als ausgesprochen, sofern wir die vorhergehende Characteristik der idealen Typen dazu nehmen. Die Bezeichnung „Effrenation“ ist neu in ihrer bestimmten Anwendung, und man könnte es willkürlich finden, dass darunter grade nur die Entzügelung des Gedankens oder des combinirenden Verstandes verstanden werden soll. Dagegen wird „Brutalität“ so ziemlich in dem Sinne wie rücksichtslose Rohheit gebraucht, und dabei weniger an das Thierwesen im Allgemeinen als ein in sinnlichen Erregungen und Begehrungen befangenes gedacht — denn es gibt unzählige Thiere, deren Eigenheit dem Begriff der Brutalität möglichst fern liegt — als an die Verthierung oder bestimmte Thierähnlichkeit, die aus einer unedlen, gefühllosen Natur des Menschen oder aus dem Mangel von sittlicher Zucht und Bildung hervorgeht.

Sehen wir von den Bezeichnungen ab, um die Charactere ins Auge zu fassen, so hätten wir uns zunächst an ihre idealen Formen zu halten, müssen und dürfen aber in diesem Bezug kurz sein. Zunächst ist zu bemerken, dass mit dem Gegensatze des „Naturforschers“ und „Philosophen“ das grössere oder geringere sinnliche Interesse wenig oder nichts zu thun hat, dass beide dem sinnlichen Genuss in irgend einer Form entschieden zugeneigt, wie nach dieser Seite ziemlich indifferent sein können, und der Unterschied ihres Denkens — denn beide sind doch Denker — theils in den Objecten, auf welche der eine und der andere von Jugend auf durch erziehliche und sonstige Einflüsse hingewiesen sein mag, theils in der

Neigung und Fähigkeit liegt, die der eine für die unmittelbare Combination des Angeschauten und Erfahrenen zu einer Gesammtkenntniss, der andere zu einer innerlichen Reproduction derselben, vermöge deren sie erweitert und in einen idealen Zusammenhang gebracht werden, an sich besitzt und entwickelt hat; dass ferner der „Held“ durch einen leidenschaftlichen Wirktrieb characterisirt werden mag, der „Künstler“ aber durch das vorwaltende Gemüthsleben, auch wenn man sich das „Gegengewicht“ der andern „Geistesrichtungen“ hinzudenkt, nicht genügend characterisirt ist, da er zum Künstler erst durch den Darstellungstrieb und das Darstellungsvermögen und zwar ein specifisches Darstellungsvermögen wird.

Wie aber die Basis der Gemüthsbeweglichkeit noch nicht den Künstler macht, so ist nicht jedem bedeutenden Künstler die Gemüthsbeweglichkeit als besondere Neigung zum Affect eigen, vielmehr werden wir zwischen den verschiedenen Künsten und den verschiedenen Künstlernaturen in dieser Hinsicht zu unterscheiden haben, ob ihr Darstellungstalent eine ungewöhnliche Afficirbarkeit mehr oder weniger voraussetzt. So möchten jene Denker, die von Erscheinung zu Erscheinung, von Thatsache zu Thatsache fortzugehen lieben, und zu denen nicht blos die Naturforscher, sondern auch Geschichtsforscher, Sprachforscher u. s. w. gehören, im Allgemeinen mit einer ruhigen, mässig erregbaren Sinnlichkeit begabt sein, obgleich sich auch viele Ausnahmen finden, während das sogenannte philosophische Denken eher eine tiefer erregbare Sinnlichkeit voraussetzen lässt, und es nur Philosophen bestimmter Art sind, die man als relativ unsinnlich kennt oder vermuthen kann.

Es geht hieraus hervor, dass die besondere Begabung des forschenden Gelehrten — was auch der Naturforscher ist — des Philosophen und des Künstlers — deren Arten wir wieder unterscheiden müssten — zwar auf eine gewisse Bestimmtheit der Sinnlichkeit und des Gemüthes als auf ihre natürliche Basis hinweisen, dass es aber erstens diese doppelte Bestimmtheit, also nicht das Vorwalten der Sinnlichkeit schlechthin oder das Vorwalten der Gemüthserregbar-

keit schlechthin ist, welche zum Forscher oder zum Philosophen oder zum Künstler prädisponirt, und dass zweitens in vielen Fällen die Begabung von ihrer natürlichen Basis oder der Bestimmtheit, die als solche angenommen werden kann, unabhängig erscheint, dass sich hier also ein scheinbarer Widerspruch in der Persönlichkeit zeigt, der vielleicht die Ausgleichung eines tieferen Widerspruches ist, jedenfalls aber beweist, dass sich die Begabung in gewissen Grenzen selbständig, also unabhängig von der Bestimmtheit der Sinnlichkeit und des Gemüthscharacters entwickelt. Was die Anlage zum Helden anbetrifft, so darf man gewiss in der Sphäre der äusseren Triebe und Vermögen einen bedeutenden motorischen Trieb und eine demselben entsprechende Kraft, in der Sphäre des Gemüthes ein ungewöhnlich hohes Selbstgefühl, welches sich zu bewähren strebt, als natürliche Basis des Heldencharacters annehmen. Was aber diesen Character zu einem idealen macht, ist der Wirktrieb, der sich auf die geschichtlichen Zustände richtet und eine dem Triebe entsprechende Fähigkeit. Diesen Wirktrieb hat der Held mit dem Gesetzgeber und Staatenstifter gemein, er nimmt aber bei jedem eine andere Form an, und wie offenbar für den Gesetzgeber und Staatenstifter jene natürliche Begabung, die zum Helden prädisponirt, nicht erforderlich ist, so fehlt es durchaus nicht an Beispielen von Kriegshelden, welche dies trotz eines schwächlichen motorischen Vermögens wurden, und von solchen, deren Leidenschaftlichkeit, wenn sie überhaupt in besonders hohem Grade vorhanden war, doch als eine von Haus aus zusammengenommene, dem Zweckbewusstsein unterworfene erscheint.

Sonach sind die Idealtypen Neumann's als solche zu allgemein gehalten, insofern sie auf eine quantitative Verhältnissbestimmung hinauslaufen und sich durch die specifische Begabung nicht characterisiren, und andrerseits lässt sich doch von ihnen zu den „Carricaturen“ ihrer selbst, den Entartungstypen nicht leicht ein Übergang finden, weil der allgemeine Begriff der specifischen Begabung zur Characteristik benutzt ist, was nur dann zulässig wird, wenn es sich darum handelt, die schon

festgestellten Typen normaler Individualität näher zu bestimmen und weiter auseinander zu setzen. Gewiss wird es Jedermann auffallend finden, wenn der brutale Mensch — auch in der Bedeutung des in sinnlichen Befriedigungen und Interessen aufgehenden Menschen — unvermittelt die Carricatur des Naturforschers genannt wird. Höchstens könnte man sagen, der Brutale sei die Carricatur des Menschen schlechthin oder er sei nur ein halber Mensch, ebenso wie man berechtigt ist, den von der Aussenwelt abgeschiedenen unsinnlich gewordenen Menschen einen halben Menschen zu nennen.

Der letztere Zustand ist — von Erkrankungen noch abgesehen, — ein erkünstelter, durch die Gewohnheit einer einseitigen Bethätigung erzeugter, der erstere besteht darin, dass der Mensch im Menschen unentwickelt blieb, wobei die Klarheit des Bewusstseins, das Beisichsein, zunächt nicht in Frage kommt, da es in beiden Fällen ohne das Hinzutreten anderer Momente anzunehmen ist. Offenbar aber kann der „halbe Mensch“ in dem eben erklärten Sinne nicht die Carricatur eines bestimmten normalen Typus sein, vielmehr lässt die eine wie die andere Halbheit die relative, d. h. halbseitige Darstellung ganz verschiedener Typen zu. Ein Mensch, den man ganz und gar sinnlich zu nennen berechtigt ist, kann z. B. entweder jede stärkere Aufregung scheuen und nur nach andauernden, aber schwächeren angenehmen Eindrücken verlangen, oder es kann ihm die äusserste Aufregung und zwar abwechselnd auch die äusserste motorische Spannung und Erregung Bedürfniss sein; ein Mensch, der dauernd in sich selbst oder in ein einseitig innerliches Verhalten versunken ist, kann ein Phantast sein, der sich an den regellosen, bunten Bildern einer leicht erhitzten Einbildung ergötzt, oder ein Grübler, der Probleme entdeckt und löst, oder ein „Spintiseur“, der aus Allem, was er beiläufig bemerkt, mehr oder minder mysteriöse Geschichten spinnt, deren Mittelpunct er selbst ist, ohne dass sich seine Einbildungen zu fixiren brauchen, oder endlich einfach ein Mensch, der kein anderes Interesse mehr hat, als das eines beschränkten Studiums, in das er sich mit einförmiger Geschäftigkeit vergräbt.

Wir können also in der „Brutalität" und „Effrenation" nur allgemeine Zustände sehen, bei denen der Mensch nach der einen Seite unentwickelt bleibt oder abstirbt, in denen sich aber die verschiedenartigsten Individuen befinden können, wie sich denn in dem Ersteren ganze Völkerschaften, in dem letzteren eine Menge civilisirter Menschen, insbesondere unter den „günstig Situirten" befinden, die sich ihren Neigungen zwanglos überlassen können, zuweilen aber auch von Elend und Leiden zusammengedrückte und gebrochene Menschen.

Elemente dessen, was man unter Seelenkrankheit im engeren Sinne versteht, enthalten diese Zustände an sich noch nicht; kommen sie aber als Krankheitsproducte und Krankheitsentwicklungen in Betracht, so fallen sie unzweideutig mit dem zusammen, was Dr. Neumann die Hypermetamorphose und die Ametamorphose nennt. Denn unter der ersteren versteht er das Aufgehen der Seelenthätigkeit in der Aufnahme und dem Umsatz der sinnlichen Eindrücke, unter dem letzteren das Aufhören dieses Umsatzes, der wohl als eine Art Seelenernährung aufgefasst werden kann. Nach ihm schliesst aber die Hypermetamorphose die Erscheinungen des Pervigiliums, der Illusion und der Tobsucht, die Ametamorphose die Erscheinungen des Stumpfsinns, der Melancholie und der Ekstase ein — Erscheinungen, die keineswegs zu einander in das einfache Verhältniss von Stadien gestellt werden können, wobei hinsichtlich der Formen der Ametamorphose bemerkt sein mag, dass, wenn man den Umsatz der Sinnenempfindungen als eine Art der Seelenernährung oder Assimilation auffassen kann, das Aufhören derselben entweder als Aufhören der Ernährung schlechthin die Abmattung und Energielosigkeit des Seelenlebens herbeiführen oder dadurch, dass an die Stelle der natürlichen eine künstliche Ernährung, der Umsatz der subjectiven, durchaus innerlichen Empfindung in objective Vorstellungen tritt — ein Process, der allerdings die Aufzehr der bildenden oder plastischen Organe ist — eine unnatürliche Seelenthätigkeit, die als Steigerung des Seelenlebens schlechthin erscheint, bedingen muss, womit ein Gegensatz ausgesprochen ist, der sich keineswegs einfach durch die an sich oder vor der Erkran-

kung vorhandene grössere oder geringere Stärke des Seelenlebens, sondern nur durch eine verschiedenartige qualitative Bestimmtheit desselben erklären lässt.

Haben wir nach allem diesen die Brutalität und Effrenation als Entartungen bestimmter Typen auszuschliessen, so bleibt uns die Leidenschaftlichkeit und die Afficirbarkeit — die Beständigkeit des Affectes — übrig. In diese Bezeichnungen lässt sich ein typischer Gegensatz der Subjectivität allerdings hineinlegen, sie drücken aber an sich noch keine Entartungszustände, sondern so zu sagen Mittelzustände aus, scheiden also die Krankheit von der Gesundheit, die Deformität von der Form nicht ab. Fasst man die Leidenschaftlichkeit und Afficirbarkeit oder Reizbarkeit gegensätzlich, so kann man unter der ersteren nur das stete, wenn auch nicht gleichmässige Vorhandensein energischer Bedürfnisse und Strebungen, welche im Falle des Gehemmtwerdens starke Aufregungen bedingen, unter der letzteren nur die passive Erregbarkeit des Gemüths verstehen, welche ausser der Freude und dem Schmerze auch das Verlangen und Bangen, die Sehnsucht und Angst — Empfindungen, welche den Strebungen verwandt sind, aber nicht zu solchen werden, weil sie sich innerlich, an und mit Vorstellungsreihen entwickeln und auflösen — umfasst.

Niemand wird diese entgegengesetzten, in der That constitutiven, den Character der Subjectivität bezeichnenden Zustände ohne weiteres als krankhafte aussprechen können; sie drücken vielmehr nur eine so zu sagen elementare Beschaffenheit aus, welche erst durch das Hinzutreten anderweitiger Momente zur typischen Normalität und Deformität wird.

Ist bei dem leidenschaftlichen Menschen das Willensvermögen entsprechend entwickelt, besitzt er also die Fähigkeit, seine Strebungen in Zwecke umzusetzen und diese zu verfolgen, so repräsentirt er einen normalen Typus; dasselbe ist bei dem reizbaren Menschen der Fall, sofern nicht seine Gemüthserregungen eine unnatürliche Quelle haben, und er das Vermögen besitzt, diese Erregungen nicht nur festzuhalten und zu entwickeln — wozu er geneigt ist — sondern auch auf-

zulösen, folglich seine Vorstellungen beherrscht. Das Mehr der Selbstbeherrschung erhebt den leidenschaftlichen und den reizbaren Menschen nicht nur zur Normalität, sondern nähert ihn auch einem idealen Character, insofern es bei jenem die Entwicklung des Wirktriebes, bei diesem die Entwicklung aller derjenigen Triebe bedingt, welche auf die innere Verarbeitung und Reproduction des Erfahrungsinhaltes gehen; das Weniger nähert jenen und diesen einem Entartungszustande, insofern sich die Strebungen über die Möglichkeit der unmittelbaren Befriedigung hinaus entwickeln, ohne doch in den Willen einzutreten — was nur bei einer irgendwie bedingten, den Menschen aus seiner natürlichen Sphäre hinausdrängenden Überreizung möglich ist — und die Affecte nicht sowohl aus Vorstellungen, die der Reflex der objectiven Thatsachen sind, als aus solchen hervorgehen, in denen dem Bereiche der Innenexistenz angehörige, an sich nicht vorstellbare Zustände, zu scheinbar objectiven Vorstellungen ausschlagen. Damit ist ausgesprochen, dass der Wille, der das Moment des Zweckbewusstseins und die über die Vorstellungen herrschende Intelligenz, welche das Moment der Willensspannung hat, an sich zur Normalität gehören, aber auch in einem, der Stärke und dem Umfange der Leidenschaftlichkeit und Reizbarkeit entsprechenden Grade vorauszusetzen sind, wenn nicht eine abnorme Entwicklung und Gestaltung der letzteren — die ihren Grund nicht in einem durch sie bedingten Mangel, eben dem der Selbstbeherrschung haben kann, stattgefunden hat. Daher geht hier die Entartung von einer Überreizung aus, welche, indem sie der Umsatz der Strebungen zu wirklichen Zwecken, den der Vorstellungen zu objectiven Ideen unmöglich macht, die Selbstbeherrschung an sich aufhebt, aber so, dass sie den Willen weniger schwächt als verkehrt. Der Leidenschaftliche will dann Unmögliches, der Reizbare gibt sich der Einbildung unmotivirter Freuden und Schmerzen wenigstens mit halbem Bewusstsein, also doch willkürlich hin.

Fragen wir nun, ob die beiden Typen, die wir jetzt, an die Neumann'sche Characteristik anknüpfend, skizzirt haben, ausreichen, um den Zweck einer Typenaufstellung zu erfüllen,

so müssen wir das verneinen, weil jeder aus Erfahrung weiss, dass es eine Menge von Menschen gibt, denen nur ein sehr geringer Grad leidenschaftlicher Strebsamkeit und nicht auf der Oberfläche des Gemüths spielender Reizbarkeit zugeschrieben werden kann. Wollten wir diese einem Typus zuweisen, so müssten wir für denselben eine positive Bestimmung finden, da eine blos negative Bestimmung die Character- oder Typenlosigkeit ausdrücken würde. Diese positive Bestimmung kann aber, wie wir gesehen haben, weder die vorwaltende „Sinnlichkeit" noch die vorwaltende „Geistigkeit" abgeben, und wir haben desshalb die zwei Entartungstypen der Brutalität und Effrenation, wie die nicht besonders benannten, sondern nur durch die Gestalt des Naturforschers und Philosophen vergegenwärtigten Normaltypen begeistigter Sinnlichkeit und besinnlichter Geistigkeit negirt. Wir werden indessen zwei Typen annehmen müssen, weil der relative Mangel der Leidenschaftlichkeit und Reizbarkeit positiv zunächst als das Gleichgewicht gedacht werden muss, das zwischen den Strebungen und Empfindungen überhaupt und zwischen den einzelnen Strebungen und Empfindungen erhalten oder hergestellt wird, mit der Erhaltung oder Herstellung des Gleichgewichtes aber schon ein Unterschied ausgesprochen ist, der sich sogleich noch näher bestimmt, wenn man nicht ausser Acht lässt, dass die Erhaltung und Herstellung des Gleichgewichtes hier nicht durch die besondere Kraft der Selbstbeherrschung bedingt sein kann — weil wir in diesem Falle gar keine neuen Typen, sondern die beiden alten, etwa in besonderer Idealität oder aber in einfacher Abschwächung gedacht hätten — also so zu sagen natürlich bedingt sein muss.

Soll sich nun das Gleichgewicht von selbst erhalten, so müssen sich entweder die einzelnen Strebungen und Gemüthsbewegungen, indem sie sich entwickeln, dadurch auflösen, dass sich der Zusammenhalt und Zusammenhang der Functionen, Triebe und Vermögen behauptet und geltend macht — womit ein natürliches Beisichbleiben oder Gesammeltbleiben des Menschen ausgedrückt ist — oder eine die Selbstbeherrschung ausdrücklich in Anspruch nehmende, also in die Tiefe und

Breite gehende Entwicklung der Strebungen und Gemüthsbewegungen muss durch den raschen Wechsel derselben verhindert, die Ausgleichung also durch das vom Willen unabhängig wirkende Gesetz der Polarität, das sich unmittelbar geltend macht, bewirkt werden.

Suchen wir aber für den hiermit ausgesprochenen Gegensatz nach einem positiveren Ausdruck in seiner Bedingtheit, so haben wir uns zu erinnern, dass die Strebungen aus der Verschmelzung des motorischen Triebes mit dem gegenständlichen Verlangen hervorgehen und zur Form des zweckbewussten Willens gelangen, dem das motorische Vermögen unmittelbar untersteht, während die Reizbarkeit des Gemüths zu ihrer sinnlichen Voraussetzung die Empfindlichkeit für das objectiv Bleibende, die Sensibilität im engeren Sinne hat, diese aber sich zur Fähigkeit, reizende Vorstellungen festzuhalten und zu erzeugen verinnert.

Nun liegt der Zusammenhalt und Zusammenhang aller Functionen als ein unmittelbarer in der sich gleichmässig fortsetzenden Selbstgestaltung des Organismus, ihr wechselndes Hervortreten aber ist durch die nothwendige Stoffveränderung, die ein Umsatz der Stoffe in den Organen und ein Abgeben derselben von dem einen Organ an das andere ist, bedingt, also ihr rascher Wechsel durch eine rasche Stoffveränderung oder Circulation. Damit ist wieder als eine Bestimmtheit der sinnlichen Sphäre ausgesprochen, was wir uns als Bestimmtheit der Gemüthssphäre im weiteren Sinne schon vergegenwärtigt haben, wobei es sich von selbst versteht, dass der rasche Wechsel der Strebungen und Gemüthserregungen einen eben solchen der Vorstellungen theils fordert, theils voraussetzt.

Die Bestimmtheit der „sinnlichen“ Sphäre haben wir als Basis für die Bestimmtheit der „gemüthlichen“ auch hier anzunehmen, und suchen wir einen Ausdruck für die Ausartung, nach welcher die entgegengesetzten „sinnlich-gemüthlichen“ Bestimmtheiten naturgemäss n e i g e n, so bietet sich von selbst der von Dr. Neumann in engerer Bedeutung genommene, zur Gruppirung der Seelenerkrankungserscheinungen benutzte Ge-

gensatz der Ametamorphose und Hypermetamorphose, dessen Begriff wir natürlich zu erweitern und zu modificiren haben. Da eine andauernde völlige Unthätigkeit der umsetzenden Organe mit Ausnahme der grade functionirenden nicht denkbar ist, sofern sich der Zusammenhang der Functionen stetig darstellen, und der Zustand des Organismus ein gesunder sein soll, so muss bei dem langsamen Umsatze der Umsatzstoff gleichzeitig in den verschiedenen Stadien oder Momenten des Umsatzes begriffen bleiben. Da aber der langsame Umsatz die Selbsternährung der Organe durch die Ablagerungen des von ihnen umgesetzten Stoffes begünstigt, so bedingt er eine geringere Ausscheidung als der rasch vor sich gehende, welcher wegen der grösseren Ausscheidung rascheren Ersatz verlangt, setzt also eine schwächere Ausscheidungstendenz voraus, und da die Ausscheidung theils eine einfach materielle, theils mit Erregungen und Bewegungen verknüpft ist, so erscheinen diese Erregungen und Bewegungen durch die vorwiegende Ernährungstendenz an sich gemässigt.

Hiernach liegt bei einem solchen Character des sinnlichgeistigen Lebens die Gefahr der Ausartung darin, dass die Ausscheidungstendenz, als die an sich schwächere, bis zu einem Grade abnimmt, durch welchen theils das Zurückbleiben der auszuscheidenden, weil nicht assimilirbaren Stoffe, theils die Unthätigkeit der Organe, welche als erregte zu ausscheidenden werden und die Zufuhr assimilirten Stoffes verlangen, also eine ungesunde Füllung und eine fortschreitende Erschlaffung der Erregbarkeit bedingt wird. Diesen Zustand können wir als Ametamorphose bezeichnen, weil bei demselben die Stoffumwandlung im Allgemeinen stockt, insbesondere aber die Organe, deren Bestimmung das Erregtwerden ist, den nöthigen für sie metamorphosirten Stoff nicht erhalten, wobei zu berücksichtigen ist, dass die Erregung als peripherische und centrale zu unterscheiden ist, und, insofern es sich um die Assimilation handelt, die peripherische Erregung sich zur centralen umsetzt, also sie in gewissem Sinne nährt.

Dagegen liegt in dem raschen Stoffumsatze, welchen ein

rascher Wechsel der Erregungen entspricht, die Gefahr einer übermässigen Ausscheidungstendenz, welche der Consolidirung der Organe im Allgemeinen entgegensteht, die Zusammenbildung der Erregungsorgane hindert, und die Erregungsprocesse nicht nur zu schnell verlaufenden, sondern auch zu gehaltlosen und äusserlichen macht. Diesen Zustand können wir Hypermetamorphose nennen, weil bei demselben durch die Beschleunigung des Umsatzes im Allgemeinen die Ernährung und somit die Kräftigkeit der Organe beeinträchtigt wird, und insbesondere auch ein Missverhältniss zwischen der Lebhaftigkeit der peripherischen Erregung, als der in dem vorhin ausgesprochenen Sinne nährenden, zu der Energie der centralen Erregung entsteht — ein Missverhältniss, in dem die Gemüths- und Geistesbeweglichkeit, obgleich sie als solche nicht ab-, sondern eher zunimmt, immer mehr veräussert.

Während daher nach Dr. Neumann's Auffassung die Seelenthätigkeit sich bei der Hypermetamorphose einseitig veräussert, bei der Ametamorphose einseitig verinnert, findet nach der Erweiterung und Modification, die wir mit beiden Begriffen vorgenommen haben, sowohl bei der Ametamorphose wie bei der Hypermetamorphose eine Veräusserung der Seelenthätigkeit, aber bei der Hypermetamorphose mit Zunahme der peripherischen Erregbarkeit, bei der Ametamorphose mit Abnahme der Erregbarkeit überhaupt, also hinsichtlich der peripherischen Erregbarkeit mit Erschlaffung und Abstumpfung der Nervosität, wenigstens der sensibeln und motorischen Nerven, während sich die Thätigkeit der trophischen Nervencentren und Nervenfasern während der Entartung steigern mag. Hierbei sei noch erwähnt, dass zwar allerdings die doppelte Bestimmtheit, die wir characterisirt, eine besondere Willenskraft zur Ausgleichung der Strebungen und Erregungen nicht erfordert, dass aber die Entartung wesentlich durch die Willensschwäche mit bedingt sein, oder eigentlich ohne diese nicht stattfinden kann, wie denn, was die Hypermetamorphose insbesondere betrifft, die Verinnerung und Entwicklung der äussern Eindrücke ohne die Willensspannung nothwendig zu einer partiellen wird, und der Zufall, dem die peripherische Erregung

an sich unterworfen ist, allmählig auch zur Herrschaft über die centrale Thätigkeit gelangt, indem er das Gesetz der natürlichen Polarität in seiner Wirksamkeit durchkreuzt. Die besondere Willensschwäche aber, welche beide Entartungen voraussetzen lassen, äussert sich bei der Ametamorphose häufig als Kraft des passiven Widerstandes, bei der Hypermetamorphose als Affectation der Willensenergie, d. h. als zur Schau getragene Willkür und Launenhaftigkeit.

Wir haben hiernach vier Typen, von denen die zuerst characterisirten mit zwei von Dr. Neumann aufgestellten ziemlich zusammen stimmen, die zuletzt characterisirten aber mit denjenigen, deren Ausartung Neumann als Brutalität und Effrenation bezeichnet, nur dann einigermaassen correspondiren würden, wenn man beide Ausdrücke in einem ganz abweichenden Sinne nimmt, und die Brutalität mit der Ametamorphose, die Effrenation mit der Hypermetamorphose, der Neumann'schen Auffassung entgegen, zusammenbringt.

Suchen wir aber nach den einfachsten technischen Bezeichnungen für die characterisirten Typen, so dürfen wir ohne Bedenken zu bekannten und uralten zurückgreifen: wir können sie als den cholerischen, melancholischen, phlegmatischen und sanguinischen Typus unterscheiden.

In der Darstellung dieser Typen sind aber, wie leicht zu sehen, die Constitutionen mit den Temperamenten, deren Basen sie abgeben — die üppige Constitution die des phlegmatischen, die floride die des sanguinischen, die robuste die des cholerischen und die sensible die des melancholischen — sogleich zusammengefasst, eine Zusammenfassung, die im Allgemeinen dadurch, dass die Constitution als Basis des Temperaments bezeichnet werden kann, gerechtfertigt ist, obgleich zuweilen das Temperament im Widerspruche zu der Constitution zu stehen scheint, oder in der That steht. Für die Erklärung dieses Widerspruches oder seiner Möglichkeit haben wir zu berücksichtigen, dass die Temperamente an sich Übergangsformen gleich den Constitutionen einschliessen, und die letzteren sich durch die Lebensweise u. s. w. modificiren, dass die Gestaltung der Sinnesart, die Höhe des geistigen Ver-

mögens im Allgemeinen sowie Gegenstand und Richtung der geistigen Thätigkeit, endlich die sittliche Formirung und der sittliche Inhalt des Willens vom Temperament — das nur den allgemeinen Modus und die vorherrschende Tendenz des Verhaltens und der Bethätigung ausdrückt — unabhängig sind, während sie die Bestimmtheit desselben theils verdecken, theils ihrerseits modificiren, und dass schliesslich der Widerspruch ein krankhafter sein kann und es dann immer ist, wenn er sich durch eine ungewöhnliche Gestaltung und Entwicklung der höheren Bestimmtheitssphären oder der in ihnen liegenden Vermögen nicht erklären lässt.

Was die Übergangsformen zwischen den Temperamenten betrifft, so sind sie dies theils im eigentlichen Sinne, theils findet in der That nur ein regelmässiger und ausgeprägter Wechsel des allgemeinen Verhaltens statt, welcher die Bedeutung wechselnder Überspannung und Abspannung hat, also leicht einen krankhaften Character annehmen kann, obgleich ihn keineswegs an sich hat. Das phlegmatische Verhalten kann der Abspannungszustand für das cholerische, sanguinische und melancholische, das melancholische nur der Abspannungszustand für das cholerische sein. Zwischen dem phlegmatischen und sanguinischen, dem sanguinischen und cholerischen, dem cholerischen und dem melancholischen Temperamente sind mittlere oder eigentliche Übergangsformen möglich, nicht aber zwischen dem phlegmatischen und melancholischen und dem melancholischen und sanguinischen. Die beiden letzteren Temperamente schliessen daher sowohl die Vermittlung wie den Wechselzustand der Überspannung und Abspannung aus, wobei jetzt kaum wieder hervorgehoben zu werden braucht, dass sich das melancholische Temperament keineswegs durch das Vorherrschen einer traurigen und das sanguinische durch das Vorherrschen einer heitern Stimmung characterisirt.

Die gemüthlich-geistigen Entartungszüge des phlegmatischen Typus sind: Trägheit, Unempfindlichkeit, Gleichgültigkeit, Stumpfsinn; die Entartungszüge des sanguinischen: Flüchtigkeit, Veränderungssucht, Faselei, Narrenhaftigkeit; die des cholerischen: unbeherrschte Leidenschaft und starrer Eigensinn,

bornirter Thätigkeitstrieb und tobsüchtiges Wesen; die des melancholischen: Verschlossenheit und Versunkenheit, spintisirendes Wesen, Trübsinn und Wahnsinn — wenn wir den letzteren von dem Wahnwitz, der mit der Narrenhaftigkeit correspondirt und von der Verrücktheit, welche als das Extrem vernunftwidrigen Eigensinns gelten kann, unterscheiden wollen.

Selbstverständlich hat die vor der Entwicklung oder in den ersten Entwicklungsperioden des Menschen eingetretene Entartung einen ganz andern Character als die später eingetretene, und es geben also die Formen der Idiotie ein von den Formen der Geisteskrankheit geschiedenes Betrachtungsgebiet ab. Blödsinn und Narrenhaftigkeit haben bei Kindern und Erwachsenen noch die meiste Ähnlichkeit, während diejenigen Geisteskrankheiten und diejenigen Formen der Idiotie, welche als Carricaturen des cholerischen und melancholischen Normaltypus aufgefasst werden können, viel weiter von einander abliegen.

2.

Die Elemente der Geisteskrankheit bei relativ Gesunden. — Die Illusion. — Die Stadien und die Formen der Geisteskrankheit in ihrem Verhältniss zu den Typen. — Die Elemente der Geisteskrankheit bei den Idioten als nur uneigentlich vorhanden. — Die beschränkte Berechtigung der Bezeichnung „Blödlinge". — Die Ametamorphose und Hypermetamorphose im Verhältniss zu den Formen des stumpfsinnigen, narrenhaften, beschränkten und melancholischen Idiotismus. — Die Abstufungen.

Der Übergang von den krankhaften Zuständen des Seelenlebens zu der eigentlichen Geisteskrankheit findet dann statt, wenn die Energie des Selbstbewusstseins, vermöge deren es sich zu den seelischen Processen, Functionen und Thätigkeiten bestimmend — also reagirend und abgrenzend, regulirend und dirigirend — verhält, zusammenschwindet oder gebrochen wird.

So lange dies noch nicht der Fall ist, bleibt die Entwicklung der Krankheit eine zurückgehaltene, und das wollende Bewusstsein — welches von dem bewussten Willen zu unterscheiden ist — behauptet einerseits wenigstens den Schein seiner Freiheit und Herrschaft, wie es sich andrerseits äusserlich und scheinbar den Gesetzen und Conventionen des Gemeinbewusstseins fügt. Von der eigentlichen Geisteskrankheit aber bis zur „vollkommenen“ geistigen Gesundheit gibt es eine Menge von Übergangstufen, und keines der Elemente, welche die Geisteskrankheit in ungehemmter Entwicklung zeigt, ist dem gesunden Seelenleben fremd, vielmehr hat jedes in diesem seine momentane Existenz, die für die Lebendigkeit der Psyche eine bedingungsweise nothwendige ist. Daher hat Dr. Neumann vollkommen recht, wenn er, nachdem er die Illusion als eine falsche Interpretation der Ästhesen erklärt, auf die Einwand-Frage, wer dann überhaupt von Illusionen frei sei, antwortet, dass eben Niemand davon frei sei und dass grade dies für die Richtigkeit seiner Erklärung spreche.

Definiren wir die Illusion, die nach der Neumann'schen Erklärung nur die unaufgelöste „Sinnestäuschung“ ist, umfassender, wie es der Sprachgebrauch zulässt und verlangt, als den Schein, der sich für das Bewusstsein behauptet, weil er keinen Widerspruch zu dem sonstigen Kennen und Wissen herausstellt, in welchem Falle es der indifferente Schein ist, oder weil er aus dem Bewusstsein zur Befriedigung praktischer und theoretischer Bedürfnisse und Triebe erzeugt und gestaltet wurde, in welchem Falle sich das Innerliche und Ungewordene als objective Existenz darstellt, so sind wir von vornherein genöthigt, die Illusion als ein nothwendiges Moment des sich erweiternden und entwickelnden Bewusstseins, und zwar sowohl des allgemeinen oder historischen wie des individuellen Bewusstseins anzuerkennen, da von der Beschränktheit des Kennens und Erkennens die Ausdehnung des indifferenten Scheines abhängig ist, also die Erweiterung der Erkenntniss ohne das Hervortreten von Widersprüchen, die der Lösung bedürfen, d. h. ohne die fortgesetzte Offenbarung des Scheines als solchen nicht gedacht werden kann, ebenso

wenig aber der Entwicklungs- und Gestaltungstrieb, der über die gegebene Beschränktheit hinausgreift, ohne die Vorbefriedigung, in welcher die Schöpfungen der Phantasie als Offenbarungen gewusst werden und als Erscheinungen wirken. Wenn wir hiernach die in der Beschränktheit des Bewusstseins an sich gegebene Illusion, deren Herausstellung und Auflösung die fortgesetzte, den Erkenntnisstrieb reizende und befriedigende Activität des theoretischen Verstandes ist, und die aus vorgreifenden Bedürfnissen und Trieben sich erzeugende Illusion unterscheiden, so kann aus dem Bestande und Umfange der ersteren, die dem endlichen Geiste schlechthin eignet, ein Maasstab für die Weite und Höhe des geistigen Vermögens nur in der Art entnommen werden, dass man dabei die Zeit, die Umstände und die Mittel für die geistige Entwicklung in jedem Falle berücksichtigt, die ausdrücklich producirte Illusion aber ist ebenso Offenbarung des Vermögens wie des Mangels, der Stärke wie der Schwäche, und sie lässt sich daher als „Element" der Schwachgeistigkeit und der Geisteskrankheit nur in soweit betrachten, als sie die einseitige, d. h. unvermögende Bedürftigkeit und die erschöpfte Entwicklung zu ihrer Voraussetzung hat. Indessen hat die Rolle, welche die Illusion unter dieser Voraussetzung als Selbsttäuschung spielt, die ganze Breite der gesellschaftlichen Existenz zum Terrain, und wie jeder Mensch bekanntlich seine Schwächen hat, so „leidet" auch jeder an Illusionen, die auf Schwächen hinauslaufen. Der Forderung, sich selber zu erkennen, also von der Selbsttäuschung frei zu machen und frei zu halten, kann nicht vollkommen genügt werden, weil sich kein Mensch vollkommen „objectiv" wird.

Die Widrigkeit und Gefährlichkeit der als Selbsttäuschung characterisirten Illusion in moralischer und intellectueller Hinsicht beginnt damit, dass der Einzelne sich auf eine solche Illusion concentrirt und sie zur breitesten und vollsten Entwicklung bringt, um die moralische Hässlichkeit — wie schon die „physische" — und die geistige — wie schon die sinnliche und motorische — Impotenz, deren geheimes Gefühl ihm peinlich ist, sich und Andern zu verdecken. Hier begegnen

wir dem rücksichtslos ausbeutenden Egoisten, der sich in der That einbildet, die Ausgebeuteten gerettet, gehoben und übermässig belohnt zu haben und stets über Undankbarkeit klagt, dem Gewissenlosen, der sich in erhabene Zwecke hüllt, der Illusion der Liebenswürdigkeit bei erkältendem und abstossendem Wesen, der Illusion der Genialität bei Ideenarmuth und völliger Unproductivität, der Grossmannssucht in den verschiedensten Formen.

Dass in diesen die Selbsterkenntniss überwuchernden Illusionen ein fruchtbarer Boden für die eigentliche Geisteskrankheit gegeben ist, und dass in den äussersten Fällen der Durchbruch und die freie Entwicklung der Krankheit nur noch durch das geheime Bewusstsein der Selbsttäuschung und durch das nach aussen hin spannende Bemühen, den Andern einestheils die eigene Illusion durch allerhand Manövres mitzutheilen und ihnen andrerseits die Grösse derselben zu verbergen, zurückgehalten wird, lässt sich nicht verkennen. Physische Überreizungen und zum Schwindeln bringende Ereignisse genügen dann, um den letzten Damm, der die Freiheit des Bewusstseins schützt, zu zerreissen und dass der Riss geschehen, zeigt sich unzweideutig darin, dass Augenschein und Beweis gegen die ungehemmt Platz greifende Vorstellung nichts mehr vermögen. Offenbar aber setzt die Ausbildung einer Illusion, auf welche sich der Mensch concentrirt und reducirt, eine relativ vollendete Entwicklung, weil einerseits das Gefühl der Erschöpfung oder doch des Fertigseins, andrerseits den Stoff, aus dem sich die Illusion zu bilden vermag, voraus, und dasselbe gilt von jenen Leidenschaften, auf deren Befriedigung sich der Mensch um so mehr concentrirt, je mehr dieselbe durch objective Hindernisse gehemmt ist, welche daher zuletzt zur Geisteskrankheit führen müssen, wobei das Eintreten der Illusion ein secundäres ist, sowie von den „Affecten“, welche als Stimmungen die ganze Breite des Gemüths unauflöslich einnehmen. Wir können daher sagen, dass die Geisteskrankheit, als deren Element die Illusion oder die das Denken und Wollen beherrschende fixe Idee oder der unauflösliche Affect erscheint, nur bei Erwachsenen möglich ist, und dass überhaupt nur bei diesen eine psychische

Vermittlung und Entwicklung der Geisteskrankheit stattfinden kann. Dem von Günz beschriebenen, aus Überreizung entstehenden und acut verlaufenden „Wahnsinn oder Irrsinn der Schulkinder“ kommt diese Bezeichnung nur uneigentlich zu.

Wo die Geisteskrankheit aus psychischen Vorgängen sich entwickelt, — womit organische Veränderungen, welche mit der Entwicklung der Krankheit „gleichen Schritt“ halten, und eine organische Basis als Krankheitsanlage selbstverständlich nicht ausgeschlossen sind — muss ihr Character dem Typus entsprechen, den das Individuum repräsentirt. Hierbei scheint aber der phlegmatische Typus von vornherein ausgeschlossen zu sein, da er übermässige Leidenschaften, Affecte und Illusionen nicht zulässt, und in der That wird der Blödsinn, der die dem Typus entsprechende Form der Geisteskrankheit sein würde, bei Erwachsenen nur als Resultat der abgelaufenen Geisteskrankheit und der durch sie bewirkten materiellen Gehirnveränderungen angenommen. Die Einwendungen, die sich hiergegen machen liessen, können wir auf sich beruhen lassen, aber nicht zugestehen, dass es überhaupt nur Stadien und nicht verschiedene Formen der Geisteskrankheit geben soll. Soll der Wahnsinn das erste Stadium der eigentlichen Geisteskrankheit und diese ohne Wahnvorstellungen nicht denkbar sein, so macht es doch jedenfalls einen wesentlichen Unterschied, wie lange dieses Stadium dauert und welchen Characters die Wahnvorstellungen sind. In letzterer Hinsicht begegnen wir bei dem einen Geisteskranken einem ausgesprochenen Grundwahne, welcher aber der mannichfachsten Modificationen fähig ist und sie erleidet, bei einem zweiten der fixen Idee einer bestimmten Thatsache — eines bedeutenden Ereignisses, einer vollbrachten Handlung oder Leistung, einer erlangten Stellung u. s. w. — und diese Idee behauptet sich in starrer Abgeschlossenheit, obgleich Ableger derselben dazu kommen; bei einem dritten sind die Wahnvorstellungen der mannichfachsten Art, im höchsten Grade flüssig, und lassen sich weder auf eine fixe Idee noch auf einen Grundwahn zurückführen, sondern stellen nur eine stete Verwechselung des Gedachten, Gewünschten und Gefürchteten mit dem Wirk-

lichen dar, durch welche wir allerdings meistens das Bild einer durch die Schranken der Wirklichkeit nicht mehr beengten, vollständig zügellosen Genusssucht oder Eitelkeit erhalten. Der Übergang zu der „Verwirrtheit", welche als zweites Stadium der Geisteskrankheit bezeichnet wird, ist in dem letzten Falle kaum nöthig, oder es kann vielmehr nur von einer Steigerung dieses Zustandes die Rede sein, während der Übergang vom Wahnsinn mit einer ausgebildeten Illusion langsamer stattfindet und noch langsamer, wenigstens in der Regel, vom Wahnsinn mit fixen Ideen. Aber auch das Stadium der Verwirrtheit kann eine längere oder kürzere Dauer haben, ja es ist möglich, dass es auch ohne Heilung kaum zu einer eigentlichen Darstellung kommt, wenn sich mit der herrschenden Wahnvorstellung oder der gegebenen fixen Idee eine gewisse Stimmung, sei es eine deprimirte oder eine gehobene, erhält. Das dritte Stadium endlich, zu welchem die Geisteskranken mehr oder weniger rasch übergehen, gibt auch dann, wenn wir von den sogenannten „Heilungen mit Defect" absehen, keineswegs ein einförmiges Bild ab, sodass, um das nothwendige Ende des Wahnsinns im Blödsinn zu sehen, dieser Bezeichnung ein sehr umfassender Sinn beigelegt werden muss, wie denn die kindische, idealisirende Freude an Allem und Jedem, die einen der stetigen Zustände, in welche der Wahnsinn ausgeht, characterisirt, zu der missmuthigen Gleichgültigkeit, die man sich als ein Hauptmerkmal des Blödsinns zu denken pflegt, einen entschiedenen Gegensatz abgibt.

Obgleich wir also verschiedene Stadien der Geisteskrankheit annehmen müssen, so kann doch schon die längere oder kürzere Dauer der Übergangsstadien nicht gleichgültig für den Character der Krankheit sein, jedes Stadium aber schliesst so entschieden abweichende Zustände ein, dass es unzulässig ist, die Unterscheidung der Krankheits-Charactere in dem Begriffe der Stadien verschwinden lassen zu wollen. Dagegen lässt sich im Allgemeinen wohl annehmen, dass der Krankheitscharacter dem Typus, welchen der Erkrankte der Regel nach schon lange vor dem Heraustreten der Geisteskrankheit in einer bestimmten Ausartung dargestellt hat, entspricht, und

die Ausnahmefälle, die verschiedene Beobachter mehr oder weniger zahlreich finden können, möchten auf „physische“ Erkrankungen, deren Ursache in objectiven, von der bestimmten Empfänglichkeit unabhängigen Einflüssen und Einwirkungen liegt, zurückzuführen sein. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, dass die vorhin im Allgemeinen bezeichneten Wahnsinns-Charactere, auch von den Ausnahmefällen abgesehen, ausschliesslich dem einen oder dem andern Typus zukommen. Diese Charactere sind eben noch allgemeine und haben ihre Bestimmtheit in verschiedenen, wenn auch nicht in allen Entartungstypen. So kann sich bei dem sanguinischen nicht minder wie bei dem melancholischen Typus eine herrschende Wahnvorstellung entwickeln; den Hintergrund derselben aber wird bei dem ersteren mehr die krankhafte Scheinsucht, bei dem letzteren mehr das krankhafte Verlangen, Etwas zu sein oder zu haben, abgeben. Der unausgesetzte Wechsel der Wahnvorstellungen kommt ohne Zweifel vorzugsweise dem sanguinischen Typus zu, dürfte aber auch bei dem phlegmatischen Typus erscheinen, insofern sich hier die Krankheit durch eine ungewöhnliche Aufregung ankündigt. Zur Ausbildung fixer Ideen sind der cholerische und der phlegmatische Typus durch ihre Ausartung disponirt; bei jenem aber werden sie ihren Grund vorzugsweise in der objectiven Hemmung abnorm entwickelter Triebe und Leidenschaften, bei diesem in dem Gefühl organischer Gehemmtheit und in der Überreizung derjenigen Organe haben, deren Thätigkeit direct vom Willen abhängig ist.

Das Verhältniss der Hallucination, der Tobsucht und der Ideenflucht — welche letztere Neumann in einem dunkeln Leidensgefühle, welches beschwichtigt werden soll, begründet findet — zu den verschiedenen Ausartungstypen würde einer besonderen Erörterung bedürfen, ebenso das Verhältniss der letzteren zu der Ametamorphose und Hypermetamorphose in dem ausgedehnteren Sinne, den wir früher, an Neumann anknüpfend, diesen Bezeichnungen beigelegt haben. Indessen würde eine solche Erörterung hier zu weit führen, und ich beschränke mich daher auf die Bemerkung, dass, um die typische Ausartung als Ametamorphose oder Hypermeta-

morphose begreifen und ausdrücken zu können, beide als allgemeine oder concentrische, und als einseitige oder excentrische unterschieden werden müssen. Bei dieser Unterscheidung lässt sich beispielsweise die Tobsucht als directer Umsatz der Innengefühle in Bewegungstriebe, die Hallucination als vermittelter Reflex der Innengefühle auf die Sensorien der objectiven Sinne auffassen, und sowohl der Stumpfsinn wie die productive Melancholie zwanglos, ohne hinsichtlich der ersteren Bezeichnung der Sprache Gewalt anzuthun und ohne die letztere überhaupt zu vermeiden, als Ametamorphose erklären.

Fassen wir jetzt den allgemeinen Character der Idiotie in das Auge, so haben wir zunächst zu wiederholen, dass im Kindesalter die Illusion, die Leidenschaft und der Affect nicht zu einer die Geisteskrankheit bedingenden und ihren Inhalt abgebenden Entwicklung kommen können, weil diese Entwicklung die der Neigungen und Vermögen und zwar in einer Breite und bis zu einem Höhegrade voraussetzt, für welche dem Kindesalter der Raum und die Bedingungen fehlen. Ist das Kind relativ gesund, so schliesst die Entfaltungstendenz seines leiblich-geistigen Organismus die Concentration des Gemüths auf eine Neigung, das Überwuchern eines Bedürfnisses und die Einseitigkeit eines innerlichen oder äusserlichen Verhaltens, die abgesonderte Bethätigung eines Vermögens, die ohne die Fähigkeit und den Willen der Abstraction nicht denkbar ist, insoweit aus, dass sich die Sammel- und Ausgangspunkte, die für den psychischen Krankheitsprocess nothwendig sind, nicht bilden können; tritt uns also eine Einseitigkeit des Verhaltens, der Bedürftigkeit und des Vermögens, die sich unter den Begriff der Hypermetamorphose oder Ametamorphose bringen lässt, entgegen, so kann diese nur eine organisch gegebene sein, muss demnach als eine der Entfaltung und Ausgestaltung des Organismus entgegenstehende Deformität begriffen werden. Hieraus folgt, dass wir hier die „Geisteskrankheit“ in vorherrschend negativer Ausprägung vorfinden müssen, und dass, wenn wir mit Neumann drei Stadien der Geisteskrankheit — den Wahnsinn, die Verwirrt-

heit und den Blödsinn — annehmen wollen, von einer solchen Entwicklung im Kindesalter nicht die Rede sein kann und das erste Stadium, das des Wahnsinns, weder als solches, als vorübergehender Zustand, noch als Krankheitsform vertreten ist. Wir finden daher thatsächlich bei Idioten weder eine feste, aber veränderungsfähige Illusion, noch wechselnde Wahnvorstellungen, noch fixe Ideen im eigentlichen und strengen Wortsinne, da diese nur durch Lieblingsvorstellungen oder Vorstellungskreise, welche bei jeder Berührung in Bewegung gerathen und sich abspielen, vertreten sind. Wie die wechselnden Wahnvorstellungen fehlen, so fehlt auch die Veräusserung des Wahnwechsels, die stete Verwechselung des Wirklichen mit Gedanken und Wünschen oder erscheint doch nur in negativer und beschränkter Form als Unfähigkeit, die verschiedeneren Zeichen und Bezeichnungen für die verschiedenen Dinge festzuhalten, als Namensverwechselung und als Hartnäckigkeit des Irrthums — der indifferenten Illusion — gegen die Bemühungen, ihn aufzuheben. Die „Ideenflucht“ als zusammenhängende Äusserung zusammenhangloser Vorstellungen, kommt bei Idioten nicht zum Vorschein, obgleich häufig ein plötzliches Abweichen des Gedankens und unmotivirte Äusserungen, sowie zuweilen eine Art Vortragspiel — ein Hersagen gedächtnissmässig aufgefasster Phrasen und Phrasenbrocken mit Geberde und Ton des Predigers oder Lesers. Ein solches — das übrigens auch bei gesunden Kindern, welche die Kirche zu besuchen anfangen, vorkommt — liebte z. B. der früher ausführlicher als ein Repräsentant narrenhaften Wesens characterisirte Knabe (T. II. F. 5.)

Was die Hallucination anbetrifft, so ist sie uns im Umkreise unserer Erfahrung bei Idioten nicht begegnet, und wenn man gegen diese Erfahrung geltend machen wollte, dass sich die Hallucination bei Geisteskranken häufig und lange der Beobachtung entzieht, Idioten aber meist nicht einmal befähigt sind, davon Mittheilung zu machen, so ist dieser Einwand damit zu beseitigen, dass bei Idioten die absichtliche Verhehlung nicht vorkommt, der mögliche Inhalt der Hallucination aber von dem Grade und der Ausbildung der Äusserungsfähigkeit nicht

unabhängig sein kann und der Vorgang sich jedenfalls in dem Geberdenspiele verrathen muss. In einem einzigen Falle wurde von dem Anstaltsarzte die Vermuthung, dass Hallucinationen vorhanden sein möchten, ausgesprochen, und zwar bei jenem vollidiotischen, der Sprache ganz entbehrenden, durch eine grosse Wohlbeweglichkeit ausgezeichneten Knaben, dessen wir öfter erwähnten (T. III. F. 4.). Dieser hatte in einer Zwischenperiode, zwischen dem gänzlich verwahrlosten und ausgeprägt krankhaften Zustande, in welchem er der Anstalt übergeben wurde, und dem späteren augenscheinlicher Gesundheit, energischer Sinnenthätigkeit und beherrschter Bewegung häufige Anfälle einer äusserlich unmotivirten Angst, die ihn trieb, Schutz zu suchen, sich zu verstecken und heulende Töne auszustossen. Wir können aber diesen Fall wegen seiner Vereinzelung und weil die Thatsache der Hallucination nicht zu constatiren war, als Ausnahme nicht bezeichnen. — Von Tobsucht kommen kurze Anfälle bei Idioten allerdings, obgleich jedenfalls sehr selten vor, da dann, wenn sich irgend ein Motiv der Aufregung, sei es ein noch so geringfügiges, denken lässt, nur von Wuthanfällen gesprochen werden kann, die bei manchen Idioten sich oft genug einstellen, bei rechter Behandlung indessen, wie unsere Erfahrung uns zu beweisen scheint, sich bald vermindern.

In gewissem Sinne lässt sich vielleicht sagen, dass bei den Idioten durchgängig eine Art — von selbst stattgefundener — „Heilung mit Defect“ anzunehmen ist, insofern einerseits die körperlichen Abnormitäten und Leiden, die selten oder nie ganz fehlen, sich theils unter den Begriff der Gebrechen bringen lassen, theils einer sorgfältigen Behandlung allmählig weichen, während andrerseits die vorhandene Deformität als Resultat eines acut verlaufenen Krankheitsprocesses zwar nur ausnahmsweise nachgewiesen, aber doch ein solcher Process in vielen Fällen als extra- und intrauteriner mit Grund vorausgesetzt werden kann. Hiernach wären die Idioten mit den „geistigen Invaliden“, die als solche aus den Verwüstungen der Geisteskrankheit hervorgegangen sind, als geborne oder wenigstens vorzeitige geistige Invaliden zusammen-

zustellen. Indessen darf man sich durch eine solche Zusammenstellung, die nur eine relative Berechtigung hat, nicht verleiten lassen, den „Defect“ als einfachen Mangel aufzufassen, also von dem möglichen und sich in der That vielfach dokumentirenden Zusammenhange, in welchem derselbe mit einer organischen Vorentwicklung steht, abzusehen und die Entwicklungstendenz der deformen Organe als erloschen zu denken.

Noch weniger wäre es zu rechtfertigen, wenn man, weil die ungeheilte Geisteskrankheit in unheilbaren Blödsinn ausläuft, und die der Auflösung verfallene Form sich mit der unentwickelten und nicht zur Entwicklung gelangenden, in ihrer elementaren Gestalt oder Ungestalt zurückbleibenden vergleichen lässt, von den Idioten sagen wollte, dass bei ihnen der Ausgang der Anfang sei und dass sie, als das letzte Stadium der Geisteskrankheit oder das Resultat derselben von vornherein repräsentirend, einfach als Blödlinge bezeichnet werden könnten und müssten, womit zugleich indirect ihre Unheilbarkeit ausgesprochen wäre. Denn bei den Idioten ist zwar die Decentralisation der seelischen Vermögen eine gegebene Thatsache, aber eine Thatsache, die nicht einfach als die einer primären Auflösung ausgesprochen werden kann, da weder die Vermögen schlechthin unentwickelt, die Organe also ungestaltet, noch die Entwicklung abgeschlossen ist. Wir finden daher bei ihnen wie die verschiedenen Formen der Ametamorphose so die verschiedenen Formen der Hypermetamorphose — durch welche die Energielosigkeit oder Wirkunfähigkeit des wollenden Bewusstseins bedingt ist — aber nicht als acut entwickelte oder sich noch entwickelnde Zuständlichkeit, sondern in organischer Ausprägung. Dadurch sind Veränderungen der Stimmung und des Verhaltens, von dem bessernden Einflusse der Behandlung abgesehen, nicht ausgeschlossen, vielmehr treten solche häufig, und zwar theils im augenscheinlichen Zusammenhange mit dem Witterungswechsel — gegen welchen die Idioten weniger Reactionskraft besitzen wie die Gesunden — theils aus nicht zu ermittelnden Ursachen ein; auch lassen sich, wenn eine Besserung nicht bewirkt werden kann, verschiedene Stadien des Krankheitszustandes unter-

scheiden, und insbesondere findet zuweilen eine entschiedene, als Fortschritt des Übels anzusehende Umwandlung in den Jahren der Geschlechtsentwicklung statt. Im Allgemeinen aber stellt der Idiotismus von einander abweichende, ausgeprägte und constante Charactere dar, wir sind also berechtigt, wie in gewissem Sinne verpflichtet, die umfassende Bezeichnung „Blödlinge", welche — bei der Bedeutung, in welcher der Psychiater den Blödsinn nimmt — die Einförmigkeit des Zustandes und den fortschreitenden Verfall ausdrückt, zurückzuweisen, indem wir nur eine beschränkte Anwendung derselben und zwar auf die höheren Grade des stumpfsinnigen Idiotismus zulässig finden.

Wie wir die Begriffe der Ametamorphose und Hypermetamorphose erweitert und modificirt haben, können wir dieselben auf die Formen des Idiotismus ohne Zweifel anwenden. Indessen scheint es zweckentsprechend, noch ausdrücklich hervorzuheben, dass beide Begriffe, insofern wir von der allgemeinsten Bedeutung der Metamorphose ausgehen, nur einen relativen Gegensatz darstellen. Besteht die Hypermetamorphose in einer unbeherrschten Erregbarkeit der Sinne und der Vorstellungen, so ist klar, dass bei ihr die Vorstellungen nicht zu voller Reflexion kommen, sondern ehe dies der Fall ist, vermöge ihrer Vertheilung verschwinden, dass also diese Hypermetamorphose eine Unvollständigkeit der Metamorphose, folglich eine Art Ametamorphose einschliesst. Besteht die Hypermetamorphose in dem unmittelbaren Umsatze der sinnlichen Eindrücke und der Innengefühle in Bewegungstriebe und Strebungen, so ist damit gleichfalls eine Ametamorphose gesetzt, die darin besteht, dass das Vorstellungsorgan die Eindrücke und Empfindungen vermöge seiner Beschränktheit, Gedrücktheit oder Spannung nicht annimmt und zu Vorstellungen ausbreitet. Umgekehrt ist die Ametamorphose, insofern sich die Vorstellungsthätigkeit von den Innengefühlen, die in abnormer Weise zu Vorstellungen umgesetzt werden, nährt, an sich Hypermetamorphose, weil abnorme Steigerung eines Umsatzes, der auch bei normalem Zustande, obgleich beschränkter und mehr vermittelt, stattfindet. Dagegen scheint allerdings da, wo sich die Energielosigkeit der

Vorstellungsthätigkeit, des scheidenden und combinirenden Verstandes und des wollenden Bewusstseins als Ergebniss und Ausdruck einer allgemeinen Schwäche der Erregbarkeit darstellt, von einer Hypermetamorphose nicht wohl die Rede sein zu können, da in diesem Falle auch der Stoffumsatz, der bei der andern Form der Ametamorphose, sowie bei derjenigen Hypermetamorphose, welche die Triebe und Strebungen steigert, ein unregelmässiger wird, ungewöhnlich langsam vor sich geht, so dass die Thätigkeit der trophischen Nerven im Allgemeinen nicht gesteigert sein kann. Nehmen wir indessen an, dass die geringe Erregbarkeit der sensibeln und motorischen Nerven durch die ursprüngliche Vorherrschaft der trophischen Ganglien und Fasern, welche absorbirend und abdämpfend wirken, bedingt ist, so müssen wir auch, da die Erregung der trophischen Nerven ihrerseits durch die der sensibeln und motorischen b e s t i m m t wird, eine zwar gesteigerte aber unbestimmte Assimilationstendenz annehmen, deren Energie sich auf die ersten Stadien der Assimilation oder des Stoffumsatzes und auf die möglichst unmittelbare Ablagerung und Consolidirung des noch indifferenten Stoffes beschränkt, durch welche also die Hypertrophie der vegetativen Organe und Partieen im Gegensatze zu den animalischen bedingt ist. Hiernach beruht selbst die allgemeine Schwäche der Erregbarkeit auf einer Art Hypermetamorphose, so äusserlich deren Character ist, oder kann wenigstens mit einer solchen zusammenhängen. Denn allerdings ist nicht zu übersehen, muss vielmehr für das Verständniss der verschiedenen Formen, in welchen uns der Idiotismus entgegentritt, hervorgehoben werden, dass hier wie sonst mit der Negation nicht nothwendig die Position, mit dem Unvermögen nicht nothwendig das entgegengesetzte, abnorm entwickelte Vermögen gegeben ist. Wir finden eine schlechthin schwache, die allgemeine und partielle Wucherung ausschliessende Assimilation mit schwacher Erregbarkeit zusammen, und der hierdurch bedingte Schwachsinn ist nicht sanguinischer sondern phlegmatischer Art, wodurch er sich dem Blödsinn nähert, ohne die constitutionelle Basis des phlegmatischen Temperaments in ihrer Ausartung

zu vergegenwärtigen. Ebenso finden wir eine ausserordentliche Beschränktheit des Vorstellungsvermögens mit einer mehr oder minder ausgedehnten Schwäche — Langsamkeit und Unsicherheit — der Innervation vereinigt, wobei ein über das Vermögen hinausreichender, sich überstürzender Bewegungstrieb, wie er sich bei dem krankhaften Sanguiniker häufig zeigt, nicht hervortritt, so dass sich die Hypermetamorphose, wenn sie in irgend einer Form vorhanden ist, auf die Entwicklung einer eigensüchtigen Begehrlichkeit und eines Äusserungs- und Unterhaltungstriebes, der indessen von der narrenhaften Sprechlust sehr verschieden ist, reducirt. Ein Beispiel dieser Complication hatten wir in dem früher characterisirten, äusserlich frühreifen und sich altklug darstellenden Mädchen (T. II. F. 1.), das bei gänzlicher Phantasielosigkeit einen in enger Sphäre lebhaft thätigen Verstand besass und ihre eigensüchtigen Leidenschaften, wo sie es wollte, zu verbergen verstand.

Der Idiotismus hat in jeder Form die verschiedensten Grade, so dass an sich keiner dieser Formen im Vergleich mit den anderen eine grössere oder geringere „Geistesschwäche“ zugesprochen werden kann. Der stumpfsinnige Idiotismus reicht von der völligen Stumpfheit der äussern und innern Sinne, die wir als Blödsinn bezeichnen können, bis zu einer besonders intensiven Darstellung der torpiden Scrophulose mit abnorm träger Vorstellungs- und Verstandesthätigkeit; der narrenhafte Idiotismus von dem Zustande, der sich durch lebhafte, aber durchaus wirre, unvollständige und stammelnde Äusserungen, durch ein rastloses und immer unzulänglich erscheinendes Mienen- und Geberdenspiel, sowie gewöhnlich durch eine ausserordentliche Schwäche des motorischen Vermögens characterisirt — einem Zustande, den z. B. das früher erwähnte, nur einer schwanken und zitternden Bewegung fähige, unangenehm anschmiegsame Mädchen (T. III. F. 3.) darstellte — bis zu einem schwächlich phantastischen Wesen mit einem Ansatze zu willkürlichem Humor; der beschränkte Idiotismus von dem völligen Mangel jedes theoretischen Interesses und jedes über das nächste Bedürfniss hinausreichenden Äusserungstriebes — ein Mangel, mit dem die

Sprachlosigkeit gegeben ist — bis zu einer übergewöhnlichen, mit sonderbaren Neigungen und Thätigkeitstrieben verknüpften Bornirtheit; der melancholische Idiotismus von der tiefsten Versunkenheit in das Selbstgefühl, die als völliger Stumpfsinn erscheinen würde, wenn sich die innere Erregung nicht zeitweilig in unmotivirten und unverständlichen Äusserungen offenbarte, bis zu jener abnormen Sentimentalität, welche die eigene Person zum steten Gegenstande geheimen Phantasirens macht und sie zu allen Personen der Umgebung in empfindsame, freundliche und unfreundliche Beziehungen setzt. Einen Repräsentanten dieser weichlichen Sentimentalität hatten wir in einem werdenden Jünglinge (T. I. F. 5.), der zu keiner Verstandesanstrengung fähig war, der aber unter Anderem Talent zum Singen hatte; einen Repräsentanten des düstern, verschlossen brütenden, melancholischen Wesens in jenem Knaben (T. II. F. 4.), der einen Ansatz zur Mondsucht und Neigung zum Selbstmord zeigte, dessen Constitution aber nicht die nervöse sondern die lymphatische war. — Dass es für jede Form nur wenige scharf ausgeprägte Repräsentanten gibt, versteht sich für den, der in der Typenunterscheidung nicht missverständlich ein gradliniges Fachwerk sucht, von selbst. Damit ist aber der Werth und die Nothwendigkeit dieser Unterscheidung nicht in Frage gestellt. Wer sich mit dem Gegenstande ernst und eingehend beschäftigt, wird sich zu dem Versuche einer Formenbestimmung immer gedrängt fühlen, sich also mit der Gradunterscheidung — welche bis zu „feineren" Abgrenzungen fortsetzen zu wollen Griesinger unzweckmässig findet — nicht begnügen. Wir sind indessen unsrerseits um der Formbestimmung willen auch in der Gradunterscheidung etwas weiter gegangen, als es Griesinger für nothwendig hält, und begreifen insbesondere unter der von ihm für die leichteren Fälle gewählten Bezeichnung „Schwachsinn", wie sich aus dem Früheren ergibt, nicht mehr einen Grad des eigentlichen Idiotismus.

Fünfter Vortrag.

1.

Die Temperamente der nichtidiotischen Stumpfsinnigen, Beschränkten und Schwachsinnigen. — Die idiotische Beschränktheit. — Zwei verschieden geartete Repräsentanten desselben. — Die Unbestimmtheit und Verschiedenartigkeit der constitutionellen und Temperamentsbasis bei der idiotischen Beschränktheit. — Ein Repräsentant derselben mit ausgesprochenem cholerischen Temperamente und absonderlicher Ausprägung des Thätigkeitstriebes. — Die Zwischenform zwischen Beschränktheit und Narrenhaftigkeit. — Zwei verschiedene Vertreter derselben. — Witz und Komik der Narrenhaftigkeit. — Ein narrenhafter nnd ein trübsinniger Idiot. — Moralische Gegensätze.

Bei den Stumpfsinnigen, Beschränkten und Schwachsinnigen, welche nicht dem Bereiche des Idiotismus angehören, aber die „normale" geistige Individualität nur unvollkommen, in gedrückter, dürftiger und unentfalteter Form darstellen, sind die verschiedenen Temperamente derartig vertreten, dass den Stumpfsinnigen das phlegmatische, den Beschränkten das cholerische — oder doch w e s e n t l i c h cholerische — Temperament zukommt, die Schwachsinnigen aber Sanguiniker, Phlegmatiker und Melancholiker sein können. — Was zunächst die letzteren anbetrifft, so haben wir die lebhaften und die stillen Schwachsinnigen schon unterschieden und characterisirt, die letzteren aber besitzen entweder eine tiefere Erregbarkeit des Gemüths oder sind mehr zu einem gleichmässigen — ihren Kräften entsprechenden — Thun und Geniessen geneigt, sind also entweder — im ersten Falle — Repräsentanten des melancholischen Typus oder nähern sich — im zweiten Falle

— dem phlegmatischen Wesen an, welches sie allerdings so wenig in seiner ausgeprägten Ausartung wie in seiner vollen Normalität darstellen können, weil ihre Constitution die ausgeartete üppige nicht ist, sondern die Ernährung bei ihnen als eine schlechthin schwächliche erscheint, wodurch Abnormitäten, insbesondere durch die überwundene Rhachitis bedingte selbstverständlich nicht ausgeschlossen sind. Wie weit sich aber diese Schwachsinnigen dem phlegmatischen Wesen annähern mögen, so unterscheiden sie sich von den Stumpfsinnigen auf das Bestimmteste nicht nur durch die abweichende Constitution — die bei dem Stumpfsinn durchgängig die veräusserte Ernährungstendenz in einer mehr schwammigen oder mehr plumpen Körperbeschaffenheit erscheinen lässt — sondern auch dadurch, dass die Empfänglichkeit für objective Eindrücke als sinnliche Erregbarkeit an sich in einem höheren Grade wie bei den Stumpfsinnigen vorhanden ist und sich erhält, obgleich sie es nicht verträgt, in bestimmter Richtung längere Zeit angespannt zu werden, also eine wechselnde Anregung verlangt, während doch der Übergang von einer Erregtheit oder Thätigkeit zur andern langsamer stattfindet wie bei den Schwachsinnigen sanguinischen Temperamentes. Diese leiden ihrerseits an einer Gedächtnissschwäche und an einem Missverhältniss des Äusserungstriebes und Äusserungsvermögens, wie sie bei den stillen Schwachsinnigen und auch bei den Stumpfsinnigen nicht hervortreten, aber nicht nur bei den eigentlich schwachsinnigen Sanguinikern, sondern auch bei solchen von kräftigerer Begabung für das Übel des Stotterns den wesentlichen Hintergrund abgeben.

Der Stumpfsinn besteht in einer ungewöhnlich geringen Erregbarkeit der äusseren und inneren Sinne, durch welche auch die Reflexionsthätigkeit als Umsatz der Eindrücke zum Bewusstseinsinhalte eine energielose wird, obgleich sie eine zusammenhängende bleibt, so dass die Vorstellungen und Begriffe sich „regelrecht“ verknüpfen und in das Gedächtniss eintreten. Wo dies nicht mehr der Fall ist, beginnt der stumpfsinnige Idiotismus, bei welchem die Eindrücke vermöge ihrer Schwäche und ihres langsamen Umsatzes sich für die

schlaffe Reflexion vereinzeln und jene Leere des Bewusstseins entsteht. die als solche der Mangel der Centralität ist.

Bei den nichtidiotischen Stumpfsinnigen ist der Bewusstseinsinhalt ein dürftiger, farbloser, wenig „modellirter", aber doch zusammengehaltener, indem sich die Vorstellungen als solche, allerdings so schwach wie langsam, entwickeln und associiren. Von ihnen unterscheiden sich die nichtidiotisch Beschränkten dadurch, dass ihre sinnliche Erregbarkeit an sich eine weit stärkere und der Steigerung und Anspannung fähig ist, dass bei ihnen die äusseren Eindrücke als solche zu rascher und energischer Reflexion kommen, und dass ebenso rasch und energisch das „Hinüberwirken" dieser Eindrücke auf die correspondirenden motorischen Triebe stattfindet. Gerade darin aber, dass dieses Hinüberwinken ein unmittelbares ist und damit zusammenhängend die Vorstellungen nur zu einer einseitigen Entwicklung und Combination kommen, besteht ihre Beschränktheit. Der motorische Trieb ist bei ihnen derart vorherrschend, dass die theoretischen Triebe und Vermögen der Anschauung und Vorstellung zurückgeblieben sind oder ungewöhnlich verengt erscheinen, woraus von selbst folgt, dass die Zweckvorstellungen und Zweckbegriffe sich zwar frühzeitig ausgebildet und zusammengebildet haben müssen, dass aber ihr Inhalt ein beschränkter bleibt und weiterreichende Zweckcombinationen ausschliesst. Sind sie verdumpfenden oder verwöhnenden und überreizenden Einflüssen nicht ausgesetzt gewesen, so gestaltet sich zwar der kräftige motorische Trieb zum Wirktrieb, aber dieser richtet sich einseitig auf die Kraftäusserung, das Bewältigen, Zerstören, und auf die Herstellung unmittelbar brauchbarer Dinge, während wie der Äusserungstrieb und das Äusserungsvermögen so auch Trieb und Vermögen der Darstellung sich nur schwach entwickeln. Das Temperament, welches die natürliche Basis der Beschränktheit bildet, ist das cholerische; insofern aber der motorische Trieb ein gesammelter, in bestimmter Richtung zusammengenommener und seine Bethätigung daher eine zeitweilige ist — ohne dass er hierdurch sich erhöhte — repräsentirt der Beschränkte das phlegmatisch-cholerische Temperament. In

diesem Falle nimmt seine Indifferenz gegen bestimmte Gegenstände, für die er sich interessiren soll, und gegen bestimmte Bethätigungen, die ihm zugemuthet werden, sehr leicht den Character einer zähen Abneigung an, die sich in der Nachhaltigkeit des passiven Widerstandes geltend macht, während bei dem rein cholerischen Temperamente der Eigensinn wie die Indifferenz eine weniger breite Fläche hat und sich in einer mehr aktiven Weise bethätigt. Dieser Unterschied zeigt sich auch — aber nicht als ein umfassender und durchgreifender, worauf ich sogleich zurückkomme — im Bereiche der idiotischen Beschränktheit, die sich im Allgemeinen dadurch characterisirt, dass die Dürftigkeit des theoretischen Interesses als relativer Mangel bezeichnet werden kann, das Zweckbewusstsein des inneren Zusammenhanges entbehrt, der Thätigkeitstrieb abnorme Formen annimmt und der Bewegungsdrang sich häufig von vornherein in einer krankhaften Weise, als unruhige und doch einförmige Beweglichkeit geltend macht.

Das Letztere war bei dem mehrerwähnten und ausführlicher characterisirten Knaben (T. III. F. 4.), der sich späterhin durch eine schöne und von einem sehr ausgesprochenen Zweckmässigkeitsinstincte beherrschte Beweglichkeit auszeichnete, der Fall gewesen, wie auch bereits erwähnt wurde. So lange die krankhafte Überreiztheit des Bewegungstriebes anhielt, konnte der Zweckmässigkeitsinstinct nicht zur Geltung kommen, wobei auch die Reflexion auf die unangenehmen und angenehmen Empfindungen, welche durch die rastlose Bewegung gelegentlich hervorgebracht wurden, sowie das Bewusstsein objectiver Gefährlichkeit gänzlich fehlten. Beispielsweise zeigte der Knabe keine Furcht vor dem Wasser, dem er erst dann, wenn er darin war, durch wenig zweckmässige Bewegungen sich zu entziehen suchte, und ebenso wenig vor gefährlichen Tiefen, während er in der folgenden Übergangsperiode sich gegen das Hineingeworfenwerden in das Badebassin mit ausserordentlicher Kraft und Behendigkeit wehrte und sich sofort fest anklammerte, wenn er das Herabfallen von einer beträchtlichen Höhe befürchten musste, weiterhin aber so ge-

wandt und vorsichtig klettern lernte, dass die Besorgniss, die er dabei unkundigen Zuschauern einflösste, eine grundlose war.

Einen ähnlichen, wenn auch nicht so frappanten Übergang von einer krankhaften zu einer wohlbeherrschten Beweglichkeit stellte ein anderer Knabe (T. III. F. 6.) dar, der früher wegen seiner ungewöhnlichen, für sein Alter fast abnormen Grösse und Stärke — die wir von der Kräftigkeit unterscheiden — erwähnt worden ist. Seine ruhelosen und einförmigen Bewegungen waren weniger hastig und energisch wie bei dem Anderen, und es kostete weniger Mühe, sie zu überwinden, er blieb aber auch in seiner Entwicklung hinter jenem zurück, indem die geregelten Bewegungen, zu denen er gebracht wurde, der Spontaneität entbehrten und entbehren, sich also auf solche beschränken, zu denen er commandirt oder doch bestimmt wird. Erst in der letzten Zeit hat er angefangen, für sich selbst, zweckentsprechende Bewegungen ausführend, zu spielen, was ein kleiner, aber sehr bedeutender Fortschritt ist. Die auch bei ihm entschieden hervortretende Übergangsperiode characterisirte sich durch eine auffallende Abmagerung und Erschlaffung, welche zwar theilweise auf Rechnung verschiedenartiger ungünstiger Einflüsse gebracht werden konnte, in der sich aber die frühere Überreiztheit schnell und ohne ähnliche Erscheinungen, wie sie bei dem andern Knaben hervortraten und als den Eindruck von Hallucinationen machend erwähnt wurden, verlor. Die Constitution des jetzt erst sieben Jahr alt gewordenen Knaben ist die üppig robuste, sein Wesen, wie es sich gegenwärtig im Verhalten und physiognomisch darstellt, ein phlegmatisch melancholisches. Dagegen hatten wir die Constitution des älteren Knaben als die nervöse und zwar nicht als die schwächlich-, sondern als die kräftig-nervöse zu bezeichnen und sein Wesen erschien vermöge des lebhaften Wechsels, des Verhaltens und der Stimmung als ein sanguinisches.

Hieraus ergibt sich, dass im Gebiete des Idiotismus die Beschränktheit eine verschiedenartige constitutionelle und Temperamentsbasis hat, wie es bei Nichtidioten mit dem

Schwachsinn der Fall ist, während der idiotische Stumpfsinn, die idiotische Narrenhaftigkeit und die idiotische Melancholie ohne die entsprechenden Basen des Temperaments und der Constitution, die bei den Stumpfsinnigen immer eine entschieden ausgeartete ist, nicht wohl vorkommen können, und die nicht idiotisch Beschränkten entweder reine Choleriker oder phlegmatische Choleriker sind.

Zur Erklärung dieses Verhältnisses ist zu sagen, dass bei gesunder Entwicklung die Beschränktheit als Folge eines ursprünglichen Übergewichtes, das der motorische Trieb hat und mit dem die Enge des Vorstellungsvermögens bedingt und wieder bedingend zusammenhängt, angenommen werden kann oder muss, während wir den Grund der idiotischen Beschränktheit, weil dieselbe Krankheitsprodukt und Krankheitszustand ist, einerseits in die Paralyse der Vorstellungsorgane, andrerseits in die Überreiztheit der motorischen Centralorgane zu setzen haben, die Gleichzeitigkeit und der Zusammenhang beider Zustände aber weder ein ursprüngliches Übergewicht des motorischen Triebes und Vermögens voraussetzen lassen, noch ein solches begründen. Die Überreizung der motorischen Centralorgane kann, wie die Erfahrung zeigt, überwunden werden; hiermit aber ist zunächst eine nachträgliche Entwicklung der Vorstellungs- und Reflexionsorgane, obgleich sie theilweise befreit und in Aktivität gesetzt werden, noch keineswegs ermöglicht — eine solche wird vielmehr unter den günstigsten Voraussetzungen und bei den zweckmässigsten Einwirkungen unüberwindliche Schranken behalten — während andrerseits nach der Überreizung der motorischen Triebe und Vermögen, also mit dem Nachlass des Reizes ebensowohl eine Abspannung derselben, wie die Regelung ihrer bisher unbeherrschten, aber ungewöhnlich entwickelten Energie eintreten kann, indem die eine oder die andere Folge theils von der ursprünglichen Anlage, theils von dem Character der Überreizung abhängt. Ferner ist zu berücksichtigen, dass die partielle Lähmung der Vorstellungsorgane theils die volle Darstellung des Temperaments ausschliesst, theils Temperamentserscheinungen, die keineswegs die ursprüngliche Anlage aussprechen, bedingen kann.

So lange die Überreizung der motorischen Triebe dauert, erhalten wir das Bild des ungestalteten cholerischen Temperaments; lässt diese Überreizung nach, so kann das jetzt eintretende Gefühl des Gehemmtseins ein sanguinisches oder ein phlegmatisch melancholisches Verhalten bedingen, die keine volle Darstellung des betreffenden Temperaments abgeben, weil sie durch das Gefühl eines unnatürlichen Zustandes bedingt sind und weil sich die Temperamente nach der einen Seite durch die Eigenthümlichkeit des Vorstellungslebens, und zwar einestheils durch den ungewöhnlich langsamen oder ungewöhnlich raschen Umsatz der Vorstellungen, anderntheils durch die Quelle, aus der sie vorherrschend entspringen und die Richtung, in welcher sie vorherrschend combinirt werden, characterisiren. Wir werden also bei den idiotisch Beschränkten die genannten Temperamente nur unbestimmt dargestellt finden und es unentschieden lassen müssen, in wie weit sie als ursprünglich gegebene anzunehmen sind oder nicht, während sich bei ihnen das cholerische Temperament, nachdem die in einer rast- und zwecklosen Beweglichkeit erscheinende Überreizung zurückgetreten ist, sich nur dann in ausgeprägter Weise darstellt, wenn der Wirktrieb eine bestimmte Form und Richtung annimmt, die allerdings eine abnorme sein muss, insofern das betreffende Individuum Idiot ist und bleibt.

Hiernach umfasst die Form der idiotischen Beschränktheit sehr verschiedenartige Zustände und Charactere, während den übrigen Formen eine einfachere Bestimmtheit zukommt, grenzt sich aber dessenungeachtet gegen diese — von einer häufigen vorkommenden Zwischenform zwischen Narrenhaftigkeit und Beschränktheit, auf die ich zurückkomme, abgesehen — ziemlich bestimmt ab.

So kann der zuletzt erwähnte Knabe trotz seines phlegmatischen Verhaltens nicht zu den Stumpfsinnigen gerechnet werden, weil bei ihm die sinnliche Auffassung wie die Innervation, obgleich sie angeregt und bestimmt werden müssen, rasch und sicher vor sich gehen und der melancholische Ausdruck auf ein Gefühl des Gehemmtseins schliessen lässt, das bei den Stumpfsinnigen nicht vorhanden ist. Ein wichtiger

Unterschied der Beschränktheit von den übrigen Formen der Idiotie besteht darin, dass bei den Beschränkten, auch wenn ihre praktische Intelligenz viel weiter entwickelt ist, als bei den Stumpfsinnigen, Narrenhaften und Melancholischen, der Trieb und das Vermögen der Sprache noch fehlt, also erst bei einem milderen Grade des Übels eintritt, während die melancholischen und narrenhaften, aber auch die stumpfsinnigen Idioten, auch der niederen Grade, wenigstens die Tendenz der Sprachäusserung zeigen und in den mittleren Graden sich die Sprache aneignen, wenn auch Ausdruck und Aussprache noch sehr unvollkommen sind.

Einen Repräsentanten der Beschränktheit mit ausgesprochenem cholerischen Temperamente und absonderlicher Ausprägung des Thätigkeitstriebes, hatten wir in einem Knaben (T. IV. F. 5.), der, von einem verkürzten Beine, das seinen Gang zu einem halb schleppenden, halb hüpfenden machte, abgesehen, einen wohlgebildeten und kräftigen Körper besass, während seine Kopfbildung, vermöge des nach oben geschobenen, verlängert erscheinenden Hinterkopfs, eine entschieden abnorme war und auch das Gesicht durch das Vorgeschobensein der untern Partieen einen thierischen Character erhielt, der indessen durch den lebhaften, nicht intelligenzlosen Blick und Ausdruck einigermassen gemildert wurde. Dieser Knabe, der stets Etwas vorzunehmen, sich aber dabei der Aufmerksamkeit zu entziehen strebte, hatte eine besondere Neigung, Kisten und Kasten aufzumachen und die darin befindlichen Gegenstände durcheinander zu legen oder auch herauszunehmen und zu verstecken, was er auch mit irgendwo gefundenen Gegenständen that. Dabei war er im Allgemeinen gutmüthig, aber auch bis zur Heftigkeit eigensinnig, und hatte das Bedürfniss, sich zu äussern, so dass er sich allmählig eine Anzahl von Worten aneignete.

Ein anderer Knabe (T. II. F. 4.), der einen wohlgebildeten Körper und Kopf, sowie ein regelmässiges Gesicht hatte und für sein Alter — 9 Jahre — ausserordentlich kräftig war, zerstörte Alles, was er irgendwie in die Hände bekommen konnte, zerriss insbesondere gern Papier, und entbehrte der

Sprachtendenz und des Sprachvermögens gänzlich. Sein Gesicht hatte einen ausgeprägt leidenden Ausdruck, der niemals verschwand; dabei zeigte er das Bedürfniss, geliebkost zu werden, und näherte sich einzelnen Personen, die er unterschied, gern an, konnte sich aber nicht enthalten, auch diese, von einer plötzlichen Aufregung getrieben, in den Arm oder die Hand zu beissen.

Die Verbindung der Beschränktheit und Narrenhaftigkeit scheint eine besonders tiefe Stufe des geistigen Vermögens zu bedingen, und doch ist dies keineswegs der Fall, vielmehr kann hier eine Art von Ausgleichung angenommen werden. Was die Idioten dieser Art characterisirt, ist eine ungewöhnlich rasche Combination der Vorstellungen, die von bestimmten, abgegrenzten, aber keineswegs bloss praktischen Interessen beherrscht wird, und allerdings wie das Verweilen bei einzelnen Vorstellungen und ihre Ausbreitung, so die Direction ihrer Verknüpfung von Seiten des Lehrenden wenn nicht gradezu ausschliesst, so doch ausserordentlich erschwert. Während bei den rein narrenhaften Idioten das Entstehen der Vorstellungen und ihre Association den Character der Zufälligkeit an sich haben — wobei allerdings bestimmte Vorstellungskreise durch die leiseste Berührung in Bewegung gesetzt werden — sind die beschränkt-narrenhaften Idioten in steter und allseitiger Spannung nach aussen und beziehen, was ihnen irgendwie auffällt, in rascher Combination auf ihre Zwecke und Interessen, unter denen sich zuweilen in ausgeprägter Art das Bedürfniss bemerkbar macht, sich und Andern die Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung kommen, zu characterisiren. Sie beobachten also stetig und scharf, und zwar wird ihre Beobachtungsfähigkeit gerade dadurch zu einer ungewöhnlichen Höhe gesteigert, dass die Beschränktheit ihrer Interessen die Objectivität der Beobachtungstendenz abgrenzt und verengt. Die rasch combinirende Beziehung dessen, was sie bemerken, auf ihre praktischen Zwecke, welche allerdings auf die Befriedigung lebhafter Begierden, besonders auch der Essgier, hinauslaufen, macht sie ungewöhnlich schlau, und manche von ihnen übertreffen in dieser Hinsich tnicht nur gewöhnlich, sondern auch ungewöhnlich begabte

Kinder, oder vielmehr die letzteren noch eher wie die ersteren, da sich die Schlauheit mit einer im eigentlichen Sinne productiven Begabung kaum zusammenfindet. Mit den rein narrenhaften Idioten theilen sie, wie die Neigung, sich zu äussern und bemerkbar zu machen, eine gewisse Comödiantenhaftigkeit, die Neigung zur Spassmacherei und zu komischen Aufführungen, haben aber zuweilen ausserdem die Tendenz und das beschränkte Vermögen des auf Kosten Anderer spielenden Witzes. Sie sind durchweg zu zorniger Aufregung geneigt und hartnäckig, besonders den Zumuthungen gegenüber, die ihnen bei dem Unterrichte gemacht werden. Bei diesem lassen sich die rein narrenhaften Idioten leichter anregen und beherrschen, obgleich daraus nur sehr langsam ein Gewinn für ihre selbständige Thätigkeit erwächst, während sich die beschränkt-narrenhaften gegen das Beherrschtwerden ihrer Vorstellungen und ihrer Thätigkeit sträuben und sich demselben auf jede Weise, durch Schlauheit und durch trotzigen Widerstand zu entziehen suchen, aber, wenn sie dazu kommen, sich an eine Thätigkeit hinzugeben, sich energischer und consequenter zeigen.

Ein ausgeprägtes Exemplar dieser Zwischenform der Idiotie hatten wir an dem schon erwähnten und characterisirten Knaben (T. I. F. 6), der sich als schlauer Bettler und Dieb, durch die Sucht, sich über Andere hinter ihrem Rücken lustig zu machen, durch ein zähes und glückliches Gedächtniss für Personalien und Vorkommnisse und durch den raffinirten Widerstand, den er dem Unterricht entgegensetzte, auszeichnete. Die Kopfbildung dieses Knaben war eine auffallende und characteristische: der Hinterkopf negerartig in die Höhe geschoben, die Stirn aber ziemlich breit und eckig, die Backenknochen hervortretend, die Nase stark und hervorspringend, das Kinn spitz, der Mund gross, mit dicken, aber keineswegs unförmlichen Lippen, die Augen weit geöffnet, braun und glänzend. Dazu kam ein fast wolliges Haar und eine sehr braune Gesichtsfarbe. Die Verhältnisse des Körperbaus waren unschön, insbesondere durch die übermässige Länge der Arme und des Oberleibes gegen das Gestell; die Beweglichkeit durch

Steifheit der Gelenke gehemmt, aber die Muskeln gut entwickelt und kräftig.

Einen weniger ausgeprägten Repräsentanten derselben Form haben wir in einem jetzt über funfzehn Jahre alten Knaben (T. I. F. 4.), dessen wir gelegentlich gedacht und insbesondere seine Neigung zum Beissen erwähnt haben. Er ist für sein Alter klein, aber wohlgebildet und kräftig, die Kopfbildung nur durch eine ziemlich schmale und zurücklaufende Stirn auffallend, das Gesicht regelmässig, die Züge nicht unangenehm, die Augen lebhaft, die Lippen zu einem einförmigen Lächeln verzogen. An Schlauheit dem vorhin erwähnten Knaben weit nachstehend, ist er doch nicht ohne Berechnung und ein „Comödiant", der durch auffallende Gebehrdung sich und Andere zerstreuen, d. h. von der eben im Gange befindlichen Beschäftigung ableiten will, gutmüthig, aber heftigen Aufwallungen unterworfen, beim Unterricht schwer zusammenzuhalten, aber doch zuletzt eingehend und langsam fortschreitend, mit Formensinn wie mit musikalischem Talent ungewöhnlich ausgestattet und hierin dem vorhin erwähnten Knaben überlegen, aber im Allgemeinen schwächer an Einbildungskraft und Gedächtniss, wie dieser der Sprache mächtig, jedoch schnell, zuweilen undeutlich, in kurzen und abgebrochenen Sätzen sprechend. Er ist Onanist wie es der andere — vor einiger Zeit an Gehirndruck und Gehirnerweichung plötzlich gestorbene — Knabe war, ohne dass eine schwächende und deprimirende Nachwirkung zu bemerken wäre.

Die Temperamentsunterlage des beschränkt-narrenhaften Idiotismus ist die cholerisch-sanguinische, die des rein narrenhaften die sanguinische. Die Schwachsinnigen sanguinischen Temperaments sind zuweilen Faxenmacher, diejenigen Idioten, bei denen sich das sanguinische Temperament mit einer abnormen Spannungslosigkeit des wollenden Bewusstseins verbindet, sind es immer und zwar halb unwillkürlich, halb willkürlich. Wenn die überraschende Combination auseinanderliegender Vorstellungen, insofern sie ausser der Überraschung noch eine besondere, bezügliche und anzügliche Wirkung bezweckt und erzielt, das Wesen des Witzes ausmacht, so

kommt den Idioten der bezeichneten Art ein an sich zielloser Witz zu — ein Witz, der dies erst durch die Interpretation der Hörenden wird — und wenn das plötzliche Abspringen von einem Gegenstande mittelst einer unmotivirt erscheinenden Wendung oder Bemerkung als absichtliches komisch wirkt — eine Wirkung, die durch das Überraschende weil Ungewöhnliche eines solchen Ab- und Ausweichens unterstützt wird — so würden Idioten derselben Art diesen komischen Eindruck fortgesetzt hervorbringen, sofern er nicht durch die stete Wiederholung aufgehoben würde und das Moment der Absichtlichkeit oder wenigstens der sich für jeden Fall bestimmenden Absicht — denn die allgemeine Absicht, der consequenten Unterhaltung auszuweichen, fehlt dem Idioten keineswegs — vermissen liesse. Ebenso verhält es sich mit dem Geberdenspiel, das bei solchen Idioten zunächst als unwillkürliches besonders lebhaft ist und vermöge der Unbeherrschtheit der Bewegungen einen grotesken Character annimmt, sodann aber zum eigentlichen Spiel wird, indem der Idiot sich damit unterhält, die unwillkürliche Geberde zu wiederholen und auffallende Gebahrungen, die er bemerkt, nachzuahmen. Indessen wird er sehr frühzeitig gewahr, dass er durch seine Äusserungen und Geberden Andere belustigt und macht sich diese Belustigung um so mehr zum Zweck, als er sich nur hierdurch zu den Andern in eine Art von Verhältniss setzen kann, ohne sich in einer ihm beschwerlichen oder unmöglichen Weise anspannen zu müssen. Es findet also ein Umsatz des unwillkürlichen zum willkürlichen Humor statt, der jedoch die Schwäche, die als Narrenhaftigkeit zu bezeichnen ist, nicht mindert sondern steigert, obgleich es allerdings der narrenhaften Form des Idiotismus zugehörige Idioten gibt, die zu jenem Umsatz nicht gelangen können, weil sie überhaupt nicht zur Freiheit der Äusserung und Bewegung gelangen, und vermöge ihrer traurigen Erscheinung einen komischen Eindruck kaum aufkommen lassen.

Wir haben früher einen ausgezeichneten Repräsentanten der narrenhaften Form der Idiotie wie einen eben solchen der melancholischen Form (T. I. F. 5.) schon characterisirt. Jener war von entschieden florider, dieser von entschieden nervöser

Constitution. Die ausserordentliche Muskelschwäche des ersteren wurde durch regelmässige Übung in verhältnissmässig kurzer Zeit gehoben, während der letztere, der schon das vierzehnte Jahr überschritten hatte, als er in die Anstalt eintrat, obgleich sehr wenig geübt und äusserst furchtsam, keineswegs muskelschwach war, so dass er bald auch zu den schwierigeren gymnastischen Übungen beigezogen werden konnte und sie ziemlich gut ausführte, insoweit er seine Furchtsamkeit und seine Scheu vor jeder ausserordentlichen Anstrengung überwinden konnte. Übrigens zeigte er sich zu Allem, was ihm zugemuthet wurde, stets willig, sofern er nicht mit vorbittender Miene seine Schwäche geltend machte oder Vorwände erfand, um sich dem Unbequemen zu entziehen, während der vorgenannte Knabe, wenn er der unbequemen Nöthigung zur Arbeit durch eine unbefangen und unbeirrt erscheinende Lässigkeit nicht mehr ausweichen konnte, nicht selten zum Trotz überging.

Im Allgemeinen kann man wohl sagen, dass mit den verschiedenen Formen der Idiotie die Disposition zu verschiedenen Ausartungen moralischer Art gegeben ist.

Die Trägheit, welche der Stumpfsinn einschliesst, verknüpft sich leicht mit einer cynischen Indifferenz gegen Alles, was auf die eigene nächste Befriedigung keinen Bezug hat, also mit einem rohen, obgleich energielosen Egoismus, die Narrenhaftigkeit schliesst das Gefühl der Verpflichtung aus, lässt selbst die Macht der Gewohnheit nicht zur Geltung kommen, und bedingt in vielen Fällen nicht nur ein „leichtsinniges", unstetes und willkürliches, sondern auch ein widerwärtig zudringliches, begehrliches und zuweilen rücksichtsloses Wesen, die Beschränktheit lässt die Neigungen zum Zorn und zu eigensinniger Opposition, von denen die eine oder die andere vorzuherrschen pflegt, sehr leicht zu boshafter, heimtückisch sich sammelnder und ausbrechender Heftigkeit sowie zu einem boshaften Trotze ausarten, die Melancholie schliesst auch als idiotische die sentimentale Scheinsucht — die von der Sucht der narrenhaften Idioten, sich bemerkbar und auch wohl angenehm zu machen, sehr verschieden ist — und die Neigung zu neidischen Intriguen nicht aus.

Die Zwischenform der beschränkten Narrenhaftigkeit ist der günstigste Boden für die Entwicklung der selbstsüchtigen, Scheinsucht und Begehrlichkeit einschliessenden, bezüglich der Mittel, wie sich von selbst versteht, nicht scheuen und wählerischen Schlauheit, und es mag hier nachträglich noch bemerkt sein, dass wir jenen Knaben, der früher als ein ausgezeichnetes Exemplar moralischer Hässlichkeit ausführlich dargestellt worden ist (T. II. F. 6), keiner anderen Form als der beschränkt-narrenhaften zuweisen können, wobei wir wiederholen müssen, dass hier die Idiotie im mildesten Grade vorhanden und die moralische Entartung nicht sowohl durch sie als sie selbst durch die moralische Entartung bedingt war.

Insofern wir es aber mit der ausgeprägten Geistes-, also Bewusstseinsschwäche zu thun haben, ist ein wesentliches Moment der moralischen Entartung, das Bewusstsein „des Guten und Bösen", bei den Idioten nur der ersten Anlage nach oder andeutungsweise vorhanden. Der Idiot unterscheidet, wenn er nicht den tiefsten Graden des Idiotismus angehört, was erlaubt und nicht erlaubt ist, was getadelt und gelobt, gestraft und nicht gestraft wird, aber das moralische Soll tritt als ein einheitlicher, wenn auch zusammengesetzter Begriff nicht in sein Bewusstsein, wie es bei geistig normalen Individuen wenigstens in den späteren Kindheitsperioden der Fall ist. Von einer natürlichen Hässlichkeit oder Anmuth in moralischer Hinsicht kann also bei dem Idioten wohl die Rede sein, nicht aber im strengeren Sinne von einem moralischen oder unmoralischen Character. Da nun die moralischen Ausartungen, die den verschiedenen Formen der Idiotie an sich zukommen, bei einem Theile derselben wirklich hervortreten und sich entwickeln, bei einem anderen aber nicht, und dieser Unterschied eben so wenig mit der Höhe des geistigen Vermögens zusammenhängt wie er einfach durch erziehliche oder nicht erziehliche Einflüsse bedingt ist, so haben wir die moralische Anlage als relativ unabhängig von dem Temperament auf der einen und von der Intelligenzentwicklung auf der andern Seite anzuerkennen.

Wir haben früher als die beiden nur selten gleichmässig

vertretenen Seiten der moralischen Anlage die Anlage zur Gewissenhaftigkeit und die zur Hingabe unterschieden. In der Form des Triebes ist die Gewissenhaftigkeit die Tendenz, sich und Andern genug zu thun, das Nöthige zu erfüllen, das Soll zu verwirklichen; sie schliesst also wie die Willkür, so die Scheinsucht aus und entwickelt sich zum strengen Pflichtgefühle und zum klaren Rechtssinne. So lange und soweit von einem selbständigen Pflichtbewusstsein nicht die Rede sein kann, offenbart sich die Anlage zur Gewissenhaftigkeit in der Abwesenheit der Scheinsucht, der Fähigkeit, die Begierde zurückzuhalten, der Willigkeit und dem Gehorsam, also in Eigenschaften, die als oberflächliche der Schwäche, der Furchtsamkeit, dem Gefühle der Unselbständigkeit entstammen können, aber auch wenn dies nicht der Fall ist, wenn sie also mit energischem Vermögen zusammenbestehen und desshalb auf einen ursprünglichen moralischen Trieb zurückgeführt werden müssen, jene Kälte und Starrheit des Gemüthes zu lassen, in welcher der Egoismus bestimmte Form annimmt. Hieraus folgt, dass die Stärke des moralischen Triebes, dessen Bethätigung sich in der Gewissenhaftigkeit fixirt, ihren Maasstab in der Stärke der übrigen Triebe und Vermögen hat, und dass die Anlage zur Gewissenhaftigkeit nur eine Seite der moralischen Anlage darstellt, wenn also ihre nothwendige Ergänzung durchaus fehlt, die Unterlage des moralischen Characters nicht abgeben kann. Diese Ergänzung liegt in der Anlage zur Hingabe, die sich als ursprüngliche in der Sympathie, dem Mitleiden und der Mitfreude, der Theilnahme, der Aufopferungsfähigkeit und dem wohlthätigen Wirktriebe äussert, aber auch ihrerseits als einseitige den moralischen Character nicht begründet, da die Sympathie die Antipathie einschliesst, ohne Bestimmtheit des Rechtsgefühls parteiisch, willkürlich, und vermöge der Willkür zur Verkleidung des Egoismus wird.

Zum moralischen Character gehört also, dass die Anlage zur Gewissenhaftigkeit und die zur Hingabe oder zum Enthusiasmus — denn der Enthusiasmus ist die höchste aber auch am leichtesten mit der Scheinsucht sich verknüpfende Form der Hingabe — wenn nicht gleichmässig so doch der Art nach

ausgebildet sind, dass sie kein Missverhältniss herausstellen und aneinander die nöthige Begrenzung und Ausfüllung gefunden haben; zur moralischen Schönheit aber gehört ein harmonisches Verhältniss beider Anlagen, das sich nur als die sicher begrenzte und wohlgeformte Fülle der Sympathie darstellen kann und die Natürlichkeit des Enthusiasmus wie die Leichtigkeit der Selbstbeherrschung — aber nicht die Leichtigkeit, die sich aus der Schwäche der Triebe, sondern diejenige, die sich aus ihrer Zusammenbildung und Übereinstimmung ergibt — einschliesst.

Aus diesen kurz gefassten Bestimmungen folgt von selbst, dass bei den Idioten von moralischer Schönheit eben so wenig wie von einem moralischen Character die Rede sein kann. Wir finden bei ihnen vereinzelte, theilweise tief genug reichende Züge und Momente, die der moralischen Schönheit und Hässlichkeit eignen, und die moralische Anmuth — die hier nur eine rührende sein kann, weil sie sich mit dem Leiden verknüpft, wie der rührende Character der Schönheit schlechthin darin liegt, dass das Leiden oder ein bis zum Leiden gesteigertes Bedürfniss zur Erscheinung kommt, ohne den Reiz des Schönen aufzuheben — dann, wenn die Willigkeit, Fügsamkeit und Enthaltsamkeit sich als das unmittelbare Produkt sympathischer Gefühle und Tendenzen darstellen. Diese rührende moralische Anmuth kommt nur ausnahmsweise vor, während wir häufiger der aus der Schwäche entspringenden Fügsamkeit und einer sympathischen Tendenz begegnen, die sich mit einer mehr oder minder ausgeprägten Gefallsucht oder mit einer in das Comödiantenthum hinüberspielenden Scheinsucht verbindet.

Die verschiedenen Formen der Idiotie machen im Allgemeinen in Bezug auf Willigkeit oder trotziges Wesen, Selbstsucht und Fähigkeit der Theilnahme und Hingabe keinen Unterschied, obgleich sie für die bestimmte Gestalt, in welcher diese gegensätzlichen Eigenthümlichkeiten auftreten, nicht gleichgültig sind. Ein williges und fügsames wie ein trotziges und widerspenstiges Wesen finden wir bei Stumpfsinnigen, Beschränkten, Narrenhaften und Melancholischen, aber bei den Stumpfsinnigen

und Melancholischen hängt die Fügsamkeit entschiedener mit der Schwäche und dem Schwächegefühl zusammen wie bei den Beschränkten und Narrenhaften, und der Trotz hat eine mehr passive als aktive Form. Ebenso finden sich Anhänglichkeit, Zuneigung und Theilnahme auf der einen, eine mehr oder minder rohe oder berechnende Selbstsucht auf der andern Seite bei jeder Form der Idiotie, und die ersteren sind bei jeder mehr oder weniger echt, verknüpfen sich aber am häufigsten mit Gefallsucht und Scheinsucht, wo sie am lebhaftesten hervortreten, bei den narrenhaften Idioten und in zweiter Linie bei den melancholischen, während die rohe Selbstsucht vorzugsweise den stumpfsinnigen und beschränkten, die berechnende den beschränkt-narrenhaften, aber auch den rein narrenhäften und sodann den melancholischen Idioten zukommt, bei diesen aber nicht leicht in reiner Ausprägung, sondern durchweg im Widerspruche zu thatsächlich vorhandenen sympathischen Gefühlen und Tendenzen erscheint — ein Widerspruch, der theils ein wechselndes Verhalten, theils aber auch die Verkleidung der Selbstsucht in Sympathieäusserungen bedingt, die indessen bei den melancholischen Idioten eine mehr unbewusste, also weniger berechnete ist wie bei den beschränkt-narrenhaften.

Entsprechende Erscheinungen bieten die normalen Typen, mit dem Unterschiede, dass die entschiedene moralische Entartung die Normalität ebenso aufhebt wie die physische und geistige. Die moralische Anlage ist eben als eine relativ unabhängige, mit der Ausprägung der übrigen Bestimmtheitssphären nicht an sich gegebene, ursprünglicher Art, und sie kann durch erziehliche und sonstige Einflüsse zwar wesentlich modificirt, aber nicht von Grund aus verändert werden.

2.

Die Gesundheit und Kräftigkeit des Körpers im Verhältniss zu der Gesundheit und Kräftigkeit des Geistes. — Die Entwicklung eines Organes auf Kosten der andern. — Die centrale Deformität bei peripherischer Normalität. — Die Bestimmtheit der Constitution im Verhältniss zur Form der Idiotie. Die materielle Entartung und die Missform. Die Afterconstitution. — Die Unabhängigkeit des geistigen Zustandes von einzelnen Krankheiten, Ausartungen, Schwächen und Gebrechen. Einfluss ihrer Beseitigung, Fortbestand bei Hebung des geistigen Vermögens. Beispiele. — Acute Krankheiten mit Verblödung — Die Onanie der Idioten im Unterschiede von der normaler Individuen. — Die Entwicklung der sinnlichen Auffassungsfähigkeit bei den verschiedenen Formen der Idiotie. — Das Schielen als häufige Anomalie. Ein Beispiel merkwürdiger Unempfindlichkeit. — Die Bewegungstendenz und das Bewegungsvermögen bei den verschiedenen Formen. Verbildungen des Knochenbaues. Seltenheit der Skoliose und Kyphose bei Idioten. Grössen- und Gewichtsverhältnisse. — Die Sprachtendenz und das Sprachvermögen. Sprachfertigkeit und Sprachfähigkeit. Der Sprache entbehrende und geläufig sprechende Idioten. Die Seltenheit des Stotterns und das häufig vorkommende Stammeln.

Die relative Unabhängigkeit von der Constitution und dem Temperamente, die wir der moralischen Anlage zusprechen, müssen wir auch für die geistige Anlage, was die Entwicklungsfähigkeit der geistigen Vermögen als quantitative und theilweise auch als qualitative anbetrifft, in Anspruch nehmen. Denn obgleich die Entwicklungsfähigkeit der geistigen Organe constitutionelle und allgemeine organische Vorbedingungen hat, und also unter mehr oder weniger günstigen Voraussetzungen stattfindet, so ist doch damit einerseits für die Organe des geistigen Vermögens nur die weitere Unterlage gegeben, die sich als solche in der Ausbildung dieser Organe zu bestimmen hat und verschieden bestimmen kann, andrerseits ist diese Bestimmtheit in den Organen selbst von vornherein als Anlage gesetzt, und es kommt denselben eine ursprüngliche Selbständigkeit zu, so dass die organische Basis ebenso durch das Organ, dem sie dazu dient, wie umgekehrt das letztere durch jene bestimmt ist.

Fassen wir den ganzen Organismus in das Auge, so findet

das eben ausgesprochene Verhältniss seinen schärfsten, weil bis zur scheinbaren Negation reichenden Ausdruck darin, dass ein Organ sich auf Kosten der andern entwickeln kann — ein Satz, den die tägliche Erfahrung bestätigt, der also kaum von Jemand bestritten werden möchte, und mit welchem ausgesprochen ist, dass die günstige Voraussetzung für die Entwicklung eines Organes eben sowohl in der schwächeren Anlage anderer Organe wie in der Stärke aller bestehen kann. Dabei müssen wir uns allerdings gegenwärtig halten, dass einestheils jedes Organ sich so zu sagen durch den ganzen Organismus fortsetzt, und dass so weit diese Fortsetzung reicht, die Schwäche als Voraussetzung der Stärke nicht anzunehmen ist, anderntheils aber die Entwicklung jedes Organs eine verschiedene sein kann und eine andere sein wird, wenn sie die Schwäche von Organen, die in jener Fortsetzung nicht begriffen sind, voraussetzt, und wenn dies nicht der Fall ist, dass also mit einem Wort die Bedingungen für die Entwicklung eines Organs sowohl wenn sie in der Stärke, als wenn sie in der Schwäche anderer bestehen, als begrenzte aufgefasst werden müssen.

Was wir hier aus dem Satze, dessen Richtigkeit wir im Allgemeinen als unbestreitbar ausgesprochen haben, folgern können und müssen, ist dies, dass sich auch die Organe der geistigen Vermögen möglicher Weise auf Kosten anderer Organe entwickeln, und dass demnach die Gesundheit und Kräftigkeit des Geistes keineswegs von der durchgängigen Gesundheit und Kräftigkeit des Körpers schlechthin abhängig ist. Wenn wir aber hiermit den bekannten Satz: *in sano corpore sana mens* wenigstens insoweit negiren, als er eine missverständliche Anwendung zulässt, so ergibt sich doch aus unsern früheren Auseinandersetzungen von selbst, dass wir die Unabhängigkeit der geistigen Anlage von dem körperlichen Zustande im Allgemeinen und die Bestimmtheit derselben von der durchgängigen Bestimmtheit des Organismus nur als eine relative betrachten.

Wir behaupten einerseits, dass in einem kranken Körper sehr wohl ein gesunder, in einem schwächlichen sehr wohl ein kräftiger Geist wohnen kann — um einen vulgären Aus-

druck zu brauchen, der brauchbar ist, ohne dass man sich durch den Gebrauch eine Vertretung seines „eigentlichen“ Sinnes auflegt — andrerseits aber, dass sich der Geist in einem kranken Körper nur durch eine besondere Energie gesund erhält — wobei die Anstrengung, die ihm dies kostet, stets bemerkbar bleibt — dass die geistige Kräftigkeit in jedem Falle körperliche Voraussetzungen hat, also bei einem schlechthin oder durchgängig schwachen Körper nicht denkbar ist, und dass zwar die Höhe des geistigen Vermögens von dem Grade der allgemeinen Gesundheit und Kräftigkeit unabhängig ist, die Bestimmtheit desselben aber nur theilweise von der Bestimmtheit der Constitution, welche dem Verhältniss und dem Character der centralen Organe und Functionen in einer Art, die wir früher bezeichnet haben, zur Basis dient.

Wir finden bei den Idioten, wie früher bemerkt worden ist, einen durchaus normalen Körperbau und eine ungestörte Gesundheit nur ausnahmsweise, und selbst in solchen Ausnahmsfällen, wenigstens in denen, welche in dem Umkreise unserer Praxis vorkamen, musste ein entschieden krankhafter Zustand erst überwunden werden, ehe sich die Normalität der leiblichen Bildung und der leiblichen Functionen herausstellte. Da indessen bei der Herstellung der körperlichen Gesundheit keineswegs auch die geistige hergestellt wurde, und vielmehr grade die besonders wohlgebildeten und kräftigen Individuen dieser Kategorie eine ausserordentliche und unüberwindliche geistige Beschränktheit offenbarten, so liefern sie den Beweis, dass die Organisation der Centralorgane, welche Organe des geistigen Vermögens sind, eine entschieden deforme sein kann, während die Organisation im Allgemeinen den Character der Normalität hat. Demnach ist, wie dieselben Individuen zeigen und sich durch unsere Erfahrung im Allgemeinen festgestellt hat, die Idiotie das Produkt eines Krankheitsprozesses, der sich mehr oder weniger localisirt oder centralisirt hat und mehr oder weniger zurückgetreten und überwunden ist, also sich in einzelnen Funktionsstörungen von grösserem oder geringerem Umfange und Belange fortgesetzt offenbart, ohne dass hiervon der Grad der Geistesschwäche einfach abhängig wäre.

Eben so wenig aber wie von der Ausdehnung und dem mehr oder minder vollständigen Abschluss des Krankheitsprocesses hängt der Grad der Idiotie von der Bestimmtheit der Constitution schlechthin ab, wogegen diese Bestimmtheit für die Form der Idiotie derart massgebend ist, dass sich von ihr durchaus nicht absehen lässt, wenn überhaupt Formen oder Typen der Idiotie trotz der Mannichfaltigkeit der individuellen Erscheinung des Übels unterschieden werden sollen. Indessen ist zu bemerken, dass die äusserste körperlich-geistige Versunkenheit und Hülflosigkeit sich als der Form des Stumpfsinns angehörig darstellt, weil die tiefsten Grade dieser Form eine Annäherung des Organischen an das Unorganische ausdrücken, während jede andere Form, wenn sie als solche noch erkennbar sein soll, so tiefgradig also der betreffende Idiotismus ist, eine ausgeprägte organische Bestimmtheit verlangt. Die Ausartung dieser Bestimmtheit oder die Deformität drückt immer ein Missverhältniss der organischen Systeme aus, und zwar, weil wir es mit der Idiotie zu thun haben, ein bis zu den Centren des Nervensystems reichendes oder von diesen ausgehendes Missverhältniss, und dies gilt von dem Stumpfsinn wie von den übrigen Formen insofern wir denselben in einem krankhaften Übergewichte eines Systems begründet finden müssen.

Wir haben aber schon früher — im ersten Cyclus unserer Vorträge (Vortr. IX. Abth. 2.) — die Deformität als materielle Entartung und als Vorbildung unterschieden, und jene bei den stumpfsinnigen und melancholischen, diese bei den narrenhaften und beschränkten angenommen.

Diesen Unterschied und sein Verhältniss zu den Formen der Idiotie haben wir im Allgemeinen festzuhalten, ohne ihn von vornherein als einen abstrakten auffassen zu dürfen. Denn die materielle Entartung, mag sie eine allgemeine sein, wie bei dem Stumpfsinne, oder eine beschränktere, wie bei der krankhaften Melancholie, bedingt als ursprünglich wirksame eine mehr oder weniger ausgedehnte und zu Tage tretende Formenverbildung, während das Missverhältniss der Organe und ihrer Theile, das die Missform ausmacht, um in der

That Deformität zu sein, einen ursprünglichen Krankheitsprocess, der ohne materielle Veränderungen, obgleich diese verschwindende sein können, nicht denkbar ist, voraussetzt.

Dieser Krankheitsprocess kann eine Ausartung der allgemeinen constitutionellen Bestimmtheit darstellen, welche sich nach Ablauf desselben, indem sie durch ihn eine besondere Ausprägung gefunden hat, *erhält*, aber auch einen der Processe, die sich, durch äussere Einflüsse bedingt, bei jeder Constitution in gleicher Weise entwickeln, obgleich nicht absolut gleich verlaufen, und aus denen sich, wenn sie zum Abschluss gelangen, ohne dass der Organismus zerstört oder vollkommen wieder hergestellt worden wäre, eine bleibende Zuständlichkeit ergibt, die immerhin als „Defect“ bezeichnet werden mag, weil sie es wenigstens nach der einen Seite *ist*, und möglicher Weise Eigenthümlichkeiten, die einer andern als der ursprünglichen Constitution angehören, also so zu sagen eine *Afterconstitution* begründet.

In dem letzteren Falle *entsteht* eine constitutionelle Zwischenform krankhaften Characters — wie solche Zwischenformen die ursprünglichen Basen der normalen Individualität abgeben — und wir finden keinen der verschiedenen Typen in reiner und voller Ausprägung. Indessen sind es, wo nicht ausschliesslich, so doch vorzugsweise die Nebenformen der idiotischen Beschränktheit, welche sich uns als Resultat eines die ursprüngliche Constitution wesentlich modificirenden Krankheitsprocesses, also mit der Basis einer krankhaften Zwischenform gegeben, darstellen. —

Aus dieser allgemeinen, grösstentheils recapitulirenden Darlegung ergibt sich zur Genüge, dass bei den Idioten einerseits von der Unabhängigkeit der geistigen Anlage nicht in derselben Art wie bei den Gesunden die Rede sein kann, dass aber andrerseits auch bei ihnen *krankhafte Zustände, körperliche Schwächen und Gebrechen* vorkommen können, welche mit der Geistesschwäche in keinem Zusammenhange stehen, indem sie einen solchen entweder ursprünglich nicht gehabt oder später durch den relativen Abschluss der die Idiotie bedingenden Krankheitsprocesses verloren haben.

In der ersteren Beziehung ist klar, dass in der Vorentwicklung eines centralen Organs, die, durch eine Krankheit bedingt und immer mit Defect verbunden, die Centralität der geistigen Vermögen aufhebt, die selbständige Darstellung oder Entfaltung einer ursprünglich gegebenen organisch geistigen Anlage nicht gefunden werden kann, da von einer Krankheit nicht mehr die Rede sein könnte, wenn nicht durch sie eine Veränderung statt hätte, folglich die noch so frühzeitig eintretende Krankheit als eine mit ihrer Entwicklung die Anlage verändernde gedacht werden muss und sich ausserdem um so weniger auf ein bestimmtes Organ beschränkt, je weniger der Organismus schon entwickelt oder herausgestellt ist, folglich das werdende Organ ergreift.

Dass sich ein Krankheitsprocess nach der einen Seite abschliessen, nach der anderen fortsetzen und, sofern die Reaction dagegen eingetreten ist, veräussern kann, steht mit der Natur und dem Wesen der Krankheit in keinem Widerspruche. Noch weniger ist die Möglichkeit zu leugnen, dass nachträglich und von der organischen Bedingtheit der Idiotie ganz oder wesentlich unabhängig Krankheiten eintreten, welche dauernde Schwächen und Gebrechen im Gefolge haben.

Steht aber ein krankhafter Zustand in keinem Zusammenhange mit dem organischen Grunde der Idiotie, so kann er beseitigt werden, ohne dass der geistige Zustand irgendwie verändert würde, sofern nicht für die Beseitigung des bestimmten Übels auf den gesammten Organismus in einer Art eingewirkt wird, welche geeignet ist, die Functionen im Allgemeinen zu beleben oder zu reguliren und insbesondere auch die Willensenergie zu heben, in welchem Falle ein günstiger Einfluss auf die Functionsfähigkeit der geistigen Organe nicht ausbleiben kann, so wenig derselbe ausreichen wird, eine wesentliche Veränderung des geistigen Zustandes hervorzubringen. In dieser Beziehung kann beispielsweise die gegen ein bestimmtes — peripherisches oder peripherisch erscheinendes — Übel gerichtete gymnastische Übung mit zweckmässiger Diät verbunden, einen bald bemerkbaren, der Beseitigung der be-

sonderen Schwäche vorgreifenden, allgemein günstigen Erfolg haben.

Die schon erwähnte Überreizung des motorischen Triebes, also der motorischen Centralorgane, bei den Idioten der beschränkten Art, die als eine Fortdauer und Veräusserung desselben Processes, durch dessen Abschluss nach der einen Seite die Beschränktheit bedingt ist, aufgefasst werden muss, lässt sich, wie wir durch Beispiele erwiesen haben, überwinden, und es macht sich, sobald dies geschehen ist, die Fähigkeit der beherrschten Bewegung mit dem sinnlichen Auffassungsvermögen als eine an sich gegebene und der Anlage nach sogar ungewöhnliche geltend, gerade hierdurch aber kommt die geistige Beschränktheit zu ihrer reinen und ausgeprägten Erscheinung.

Dagegen haben wir auch in unserer Praxis Beispiele gehabt, dass peripherisch erscheinende Übel, deren noch bestehender Zusammenhang mit dem Grunde der Geistesschwäche mindestens sehr zweifelhaft war, sich gegenüber einer consequenten Behandlung hartnäckig behaupteten, so dass nur ein sehr geringer Fortschritt zur Besserung bemerkbar wurde, während gleichzeitig die Ausbildung der geistigen Vermögen verhältnissmässig rasch fortschritt, obgleich trotz dieses Fortschrittes und in ihm die Geistesschwäche als gegebene und organisch fixirte, folglich nicht schlechthin zu überwindende hervortrat.

Einen solchen Fall stellte das mehrfach erwähnte Mädchen (T. II. F. 1.) dar, welches an mangelhafter Innervation der Beinmuskeln litt, sodass der Gang ein höchst schwerfälliger und unsicherer und der kleinste Sprung eine Unmöglichkeit war. Dabei erschien auch die Innervation der Sprachwerkzeuge als eine langsame und unsichere, aber doch beherrschte, sodass die Patientin, die zum Vielsprechen geneigt war, das Hervortreten einer unsichern und fehlgreifenden Innervation durch ein zur ausgeprägten Gewohnheit gewordenes äusserst langsames und scharf betontes Sprechen — den Gegensatz des Stammelns darstellend — vermied. Während aber die Sprache immer freier, natürlicher und rascher wurde, und

das vorhandene, entschieden beschränkte geistige Vermögen zu einer nicht überraschenden, aber doch billigen Erwartungen entsprechenden Ausbildung gelangte, während ferner die Muskulosität der Arme sich rasch entwickelte und dieselben eine nicht gewöhnliche Kräftigkeit erlangten, besserte sich die Bewegungsfähigkeit der Beine nur in geringem Maasse, und der Gang blieb, obgleich er sicherer wurde, ein äusserst schwerfälliger. Die Schwäche des Schliessmuskels ist bis heute noch nicht gehoben und das Bettnässen dauert daher noch fort.

Unter den Krankheitsfällen, welche in vielen Fällen zur Verblödung führen oder mit dem Verblödungsprocess parallel gehen, nimmt die Epilepsie eine vorzugsweise Stellung ein. In der Levanapraxis hatten wir nur einen Fall von Epilepsie mit Verblödung, und zwar trat hier zuerst periodische Verbesserung und Verschlimmerung ein, später schritt die letztere unaufhaltsam fort und gegenwärtig befindet sich die Kranke in einem Schwächezustand, der jeden Gedanken an Heilung ausschliesst.

Einen Fall anderer Art, in welchem eine sich acut entwickelnde Krankheit — veitstanzartige Zuckungen, die bald zu einseitiger Lähmung führten — mit der äussersten Depression des Seelenlebens einherging, aber eine vollständige Heilung statt hatte, haben wir früher schon erwähnt. Frühzeitige, schon im vierten Lebensjahre geübte Onanie, war hier der nächste Grund eines Zustandes, der von Ärzten für unheilbar erklärt wurde, und bei welchem alle noch vorhandene körperliche und Willensenergie in dem Onanietriebe, dessen Befriedigung gewaltsam verhindert werden musste, aufging. Als sich nach der Heilung, welche die Onanie zurücktreten liess, ein Rückfall einstellte, machte sich die Neigung zum Onaniren sofort wieder geltend, während später, als sich das Mädchen von Neuem gekräftigt hatte, und seine ungewöhnlichen Anlagen sich ohne weitere Störung entfalteten, zwar die geschlechtliche Reizbarkeit nicht verschwand, sondern mit einem Anfluge von Koketterie, die an sich naturgemässe, obgleich immerhin verfrühte Richtung auf das männliche Geschlecht annahm — worin sich das Verschwinden der Onanie

unter Anderem documentirte — aber dabei einen kühlen, gewissermassen blasirten Character hatte.

Auch in anderen Fällen konnten wir beobachten, dass die bei Idioten häufig vorkommende Onanie mit der Verschlimmerung des Allgemeinbefindens sich verstärkte, sodass sie nicht als Ursache, sondern als Folge und Symptom der Verschlimmerung erschien, wie sie denn da, wo die Phantasie nicht ins Spiel tritt, der Anreiz also nicht durch objective Eindrücke oder wollüstige Bilder hervorgebracht wird, — ein Fall, der bei Idioten selbst bei entwickeltem Phantasieleben der gewöhnliche ist — als eine sich selbständig ausbildende „lasterhafte" Neigung nicht wohl bezeichnet werden kann. In vielen Fällen, wo das Bedürfniss der Friction ein starkes und stetiges war, schien durch dieselbe nur eine ganz unbestimmte Wollustempfindung erzeugt zu werden, und der Anreiz mit dem Hautjucken, das zum Kratzen veranlasst, trotz der tieferen organischen Erregung, die sich in der Erection kund gibt, so ziemlich auf gleicher Linie zu stehen.

Als ursprünglicher und einziger Factor des idiotischen Zustandes möchte die Onanie schwerlich in irgend einem Falle anzunehmen sein. Wo sich der Trieb dazu ungewöhnlich frühzeitig entwickelt und alle anderen sozusagen absorbirt — wie bei dem erwähnten Mädchen — ist ohne Zweifel eine angeborene und durch verschiedenartige Einflüsse verstärkte Überreiztheit vorauszusetzen; stellt sich aber das Laster erst in der Zeit ein, wo die geschlechtliche Entwicklung naturgemäss ihre ersten Anfänge hat, wo die Phantasie in Mitthätigkeit gesetzt und die Befriedigung zum Stoffverlust wird, so kann es zwar eine tiefe und nachhaltige Erkrankung bewirken, diese liegt aber schon jenseits der Grenze, die wir zwischen der Idiotie und Geisteskrankheit ziehen müssen. So gehörte das früher characterisirte Mädchen, bei dem sich seit dem dreizehnten Jahre eine dumpfe Melancholie in Folge intensiv geübter Onanie, zu welcher indessen noch andere unnatürliche Reizungen hinzugekommen zu sein scheinen — entwickelt hatte, nicht mehr zu den Idioten. Übrigens findet sich die Neigung zur Onanie bei allen Formen der Idiotie, so

weit unsere Erfahrung reicht, am seltensten bei dem reinen Stumpfsinn, schon weniger selten bei der reinen Beschränktheit, häufiger bei den narrenhaften, noch häufiger bei den melancholischen Idioten und am häufigsten bei den beschränkt-narrenhaften, welche jedoch durch sie am wenigsten in physischer Hinsicht zu leiden scheinen. So behielt der stark zur Onanie neigende Knabe (T. I. F. 6.), dessen wir früher erwähnt, nicht nur seine immer gespannte Lebhaftigkeit, sondern blieb auch muskelkräftig. Dasselbe war bei einem andern Knaben derselben Form (T. I. F. 4.) der Fall, welcher um so onanielustiger wurde, je mehr er sich der Periode der Geschlechtsreife annäherte, sowie bei dem früher ausführlicher characterisirten Idioten milden Grades (T. II. F. 6.), der zu gymnastischen Übungen eine besondere Neigung hatte und behielt.

Diejenigen Vermögen, welche als peripherische zu den seelischen Energieen das nächste Verhältniss haben, das motorische Vermögen und die sinnliche Auffassungsfähigkeit finden sich bei den Idioten theils vollkommen entwickelt, theils gehemmt.

Bei allen Stumpfsinnigen ist die sinnliche Erregbarkeit eine geringe, die sinnliche Auffassung eine langsame und schwerfällige; bei den narrenhaften und melancholischen Idioten funktioniren die Sinne in der Regel normal, die Auffassung aber leidet bei den ersteren durchweg an Flüchtigkeit und Unsicherheit, während bei den letzteren die nöthige Spannung nach Aussen fehlt. Die beschränkten Idioten zeichnen sich zum Theil durch eine aussergewöhnliche Schnelligkeit der sinnlichen Auffassung durch einen raschen Blick und ein scharfes Gehör aus, wofür das frappanteste Beispiel im Levanakreise der oft erwähnte Vollidiot (T. III. F. 5.) abgab, der eine Schnelligkeit des Blickes besass, wie sie sonst nur Taubstummen eignet, dabei aber scharf und sicher hörte, und bei den equilibristischen Übungen, die er spielend vornahm, indem er z. B. Gläser und Teller, die er mit den Fingerspitzen am äussersten Rande fasste, in die Höhe hob und aufrecht stehen liess oder auf- und abbewegte, neben der

Kräftigkeit der kleinsten Muskeln und der schnellen und sicheren Innervation ein ausserordentlich feines Gefühl bewährte.

Eine nicht allen Gesunden eigene Sicherheit des Auges und des Gehörs zeigte sich auch bei denjenigen Idioten der beschränkten Form, deren phlegmatisches Temperament die Auffassung zu einer langsameren und meist erst zu erzwingenden machte. Die beschränkt-narrenhaften Idioten haben durchweg einen schnellen Blick und theilweise nicht nur ein scharfes Auge, sondern auch ein feines und gefühliges Gehör, das sich am einfachsten und entschiedensten als musikalisches offenbart; die Auffassung entbehrt bei ihnen zuweilen der Sicherheit. —

Ein Sehfehler, der bei Idioten sehr häufig vorkommt und bei den tieferen Graden des Stumpfsinns und der Melancholie fast niemals fehlt, aber auch bei den narrenhaften Idioten und zwar des mildesten Grades vorkommt, während wir ihn bei denen der beschränkten Form nicht gefunden haben, ist das Schielen, das die Sicherheit des Blicks immer, obgleich nicht eben wesentlich beeinträchtigt, übrigens aber meistens durch die Übung des Auges im Fixiren, wie sie insbesondere und als stetige bei den „Formenarbeiten“ stattfindet, in verhältnissmässig kurzer Zeit ganz oder wesentlich beseitigt wurde. Ein wohlgebildetes Mädchen mit hübschen Gesichtszügen, das wir zu unsern gesunden Zöglingen rechnen mussten, obgleich es bei grosser Lebhaftigkeit der Phantasie sich offenbar in einem überreizten Zustande befand, schielte ziemlich stark und das Übel zeigte sich hier hartnäckiger als selbst bei Idioten.

Blinde und taubstumme Idioten haben wir unter den Levanazöglingen nicht gehabt, aber einen Fall, dessen wir schon erwähnten, in welchem das Auge, obgleich die Sehkraft vorhanden war, eine ausserordentliche Unempfindlichkeit durch den Mangel der Reflexbewegungen bei dem stärksten Lichteindruck zeigte, das Gehör durch die lautesten Geräusche nicht erregt zu werden schien, während die Musik eine langsam eintretende, aber dann um so stärkere Wirkung ausübte, und die Einwirkungen auf das Gefühl — durch Drücken,

Kneipen, Bohren etc. — wiederholt und verstärkt werden mussten, um endlich eine Reaction hervorzurufen. — Neuester Zeit bekamen wir ein über drei Jahre altes Kind, lebhaften aber sehr eigensinnigen Wesens mit einer nicht eben unangenehmen, aber auch nicht „vortheilhaften", etwas verzwickten Gesichtsbildung und enger verschobener Stirn, in Behandlung, das von bekannten Ärzten nach allerdings nicht wiederholter Untersuchung für taubstumm erklärt worden war. Obgleich dasselbe nur unarticulirte und einförmige Töne von sich gab und auf Zurufe wie auf sonstige Geräusche nicht zu achten schien, überzeugten wir uns sogleich, dass es höre, wenn auch etwas schwer, da es für ungewöhnliche Geräusche, die ihm Etwas zu bedeuten schienen, Aufmerksamkeit verrieth, obgleich sichtlich ungern, indem es die merkwürdige instinktive Tendenz zeigte, seine Aufmerksamkeit zu verhehlen, und durch den Zwang, Geräusche anzuhören oder selbst hervorzubringen, unangenehm afficirt wurde. Schon jetzt aber — nach zwei Monaten — ist es dazu gebracht, einfach articulirte Töne nachzuahmen, und wenn es nicht sprechen lernt, so liegt das Hinderniss offenbar nicht in einem Mangel des Sinnes, sondern in dem idiotischen Zustande, dessen Grad sich gegenwärtig noch nicht feststellen lässt, der aber trotz der Schlauheit, die das Kind zeigt, angenommen werden muss, wie denn diese zu der Idiotie überhaupt in keinem Widerspruche steht. Für die Annahme sprechen ausser der unvortheilhaften Stirn- und Gesichtsbildung das Sonderbare, das die lebhafte Beweglichkeit hat und die mit Mühe zu überwindende abnorme Abneigung, Töne aufzufassen und nachzuahmen, die sich bei gesunden Kindern niemals findet, während Idioten, die sich gegen die Sprache sträuben, wenigstens an dem spielenden Hervorbringen von Geräuschen durch mechanische Mittel gleich gesunden Kindern erfreuen, so dass, da hier auch diese Neigung fehlt, der Fall jedenfalls ein sehr seltener ist.

Die Bewegungs tendenz ist bei dem ausgeprägten Stumpfsinn die geringste und eine schwache auch bei den meisten melancholischen Idioten, bei den narrenhaften dagegen eine

lebhafte, obgleich mit der Scheu vor energischen und anhaltenden Kraftäusserungen verbunden wie bei den melancholischen, und eine energische bei den beschränkten cholerischen Temperaments. Auch die Bewegungsfähigkeit ist bei den Stumpfsinnigen vermöge der allgemeinen langsamen Innervation eine schwache, während die beschränkten und die beschränkt-narrenhaften Idioten, wenn die krankhaften Zustände, welche die Beweglichkeit zu einer unbeherrschten machen, überwunden sind, und von den Fällen, in welchen sich eine partielle Mangelhaftigkeit der Innervation vorfindet und behauptet, abgesehen, eine entwickelte, oft ungewöhnlich entwickelte und beherrschte Beweglichkeit zeigen. Indessen ist der Bewegungsapparat bei den beschränkt-narrenhaften Idioten öfter unvollkommen, indem sie zwar muskulös sind, aber durch einen unvortheilhaften Knochenbau und die Steifheit der Gelenke in der Freiheit der Bewegung gehemmt sind. Die narrenhaften Idioten sind meistens muskelschwach und ihre Bewegungen zwar lebhafte aber ebenso unsichere wie wenig energische. Indessen hilft hier wie bei den melancholischen Idioten die consequente gymnastische Übung mit häufigen Wanderungen im Freien, an welchen beiden es in den meisten Fällen früher gefehlt hat, verhältnissmässig rasch, sofern die Schwäche nicht zu einem krankhaften Zustande ausgeprägt ist, wie dies bei einem schon erwähnten Knaben Franz (T. IV. F. 6.) der Fall war, welcher jede Bewegung bei lebhafter Bewegungstendenz nur zitternd und energielos auszuführen vermochte, sowie bei dem gleichfalls erwähnten Mädchen (T. III. F. 3.), das, offenbar am Rückenmarke leidend, vorgebeugt schwankend und zitternd einherging.

Eigentliche Verbildungen des Skelets insbesondere Skoliosen und Kyphosen, scheinen bei Idioten sehr selten zu sein, da unsere Erfahrung keinen einzigen Fall bietet. Buckliche sind in der Regel ungewöhnlich lebhaften und scharfen Geistes — sehr oft auffallend witzig — eine Thatsache, die psychologisch durch die Nothwendigkeit erklärt worden ist, in welche solche auffallend Verbildete sich von Jugend auf versetzt sehen, ihre Schwäche und der Missachtung oder auch dem Spotte anderer Kinder ein Gegengewicht zu geben, sich

zu vertheidigen und eine gewisse Überlegenheit zu gewinnen, ferner durch das Aufsichselbstangewiesensein, durch die Nichttheilnahme an den gewöhnlichen Spielen etc. Neben diesen psychologischen Erklärungen, die theilweise unzulänglich sind, ist vielleicht auch eine physiologische möglich. Die Regel ist aber keineswegs ohne Ausnahmen und die besondere Befähigung dieser Art von Verbildeten immerhin eine einseitige, indem bei rascher Auffassung und Combination die Fähigkeit der Construction, der gestaltenden Phantasie und des gestaltenden Gedankens zu fehlen pflegt. Bei minder auffallender Verbildung ist ein Unterschied von anderen nicht verbildeten Individuen kaum zu bemerken, wenn er nicht durch das von Jugend auf wirksame Bestreben, den vorhandenen Fehler zu verstecken, hervorgebracht wird. Eine besondere Lebhaftigkeit findet sich allerdings öfter bei Personen von wenig hervortretender Verbildung der Wirbelsäule. Unter unsern gesunden Zöglingen hatten wir ein Mädchen, das an Erhöhung der einen Schulter litt und wegen dieses Fehlers bis zum zehnten Jahr keinen regelmässigen Unterricht genossen hatte. Sobald gewisse ungünstige Einflüsse des älterlichen Hauses zurückgetreten waren, offenbarte das Mädchen eine ungewöhnliche Frische und Lebhaftigkeit und selbst Energie des Geistes, war bei grosser Willigkeit necklustig und witzig, und entwickelte bei entschiedener Neigung zu gymnastischen Übungen eine ungewöhnliche Kräftigkeit und Gewandtheit, obgleich die Verbildung sich behauptete.

Dass die Grösse der Idioten — die allerdings mit dem motorischen Vermögen Nichts zu thun hat — im Allgemeinen das gewöhnliche Mass eher überschreitet als hinter demselben zurückbleibt, haben wir früher erwähnt. Von Zwergwuchs mit grosser Trägheit und Bewegungsunlust verbunden, hatten wir einen, gleichfalls schon berührten Fall (T. III. F. 2.). Anomalien des Knochenbaues haben wir früher erwähnt. Klumpfüsse und Klumphände kamen unserem Beobachtungskreise nicht vor, obgleich sie sonst nicht fehlen, von Plattfüssen jedoch hatten wir zwei Fälle. Ganz gewöhnlich waren schlechte überkrustete und angefressene Zähne, ausserdem aber fand sich in mehreren Fällen eine Schiefstellung der Schneide- und

Eckzähne. Bei einem unserer Idioten trat nicht nur bezüglich der Beschaffenheit der Zähne, sondern auch bezüglich ihrer Stellung eine vortheilhafte Veränderung ein.

Als eine auffallende Beobachtung, die wir in unserem Kreise gemacht haben, sei hier erwähnt, dass wir eine ganz ungewöhnliche, abnorme Schwere — im Verhältniss zum Umfange — mit abnormer Bewegungsunfähigkeit, ungewöhnliche Muskelkräftigkeit mit ungewöhnlicher Leichtigkeit oft verbunden gefunden haben. Eine ausserordentliche Schwere besass beispielsweise das erst vorhin wiedererwähnte Mädchen (T. II. F. 1.), dessen untere Extremitäten ohne alle Elasticität waren und blieben, während die Arme später kräftiger wurden, und welches keine besonderen Fettablagerungen zeigte, vielmehr ziemlich mager war, während auch ein anderes Mädchen, dass wir schon erwähnten, bei einem grösseren Umfange und starker Fettablagerung, zwar nicht in demselben Grade, aber doch immer ungewöhnlich schwer war und dabei, obgleich später sehr beweglich, unkräftig und unelastisch blieb. Der Vollidiot (T. III. F. 4.), dessen ausserordentliche Kräftigkeit und Gewandtheit wir öfter erwähnt haben, war ausserordentlich leicht.

Wie früher schon bemerkt worden ist, bleibt die Sprachfähigkeit insbesondere bei den Idioten der beschränkten Form zurück und oft schlechthin unentwickelt. Aus den Beispielen, die wir in dieser Hinsicht schon angeführt haben, geht hervor, dass sich auch derjenige Idiot, der sich gegen das Nachahmen der Sprachtöne möglichst sträubt und zum Sprechen nicht gebracht werden kann, das Sprachverständniss bis zu gewissen Grenzen anzueignen vermag. Diese Grenzen sind allerdings sehr eng und obgleich immer noch weiter als bei irgend einem, auch dem intelligentesten Hausthiere, doch jede über das Auffassen von Befehlen, Aufträgen, Billigungs- und Missbilligungsäusserungen hinausgehende Verständigung ausschliessend, folglich dieselbe Sphäre darstellend, in welcher auch das Thier zu einem mehr oder weniger vollkommenen Verständniss der menschlichen Sprache gelangt. Überhaupt sind es die niedrigsten Grade der Beschränktheit, welche

einigermassen dazu berechtigen, den Idiotismus als Thierheit bei menschlicher Gestalt aufzufassen, weil hier der thierische Organismus vollkommen entwickelt ist, während das theoretische Interesse und das theoretische Vermögen, die dem Menschen specifisch eignen, fehlen. Dessenungeachtet tritt uns das Menschliche auch in diesen Individuen entgegen, und liegt nicht blos darin, dass die vollkommen entwickelte Gestalt keine Thierähnlichkeit zeigt — welche vielmehr bei Idioten anderer Form hier und da weit entschiedener bemerkbar wird, obgleich der thierische Organismus als solcher nicht entwickelt ist — sondern auch in dem Gesichtsausdrucke, der ein Verlangen der Annäherung zeigt, wie es sich bei thierischen Physiognomieen niemals ausdrückt. Bei den übrigen Formen der Idiotie macht sich in allen Fällen, von den untersten Stufen des Stumpfsinns abgesehen, die Tendenz zum Sprechen geltend, die Sprachfähigkeit aber bleibt, soweit der Idiotismus überhaupt reicht, streng genommen eine unvollkommene. Wir finden zwar Idioten, deren Aussprache eine normale ist, und von denen sich auch wohl sagen lässt, dass sie sich im Besitz der Sprache befinden; aber einestheils bewähren sie im Allgemeinen, indem sie sprechen, den besonderen Character ihres Idiotismus, anderntheils und im Besonderen knüpfen sich bei ihnen an die Worte, die sie brauchen, sehr häufig unbestimmte oder verkehrte Vorstellungen. Andrerseits ist geltend zu machen, dass die Handhabung der Sprache bei vielen Idioten — den schwatzhaften, insofern ihre Aussprache normal ist — sich als eine leichtere und geläufigere darstellt wie bei manchen geistesgesunden Kindern, dass sie sogar mehr als eine Sprache sprechen können, und dass die Sprachfertigkeit als solche einen Massstab für die Höhe des geistigen Vermögens im Allgemeinen nicht abgibt. Wir haben eben hier wie überall „Fertigkeit“ und „Fähigkeit“ zu unterscheiden und jene nur dann als Massstab des geistigen Vermögens anzuerkennen, wenn sie den Ausdruck für die Energie und Gewandtheit der Gedankencombination ist.

Der äussern Fertigkeit aber steht bei den meisten Idioten eine mangelhafte Innervation der Sprachwerkzeuge, die

mit dem geistigen Unvermögen zusammengreift, entgegen. Die Aussprache ist bei ihnen eine mangel- und fehlerhafte, indem sie die verschiedenen Nüancen des Stammelns darstellt. Stotterer haben wir unter unsern idiotischen Pfleglingen bis jetzt nicht gehabt, ja nicht einmal einen Ansatz zu diesem Fehler vorgefunden, woraus, so beschränkt unser Beobachtungskreis genannt werden mag, doch wohl zu folgern sein möchte, dass das Stottern bei Idioten selten vorkommt. Diese Folgerung erscheint um so berechtigter, als das Stottern in einer Hemmung des zwiefach, nämlich im Besitz der Sprache und in der Fähigkeit der Articulation gegebenen Sprachvermögens besteht, während das Stammeln das innere Sprachvermögen nicht voraussetzt, also die Äusserung einer doppelten Schwäche sein kann, und die äusserlich erscheinende Schwäche, die mangelhafte Innervation der Articulationswerkzeuge bei der Complicirtheit, welche diese Innervation hat, gewissermassen selbstverständlich überall da ist, wo die Innervation im Allgemeinen an besonderer Langsamkeit oder Unbestimmtheit leidet — ein Zustand, den wir bei einer Menge von Idioten vorfinden.

Wenn zu den Ursachen, welche das Stottern bedingen, die Schwäche der geistigen Organe, welche den Idiotismus ausmacht, hinzukommt, oder wenn jene Ursachen und der organische Grund des Idiotismus zusammenhängen, möchte von einer Sprachentwicklung überhaupt nicht die Rede sein können, weil für die Hemmung das Gehemmte, die an sich vorhandene Sprachfähigkeit fehlt, während bei dem Stammeln, sofern es nicht in anatomischen Missverhältnissen oder Verbildungen der Sprachwerkzeuge begründet ist, die an sich gegebene Sprachfähigkeit nur in Ausnahmsfällen — den Fällen einer in ganz ausserordentlicher Weise vernachlässigten Sprachübung — annehmbar erscheint. Dabei übersehen wir keineswegs, dass auch bei dem Stottern die nicht rechtzeitig beseitigte äussere Verwöhnung und die Mangelhaftigkeit des inneren Sprachvermögens von Belang sind. Was aber die erstere anbetrifft — bei welcher eine in der Sprachentwicklung periodisch und zwar während einer kurzen Periode eintretende

Schwäche constant wird — so möchte sie doch für sich, d. h. ohne den Hintergrund anderweitiger Ursachen, kaum zur Begründung des Stotterns ausreichen, während die Mangelhaftigkeit des innern Sprachvermögens bei dem Stottern niemals so weit geht, um den Besitz der Sprache auszuschliessen, vielmehr wesentlich darin besteht, dass der Stotterer die Tendenz hat, den Gedanken so zu sagen zu explodiren, ehe er ihn auseinandergesetzt und innerlich die Sprachform gegeben hat, dass er also in dieser nothwendigen Auseinandersetzung und Formirung theils zu wenig geübt, theils derselben abgeneigt ist, obgleich er ihre Nothwendigkeit kennt und sich derselben bei einem festeren Willen unterwerfen würde. Eben weil ihm in dem Momente, wo er den Gedanken hervorstürzen möchte, die Nothwendigkeit ihn auseinanderzusetzen und zu formiren, zum Bewusstsein kommt, wird er befangen, und diese Befangenheit, die ohne die Reflexion auf die Aufmerksamkeit der andern nicht möglich ist, hebt die Herrschaft über die Respirations- und Vocalisationsorgane, wenn die betreffenden Nervenpartieen zu momentanen Convulsionen irgendwie geneigt sind, vollständig auf. Leute, bei welchen eine solche Neigung nicht vorhanden ist, welche aber ausserdem im formellen Sprechen, — Nachsprechen und Satzbilden — sehr geübt sind und zum Überfluss ein ungewöhnliches Selbstvertrauen besitzen, kommen nicht leicht ins Stottern, wenn sie sich auch beim zusammenhängenden Sprechen gewöhnlich zu verirren pflegen und überhaupt nicht im Stande sind, einen irgendwie zusammengesetzten Gedanken logisch auseinanderzusetzen und auszudrücken. Da man aber diesen Leuten die „innere" Sprechfähigkeit im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht absprechen kann, so folgt daraus, dass diese Fähigkeit bei dem Stottern auf der einen Seite wie eine bestimmte nervöse Schwäche auf der andern Seite stets vorauszusetzen ist, obgleich die erstere sich mit einer abnormen Tendenz des hervorstürzenden Sprechens bei unzureichender Übung verbindet. Dagegen greifen bei dem Stammeln — von den Fällen, in denen es chirurgisch oder durch Abrichtung der Zunge geheilt werden kann, abgesehen — die

innere Sprachunfähigkeit und die Mangelhaftigkeit der Innervation Hand in Hand. Wäre es möglich, die innere Sprachfähigkeit zu haben, ohne die Schwäche der Innervation ganz oder theilweise zu beseitigen, so würde das Stammeln jedenfalls etwas vom Stottern annehmen, und wäre es möglich, die Mangelhaftigkeit der Innervation zu überwinden, ohne das innere Sprachvermögen weiter zu entwickeln, so müsste ein zwar articulirtes, aber willkürliches Sprechen das Resultat sein, und zwar müsste sich diese Willkür auch auf die Composition der Laute erstrecken, wie denn Kinder, die sprechen lernen, sich darin gefallen, die Laute spielend, also willkürlich zu verbinden. Natürlich hat das Stammeln die verschiedensten Grade — von dem Hervorbringen oder dem Hervorquirlen unarticulirter Töne, die etwas bedeuten sollen, an, bis zu einem Sprechen, bei welchem schwierige Consonantenverbindungen mehr oder weniger regelmässig abgeflacht, d. h. entweder Consonanten herausgeworfen oder durch andere ersetzt werden, sofern diese Verflachung nicht mundartlich, sondern individuell ist. Ist das Stammeln ein hochgradiges, so fehlt die deutliche Vorstellung der ausgesprochenen Worte, wie sich daraus ergibt, dass sich kein Bewusstsein des Widerspruches zwischen der rechten und wirklichen Aussprache und keine Anstrengung, ihn zu überwinden, zeigt. An sie gestellte Fragen gedankenlos zu wiederholen, ist eine gewöhnliche Neigung solcher Stammler, und beweist, wie ihre Unfähigkeit, sich für das Aufnehmen und Selbstsprechen zu sammeln, im Allgemeinen, so insbesondere, dass sie die Schwierigkeit, die ihnen die Ausprache macht, nicht empfinden. Die Neigung zu solchen Wiederholungen finden sich aber nur bei den narrenhaften Idioten, und zwar bei denen, deren Narrenhaftigkeit mehr als allgemeine Heiterkeit wie in der Neigung zu Spässen und Possen erscheint.

Wir finden sonach, dass die Constitution und ihre Ausartungen, die körperlichen Krankheitszustände, Schwächen und Gebrechen, die peripherischen Vermögen und ihre Mängel ein Verhältniss zu der allgemeinen Form und zu der individuellen Gestaltung des Idiotismus haben, das sich im Einzelnen nicht

immer genauer bestimmen und abgrenzen lässt, aber im Allgemeinen anerkannt und erkannt sein will, wenn die Heilpraxis nicht fortgesetzten Missgriffen ausgesetzt sein, und insbesondere die medicinische und pädagogische Behandlung ihre gegenseitige Abgrenzung, die zu ihrem Zusammenwirken nothwendig ist, finden sollen.

Sechster Vortrag.

1.

Die Häufigkeit derselben Gebrechen bei Idioten und Nichtidioten. — Das häufige Vorkommen der Rückgratsverbildung, des Stotterns, der Blindheit und Taubheit bei Nichtidioten. — Der Kropf. — Die Bedingtheit der Rückgratsverbildung und des Stotterns, und ihr verschiedenartiger Einfluss auf den moralischen und geistigen Zustand. — Wildberger und Dr. Klenke. — Der gemeine und der edlere Typus der Skoliotischen und Kyphotischen. — Die durch Taubheit und Blindheit bedingte Abnormität des psychischen Lebens. — Die natürliche Ergänzung des Sinnenmangels und die Aufgabe der Erziehung. — Die Sinnenübung der Vollsinnigen. — Die physiologische Veränderung bei der Schärfung und Verfeinerung der Sinne. — Die abnorme Erhöhung und Entwicklung des Gefühls bei Blinden und Tauben. — Temperament und moralische Anlage werden durch Blindheit und Taubheit modificirt.

Die peripherischen Schwächen und Gebrechen, welche wir im letzten Vortrage erwähnt und zu den Formen der Idiotie, so weit es uns möglich, in ein bestimmtes Verhältniss gestellt haben, finden sich sowohl bei Nichtidioten wie bei Idioten, aber wie sich aus den bisherigen Andeutungen und Bemerkungen schon ergibt, theilweise öfter bei Nichtidioten.

Während eine allgemeine und ursprüngliche Schwäche des motorischen Vermögens in einem Grade wie sie bei Idioten häufig ist, bei Nichtidioten nur höchst selten, wenn überhaupt, vorkommen möchte, sind gewisse Verbildungen des Bewegungsapparates wie Plattfüsse, Kniebohren, Atrophien der Röhrenknochen in der Nachbarschaft der Klumpe, Knochenauflagerungen in der Nähe der Gelenkknöpfe, Klumpfüsse, Klumphände bei den Nichtidioten im Verhältniss kaum seltner

wie bei Idioten, obgleich sie ohne Zweifel weit häufiger in idiotenreichen Gegenden vorkommen, als anderswo, und ihre Häufigkeit bei den Idioten selbst eine sich abstufende ist. Dagegen möchten einerseits Anomalien der Kieferknochen, Schiefstellung, Mangelhaftigkeit und schlechte Beschaffenheit der Zähne bei Idioten häufiger sein, wie bei Nichtidioten — wie dies auch von dem nicht hierher gehörigen, aber mit der schlechten Beschaffenheit der Zähne, wie es scheint, correspondirenden übeln Geruche des Athems und der Haut gilt, — andrerseits sind Verbildungen des Rückgrats, ausgesprochene Skoliosen und Kyphosen, — Kyphoskoliosen, Lordosen und Skoliolordosen — in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen, und die hierdurch oft bedingten Stellungsveränderungen der Schulterblätter und Rippen, des Halses, Kopfes und Beckens, soweit unsere Beobachtung reicht, fast ein Privilegium der Nichtidioten. Bei diesen kommen sie bekanntlich ausserordentlich häufig — mehr bei dem weiblichen als bei dem männlichen Geschlechte, mehr in den höheren als in den unteren Ständen — vor, und ihre Häufigkeit ist leider eine zunehmende, woran die modische Erziehungsweise und der herrschende Civilisationscharacter unzweifelhaft die Schuld tragen, aber nicht blos, wie Dr. Wildberger annimmt, durch unmittelbare und directe Einwirkungen und Einflüsse.

Allgemeine Stumpfheit der Sinne in einem Grade, wie sie sich bei Idioten einer bestimmten Form — den Stumpfsinnigen findet, ist bei Nichtidioten nicht möglich; der Mangel eines bestimmten Sinnes, die Blindheit und Taubheit, ist bei Nichtidioten ohne Zweifel verhältnissmässig weit häufiger wie bei Idioten, und zwar möchte sich die Idiotie am seltensten mit der Blindheit zusammenfinden — es ist uns nur ein solcher Fall bekannt geworden — während sie öfter mit der Taubheit zusammentrifft.

Das Sprachvermögen als Besitz der Sprache, kann selbstverständlich einem Nichtidioten — sofern er nicht etwa ohne menschliche Pflege und ohne menschlichen Umgang aufgewachsen ist, eine Voraussetzung, bei welcher selbst die unüberwindliche Bildungsunfähigkeit den Schluss

auf eine ursprüngliche idiotische Anlage nicht immer erlauben würde — niemals fehlen, während es einer grossen Anzahl von Idioten abgeht, und bei den übrigen an einer Unvollkommenheit leidet, die sich von der schwerfälligen und ungebildeten, oder der oberflächlichen und gedankenlosen Ausdrucksweise Nichtidiotischer wesentlich unterscheidet, da es — wie wir schon erwähnt haben — einestheils sehr geläufig sprechende Idioten gibt, anderntheils ihre Schwerfälligkeit im Sprechen immer noch etwas Anderes, und mehr als Schwerfälligkeit ist. Der Sprachfehler des „Stammelns“ ist bei den Idioten sehr häufig, und möchte bei geistig ganz gesunden Kindern, wenn sie die Zeit des Sprechenlernens überschreiten, und das Übel nicht durch eine Abnormität der Sprachwerkzeuge bedingt ist, selten oder nie vorkommen, wobei noch bemerkt sein mag, dass ungewöhnliche Dicke der Zunge uns bei Idioten einigemal vorgekommen ist, beispielsweise bei dem Knaben (T. VI. F. 4.), der überhaupt an motorischen Unvermögen litt, und nur lallende Töne hervorzubringen vermochte. Das „Stottern“ kommt allerdings in idiotenreichen Gegenden wahrscheinlich weit häufiger vor, wie in andern, bei Idioten selbst aber gewiss nur selten in unausgeprägter Form.

Wir müssen es natürlich theils der ärztlich-forschenden Beobachtung und Untersuchung, theils der allmälig zu grösserer Sicherheit gelangenden Statistik anheimgeben, diese Verhältnisse als thatsächliche festzustellen, und den Thatsachen auf den Grund zu kommen. Dabei möchte es in anthropologischer Beziehung besonders interessant und wichtig sein, sich zu vergewissern, ob in der That gewisse Übel, wie die Skoliose und Kyphose, das Stottern, die Blindheit und vielleicht auch die Taubheit bei Idioten verhältnissmässig selten sind, in welchem Grade dies der Fall ist, und worauf sich die Erscheinung, wenn sie als festgestellt gelten kann, gründet. Wir unsrerseits müssen uns hier begnügen, unsere Erfahrung auszusprechen und hinsichtlich des Grundes der Thatsache auf die Möglichkeit hin- und zurückzuweisen, die wir schon früher und wiederholt hervorgehoben haben, dass derselbe Krankheitsprocess, indem er sich nicht veräussert (d. h.

indem er sich auf diejenigen Organe, welche den Centralfunctionen des Gehirns vorstehen, beschränkt oder zurückzieht), die Idiotie, indem er sich aber in peripherischer Richtung abschliesst (auf Theile des Gehirns, welche die Function äusserlich gelegener Organe zu leiten haben, oder andere Organe fortsetzt und überträgt) ein Übel oder Gebrechen bedingen könnte, durch welches hiernach die Freiheit von dem idiotischen Zustande gewissermassen erkauft wäre.

Was den Kropf der Kretinengegenden anbetrifft, so erklärt Dr. Zillner nur, dass er bei Idioten oder Kretinen nicht häufiger vorkomme, wie bei Nichtkretinen, sofern die Lebensverhältnisse dieselben sind, während man durch Virchow zu der Ansicht geleitet werden könnte, dass der Kropf, obgleich den Kretinengegenden eigen, bei Kretinen nicht so häufig sei wie bei Nichtkretinen, dass also der Kropf in die Kategorie der vorhin bezeichneten Übel gehöre, eine Ansicht, welche anzunehmen wir schon wegen der Erklärung Zillner's — obgleich dieselbe negativer Natur, und gegen die etwaige Voraussetzung, dass sich Kropf und Idiotie leicht verknüpfen, gerichtet ist — Bedenken tragen müssen. Wenn aber auch der Kropf für sich und im einzelnen Falle als die Veräusserung eines Krankheitsprocesses, der ohne diese Veräusserung die Idiotie bedingen kann, nicht angesehen werden dürfte, so weist doch die Häufigkeit des Übels in den Kretinengegenden auf einen Zusammenhang hin, der im Allgemeinen in den „Lebensverhältnissen" liegt, und die Annahme einschliesst, dass dieselben ungünstigen Einflüsse eine schwächere und stärkere Einwirkung auf die verschiedenen Individuen ausüben, und dass der Kropf, da er sich mit einer mittelmässigen Kräftigkeit des Körpers und Geistes immerhin verbindet, wo er für sich vorkommt, als ein Resultat der schwächeren Einwirkung angesehen werden muss.

Dass von den vorhin genannten Übeln keines vorhanden sein kann, ohne auf die geistige Entwicklung einen mehr oder minder ungünstigen Einfluss zu üben, versteht sich von selbst. Was das Stottern anbetrifft, so muss allerdings zunächst gesagt werden, dass es ein gewisses Zurückgebliebensein des

Geistes — mindestens in vielen Fällen — zur Voraussetzung hat, und als ein blos körperliches Übel, das bei geistiger Gesundheit nur hemmend wirkte, nicht angesehen werden kann; offenbar aber wird die Wirkung wieder zur Ursache, d. h. zu einem Hemmniss für die an sich vorhandene geistige Entwicklungsfähigkeit schon dadurch, dass es den Umgang, die gesellige Unterhaltung, den Unterricht beschränkt. Zwar will man für die geistige Frühreife der mit Skoliose oder Kyphose behafteten Kinder, so wie für ihr witziges und sarkastisches Verhalten, einen Grund gerade in dem auf sich selbst Angewiesensein, dem Ausschluss wenigstens von bestimmten geselligen Unterhaltungen und der Nothwendigkeit, Missachtung und Spott abzuwehren, finden. Indessen ist, wie wir schon ausgesprochen, dieser Erklärungsgrund mindestens ein einseitiger, und er lässt sich ausserdem auf die Stotterer nicht beziehen, weil diese sich gegen Missachtung und Spott, die sie erfahren, mit der Waffe der Zunge nicht wehren können, an der Unterhaltung mit Erwachsenen, zu welcher sich die Missgebildeten und Krüppelhaften drängen, nicht Theil nehmen, sofern sie sich nicht in einem ganz vertrauten Kreise befinden, und es sich bei ihnen überhaupt um das Gefühl eines Unvermögens handelt, das sie überwinden müssten, aber zu überwinden nicht geneigt sind, während der Missgebildete sein Gebrechen nicht als Unvermögen, sondern als eine äusserliche und beiläufige Verunstaltung empfindet, für die er sich durch Vorzüge verschiedener Art entschädigt glaubt, und durch die Art seines Auftretens und Gebahrens zu entschädigen strebt. Für die Krüppelhaften und Missgebildeten ist daher das Gebrechen in der That ein Stachel, der ihre Eitelkeit reizt und ihre Beobachtungs- und Äusserungsfähigkeit schärft, während die Stotterer sich naturgemäss darauf beschränken, ihr Unvermögen zu verbergen, also sich der Nöthigung zum Sprechen zu entziehen, insofern sie sich aber dafür durch Einbildungen entschädigen, hierdurch an Sicherheit und Selbstbeherrschung Nichts gewinnen, vielmehr nur zu einer Mischung von Selbstüberschätzung und Schüchternheit gelangen, die für die Beseitigung ihres Gebrechens eines der

wesentlichsten Hindernisse abgibt. Indessen bleibt doch die Frage übrig, ob nicht die Willensschwäche der Stotterer mit ihrer Organisation schlechthin zusammenhängt, und die Energie, mit welcher die Skoliotischen und Kyphotischen sich so häufig geltend zu machen suchen, nicht gleichfalls in einer organischen Anlage, durch welche die Gestaltung des Gebrechens erleichtert wird, begründet liegt.

Den „freien Willen" — als Sucht einer möglichst bequemen Haltung — zur Hauptursache der Rückgratsverbildungen zu machen, wie es Dr. Wildberger thut, ist jedenfalls unstatthaft. Dieser „Wille" wäre schon an sich, insofern er die Verbildung bedingt, abnorme Willensschwäche, und zwar selbst bei kleinen Kindern, denen, wenn sie einseitig getragen werden etc., der Trieb der ausgleichenden Bewegung fehlen müsste, um die Wirkung zu ermöglichen; die abnorme Willensschwäche aber ist unzweifelhaft körperlich bedingt und zwar nicht blos durch eine allgemeine Schwäche, die das Bedürfniss ausgleichender Bewegung nicht ausschliessen kann. Es gibt genug sehr schwächliche Kinder, die gewisse Stellungen lange Zeit einzuhalten genöthigt werden, und dennoch keine Spuren von Rückgratsverkrümmung zeigen, und, wenn vorschnelles Wachsthum insbesondere die körperliche Willensschwäche, die den Grund zur Verbildung legt, bedingen soll, so kann doch dieses abnorme Wachsthum unmöglich als ein zufälliges Ereigniss betrachtet werden, sondern muss irgendwie in der Anlage und Beschaffenheit des Organismus begründet sein. Wir sind also genöthigt, an eine zunächst die Neigung zu schiefen Haltungen und sodann die Verkrümmung selbst begründende Beschaffenheit entweder der Knochen überhaupt oder der Wirbelknochen des Rückgrades insbesondere, und an eine mit dieser Beschaffenheit zusammenhängende Zuständlichkeit des Rückenmarks zu denken. Ob und in welchem Grade Skoliotische und Kyphotische rhachitisch sind, mag durch die ärztliche Untersuchung und Beobachtung festgestellt werden. Jedenfalls hätten wir es hier mit einer besonderen Form der rhachitischen Anlage zu thun; dass aber der Rhachitismus überhaupt die geistige Frühreife begünstigt, ist bekannt und für

einen besonderen Zusammenhang der Knochenbildung mit der Stoffveränderung der Nervencentren sprechen verschiedene Erscheinungen. Mögen indessen die Skoliotischen und Kyphotischen rhachitisch sein oder nicht, jedenfalls ist bei ihnen eine locale Abnormität in der Anlage vorhanden, und diese Anlage kann wie jede andere, durch äussere Einflüsse und Einwirkungen begünstigt und herausgestellt, oder beseitigt und überwunden werden. Die geistige Frühreife, die man bei den Rhachitischen bemerkt, ist auch bei den Skoliotischen und Kyphotischen gewöhnlich, und hat bei ihnen eine eigenthümliche Form; aber an Willensschwäche leiden sie im Allgemeinen nicht, zeichnen sich vielmehr häufig durch eine ungewöhnliche Zähigkeit des Willens aus. Ebenso wenig fehlt ihnen im Allgemeinen der motorische Trieb, welcher vielmehr bei Vielen, wenn die äussere Hemmung nicht zu stark ist, sehr lebhaft hervortritt, und bei leichteren Verbildungen sich mit einer nicht gewöhnlichen Kräftigkeit öfter verbindet.

Was die Stotterer anbetrifft, so leiden sie unzweifelhaft an Willensschwäche, während den meisten eine skrophulöse Constitution eignet. Jene Frage ist daher ohne Zweifel berechtigt, obgleich sie vor der Hand nicht zu entscheiden sein möchte. Indessen lässt sich kaum abweisen, was ein so erfahrener Behandler des Stotterns wie Dr. Klenke, als Resultat seiner Forschung, Erfahrung und Beobachtung ausspricht, und so unbestimmt der Begriff der Skrophulose, die er bei den Stotterern in einer ihrer beiden Hauptformen voraussetzt und findet, hinsichtlich des Ausdruckes ihrer physiologischen Bedingtheit genannt werden mag, so ist doch mit dem Namen der torpiden und erethischen Skrophulose unzweifelhaft ein Complex von Erscheinungen bezeichnet, welcher sich trotz aller Modificationen als ein Gesammtzustand darstellt, und durch sich selbst characterisirt.

Die robuste und nervöse Constitution finden wir bei den mit dem Stottern behafteten, nach den Mittheilungen des genannten Stottererarztes, niemals in ihrer normalen und gesunden Ausprägung, aber auch selten in ihrer krankhaften Ausartung, sodass wir bei den Stotterern im Allgemeinen die dem

sanguinischen Temperament entsprechende Constitution, die wir als die floride bezeichnet haben, als ursprüngliche voraussetzen müssen, wogegen bei den meisten mit Skoliose und Kyphose behafteten, die nervöse Constitution vorzufinden sein möchte, und ihr Temperament, wie wir glauben, mit wenigen Ausnahmen, insbesondere, wenn eine nachhaltige schädliche Einwirkung von Aussen als Ursache des Übels nicht behauptet werden kann, dieses aber eine entschiedene Ausprägung hat, das melancholisch-cholerische ist. Damit ist ein Zusammenhang der Constitution und des Temperaments mit den Gebrechen ausgesprochen, die als zufällige und äusserliche aufzufassen Viele geneigt sein möchten, die aber, was wir hervorzuheben haben, nicht nur gewisse Constitutionen und Temperamente wenigstens in den meisten Fällen, voraussetzen, sondern auch auf die Gestaltung der Sinnesart und die geistigen Vermögen, einen theilweise schon durch die voraussetzende Ausartung der Constitution bedingten, theilweise durch ihren eignen Bestand und ihre physiologischen und psychologischen Rückwirkungen vermittelten Einfluss ausüben.

Dies gilt von der Skoliose und Kyphose wie von dem Stottern, und wir haben schon ausgesprochen, dass es falsch wäre, einfach von einem günstigen Einflusse der Missbildung auf die Entwicklung des Geistes zu sprechen. Zunächst ist der Einfluss der Missform auf die Sinnesart sicher an sich kein günstiger, wenn er auch theils durch die moralische Anlage, so weit sich die Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit derselben annehmen lässt, theils durch erziehliche Einwirkungen ein Gegengewicht erhalten kann, welches ihn zwar niemals schlechthin aufhebt, aber doch wesentlich mildert, und seine Consequenzen zu untergeordneten Characterzügen macht. Das mit dem Bewusstsein der Missform nothwendig gegebene Streben, sie einestheils zu verdecken, und sich andererntheils dafür entschädigt zu wissen, nährt natürlicher Weise die Eitelkeit, für die es an Anhaltepunkten nicht fehlt, und gibt ihr einen krankhaften Character, während durch diese Eitelkeit die Sucht, an Anderen Mängel und Schwächen zu entdecken und herauszustellen, keineswegs zurückgedrängt, sondern um so mehr ge-

steigert wird, als die Nichtbeachtung und Missachtung, denen der Missgebildete häufig begegnet, für ihn etwas Herausforderndes haben, und als er der Fähigkeit eines gewandten und scharfen Ausdrucks selten entbehrt. Ist diese Sinnesart ohne den Gegensatz der moralischen Anlage und der sittlichen Bildung ausgeprägt, so wird die Selbstgefälligkeit zur Keckheit und Zudringlichkeit, die Tadelsucht zur neidischen Schmähsucht, und es tritt uns die volle Thersites-Natur entgegen. Ist dagegen eine entschiedene moralische Anlage durch glückliche Bildungseinflüsse entwickelt, und kommt eine nicht gewöhnliche geistige Begabung hinzu, so erscheint die Eitelkeit nur noch in einer besonderen Reizbarkeit, und das Bedürfniss, Mängel und Schwächen zu entdecken und auszudrücken als kritische Schärfe, schlagfertiger Witz und mehr oder minder feine Ironie, während sich gleichzeitig ein gewisser melancholischer Zug, obgleich vorherrschend bei den Kyphotischen, einzustellen, und ein besonderer Gerechtigkeitssinn auszuprägen pflegt. Bei solchen Gestalten finden wir durchgängig feine, scharf ausgeprägte Gesichtszüge, blasse Färbung, bewegliche und sprechende Augen, deren ausdrucksvollem Blicke die eigenthümliche gezwungene Kopfhaltung etwas Lauerndes zu geben beiträgt, und um den Mund einen ironischen, aber zugleich, wenigstens bei den Kyphotischen mehr oder minder melancholischen Ausdruck. Unter den bekannten Schriftstellern fehlt es bekanntlich nicht an Vertretern der in Rede stehenden Missform, und es würde nicht schwer halten, bei ihnen die moralischen und geistigen Eigenthümlichkeiten, die wir alltäglich an nicht besonders begabten Individuen derselben Kategorie beobachten können, veredelt wieder zu finden.

Während der Zusammenhang, in welchem das Stottern mit der Bestimmtheit des Temperaments und der geistigen Entwicklung steht, so wie der Einfluss, den die Verbildung der Wirbelsäule auf Sinnesart und geistige Richtung hat, sich zwar in den meisten Fällen, der Beobachtung mehr oder minder frappant darstellen, aber doch Ausnahmen zulassen und kaum durchaus genügend zu erklären sind, wird von vorn-

herein Niemand bezweifeln, dass die Blindheit und Taubheit nothwendige Consequenzen für die moralische Eigenthümlichkeit und die geistige Entwicklung haben, dass hier die Erklärung dessen, was die Erfahrung fortgesetzt herausstellt, näher liegt als bei den vorgenannten Zusammenhängen und Einflüssen, und die Folge mit grösserer Bestimmtheit von dem an sich gegebenen Zustande unterschieden werden kann.

Wir finden bei Blinden und Taubstummen verschiedene Constitutionen und Temperamente, während zugleich mannichfache Ursachen der Blindheit und Taubheit denkbar und nachweisbar sind, wobei es für die Wirkung mindestens nur einen geringen Unterschied macht, ob der Mangel des Sinnes ein angeborner, oder in den ersten Lebensjahren durch Krankheiten und unglückliche Zufälle herbeigeführt ist. Hiernach sind die Gebrechen der Taubheit und Blindheit in gewisser Hinsicht äusserlicher, und stellen mehr einen „peripherischen Defect" dar, als dies bei dem Stottern und der Skoliose und Kyphose der Fall ist, obgleich sie andrerseits eine ausgeprägtere Abnormität der moralischen und geistigen Entwicklung bedingen, und zunächst einen entschiedenen Defect der „seelischen" Organisation abgeben, während bei dem Stotterübel und der Rückgratsverbildung keine der organischen Functionen aufgehoben, sondern nur eine besondere Schwäche oder Beeinträchtigung derselben gegeben ist, welche, was das letztere Gebrechen anbetrifft, eine ursprüngliche Ausgleichung zu finden scheint, die Taubheit und Blindheit dagegen den gänzlichen Mangel von Organen bezeichnen, und zwar solcher Organe, welche für das Ergreifen der Objectivität, die Metamorphose der objectiven Erscheinungen in Vorstellungen und weiterhin für die Freiheit der Bethätigung überhaupt wesentlich sind, ohne dass dieser Mangel, wie die Schwäche und Verbildung bei dem Stottern und der Skoliose und Kyphose ein allgemeines, mehr oder weniger überwundenes und veräussertes Leiden voraussetzt. Zwar sind auch die Blinden und Tauben in grosser Anzahl „skrophulös"; aber einestheils erscheint hier die Skrophulose mindestens in vielen Fällen vorherrschend durch ungünstige äussere Einflüsse bedingt zu

sein, und die Blindheit und Taubheit können als eine Consequenz derselben nicht betrachtet werden, während die Blindheit, als die Bewegung hemmend, die vorhandene Skrophulose fördert, anderntheils zeigt sich hier kein Einfluss des skrophulösen Zustandes auf das geistige Vermögen, und die Abnormität des Seelenlebens stellt sich demnach als einfache Folge des Gebrechens dar. Im einzelnen Falle kann es allerdings fraglich sein, ob der Mangel des Sinnes durch eine ursprüngliche Verkümmerung des mit ihm correspondirenden Centralorganes, also durch einen partiellen Defect der Gehirnorganisation, oder ob umgekehrt eine solche Verkümmerung als Folge der äusserlich aufgehobenen Functionsfähigkeit des Sinnes eingetreten ist. Falls aber die ursprüngliche Verkümmerung des „inneren Sinnes" nicht eine über diesen von vornherein hinausgreifende, also secundäre ist, wie bei denjenigen Idioten, welche an Taubheit oder an Blindheit leiden, möchte ein thatsächlicher Unterschied zwischen ihr und derjenigen Verkümmerung, die bei einem vor der Geburt oder in der ersten Zeit nach derselben entstandenen Defect des peripherischen Sinnes herbeigeführt wird, kaum bestehen.

Der Effect ist also wesentlich derselbe, und was der Mangel des inneren Sinnes bedingt, ist eine Mangelhaftigkeit des Vorstellungsvermögens und des Vorstellungsinhaltes, bei welcher die Mangelhaftigkeit des Inhaltes wie Folge so Ursache ist, insofern das Vorstellungsvermögen von vornherein eines Materials, an dem es seine Energie bethätigen muss, entbehrt. Da indessen, wenn bei dem Vollsinnigen und dem eines Sinnes Ermangelnden eine ursprünglich gleiche Energie des Vorstellungsvermögens als s o l c h e n voraussetzen ist, diese nach der einen Seite gehemmte, d. h. des Materials entbehrende Energie sich nothwendig nach andern Seiten richtet, also in die übrigen Sinne legt, so findet eine n a t ü r l i c h e Ergänzung des vorhandenen Mangels vermöge der ungewöhnlichen oder abnormen Schärfung und Verfeinerung der intacten Sinne statt, die eine bestimmte Erhöhung des Vorstellungsvermögens und einen Vorstellungsinhalt, der dem Vollsinnigen fehlt, einschliesst. Allerdings bleibt diese Ergänzung eine un-

zulängliche, also ein Surrogat, da die Offenbarung der Objectivität an die Empfindung, eine durch ihre Medien und die ihnen entsprechenden Sinne in sich selbst entschieden auseinandergehende ist, folglich eine einseitige bleibt, wenn sie durch eines ihrer Medien nicht stattfindet. Da aber zum Vorstelligwerden von bestimmten und zwar allgemein und besonders bestimmten Objecten, stets verschiedene Sinne zusammengreifen, und zwar in der Art, dass sich die Empfindungen, die bei dem einen und bei dem anderen Sinne durch eine Bestimmtheit des Objectes hervorgebracht werden, als zusammentreffende erfahrungsmässig feststellen, und sonach bei den Empfindungen des einen Sinnes die entsprechenden des andern, die gehörige Übung vorausgesetzt, zur Vorstellung gelangen, so wird, wenn ein Sinn die Unterstützung des andern, die er im normalen Zustande hat, entbehrt, zwar die Vorstellung der Objecte im Allgemeinen eine unvollständige sein müssen, aber nach der einen Seite, die der auf sich selbst angewiesene Sinn auffasst, eine bestimmtere und vollständigere werden.

Diese natürliche, d. h. sich bei geistig gesunden Tauben und Blinden von selbst machende „Ausgleichung“ des Sinnenmangels, die ihnen eine Art von Ersatz, weil einen Vorzug vor den geistig Gesunden verschafft, kann durch ausdrückliche Übung noch wesentlich gesteigert, und ausserdem von den Erscheinungen und Äusserungen, die ohne den Sinn an sich nicht vorstellig werden, durch den Unterricht wenigstens eine symbolische Vorstellung beigebracht werden. Wie aber damit die Kluft zwischen den „Vollsinnigen“ und den „Viersinnigen“ — eine Bezeichnung die z. B. Dr. Dürre braucht, deren Anwendung aber nur eine beiläufige bleiben wird, weil die Lehre von den Sinnen sich je länger je weniger mit der Fünfzahl begnügen möchte — noch keineswegs ausgefüllt wird, vielmehr weit genug bleibt, um ein tiefes Mitleid mit den Nichtvollsinnigen in Anspruch zu nehmen, so kann und darf der Unterricht dieser Mitleidwürdigen keinen wesentlichen Fortschritt machen, ohne solche Fortschritte bei dem Unterrichte der Vollsinnigen vorauszusetzen und herbeizuführen, unter welchen Fortschritten die ausdrückliche Bil-

dung der Sinne, und zwar ihre Separatübung wie die Übung ihres vollkommenen Zusammenwirkens allen anderen voransteht. Insofern dieser Fortschritt in der Bildung der Vollsinnigen wirklich gemacht wird — es ist aber ein Fortschritt, der sich ohne die Reaction gegen gewisse andere „Fortschritte“, welche in der Tendenz der gegenwärtigen Pädagogik begriffen sind, nicht machen lässt — bleibt die Distanz zwischen den Vollsinnigen und Nichtvollsinnigen dieselbe, obgleich für die letzteren ausser der allgemeinen Erhöhung ihres Vermögens der Vortheil gewonnen wird, dass sie sich mit den Vollsinnigen leichter verständigen lernen — ein Vortheil, der durch einen zweckgemäss geregelten Unterricht nicht nur, obgleich vorzugsweise die Taubstummen, sondern auch die Blinden erlangen, insofern sie befähigt werden, von Dingen, über welche sie ohne Unterricht, und zwar ohne einen Unterricht, der die symbolische Vorstellung vermittelt, wie „Blinde von der Farbe“ sprechen, und sprechen hören, sich einen Begriff zu machen, der zwar der Fülle und Klarheit entbehrt, aber doch ein Begriff ist.

Dass nun für die Nichtvollsinnigen in den angedeuteten Richtungen noch sehr viel zu thun übrig bleibt — abgesehen davon, dass die Mehrzahl der Taubstummen und Blinden des für sie nothwendigen und gegenwärtig bis zu einer bestimmten Stufe ausgebildeten Unterrichts noch entbehren, folglich die specifische Bildung der Nichtvollsinnigen in ihrer gegenwärtig ausgeprägten Form ein Privilegium ist — wird Niemand läugnen wollen, und wir fügen sogleich hinzu, dass theilweise das „Nöthige“ noch nicht geschieht, weil in mancher Beziehung zu viel geschieht, oder doch gewisse Fähigkeiten vorzeitig erzielt werden, weil man insbesondere auf die äusseren Verständigungsmittel als solche ein zu grosses Gewicht legt.

Wir haben uns hierüber schon im ersten Cyclus unserer Vorträge ausgesprochen, wo wir auch auseinandergesetzt haben, dass die „Vortheile“, welche sich für den Unterricht der Nichtvollsinnigen ergeben, nicht unmittelbar auf den Unterricht der Vollsinnigen übertragen und anwenden lassen. Hierbei hatten und haben wir darauf hinzuweisen, dass im Unter-

richt der Vollsinnigen allerdings die „Übung der Sinne“ noch lange nicht zu ihrem Recht gekommen ist, dass sie aber, damit dies geschehe, von vornherein der Abgrenzung bedarf, und dass insbesondere die Separatübung der einzelnen Sinne als abstracte, d. h. nicht nur die Mitempfindung der gerade nicht in Anspruch genommenen Sinne ausdrücklich ausschliessenden, sondern auch an „beliebigen Objecten“ und ohne Motivirung vorgenommene, im Unterrichte der Vollsinnigen keine Berechtigung hat. Die Übung soll nicht als solche hervortreten, sondern durch das objective Interesse bedingt und bestimmt sein, und die möglichst allseitige und gleichzeitige Auffassung der Objecte nicht beeinträchtigt werden, was sicher geschieht, wenn die Auffassungsfähigkeit der einzelnen Sinne auf dieselbe Spitze getrieben werden soll, auf welche sie bei den Nichtvollsinnigen getrieben werden muss, weil es sich hier um ein Surrogat für den Mangel handelt, also die Übung da noch natürlich und motivirt ist, wo sie es bei normalen Kindern nicht sein kann, während zugleich bei dem zwangsweisen Nacheinander der Auffassung, welche die Momente der Erscheinung auseinander treibt, der einheitliche Eindruck in einer Art zurücktritt und sich verliert, dass er nicht wieder gewonnen werden kann.

Wir werden auf diese Gesichtspunkte bei der Behandlung des Unterrichts wieder zurückkommen; hier haben wir auf denselben Rücksicht genommen, weil ihm durch die natürliche Ausgleichung oder Ergänzung, die bei dem Mangel eines Sinnes stattfindet, der Weg gewiesen ist, den er zu gehen hat, weil er also zunächst die an sich stattfindende Ergänzung durchsetzen muss, und der Werth dessen, was er ausserdem leistet, von der Erfüllung dieser seiner ersten Aufgabe, die jedoch keine auf irgend einer Stufe sich abschliessende ist — abhängt.

Fragen wir aber, wie jene natürliche Ergänzung durch die ungewöhnliche Schärfung und Verfeinerung der vorhandenen Sinne vor sich geht, so dürfen wir von vornherein nicht anstehen, eine physiologische Veränderung derjenigen Gehirnpartieen, welche die Erregungen der vorhandenen Sinne

unmittelbar reflectiren, anzunehmen. Die Bestimmtheit der Empfindung ist in jedem Falle, wo eine solche angeregt wird, von der allgemeinen und partiellen Spannung gegen die Erregung — von der Aufmerksamkeit — abhängig, es kann also die Empfindlichkeit jedes Sinnes momentan erhöht werden, aber diese Steigerung ist eine begrenzte und zwar eine relativ und absolut begrenzte.

Die relative Grenze liegt in der individuellen Organisation und ihrer periodischen Bestimmtheit, die absolute in der generellen Organisation.

Dass der Sinn geschärft und verfeinert werden kann, und dass dies durch fortgesetzte Übung geschieht, ist eine allgemein anerkannte Thatsache, die Übung aber besteht in der gespannten Reflexion der Erregungen, also darin, dass die Empfindlichkeit momentan erhöht wird, und der Erfolg darin, dass die momentan mögliche Erhöhung allmälig in eine stationäre übergeht, wodurch sich die Grenze der momentanen Steigerungsfähigkeit ausdehnt.

Dieser Fortschritt ist jedoch ein beschränkter durch die Unmöglichkeit einer fortgesetzten einseitigen Übung, durch die im Allgemeinen nach einem bestimmten Gesetz abnehmende Entwicklungsfähigkeit der Organe, durch die individuelle, und durch die generelle Anlage. Was die letztere betrifft, so kann die consequenteste Übung das menschliche Auge nicht zum Luchsauge machen, und der menschliche Geruchssinn — von dessen Übung wir allerdings keinen rechten Begriff haben — niemals auch nur annähernd die Schärfe erlangen, die der Geruchssinn des Hundes hat.

Mit dem Unterschied der generellen Anlage aber ist ein physiologischer, oder wenn man will, materieller Unterschied der gerade in Betracht kommenden Organe unzweideutig ausgesprochen, aus welchem gefolgert werden muss, dass die relative Steigerungsfähigkeit einer Function die begrenzte Veränderungsfähigkeit des Organs ist, und wie wir uns diese Veränderungsfähigkeit vorstellen mögen, jedenfalls darf sie nicht einseitig als eine centrale oder peripherische aufgefasst werden.

Finden wir nun, dass die Schärfung und Verfeinerung der Sinne bei denen, welche eines Sinnes ermangeln, eine abnorme in dem Sinne ist, dass sie über die generelle Anlage, wie sie bei normalen Individuen sich offenbart, hinauszugehen scheint, so dürfen wir uns von vornherein mit der Erklärung der Thatsache durch die Gewohnheit des Aufmerkens nicht begnügen, und weiterhin die stattgefundene Steigerung nicht als eine blos quantitative auffassen. Wir dürfen dies aber um so weniger als die völlige Unthätigkeit eines nicht absterbenden Organs, also hier des „inneren Sinnes“, nicht denkbar ist, und die bleibende Erregbarkeit, da die peripherische Erregung fehlt, mit derjenigen von andern inneren Sinnen zusammentreten, diese also modificiren muss, während die specifische Erregbarkeit, die man den Sinnesnerven zuschreibt, doch jedenfalls eine stufenweise ist, und für die „Gefühlsnerven“ nicht in gleicher Weise behauptet werden kann wie für den Gesicht- und Gehörnerven.

Wenn wir also auch bei dem Gegensatze, welchen das Gesicht und das Gehör darstellen, und weil sich in beiden Sinnen die specifische Erregbarkeit der Nerven am entschiedensten geltend macht und offenbart, die Steigerung des Gesichtssinnes von dem Mangel des Gehörsinnes, und die Steigerung des Gehörsinnes von dem Mangel des Gesichtssinnes nur insofern abhängig annehmen können, als die Reflexion überhaupt durch den Mangel eines dieser Sinne zu einer einseitigen wird, so lässt sich doch die abnorme Steigerung des Gefühls — des an sich allgemeinen, an sich schon verschiedene Sinne einschliessenden Sinnes — nicht in gleicher Weise auf die Steigerung der Aufmerksamkeit oder die Stärkung der Reflexorgane zurückführen. Der Taube empfindet Geräusche, der Blinde die mit der Lichtwirkung zusammenhängenden stofflichen Veränderungen und die mit der Färbung zusammenhängende Oberflächenbeschaffenheit in einer Art, die an Erscheinungen des Somnambulismus erinnert, und trotz der Unbestimmtheit der Empfindung; wenn wir sie mit dem Sehen und Hören vergleichen, die Bezeichnung eines „Fühlhörens“ und „Fühlsehens“ einigermaassen rechtfertigt, so dass

wir bei der Vorstellung einer schlechthin gesteigerten Empfindlichkeit nicht stehen bleiben können. Eben hierin aber haben wir einerseits den wunderbaren Ersatztrieb der organischen Natur, andrerseits die tiefgreifende Abweichung von dem normalen Zustande zu erkennen, welche durch den Mangel eines der beiden „obersten“ Sinne bedingt ist. Das Vorstellungsleben des Blinden und des Tauben ist ein wesentlich anderes wie das des Vollsinnigen, und wenn es unläugbar die Aufgabe der Blinden- und Taubstummenerziehung ist, die gegebene Differenz zu verringern, so kann dies doch eben so unläugbar nur so in der rechten Weise geschehen, dass die Erziehung — die Kunst — der Natur zu Hülfe kommt, also nicht dadurch, dass sie von den natürlichen Ersatzmitteln des Sehens und Hörens absieht.

Über die moralischen Eigenschaften der Blinden und Tauben ist schon so viel gesprochen und geschrieben worden, dass sie jedem, der sich mit dem Gegenstande einigermaassen beschäftigt hat, gegenwärtig sind. Jedenfalls ist der „Einfluss“, welchen die Blindheit und Taubheit ausübt, mächtig genug, um bei allen Blinden und Tauben Characterzüge hervorzubringen, die das ursprüngliche Temperament und die ursprüngliche moralische Anlage wesentlich modificiren, also trotz der Unterschiede, die in dieser Beziehung zwischen den verschiedenen Individuen bestehen, hervortreten und sich ausprägen. Beispielsweise erzeugt die Blindheit durchweg Characterzüge des melancholischen Temperaments, obgleich keineswegs alle Blinden an sich Melancholiker sind, während die Taubheit, die an sich in grösserem oder geringerem Grade vorhandene Lebhaftigkeit des Temperaments erhöht. Das Gebrechen bestimmt hier auch als zufällig entstandenes — und jedes Kind ist ja der Gefahr ausgesetzt, in den ersten Lebensjahren blind oder taub zu werden — den ganzen Menschen, während bei den andern Gebrechen, die wir diesmal besonders berücksichtigt haben, die Wirkung nicht in derselben Art aus dem Gebrechen als solchem folgt, sondern, je entschiedener der gemüthliche und geistige Zustand mit dem Gebrechen verbunden erscheint, um so mehr auf

den allgemeineren constitutionellen Grund des letzteren hinweist.

2.

Das Verhältniss der Intelligenz zu dem Gemüthe. — Der Zusammenhang der Gemüthsentartung und der relativen Schwäche der Intelligenz. — Die Selbständigkeit der Willensenergie. — Die moralische Gemüthsbestimmtheit und Willensbestimmtheit. — Die moralische Anlage der Idioten. — Die moralische Entartung beim mildgradigem Idiotismus. — Die Beschränktheit moralisch Entarteter. — Die Besserungsanstalten und die Idiotenanstalten in ihrem Verhältniss zu einander. — Die spontane, von beschränkten Trieben und Neigungen abnormer Art ausgehende Entartung und ihre organische Bedingtheit. — Die Aufgabe und die Mittel der Besserungsanstalten. — Die organische Bedingtheit der Idiotie. Die Schädelverbildung. — Virchow und Dr. Griesinger. — Idiotische Kopfbildungen. — Die Gesichtswinkel. — Der Aztekentypus Griesingers. — Der ideale Typus der antiken Plastik.

Dr. Griesinger, der in seinem Werke „Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten" den Idiotismus verhältnissmässig sehr ausführlich und mit ungemeiner Sachkenntniss und Umsicht behandelt, macht beiläufig die Bemerkung, „dass die hier und da vorkommenden Fälle grosser, von frühester Jugend an bestehender Gemüthsstumpfheit oder Gemüthslosigkeit, die sich als frühzeitige Verkehrtheit der Neigungen, oft als Rohheit, Bosheit, Grausamkeit und dergleichen äussern, durchaus nicht zur Idiotie gehören, wenn sie gleich in gewissem Sinne einen psychischen Defect constituiren, und wenn man gleich hier zuweilen von moralischer Idiotie, Gemüthsverkrüppelung u. s. w. spricht." Er setzt hinzu, dass sich diese Zustände neben guten wie neben schlechten Anlagen finden, und nicht nothwendig mit Entwicklungshemmung der geistigen Thätigkeiten verbunden sind.

Obgleich dies mit dem, was wir über die relative Unabhängigkeit der moralischen Anlage mehrfach ausgesprochen haben, in gewisser Beziehung übereinstimmt, steht es doch

andrerseits, insofern die moralische Entartung, um die es sich handelt, als eine im strengeren Sinne ursprüngliche, d. h. in frühester Jugend hervortretende und nicht durch schädliche Einwirkungen hervorgebrachte zu nehmen ist, mit unserer Erfahrung und Anschauungsweise in einem Widerspruche, den wir nicht unerörtert lassen dürfen. Wie unser Gegenstand — die Characteristik des Idiotismus — eine solche Erörterung fordert, so möchte sie auch aus Gründen, die über unsern nächsten Zweck hinausreichen, angezeigt sein.

Wir finden im Allgemeinen neben der ausgesprochenen Tendenz, die Bestimmtheit der Individualität schlechthin auf die Constitution und diese auf den Ernährungsprocess, zurückzuführen, ein unwillkürliches Auseinanderhalten der körperlichen, moralischen und geistigen Beschaffenheit, das theilweise ein naives ist, theilweise das geheime Bewusstsein, wie wenig bisher in jenem Zurückführen geleistet werden konnte, zum Hintergrunde hat, und in jedem Falle für die Praxis sehr nachtheilige Vorurtheile begünstigt. So nothwendig es demnach ist, jener einseitigen Tendenz, welche sich so häufig, während sie die Erfahrung missachtet, mit dem Scheine exacter Wissenschaftlichkeit umgibt, entgegenzutreten, so wichtig ist es andrerseits, auf die Abhängigkeit der verschiedenen Bestimmtheitssphären von einander, oder auf ihre gegenseitige Bedingtheit, wo sich die Gelegenheit ergibt, hinzuweisen, um einer abstracten Betrachtung dieser Sphären und den schädlichen Vorurtheilen, die damit zusammenhängen, zu begegnen. Zu diesen Vorurtheilen gehört die sehr gewöhnliche Annahme, dass die Entwicklung und Ausbildung der Intelligenz nicht nur ausnahmsweise, sondern gewöhnlich in einem umgekehrten Verhältnisse zu der Entwicklung und Ausbildung des Gemüthes stehen, oder dass die Intelligenz auf Kosten des Gemüths und umgekehrt das Gemüth auf Kosten der Intelligenz entwickelt und gebildet werden könne, und wirklich werde. Dieses Vorurtheil ist schädlich, weil es das Urtheil über den Werth der Persönlichkeit verwirrt, eine falsche Schätzung der Anderen und der eigenen Person bedingt und zu einer unberechtigten, meistens nur halb bewussten Resignation auf die

Verwirklichung des ganzen Menschen oder der Individualität verleitet. Es wirkt aber auch dann noch schädlich, wenn der bezeichneten Resignation die Forderung, dass eine Ausbildung der Intelligenz auf Kosten des Gemüths oder umgekehrt nicht stattfinden solle, entgegengesetzt wird, insofern diese Forderung einen unrichtigen Begriff von dem Wesen der Intelligenz und des Gemüthes zur Voraussetzung hat.

Was man eine auf Kosten des Gemüthes entwickelte Intelligenz nennt, besteht, genauer untersucht, hauptsächlich in einem ungewöhnlich geübten und zwar im äusserlichen Festhalten geübten Gedächtniss, oder in einer besonders ausgebildeten, formellen Verstandesgewandtheit, welche Übung im Auffassen und Combiniren äusserlicher Merkmale ist, oder in der Schlauheit, die sich auf den zweckmässigen Schein, die momentane und fortgesetzte Täuschung der Anderen concentrirt, oder endlich in einer Verbindung dieser Fähigkeiten, welche keine derselben einseitig hervortreten lässt, und eine „glückliche“ genannt werden mag, aber sicher die Stärke des Erkenntnissvermögens nicht ausmacht, sondern nur dazu dient, die Schwäche dieses Vermögens — das den wesentlichen Character der menschlichen Intelligenz ausdrückt — zu verbergen. Die „Gemüthlichkeit“ aber, welche auf Kosten der Intelligenz sich ausgedehnt und ausgeprägt haben soll, ist näher betrachtet, wenn man darunter weder jene Passivität versteht, die sich Alles gefallen lässt, noch unter „Intelligenz“ einfach den berechnenden Egoismus, weiter nichts als Sentimentalität im übeln Sinne, d. h. eine absonderliche, krankhaft gewordene Empfindlichkeit und Erregbarkeit, die sich gewöhnlich noch mit der Scheinsucht verknüpft, also Anderen gegenüber übertreibt, und sicher nicht die Kräftigkeit des Gemüthes ausmacht, obgleich sie die Abspannung der Intelligenz einschliesst oder auch weil dies der Fall ist. Denn die Kräftigkeit des Gemüths ist ohne eine energische Vorstellungsthätigkeit, welche die objectiven Erscheinungen verinnert, wie die Innengefühle in Vorstellungen umsetzt, nicht zu denken; diese Energie aber, die ihrerseits die Spannung und Erregbarkeit des Gemüths, durch welche die objectiven Anschauungen und Vorstellungen

zu „gefühligen“ werden, voraussetzt, ist zugleich das Kraftelement der Intelligenz oder des Erkenntnissvermögens, dessen Beweglichkeit und Freiheit allerdings noch anderweitig bedingt sind.

Hiernach hat das Gemüth, in dessen Bereich sich fortgesetzt Gefühle und Strebungen aus und mittelst Vorstellungsreihen entwickeln, zu der Intelligenzthätigkeit das Verhältniss eines nothwendigen Hintergrundes, der seinerseits durch diese Thätigkeit erhalten und erneut wird. Allerdings kann der Erkenntnisstrieb, der die Spannung gegen die Objectivität bei einem innerlichen Verhalten bedingt, derart zur Herrschaft gelangen, dass er die Gefühle und Strebungen praktischer Natur, deren Inhalt der thatsächliche Genuss oder die thatsächliche Vereinigung ist, zurücktreten lässt oder in sich aufnimmt. Daraus aber ergibt sich keineswegs die Gemüthlosigkeit, so wenig wie aus dem Vorwalten der praktischen Gefühle und Strebungen in dem ausgesprochenen Sinne die Schwäche der Intelligenz, indem die Erhöhung der sinnlichen Gefühle und Strebungen zu gemüthlichen nur vermittelst der Intelligenzthätigkeit stattfindet, und sich nicht fortsetzen kann, wie sie es muss, ohne dass diese Thätigkeit in einem beständigen „Stoffwechsel“ ihre Fortsetzung und Erweiterung hätte. Die Gemüthlosigkeit bedingt vielmehr die Geistlosigkeit — wenn auch nicht den gänzlichen Mangel des esprit — und die Geistlosigkeit umgekehrt die Gemüthlosigkeit. Diese letztere aber, die Stumpfheit und Leere des Gemüths, ist von der Verkehrtheit und Verderbtheit, der Entartung und Missbildung desselben wohl zu unterscheiden.

Wir können zwar — und dies geltend zu machen, ist jetzt unser Zweck — eine ursprünglich hervortretende Entartung des Gemüths neben der normalen Entwicklung der menschlichen Intelligenz, die wesentlich Entwicklung des Erkenntnisstriebes und der Erkennisstfähigkeit ist, nicht annehmen, wie wir denn keinen Fall wissen, der uns zwänge, die Möglichkeit oder das ausnahmsweise Vorkommen eines solchen Nebeneinanders anzuerkennen; wir sind aber weit entfernt, läugnen zu wollen, was die historische und die tägliche Er-

fahrung beweist, dass eine partielle und sich ausdehnende Entartung des Gemüthes eintreten kann, nachdem eine glückliche und schöne Entwicklung des geistigen Vermögens schon stattgefunden hat, und dass sie die Bethätigung dieses Vermögens nicht zu beeinträchtigen scheint. Eben weil dies möglich ist — und es ist möglich, weil überhaupt die einmal ausgebildete Functionsfähigkeit sich trotz partieller Entartungen, die einen mittelbaren Einfluss auf sie ausüben müssen, um so länger behauptet, je mehr sich der Organismus schon entfaltet und befestigt hat — können die Beispiele geistig begabter und moralisch mehr oder weniger entarteter Männer und Frauen, die sich nicht schwer auffinden lassen, nicht benutzt werden, um die unbedingte Unabhängigkeit des geistigen Vermögens und der Gemüthsbeschaffenheit von einander zu beweisen. Sie können es aber um so weniger, als erstens die Entartungen, um die es sich hier handelt, die krankhaft gesteigerten Neigungen und Leidenschaften, an sich „partielle“ sind, und obgleich sie allmählig um sich greifen, d. h. die gesunden Neigungen mehr oder weniger absorbiren und die allgemeine Erregbarkeit des Gemüths verstimmen, doch nur in ihrer extremsten Entwicklung das Gemüthsleben schlechthin durchdringen und verderben, und als wir zweitens nur aus den Selbstbekenntnissen von Selbstbeobachtern zu erfahren vermögen, wie viel sie an Geisteskraft durch den zehrenden Einfluss abnorm entwickelter, wenn auch beschränkter Neigungen verloren haben. Dabei ist nicht zu übersehen und zu läugnen, dass Neigungen und Leidenschaften, indem sie sich abnorm steigern, theils vorübergehend die geistigen Vermögen beleben und erhöhen, theils auch nachhaltig wirkend bestimmte Vermögen zu einer ungewöhnlichen Entwicklung treiben können. Aber im ersten Falle folgt auf die Anspannung die Abspannung, im zweiten wird die Intelligenz in einseitiger Richtung erhöht, woraus sich, abgesehen von den Illusionen oder der Verblendung, welche die übermächtig gewordene Leidenschaft nothwendig hervorbringt, von vornherein eine Beschränktheit des Interesses und der Verständnissfähigkeit ergibt, wie sie uns an Menschen,

die Bedeutendes geleistet haben und leisten, häufig überrascht.

Als „secundäre" Gemüthlosigkeit, dem secundären Blödsinn entsprechend, lässt sich die gänzliche Abspannung und Indifferenz bezeichnen, die in Folge verwüstender Leidenschaften eintritt. Weniger zulässig ist dieselbe Bezeichnung für die allmählig ausgeprägte „Gemüthskälte", welche in der unbedingten Herrschaft eines rücksichtslosen Egoismus besteht. Der thätige Egoismus ist als solcher nicht formlos, wie er nicht ziellos ist, und die Formen seiner Bethätigung geben verschiedene Neigungen und Leidenschaften ab, die den Egoismus zu einem kleinlichen machen und zu hässlicher Erscheinung bringen, wenn sie an sich kleinlicher Natur sind, und die Productivität oder eine imponirende Wirksamkeit ausschliessen. In diesem Falle ist die Gemüthsanlage eine schwächliche oder die Entartung, die Ausbildung beschränkter Neigungen und ihres egoistischen Characters, hat ungewöhnlich frühzeitig stattgefunden. Wo sich mit mächtigen Leidenschaften, die sich der Art entwickeln, dass sie einen einseitig egoistischen Character annehmen — denn alle Neigungen und Leidenschaften haben an sich ein egoistisches Moment, die rein egoistischen Neigungen und Leidenschaften aber sind von vornherein unproductiv — ein ausserordentlich energischer Wille verbindet, haben wir die Erscheinung des „Dämonischen", die uns ästhetisch ansprechen kann, während der kleinliche Egoismus dadurch, dass er sich auf das Äusserste treibt, nicht grossartiger wird und dadurch, dass er die Selbsttäuschung zur Täuschung Anderer fortzusetzen strebt, seine moralische und ästhetische Hässlichkeit nur oberflächlich verbirgt. Jedenfalls begründet die zur Herrschaft gelangende Selbstsucht, da sie eine grosse Lebhaftigkeit der Empfindungen und ausgeprägte Leidenschaften nicht ausschliesst, nicht die Gemüthlosigkeit, sondern ist als eine allgemeine Gemüthsentartung anzusehen, durch welche das Gemüth nicht seiner Kräftigkeit, aber der sittlichen Anmuth und Schönheit verlustig geht.

Die moralische Anlage stellt sich von vornherein als Ge-

müthsbestimmtheit, und zwar als die ursprüngliche Vorherrschaft der sympathischen Empfindungen und des Schamgefühles dar. Dem sympathischen Empfinden wird das Empfinden der Andern gegenständlich, es beruht also auf der gefühligen Vorstellung der jenseitigen Innerlichkeit; das Schamgefühl ist die instinctive Rücksichtnahme auf das Urtheil der Andern, also das Gefühl, den Andern gegenständlich zu sein, und die Vorstellung des ästhetisch und moralisch Wohlanständigen, d. h. des der menschlichen Natur Entsprechenden. Somit verknüpft sich in der moralischen Anlage die Beziehung des Selbst auf die Andern, der Selbstempfindung auf die Empfindung der Andern mit der Vorstellung des Menschlichen im Gegensatz zu dem Nichtmenschlichen, und sie ist desshalb der in den Einzelnen liegende Keim sowohl für das theoretische Bewusstsein der Menschlichkeit, wie für die praktische Fähigkeit der sittlichen Gemeinschaftsbildung. Bezeichnen wir sie aber aus diesem Grunde als diejenige Gemüthsbestimmtheit, welche der menschlichen Bestimmung und dem menschlichen Vermögen entspricht, so haben wir auch zu sagen, dass erstens der Mangel und die Mangelhaftigkeit der moralischen Anlage einen ursprünglichen „psychischen Defect" begründen, und dass zweitens diese Anlage, weil sie eine specifisch menschliche ist, und für ihre Verwirklichung die mit ihr gegebene Gemüthsbestimmtheit zur Willensbestimmtheit werden muss, in ihrer Entwicklung zurückbleiben kann, in welchem Falle entweder die Entwicklung des Menschen schlechthin zurückbleibt oder die Gemüthsentartung beginnt. Ein solches Zurückbleiben und eine solche Entartung sind bei dem Thier — obgleich allerdings jedes Thier mit seinen Eigenschaften eine bestimmte „moralische" Existenz darstellt, sofern wir das Wort in seinem weiteren Sinne nehmen — nur annäherungs- oder vielmehr vergleichsweise, und dies nur da möglich, wo es unter den menschlichen Einfluss geräth, weil das Thier im Allgemeinen „von selbst" wird, was es unter gegebenen Umständen zu werden vermag, seine Gemüthsbestimmtheit aber zur einheitlichen Willensbestimmtheit umzusetzen, d. h. sich selber in seiner Ganzheit zum Ob-

ject seines Willens zu machen, unter allen Umständen nicht vermag.

Wo die moralische Anlage des Menschen sich entwickelt und sein moralisches Sein Gestalt gewinnt, wird die Gemüthsbestimmtheit, welche wir als die Darstellung der Anlage bezeichnet haben, zum Inhalte des bewussten Willens. Von dem Inhalte des Willens aber ist die Energie desselben an sich unabhängig, wie sie auch nicht von der Höhe der Intelligenz abhängt. Die Vorbedingungen einer besonderen Willensenergie sind: das Vorwalten des motorischen Triebes und Vermögens oder auch nur des ersteren, das Vorwalten der Strebungen über die Gefühle und der Übergang des motorischen Triebes zum Wirktriebe — ein Übergang, der allerdings ohne eine gewisse Intelligenzentwicklung nicht möglich ist, so wenig wie diese ohne die Bethätigung des Wirktriebes, aber doch nur die Grenze bezeichnet, an welcher der menschliche Character des Wollens und der Intelligenz hervortritt, während jenseits dieser Grenze die Energie des Willens und der Intelligenz sehr verschiedene Verhältnisse darstellen können und sich nur in seltenen Fällen das „Gleichgewicht" halten. Ohne die Spannung des Willens kann keine Intelligenzbethätigung stattfinden, und die Gemüthsbestimmtheit kann nicht zum Inhalte des Willens werden, ohne das „Object" seiner Energie zu sein, wesshalb wir früher die Energielosigkeit, welche das eigentliche Wesen der Idiotie ausmacht, als die Energielosigkeit des wollenden Bewusstseins bezeichnet haben; wie aber der Trieb, aus welchem die Willensenergie hervorgeht, der Wirktrieb ist, so bleibt das Gebiet der praktischen Wirksamkeit dasjenige, in welchem die Willensenergie ihre eigentliche Entfaltung hat und sich am unzweideutigsten wie am unmittelbarsten offenbart. Wenn sich, wie es vorkommt, eine ungewöhnliche Willensenergie auf die Intelligenzbethätigung als solche richtet, diese also als Zweck setzt, so können daraus allerdings ungewöhnliche Leistungen resultiren, diese sind aber beschränkter Art oder tragen den Stempel der Unfreiheit an sich, soweit sie eben eine ausserordentliche Willensspannung in Anspruch genommen haben. Dasselbe Ge-

präge der Unfreiheit erhält das moralische Verhalten durch eine Selbstbeherrschung, welche die entarteten Neigungen im beständigen Kampfe niederhält. Andrerseits freilich kann die Leichtigkeit der Selbstbeherrschung nicht sowohl in der Stärke der moralischen Anlage oder in der ursprünglichen und zur Entwicklung gekommenen Gemüthsharmonie, als vielmehr in der Schwäche der Triebe und Neigungen, der Energielosigkeit des Gemüthes begründet sein, in welchem Falle der Eindruck der Persönlichkeit ein ebenso unästhetischer ist, wie ihn das unfreie moralische Verhalten macht. Wie die Ächtheit sympathischer Empfindungen nur in der Aufopferungsfähigkeit hervortritt, so bewährt sich die Ächtheit der Empfindungen, welche zur Willensbestimmtheit erhoben die Gewissenhaftigkeit abgeben, nur in der Bewährung des Muthes, ohne welchen die etwa erscheinende „Gemüthsfülle“ eine kernlose und weichliche, wo nicht künstlich herausgestellte ist. Der Mangel des Muthes ist zwar noch nicht Mangel des Gemüthes schlechthin, aber der Mangel der Gemüthskraft, und die Feigheit, wo sie hervortritt, moralisch und ästhetisch gleich hässlich.

Aus den bisherigen Auseinandersetzungen, die zur Fixirung der hier anzuwendenden Begriffe nöthig schienen, ergibt sich zur Genüge, dass die moralische Anlage von vorneherein über die Gemüthsbestimmtheit, in der sie hervortritt — das Vorwalten der sympathischen Empfindungen und der Schamgefühle — hinausreicht, indem sie die Vorstellung der menschlichen Würde, wenn auch noch unentfaltet, enthält, dass die Lebendigkeit der sympathischen und Schamempfindungen von der Lebendigkeit der Vorstellungen, durch welche sie vermittelt werden, abhängt, und dass die Willensbestimmtheit, zu welcher die Bestimmtheit des Gemüthes erhoben werden muss, ohne die Bethätigung der Willensenergie und des Erkenntnissvermögens, weil ohne die Gestaltung sittlicher Anschauungen und Begriffe, nicht stattfinden kann, dass also die Verwirklichung der moralischen Anlage eine zwar abgegrenzte, aber innerhalb ihrer Grenzen vollkommene Intelligenzentwicklung in Anspruch nimmt. Der sittliche Character ist nicht von dem Umfange des Wissens oder der Gewandtheit der Com-

bination und des Ausdruckes abhängig, wohl aber setzt er den Wahrheitssinn, klare Anschauungen, lebendige Vorstellungen, ein unbestechliches Urtheil und die Fähigkeit wie das Bedürfniss einer zeitweiligen Sammlung des Geistes voraus, so dass er sich wohl mit einer gewissen Beschränktheit und Schwerfälligkeit der Intelligenz, aber nicht mit geistiger Dumpfheit, Leere und Energielosigkeit zusammen denken lässt. Sehen wir aber von der Bestimmtheit des bewussten Willens, die den sittlichen Character ausmacht, ab, weil für sie die Gereiftheit des Menschen erforderlich ist, so kann auch die Gemüthsbestimmtheit, die wir als moralische bezeichnet haben, unmöglich zu ihrer vollen Darstellung kommen, wo eine wesentliche Mangelhaftigkeit des geistigen Vermögens gegeben ist, wie sie den Idiotismus begründet.

Die moralische Anlage, die bei Idioten erscheint, und zwar unabhängig von der grösseren oder geringeren Entwicklung einzelner Vermögen, ist eine gebrochene, gedrückte oder beschränkte. Sie tritt uns als Anlage am häufigsten grade bei den tiefer stehenden Idioten einer bestimmten Art — solchen, die sich durch Wohlbildung und theilweise auch durch Wohlbeweglichkeit auszeichnen — ausgesprochen entgegen, lässt uns aber um so schmerzlicher die menschliche Form, die sie nur in der Freiheit des Bewusstseins gewinnen kann, vermissen, so dass wir an das gutgeartete Thier erinnert werden, ohne zugleich einen eigenthümlichen Zug, in welchem sich das Gefühl des Gesammtseins ausdrückt, übersehen und verkennen zu können. Mit dem Mangel der sinnlichen Erregbarkeit und der Dumpfheit der Intelligenz ist gewöhnlich Gemüthlosigkeit und ein roher Egoismus verbunden; bei dem früher erwähnten Knaben aber, der sich durch eine merkwürdige Unempfindlichkeit der Sinne auszeichnete, trat eine grosse innere Erregbarkeit in der Wirkung hervor, welche auf ihn die Musik zwar langsam, aber sicher hervorbrachte, sowie sich auch Spuren eines Erkennens der Personen und einer Sympathie für dieselben zeigten, und der Ausdruck des Gesichtes grade während des starren Insichversunkenseins, z. B. bei dem regungslosen Anschauen der Sonne, ein empfindungsvoller war. Die

Gutmüthigkeit der narrenhaften Idioten ist meistens eine oberflächliche oder auch scheinbare, sie geht aus dem Bedürfniss des Wohlbefindens hervor und hört auf, wo das kleinste Opfer, eine ungewöhnliche Anstrengung oder gar ein Beweis des Muthes, der gänzlich zu fehlen pflegt, gefordert wird. Der raffinirte Egoismus, der auch das Sicheinschmeicheln unter seinen Mitteln hat und die Zuneigung berechnet hervorkehrt, wobei ein gewisser Humor ins Spiel tritt, eignet Idioten der beschränkt-narrenhaften Form, die eine bei Nichtidioten seltne Schlauheit entwickeln. Wo bei Idioten dieser Form die Schlauheit weniger hervortritt, macht sich wenigstens eine Art Schauspielertalent geltend, das niemals ganz ohne instinctive Berechnung — wie sie auch dem rein narrenhaften Idioten nicht fehlt — in's Spiel tritt, aber sich auch mit ungeheuchelter Empfindung versetzt. Bei der Beschränktheit milderen Grades begegnen wir zuweilen einem Raffinement des Egoismus, das ohne Humor wie ohne besondere Verstellungskunst ist, aber die Selbstbeherrschung einschliesst und die Heftigkeit kleinlicher Leidenschaften nur gelegentlich hervortreten lässt. Im Allgemeinen fehlt bei den Idioten der untersten Grade der Stoff der moralischen Anlage, während bei den Idioten der milderen Grade die Entwicklung untergeordneter Fähigkeiten die moralische Entartung bedingt, so dass wir in der Regel eine beschränkte, der Ausgestaltung entbehrende Darstellung moralischer Schönheit nur bei den Idioten des mittleren Grades finden.

Als eine Consequenz des eben ausgesprochenen Erfahrungssatzes lässt sich geltend machen, dass der mildeste Grad des Idiotismus die entschiedenste moralische Entartung zulässt oder da, wo die moralische Anlage eine ungünstige ist, bedingt. Wir können aber auch umgekehrt sagen, dass die ursprüngliche moralische Entartung, indem sie sich entwickelt, die bestimmte intellectuelle Schwäche, durch welche sie mitbedingt ist, ausprägt und hierdurch den Idiotismus, wenn auch nur einen milden Grad desselben, begründet. Kommen der Erkenntnisstrieb und der Wirktrieb nicht zu ihrer normalen Entwicklung, so findet an sich und nothwendig eine Entartung

derjenigen Triebe statt, welche ihre Unterlage und Voraussetzung bilden: des suchenden und untersuchenden Empfindungstriebes, den wir den Probirtrieb nennen können und des Thätigkeitstriebes, diese Ausartung aber, welche die ursprüngliche Schwäche des Erkenntniss- und Wirktriebes oder besser ihrer Anlage voraussetzt, lässt einerseits diese Anlage gänzlich verkümmern, und andrerseits die den sympathischen positiv entgegengesetzten Gefühle und Neigungen hervortreten. So entwickelt sich z. B. der Zerstörungstrieb, der in der Mitte zwischen dem Erkenntniss- und Wirktrieb liegend ein Moment beider und zwar ein nothwendiges Entwicklungsmoment ausmacht — wie denn dieser Trieb bei keinem gesunden Kinde ausbleibt — selbständig, und nimmt hierdurch einen unmoralischen Character an, an der Stelle der Mitleidslosigkeit aber, der Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden, entwickelt sich Schadenfreude und Grausamkeit dadurch, dass der Zerstörungstrieb in eine tiefere Entartung des Empfindungstriebes, die Sucht, sich durch die Erscheinung und Vorstellung fremden Leidens aufzuregen, also die Freiheit vom Mitleiden zu einer positiven Befriedigung umzusetzen, nothwendig übergeht. Sonach wird durch die fortschreitende Gemüthsentartung die Entwicklung des geistigen Vermögens zwar nicht überhaupt, aber in der Richtung, welche der Erkenntniss- und Wirktrieb bezeichnet, und welche wir die Höherichtung nennen können, ausgeschlossen, und die ursprünglich gegebene aber zunehmende Schwäche der höheren Triebe wird zur Stärke der niederen, welche entarten, indem sie die Intelligenzbethätigung an sich ziehen, so dass sie die positive Verkehrung der höheren Triebe darstellen, oder eine Entartung dieser vergegenwärtigen. Statt des Erkenntnisstriebes entwickelt sich die Neugierde, die Neuigkeitssucht, der Spioniertrieb, statt des Wirktriebes die Zerstörungslust, die Sucht, Unfug und Schaden anzurichten, die Grausamkeit, und für die Befriedigung dieser Triebe die Fähigkeit der Lüge, des Betruges und der Verstellung.

Wir dürfen hiernach allerdings, wo eine ursprüngliche Gemüthsentartung stattfindet, einen „psychischen Defect" in

einem sehr bestimmten Sinne, der eine doppelte Mangelhaftigkeit, eine Mangelhaftigkeit des geistigen Vermögens und eine solche des Gemüths einschliesst, annehmen. Der Idiotismus, der mit diesem Defect gegeben ist, wird um so milderen Grades sein, je mehr sich die unmoralischen Neigungen bestimmt haben, und insbesondere die raffinirte Beschädigungssucht zur Entwicklung und Ausprägung gekommen ist. Bei Idioten niederen Grades, die eine grosse Schlauheit für die Befriedigung ihrer übermässigen physischen Bedürfnisse, insbesondere der Essgier, entwickeln können, findet sich niemals diese raffinirte Beschädigungssucht, die sich an der Vorstellung befriedigt, Anderen Verlegenheit, Verdruss und Schrecken bereitet zu haben, sich den Moment der Entdeckung des Schadens ausmalt und auf den Genuss lauert, der Entdeckungsscene beizuwohnen, sie kann sich aber unmöglich zu einer eigentlichen Sucht schon vor oder mit dem Übergange in das Knaben- und Mädchenalter und unter Verhältnissen, die nicht etwas durchaus Abnormes haben, entwickeln, ohne dass die höheren Triebe und Vermögen in abnormer Weise unentwickelt geblieben wären. Wenn wir also den Ausdruck, „moralische Idiotie“ brauchen wollten, so würden wir ihn nicht in einem metaphorischen Sinne nehmen — wogegen sich auf keinen Fall etwas einwenden liesse — sondern darunter denjenigen Idiotismus verstehen, der sich mit einer ursprünglichen und ausgeprägten moralischen Entartung, welche zugleich als Folge und als Ursache des geistigen Schwächezustandes anzunehmen ist, verbindet, weil er aber eine solche Entartung zulässt, nur ein mildgradiger sein kann. Indessen behält die Bezeichnung etwas Zweideutiges, das nur durch die ausdrückliche Erklärung beseitigt werden kann, wobei noch bemerkt werden muss, dass zwischen den Idioten milden Grades, die wir hier im Auge haben und deren einziger, aber ausgezeichneter Vertreter unter unsern Zöglingen der früher ausführlich characterisirte Knabe (T. II. F. 6.) war, den schon verschiedene Schulen als unverbesserlich entlassen hatten, und jenen tiefer stehenden Idioten, die als boshaft bezeichnet werden, weil sie, zur Wuth gereizt, leicht das Ge-

fährlichste thun, ein wesentlicher Unterschied besteht, und von den letzteren wieder die Blödlinge zu unterscheiden sind, die ohne äussere Veranlassung, gedanken- und willenlos einem schwer erklärlichen Impulse folgend, Dinge ausüben, die sonst nur die äusserste Bosheit vollbringt. Wo die moralische Entartung frühzeitig hervortritt und sich ausprägt, ohne dass die geistige Entwicklung mehr als vorübergehend oder mittelbar beeinträchtigt erschiene, glauben wir verderbliche Einflüsse und Einwirkungen, widernatürliche Anreize, schlechte Beispiele und verkehrte Gegenmittel gegen das sich äussernde Übel annehmen zu müssen. Da aber eine vollkommene geistige Entwicklung bei frühzeitiger moralischer Entartung niemals vorhanden ist, und sich nur selten mit Bestimmtheit behaupten lässt, dass ungünstige Einflüsse nicht stattgefunden haben, so könnte es wohl im einzelnen Falle zweifelhaft sein, ob das verdorbene Individuum einer Idiotenanstalt oder einer Besserungsanstalt „mit Recht“ zuzuweisen ist. Ein solcher Zweifel dürfte aber nur von theoretischem und nicht von praktischem Belange sein, wenn die Idioten- und die Besserungsanstalten überall das wären, was sie sein sollten.

Wir haben, was den Zweck der Besserung anbetrifft, schon früher im ersten Cyclus unserer Vorträge darauf hingewiesen, dass die Anstalten für die Besserung moralisch entarteter Kinder keineswegs eine von den übrigen pädagogischen Heil- und Besserungsanstalten abgeschiedene Stellung einnehmen dürften. Bei der Mehrzahl Derer, welche ihnen überwiesen werden, sind allerdings verderbliche Einflüsse, die von frühester Jugend an wirksam waren, anzunehmen, so dass die Entartung so zu sagen als eine durch Ansteckung entstandene oder künstlich erzeugte bezeichnet, und die körperliche wie die geistige Organisation als eine ursprünglich gesunde oder doch an sich die moralische Krankheit nicht bedingende und nicht einmal begünstigende vorausgesetzt werden kann. In allen Fällen aber ist die Intelligenzentwicklung eine zwar nicht überhaupt, aber theilweise gehemmte und zugleich in andern Richtungen verfrühte und übertriebene, also durchweg abnorme; in manchen Fällen ist eine ursprüngliche, wenigstens

an den Idiotismus anstreifende Stumpfheit oder Beschränktheit vorauszusetzen, und in einzelnen liegt ohne Zweifel der Ausgangspunkt für die Entwicklung der moralischen Krankheit, von der specifischen Organisation, welche Form und Character des Seelenlebens unmittelbar bedingt, abgesehen, in körperlichen Zuständen, aus welchen eine Verfälschung und Verkehrung der natürlichen Triebe hervorgegangen ist. Dass körperliches Leiden, auch wenn es von Jugend auf vorhanden ist, die geistige Entwicklung schlechthin oder in ihrer Höherichtung benachtheilige und vermöge der Gemüthsverstimmung einen ungünstigen Einfluss auf den moralischen Character ausüben müsse, lässt sich keineswegs behaupten. Aber unzweifelhaft gibt es krankhafte Zustände, und zwar solche, die sich weder in ausgeprägter Form darstellen, noch mit einem ausgesprochenen Leiden verbunden sind, durch welche das geistige und Gemüthsleben wesentlich verstimmt wird und aus denen sich krankhafte Neigungen, z. B. die vor Allem wichtige Onanie, erzeugen. Dass sodann von einer sehr frühzeitig entwickelten Neigung, wie es die Onanie ist, gerade wenn sie nicht eine blos körperliche Befriedigung bleibt, sondern die Phantasie in Spiel setzt, die Entartung des ganzen Gemüthslebens ausgehen und eine Willensschwäche, die jedes Zusammennehmen und den Widerstand gegen das hervortretende Gelüst unmöglich macht, sich dessenungeachtet aber zugleich die Form der oppositionellen Hartnäckigkeit geben kann, lässt sich nicht läugnen, obgleich es sehr schwer fällt, den Beweis durch die Erfahrung an bestimmten Fällen in genügend frappanter Art herzustellen, da auf dem Gebiete der menschlichen Entwicklung das Verhältniss der Ursache und der Folge, des Bedingenden und des Bedingten selten als ein einfaches und einfach auszudrückendes hervortritt. Jedenfalls finden wir bei moralisch entarteten Kindern ziemlich häufig die sehr frühzeitig und spontan entwickelte Onanie, aber trotz derselben die allgemeine sinnliche Erregbarkeit, die Muskulosität und den Thätigkeitstrieb nicht herabgestimmt und vermindert, sondern eher gesteigert, so dass wir das Bild einer im Allge-

meinen verfrühten Entwicklung erhalten, die nach der moralischen Seite hin die Fesseln des Schamgefühles überhaupt gelöst, die sympathischen Gefühle erschöpft und den Empfindungstrieb zu einem raffinirten gemacht hat. Der Zusammenhang, in welchem der übermässig gereizte Wollusttrieb mit der Grausamkeit steht, ist häufig genug bemerkt und hervorgehoben worden, und wenn er bei den Ausschweiflingen beider Geschlechter im reiferen Alter zuweilen auf das unzweideutigste hervortritt, so kann es nicht auffallen, dass er sich bei einer verfrühten geschlechtlichen Befriedigung unmittelbar geltend macht, da wir auch sonst eine eigenthümliche Correspondenz zwischen den Erscheinungen der Vorreife und der Erschöpfung beobachten. Wo die Onanie im Allgemeinen schwächend wirkt, also an der körperlichen und geistigen Kraft auffallend zehrt, pflegt meistens die Ab- und Auszweigung der moralischen Entartung in positiv unmoralische Neigungen nicht einzutreten, und es möchte zu behaupten sein, dass in solchen Fällen das Gemüth, obgleich es an Energie verliert, seine moralische Bestimmtheit, wie sie früher characterisirt worden, nicht einbüsst. Seltne Ausnahmen aber sind gewiss diejenigen Organisationen, bei denen sich die Onanie spontan entwickelt, ohne dass einerseits die körperliche und geistige Kraft geschwächt erscheint, andrerseits eine Gemüthsentartung Platz greift, indem die Entwicklung des geistigen Vermögens in der Höherichtung vor sich geht — Ausnahmen, die es erfahrungsmässig gibt, und die nur bei einer trotz der ursprünglichen Krankhaftigkeit, welche die Onanie bedingt, ausnahmsweise glücklichen Organisation möglich sind. Dass jedoch auch hier die Onanie einen nachtheiligen und zwar nachhaltig schädlichen Einfluss ausübt, obgleich oder weil sie die Entwicklung beschleunigt haben mag, wird sich kaum abläugnen lassen. — Die bei den Idioten häufige Onanie ist, wie wir schon öfter ausgesprochen, ohne Zweifel organisch bedingt und übt zugleich, wie es nicht anders sein kann, eine schädliche Rückwirkung aus, indem sie die vorhandene Schwäche — und zwar vorzugsweise die geistige, weniger die körperliche — steigert und bei mildgradigen Idioten in

der bezeichneten Art mit der moralischen Entartung wenigstens theilweise bedingend zusammenhängt.

Wie der körperliche Zustand, der die frühzeitige Neigung zur Onanie begründet, sich gegenwärtig kaum genauer bestimmen lässt, indem die Neigung in spontaner Art auch bei Kindern hervortritt, welche weder zu den scrophulösen torpider oder erethischer Form — welche letztere als die gefährlichere erscheint — noch zu den rhachitischen gerechnet werden können, sondern ebenso kräftig wie lebhaft sind, so wird es überhaupt in den meisten Fällen unmöglich sein, die Bedingtheit einer ursprünglichen Abnormität der Triebe und Neigungen bei einer im Allgemeinen gesunden Constitution und Entwicklung in körperlichen Zuständen nachzuweisen. Aber die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit des Nachweises gibt nicht das Recht, die körperliche Bedingtheit moralischer Abnormitäten schlechthin oder doch in allen Fällen, wo sie nicht nachweisbar ist, zu läugnen, vielmehr muss dieselbe an sich, sofern man den Begriff des Körperlichen nicht beschränkt, schlechthin angenommen werden, d. h. es kann sich eigentlich nur darum handeln, ob man den Grund der hervortretenden Abnormität in einer „umschriebenen" Verbildung oder Verstimmung, welche in den Centralorganen des Nervensystems gegeben ist, oder in einem peripherischen Zustande, der auf das Nervenleben zurückwirkt, suchen will. Einen solchen peripherischen Zustand, der die abnorme Erscheinung mittelbar bedingt, kann man wohl im Unterschiede von dem organischen Grunde, der sie unmittelbar bedingt, einen „körperlichen" nennen, obgleich die centrale Verbildung oder Verstimmung in dieser Bezeichnung gleichfalls begriffen ist. Diese Auffassung steht mit dem, was wir über die Selbständigkeit der moralischen Anlage im Allgemeinen gesagt haben, keineswegs im Widerspruche, und schliesst unter Anderem auch nicht aus, dass abnorme, und zwar in abnormer Ausprägung von Jugend auf hervortretende Neigungen dem Kinde mittelst der Zeugung eingepflanzt sind. Denn wenn alle Organisation nothwendig von einer Urerregung, die sich selbständig fortsetzt, ausgeht, und wenn die Bestimmtheit der organischen

Gesammtanlage zunächst und wesentlich von der Bestimmtheit jener Urerregung abhängt, während allerdings das selbständige Leben nur insoweit existirt und sich fortsetzt, als die Erregung zum stofflichen Processe geworden ist, und die bewegte Materie Form gewonnen hat, so können wir uns zwar keine Bestimmtheit einer Lebensäusserung oder Function ohne einen bestimmten organischen Grund, aber ebensowenig diesen, sofern er den Character der Ursprünglichkeit haben soll, ohne eine ursprüngliche Bestimmtheit der sich fortsetzenden, d. h. in stoffliche Processe umsetzenden Erregung denken. Wir dürfen hiernach, ohne die psychische Bestimmtheit als etwas „Nachträgliches", von den mehr oder weniger zufälligen Modificationen der „Ernährungsverhältnisse" Abhängiges gelten zu lassen, die Frage nach dem Grunde einer frühzeitig hervortretenden psychischen und insbesondere moralischen Abnormität — wobei wir jetzt solche im Auge haben, die durch ihre Beschränktheit um so schärfer hervortreten — auf die Frage reduciren, ob diese Abnormität in einer centralen Verbildung oder Verstimmung oder in einem peripherischen Zustande, der das Nervenleben beeinflusst, zu suchen sein möchte.

Ob die Zustände der letzteren Art ursprünglich gegebene oder in der ersten Kindheitsperiode durch äussere Einflüsse entstandene sind, dürfte in vielen Fällen bezüglich der Wirkung keinen Unterschied machen — ein Punct, den wir schon früher einmal berührt haben — und ebenso könnten wohl ähnliche Erscheinungen durch eine centrale Verbildung oder Verstimmung und durch den Bestand eines peripherischen Übels, das nicht offen zu Tage zu treten braucht, hervorgebracht werden, oder es ist vielmehr diese Möglichkeit durch die Beobachtungen der Psychiater für die Erscheinungen und Vorerscheinungen der Gemüths- und Geisteskrankheiten festgestellt, so dass kein Grund vorhanden ist, sie für die Entwicklungszeit des Individuums und für den Character, den in ihr die Functionen dauernd annehmen, schlechthin unzulässig zu finden. Dabei ist allerdings einestheils festzuhalten, dass die Wirkung äusserer Einflüsse bis zu einer gewissen Grenze

von der gegebenen Organisation abhängt, und anderntheils nicht von der Möglichkeit abzusehen, dass das peripherische Leiden zu einem solchen vermöge des Entwicklungsfortschrittes geworden, also die Veräusserung eines ursprünglich centralen Leidens sein kann, in welchem Falle der rückwirkende Einfluss des peripherischen Zustandes die Unvollständigkeit der Veräusserung oder eine noch nicht überwundene — mehr oder weniger beschränkte — Schwäche in den Centralorganen bedeutet.

Die Phrenologen haben den Trieben und Neigungen, deren frühzeitige und abnorme Entwicklung häufig vorkommt, besondere Organe oder „Sinne" zugewiesen, deren „Stelle" sie erfahrungsgemäss, d. h. durch die Beobachtung eines steten Zusammentreffens mit gewissen Schädelerhöhungen, bestimmt zu haben behaupteten. Die entscheidenden — physiologisch-anatomischen und psychologischen — Einwände, welche sich gegen die Sicherheit und Berechtigung dieses Verfahrens machen lassen und gemacht worden sind, brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Daher sei nur bemerkt, dass, wenn wir von dem organischen Grunde abnormer Triebe und Neigungen sprechen, die betreffende Verbildung oder Verstimmung als eine locale wohl gedacht werden kann, obgleich keineswegs, selbst bei isolirt hervortretenden Trieben oder vielmehr Triebbestimmtheiten und Neigungen, gedacht werden muss, besondere Trieb- und Neigungsorgane aber nicht existiren können oder hinter den Organen, in deren Energie sich die Triebe und Neigungen offenbaren, liegen, folglich, da eine fortgesetzte Verinnerung aller Energieen besteht, durchaus „innerlich" sein müssten. Sofern wir also eine locale Verbildung oder Verstimmung, durch welche die Abnormität eines Triebes oder einer Neigung bestimmt ist, annehmen, haben wir sie als eine partielle Hemmung, Störung oder Steigerung allgemeiner Functionen aufzufassen, die als solche nothwendig zu einer mehr oder weniger eingreifenden Bestimmtheit des Gefühls- und Vorstellungslebens wird, aber zugleich eine tiefgreifende und nicht als Leiden reflectirte sein muss, wenn sie den Grund für die abnorme Entwicklung und Gestaltung von

Trieben und Neigungen abgeben soll, wobei jedoch wiederholt gesagt sein mag, dass im Gebiete des Organischen Grund und Folge nicht in abstracter Weise zu scheiden sind, indem jede Folge wieder zum rückwirkenden Grunde wird. Hiernach dürfen wir auch peripherische, nicht in den Centralorganen gegebene und beschlossene Hemmungen und Steigerungen, insofern sie dem Bewusstsein nicht objectiv werden, als Factoren moralischer Abnormität und Deformität in einzelnen Fällen annehmen, eine Annahme, welche der phrenologischen von besonderen Trieb- und Neigungsorganen entschieden entgegensteht und zwar eine gewisse Abhängigkeit des „Moralischen" vom „Physischen", aber doch nicht, wie die Anschauung der Phrenologen, das unmittelbare Werden und Gegebensein der moralischen Abnormität und Deformität, also in praktischer Hinsicht eine grössere Möglichkeit der Besserung setzt. Vom phrenologischen Standpunkte ausgehend, würde der bessernde Erzieher darauf verzichten müssen, die einmal abnorm entwickelte Neigung thatsächlich zu überwinden, also sich darauf angewiesen finden, den ihr entgegenwirkenden Willen zu stärken, während wir der Ansicht sind, dass in vielen Fällen für die moralische Besserung die Besserung der körperlichen Zuständlichkeit wichtig und ergiebig, überhaupt aber, sofern die Entartung keine durchgreifende geworden, eine mehr oder weniger vollständige Restauration der moralischen Gemüthsbestimmtheit möglich ist.

Das, worauf es für den Zweck der moralischen Besserung ankommt, ist einerseits die möglichste Beseitigung, Zurückdrängung oder Paralysirung der Einflüsse und Grundübel, von denen die moralische Entartung ausgegangen ist und ausgeht, andrerseits die möglichste Entwicklung der höheren menschlichen Triebe, die wir früher unter dem Begriffe des „Offenbarungstriebes" zusammengefasst haben. In beiden Beziehungen ist das „Eingehen auf die Individualität", in der ersteren die Ermittlung der Eigenthümlichkeiten, welche das Kind von Jugend auf gezeigt hat, der Verhältnisse und Einflüsse, unter denen es erwachsen ist, seinen Grundneigungen, aus denen sich andere ableiten lassen, sowie seiner körperlichen und

geistigen Anlagen, also die ätiologische und Zustandsuntersuchung, in der letztern die zweckgemässe Bethätigung der vorhandenen höheren Fähigkeiten nöthig, da die Heilmethode eine vorherrschend positive sein muss. Moralische Ermahnungen und Strafreden nützen sowohl da, wo eine krankhafte, mehr oder weniger ausgedehnte Neigung — wie die zur Onanie oder die nicht seltene zu einem wenigstens theilweise zwecklosen Verstecken und Stehlen — spontan hervorgetreten sind, als da, wo widernatürliche Anreize, Verführung und schlechtes Beispiel eine ausgebreitete Gemüthsentartung bewirkt haben, nicht das Mindeste. Die religiöse Einwirkung, sofern sie sich nicht mit den Strafreden verknüpft, und hierdurch bei vielen der Entarteten ganz unwirksam, bei andern zu einem gefährlichen Antidotum wird, gehört zu den positiven Heil- und Erziehungsmitteln, und ihre Wichtigkeit ist nicht zu verkennen, da die Fähigkeit der Sammlung, der Concentration des Gemüthes und Geistes auf ein vorgestelltes und der Vorstellung imponirendes Object, den moralisch Entarteten wie den Idioten fast gänzlich zu fehlen pflegt, und dieser Mangel nicht nur ein Symptom, sondern auch eine Ursache der Entartung, d. h. für die ungehemmte Ausbreitung derselben der wesentlichste negative Factor ist. Wenn aber hierdurch eine besondere Energie der religiösen Einwirkung, ein besonders imponirendes und ergreifendes Vergegenwärtigen der höheren Macht gefordert erscheint, so würde doch das Häufenwollen tiefer Eindrücke die Wirkung nicht verstärken, sondern schwächen, und diese kann und darf demnach nicht forcirt werden.

Dass der Befriedigung der schlechten Neigungen negativ, durch Überwachung, Verhinderung und Strafe auf das entschiedenste entgegengewirkt werden muss, wird Niemand in Abrede stellen. Die Besserungsanstalten bedürfen einer ungewöhnlich strengen und streng eingehaltenen Lebensregelung einer unnachsichtigen Disciplin, und müssen einen unbedingten Gehorsam erzwingen, da nur durch diesen die Fähigkeit der Selbstbeherrschung hergestellt werden kann. Aber die Lebensregelung muss im Allgemeinen eine gesundgemässe sein

und sich für einzelne Zöglinge mit Berücksichtigung ihrer constitutionellen und moralischen Schwächen und Abnormitäten modificiren, wobei es hier unerlässlich ist, die Abweichungen von der allgemeinen Regel als Ausnahmen scharf zu umgrenzen, und nach unserer Ansicht vortheilhaft sein möchte, sie in jedem Falle, also auch dann, wenn sie durch Rücksichten auf die Gesundheit nicht bedingt sind, für den Zögling unter den Gesichtspunkt von Gesundheits-, d. h. Heilungs-Maassregeln zu bringen. Entsprechend muss bei der Überwachung die Individualität berücksichtigt werden, und auch bei der Bestrafung dürfen und müssen Modificationen stattfinden, obgleich es im Allgemeinen nothwendig ist, die Zöglinge daran zu gewöhnen, dass sie die Strafe als eine unvermeidliche und an sich bestimmte Consequenz der unerlaubten Ausschreitungen ansehen. Von Belohnungen für das angestrengte moralische Verhalten und die besondere intellectuelle Leistung kann und muss vielleicht hier, wo es sich um abnorme Individuen handelt, ein vorsichtiger Gebrauch gemacht werden, während von der Gesundenerziehung solche Belohnungen, welche die moralischen und Erkenntnisstriebe verfälschen und bei der unverständigen, die Entartung fördernden Behandlung eine Hauptrolle spielen, streng auszuschliessen sind. Etwas Anderes ist es mit den „Preisen", welche für besondere Leistungen, im Spiel, in den gymnastischen Übungen und selbst in den eigentlichen Arbeiten auch bei der Gesundenerziehung nicht nur zulässig, sondern in der Ordnung sind, um so mehr also bei der Erziehung moralischer Entarteter, denen das Bedürfniss, sich hervorzuthun, fast niemals fehlt, obgleich es immer eine falsche Richtung genommen hat. An der Abwechselung von Genuss und Arbeit darf es auch in den Besserungsanstalten nicht fehlen. Mit der strengsten Disciplin, mit religiösen Einwirkungen und dem gewöhnlichen Schulunterrichte wird eine gründliche Besserung nicht erzielt, sondern nur bei den einen mit der Krankheit die Kraft gebrochen oder auch eine mit der Fortdauer krankhafter Neigungen vereinbare schwächliche Nachgiebigkeit hervorgebracht, bei den andern der zurückgedrängte unmoralische Wille verinnert, so dass

die Befriedigung raffinirter wird, und der wieder entfesselte Trieb sich verstärkt geltend macht. Es bedarf daher aussergewöhnlicher Mittel, um den Geselligkeitstrieb zu stärken und zu veredeln, den Erkenntnisstrieb zu wecken, den Wirktrieb — der zunächst und vorzugsweise in das Auge zu fassen ist, weil den meisten Entarteten die Bethätigungslust nicht fehlt, also an sie angeknüpft werden kann, die Theilnahme aber, die für die forschreitende productive Arbeit gewonnen wird, unmittelbarer und nachhaltiger sittlicht als passive Gemüthserregungen und selbst die Theilnahme am theoretischen Unterrichte, die sich schwieriger gewinnen lässt — in angemessener Richtung zu kräftigen und auszubilden.

Aus diesen Andeutungen — die wir später auszuführen und zu ergänzen Gelegenheit haben werden — ergibt sich zur Genüge, dass die Aufgaben der Besserung moralisch entarteter Kinder und der Idiotenerziehung sehr nahe aneinander grenzen, dass sie dieselben theoretischen Vorkenntnisse und Untersuchungen in Anspruch nehmen, und dass die Praxis der Besserungs- und Idiotenanstalten bezüglich eines grossen Theils der diesseitigen und jenseitigen Zöglinge eine sehr ähnliche sein muss oder sein müsste. Daher dürfte die Combination von Idioten- und Besserungsanstalten, die wir früher vorgeschlagen haben, keine grossen wie keine andern Schwierigkeiten bieten als solche, deren Überwindung an sich ein Fortschritt der Heilpädagogik wäre. Insbesondere würden sich aus der verbundenen Praxis auch neue, nach allen Seiten förderliche Gesichtspunkte für das Verhältniss der moralischen und intellectuellen Fähigkeiten ergeben, und der Erkenntniss der organischen Bedingtheit, die wir für diese Fähigkeiten anzunehmen haben, ein erweitertes Beobachtungsgebiet geboten werden. Überhaupt aber müssen wir hoffen, dass die heilpädagogische Gesammtpraxis allmählig anthropologische Ergebnisse liefert, welche zunächst ihr selbst, weiterhin aber der allgemeinen Erziehung zu Gute kommen. Bis jetzt — dies Eingeständniss zu machen, wird kein Kundiger sich weigern — ist die Anthropologie noch eine äusserst lückenhafte Wissenschaft, und für die Brücke, die von der Psychologie zur

Physiologie zu schlagen wäre, kaum einige Anfänge und Ansätze vorhanden, so dass zum Ausbau derselben noch eine lange Zeit und vielseitige Anstrengungen erforderlich sein möchten. Für die Förderung des Baues ist es jedenfalls wesentlich, dass sich zunächst die Untersuchung des todten und die Beobachtung des lebenden Menschen, sodann überhaupt die Theorie und die Praxis fortgesetzt in die Hände arbeiten.

Hinsichtlich der organischen Bedingtheit des Idiotismus sind bis jetzt die Veränderungen und Defecte, die man durch die Section im Gehirn und Rückenmark Idiotischer vorgefunden hat, zu den Graden und Formen des Übels in kein bestimmtes Verhältniss gebracht worden. In manchen Fällen hat man andere Veränderungen und Defecte als solche, die sich auch bei Nichtidiotischen finden, und selbst irgend welche Anomalien, nicht entdecken können. Dr. Griesinger sieht den Grund hiervon in der Flüchtigkeit der Untersuchung und der Mangelhaftigkeit der Untersuchungsmittel, nimmt aber doch ausser den organischen Veränderungen auch blosse Functionsanomalien, obgleich nur in seltenen Fällen an. Solche Functionsanomalien könnten aber wieder nur auf quantitativen Missverhältnissen von Theilen, deren nothwendiges Verhältniss noch nicht erkannt ist, oder auf mangelhaften und deformen Bildungen, die sich der Untersuchung entziehen, oder endlich auf materiellen Veränderungen, seien es diffuse oder lokale, beruhen, von denen dasselbe gilt. Uns scheint also im Allgemeinen zwischen diffusen und lokalen materiellen Veränderungen oder Beschaffenheiten, welche die Form der Organe bestehen lassen, organischen Missverhältnissen und Verbildungen, die durch materielle Abweichungen nicht bedingt sind und solche nicht bedingen, und Defecten oder Verbildungen, welche mit materiellen Veränderungen unmittelbar zusammenhängen, ihr Resultat sind und sie theilweise fortbestehen lassen, unterschieden werden zu müssen — ein Unterschied, von dem wir nach unseren früheren Erörterungen glauben, dass er für die Formen der Idiotie nicht bedeutungslos ist. Dr. Griesinger führt als Befunde bei Idioten an:

allgemeine Gehirnarmuth, partielle Verkleinerungen, einzelne Defecte, halbseitige Atrophie, Verkümmerung an der *medulla oblongata,* chronischen Hydrocephalus, diffuse Wucherung der Bindesubstanz, Gehirnhypertrophie mit kurzer oder mittelmässiger Schädelbasis, mehrere Fälle eines ungemein schwerwiegenden Gehirns. Mit diesen inneren Zuständen finden sich theils immer und nothwendig, theils zuweilen combinirt: die Schädelverdünnung und die Verdickung des Schädels, Abweichungen am Schädeldache, die als primäre oder als secundäre aufgefasst werden können und in den meisten Fällen sich als verfrühte Schliessungen der Nähte darstellen, Anomalien der Schädelbasis, insbesondere anomale, entweder an sich bestehende oder durch Kyphose bedingte Verkürzung. Die Abweichungen am Schädeldache und die Verkürzung der Basis hat Virchow, wie gelegentlich erwähnt, eingehenden Untersuchungen unterworfen, wobei er sich geneigt zeigt, die anomale Knochenbildung als primäre und als eigentlichen Grund der mangelhaften Gehirnentwicklung anzunehmen, und — in den „Untersuchungen über die Entwicklung des Schädelgrundes" — die Consequenzen nachweist, welche die Veränderungen des Schädelgrundes für die Veränderungen der Kopf- und Gesichtsbildung in normaler Weise, während der Entwicklungszeit des Organismus und bis zum Alter, die anomalen Verkürzungen aber — die durch einen verfrühten Abschluss des Wachsthums in den vorderen Partien des Schädelgrundes und durch seine Biegung stattfinden — für die sich bleibend ausprägende Schädel- und Gesichtsform haben. Insbesondere zeigt er, wie die Verkürzung das Vortreten der Gesichtsbasis, den spitzen Gesichtswinkel oder den Prognathismus bedingt, und es versteht sich von selbst, dass er die pathologischen Bildungen mit den Normalschädeln der inferioren Rassen wenigstens vorübergehend in Parallele setzt. Berücksichtigt werden ausserdem von Virchow und Griesinger die Compensationen, in denen sich die Verkürzung oder Verengung der Schaale an gewissen Stellen durch die Ausdehnung an anderen ausgleicht, und Missformen wie den Breitkopf, den Schmalschädel, den Sattelkopf und den Zuckerhutkopf, aber — wie von vornherein anzuneh-

men scheint — zum Vortheile der Gehirn- und Geistesentwicklung.

Wir sind, was die organische Bedingtheit der seelischen und geistigen Individualität anbetrifft, im Allgemeinen der Ansicht, dass es dabei weit weniger auf die Ausdehnung und das Gewicht der Gehirnmasse, als auf die materielle Beschaffenheit, die durchgehende Structur, die Formation, welche in der Menge und Art der Windungen erscheint, die Gestalt und das Verhältniss der einzelnen Theile zu einander ankommt. Die Functionsfähigkeit und Kräftigkeit eines Organs lässt sich nicht einfach messen und wägen, und am allerwenigsten die des Gehirnes. Von der Form abgesehen, sind es nur die abnorm ausgedehnten und die abnorm kleinen, die abnorm leichten und die abnorm schweren Gehirne, also, insofern die Schaale ein Maass für den Inhalt ist, die abnorm grossen und die abnorm kleinen Schädel, welche auf eine Abnormität des Organs schlechthin und seiner Functionsfähigkeit schliessen lassen. Das Recht zu diesem Schlusse scheint dadurch beeinträchtigt, dass der Schädel dicker oder dünner sein, also ein Gehirn von mittlerem Umfange abnorm gross, ein abnorm kleines von mittlerer Grösse, ein mittelgrosses klein vermöge seiner Umgebung erscheinen kann. Indessen ist die abnorme Dicke oder Dünne der Schädelknochen an sich eine Abnormität und zwar eine solche, von der anzunehmen ist, dass sie mit Gehirnzuständen zusammenhängt — wie ein solcher Zusammenhang in einzelnen Fällen nachgewiesen und bekannt ist — während sich auch die abnorme Leichtigkeit oder Schwere des Gehirns in der Kopfhaltung und der Ausbildung der Kopfträger verräth, also für das Auge fühlbar wird. Wir können uns weiterhin, wie hiermit theilweise schon ausgesprochen, der Ansicht nicht anschliessen, dass die Bildungsanomalien des Schädels in der Regel primäre sind und die Gehirnentwicklung hemmen, um so weniger als von den Vertretern dieser Ansicht selbst auf den noch zu erforschenden Zusammenhang zwischen der Ausbildung des Knochen- und Nervensystems hingewiesen wird. Daher nehmen wir an, dass sich das Gehirn, von zufälligen Einwirkungen und von peripherischen

Krankheitsprocessen, welche in die Knochenbildung eingreifen, also den eben ausgesprochenen Zusammenhang kreuzen, abgesehen, d. h. in der Regel seine Schaalen so bildet, wie es sie seiner Anlage und Entwicklung gemäss zu bilden vermag. Hierbei möchte zu beachten sein, dass, wie die verschiedenen Gehirnschaalen sich allmälig zusammenschliessen, die verschiedenen Partieen des Gehirns, indem sie sich entwickeln, ihr Verhältniss gewinnen, dass also durch die Tendenz eines verfrühten innerlichen Zusammenschlusses die nothwendige Entfaltung einzelner Partieen beeinträchtigt wird, und diese Tendenz in der Schwäche der an sich vermittelnden Partieen begründet erscheint. Von diesem Gesichtspunkte aus liesse sich vielleicht der verfrühte Wachsthumsabschluss der vorderen Basilarknochen und selbst die Basilarkyphose erklären. Die Compensation müssen wir als den Ausdruck einer durchkreuzten aber nicht gehemmten Entwicklungstendenz ansehen, das entstehende Missverhältniss aber, obgleich die Energie des einigen Organs sich behauptet, nicht blos als ein äusserliches, wobei bemerkt sein mag, dass Virchow zwar eine Compensation der Basisverkürzung durch die Ausdehnung des Daches aber keine umgekehrte annimmt, während Griesinger den Aztekentypus, wie er ihn bezeichnet, auf eine Compensation mittelst grösserer Ausdehnung der Basis zurückführt. Im Allgemeinen sehen wir in der Kopfform den Ausdruck der Gehirnorganisation, erkennen aber Ausnahmen an, die einestheils durch Einwirkungen auf den Schädel, welche lokale Verdickung oder Erhöhung zur Folge haben, anderntheils durch solche materielle Veränderungen bedingt sind, welche zunächst die Entwicklung und Gestaltung des Gesammtorgans nicht beeinträchtigen. Zu den Ausnahmen der letzteren Art gehören eine grosse Anzahl Idioten, insofern wir bei ihnen eine entschieden abnorme Kopfform nicht finden.

Die Behauptung Sequins, dass unter den nichtkretinischen Idioten sehr viele sind, deren Kopfform keine auffallend andere ist, als sie auch bei gesunden und mässig begabten Kindern vorkommt, können wir aus unserer Erfahrung nur

bestätigen, ebenso aber seine weitere Beobachtung, dass auch bei den im Allgemeinen gut geformten Köpfen sich eine verlängerte Schläfenvertiefung, durch welche die aussenseitliche Hälfte des Augenhöhlenbogens hineingedrückt erscheint, bemerkbar macht. Die Stirn erscheint hierdurch nach der Nasenwurzel hin keilartig zusammengedrängt, und wenn sie dabei überhaupt wenig entwickelt ist, macht sie unmittelbar den Eindruck einer ausserordentlichen Beengtheit, so dass sie als die ausgesprochene Idiotenstirn gelten mag. Auffallende Kopfgrösse haben wir in unserem Kreise bei zwei „geheilten" Hydrocephalischen, jedoch keineswegs in einem Maasse, das nicht auch bei geistesgesunden Kindern vorkäme; die Fälle auffallender Kleinheit sind früher erwähnt. Eine entschieden prognathische Gesichtsbildung war unter den von uns behandelten Idioten nur bei zweien, der beschränkten und beschränkt-narrenhaften Form angehörigen (T. I. F. 6. und T. IV. F. 5.) vorhanden. Der Gesichtswinkel in seinem Verhältniss zum Nasenwinkel gibt für den Character des ganzen Kopfes jedenfalls nur einen ungenügenden Anhalt. Zunächst kommt es auch, und zwar, wie uns im Unterschiede von Virchow scheint, wesentlich auf den dritten Winkel an, der durch die Gehirn- und Gesichtsbasis gebildet wird, und den Raum für die Entwicklung der Nase gewährt, da es von der Grösse desselben abhängt, wie weit sich die Gesichtsbasis im Verhältniss zur Gehirnbasis verlängern muss, um den Prognathismus zu bedingen, und er in der Thierphysiognomie fast verschwindet, wobei die Gestalt der Nasen- und Keilbeinhöhlen physiologisch nicht gleichgültig sein möchte. Ebenso kommt für die zum Prognathismus nöthige Länge der Seiten der Gesichtsbasis die grössere oder geringere Breite der Gehirnbasis in Betracht, in welchem Bezug die fleisch- und pflanzenfressenden Thiere zu vergleichen sind. Endlich bleibt unter allen Umständen, mag das Gesicht ein prognathes oder ein orthognathes sein, für den Character desselben der Winkel wichtig, den der Nasenrücken mit der Stirn bildet, und welcher durch die Vorwölbung der Stirn oder durch den Vorsprung der Nase verkleinert sein kann, wobei, da die Verkleinerung wie die Vergrösserung

ein gewisses Maass nicht überschreiten kann, die übermässig vorgewölbte Stirn mit der eingedrückten Nase und die stark vorspringende Nase mit der zurückgebogenen Stirn zusammentrifft, und ein bestimmtes Stadium der Kopf- und Gesichtsentwicklung vermöge seiner besonderen Ausprägung sich behauptet zu haben scheint. Auf die physiognomische Bedeutung aller dieser Unterschiede kann hier nicht eingegangen werden, da das Thema für eine consequente Behandlung zu weitausgehend ist. Ich will daher nur erwähnen, dass der von Griesinger aufgestellte Aztekentypus, der durch eine abnorme Vergrösserung des Winkels, den Stirn und Nase bilden, bei verhältnissmässiger Schmalheit des Kopfes entsteht, sich unter unsern Zöglingen allerdings annäherungsweise, aber bei keinem ausgeprägt vorfindet. Griesinger nennt die Repräsentanten des Aztekentypus Vogelnaturen, und es lässt sich hier wie überhaupt dem Vergleich mit thierischen Physiognomieen und Eigenschaften eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Der ideale Typus der antiken Plastik stellt durch die senkrechte Fortsetzung der Stirnlinie, die Kürze der Gesichtsbasis, die wieder durch das Hervortreten des Kinns ausgeglichen werden muss, und die dem vertikalen Character des ganzen Gesichts entsprechende Kopfrundung die grösstmöglichste, d. h. eine in der Natur nicht mögliche Entfernung von allen Thierphysiognomieen dar. Der Begriff der Schönheit geht aus dem formellen Begriffe der Verhältnissmässigkeit und der Anschauung vollendeter Menschen hervor.

Siebenter Vortrag.

1.

Das Missverhältniss der heilpädagogischen Anstrengungen und Erfolge, und die über dies Missverhältniss hinausreichende Nothwendigkeit und Bedeutung der Heilpädagogik. — Die Frage der Besserungsfähigkeit und Heilbarkeit der Idioten. — Die „wahren" Idioten und die Verläugnung der Grade des Idiotismus. — Die Negation der Heilbarkeit aus dem Begriffe der Heilung als „Wiederherstellung". — Die mögliche Heilung überhaupt und die mögliche Besserung der Idioten. — Begriffsbestimmung des Idiotismus. — Seguin. — Die Bedingungen der Heilbarkeit und der Heilung. — Rückfälle.

Wir haben schon öfter ausgesprochen oder — wenn man will — zugestanden, dass die Erfolge, welche bis jetzt auf dem Gebiete der Idiotenerziehung erzielt worden sind, zu dem Zeit-, Mittel- und Kraftaufwand, der für sie gemacht werden musste, in einem höchst ungünstigen Verhältnisse stehen. Was die einzelnen Idioten, welche „geheilt" oder gebessert worden sind, für die Gesellschaft sein und leisten können, hat gegenüber jenem Aufwande einen verschwindenden Werth, und wenn es zunächst dem elterlichen Herzen, sodann aber jedem menschenfreundlichen Gemüth eine hohe Befriedigung gewährt, das tief verkommene und entartete Kind zu einem mehr menschlichen Zustande erhoben zu wissen, so muss sich doch in diese Befriedigung, sofern sie wenigstens keine beschränkte und egoistische ist, der störende Gedanke drängen, wie viele Leiden ungemildert bleiben und wie viele Kinder mit ursprünglich gesunden Anlagen ohne Rettung verkommen,

während die Thatsache, dass einzelne Familien das Vermögen besitzen, einen grossen Theil der gesellschaftlichen Arbeit für die Herstellung ihrer Kinder, die doch zuletzt ein belangloses Resultat für die Gesellschaft bleibt, in Anspruch zu nehmen, vom socialen Gesichtspunkte aus durchaus keine befriedigende ist. Wie es aber keine innerliche Genugthuung gewähren kann, in dem Dienste des privilegirten Bedürfnisses zu stehen, so wirft sich, indem man an weitere und grössere Anstrengungen der Wohlthätigkeit und der Gesellschaft überhaupt für die verkommene und entartete Kindheit appelliren möchte, von selbst die Frage auf, ob nicht diese Anstrengungen vernünftiger Weise zuerst und hauptsächlich dahin zu richten sein, wo ein lohnender Erfolg noch zu erwarten ist.

Die Berechtigung dieser Frage ist unbestreitbar, und wir sind daher auf dieselbe in dem ersten Cyclus unserer Vorträge eingegangen, indem wir ausführlich zu begründen suchten, dass die Entartungen, welche im Umkreise des socialen Lebens sich entwickeln, da anzugreifen sind, wo sie ihre entschiedenste Concentration und Ausprägung haben, theils um den Krankheitsheerd abzugrenzen, theils um die Natur der Krankheit kennen zu lernen und sich zu weiter reichenden prophylaktischen Maassnahmen zu befähigen, und dass die Wohlthätigkeit, welche den Kampf gegen die gesellschaftlichen Übel unternimmt, allerdings für sich nicht im Stande ist, diese Übel zu überwinden, aber die nothwendige Reaction dagegen einzuleiten hat, wozu sie sich zweckgemäss organisiren muss und nicht bei einer oberflächlichen Wirksamkeit stehen bleiben darf. Daraus haben wir, was die heilpädagogische Arbeit insbesondere anbetrifft, die Folgerung gezogen, dass der unmittelbare Erfolg derselben bei den Einzelnen einen durchaus unzureichenden und nicht anzuerkennenden Maassstab für ihren Werth und ihre Wichtigkeit abgibt, indem die wesentliche Leistung aller Zweige der Heilpädagogik — deren Zusammenhang unter sich durch unsere letzten Vorträge in mancher Beziehung noch bestimmter, als dies schon früher geschehen, herausgestellt worden ist — darin besteht, dass sie die Kenntniss der körperlich-psychischen Entartungs-

zustände, welche sich in mannichfacher Abstufung entwickeln und ausbreiten, die Erkenntniss ihrer Ursachen und wie die theoretische Feststellung so die vorläufige praktische Gestaltung der Mittel, durch welche ihnen prophylaktisch und in weiterem Umfange entgegengewirkt werden kann und muss, in einer Art fördern und vermitteln, für deren Ausgiebigkeit es keinen Ersatz gibt. Was die Heilpädagogik bisher in dieser Beziehung geleistet hat, mag man immerhin, wie die praktischen Erfolge bei den Einzelnen, zweifelhaft und unbedeutend finden; es ist nicht wenig im Verhältniss zu der noch kurzen Geschichte, welche die systematische Heilpädagogik hat, und zu den Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellten und entgegenstellen, und es berechtigt dazu, von der Zukunft immer reichere Ergebnisse zu erwarten — Ergebnisse, wie sie von einer nur gelegentlich beobachtenden, der Unterlage und Triebkraft einer zusammenhängenden Praxis entbehrenden Wissenschaft nicht zu erwarten wären. Dabei ist hervorzuheben und von uns wiederholt hervorgehoben worden, dass die heilpädagogische Praxis eine Abzweigung der allgemeinen pädagogischen Praxis ist, und das Verhältniss zu dieser weder aufgeben darf, noch aufgeben wird, dass aber die Erweiterung des pädagogischen Beobachtungsfeldes und der pädagogischen Praxis, welche durch die Aufnahme des Heil- und Besserungszweckes stattfindet, keineswegs als eine äusserliche oder zufällige bezeichnet werden kann, sondern mit dem Entwicklungs*bedürfniss* der allgemeinen Pädagogik, mit ihrer tieferen Fortschrittstendenz innerlichst zusammenhängt. Was die Heilpädagogik leistet, soll und wird der Gesundenerziehung zu Gute kommen, und in dieser mittelbaren, nicht in ihrer unmittelbaren Wirksamkeit, also in dem, was sie aus den Kranken, Gebrechlichen und Entarteten noch zu „machen" vermag, ist der eigentliche und letzte Maassstab ihres Werthes zu suchen.

Dessenungeachtet dürfen und wollen wir der Frage, welche Resultate die heilpädagogische Behandlung erzielt und erzielen kann, nicht aus dem Wege gehen. Durch das Zugeständniss, dass die bisher erreichten Erfolge zu den nothwendigen

Kosten und Anstrengungen in einem ungünstigen Verhältnisse stehen, das niemals zu einem „entsprechenden werden wird, und durch den Hinweis auf die mittelbaren Ergebnisse der Heilpädagogik, so wichtig diese werden mögen, sind wir der Verpflichtung, uns über die zunächst möglichen Erfolge auszusprechen, nicht enthoben, und zwar schon desshalb nicht, weil einerseits die Characteristik der betreffenden Zustände eine unvollständige bleibt, wenn die Heilbarkeit und Besserungsfähigkeit nicht in Betracht gezogen wird, und andrerseits der nächste Erfolg für die Wirksamkeit der angewandten Mittel, die allgemein pädagogische in einer bestimmten Modification sind oder es werden sollen, einen vorläufigen Maassstab abgibt. Abgesehen von diesem Grunde aber, der zwar ein ausreichender, aber doch einseitiger ist, hat die Heilpädagogik wie einer unberechtigten Kritik Grenzen zu ziehen, so dem Interesse, das für die Unglücklichen, die sie behandelt, vorhanden ist, über die Hülfe, welche sie leistet und für möglich hält, Rechenschaft zu geben. Obgleich wir daher in den bisherigen Vorträgen zusammenhängende Krankengeschichten nicht gegeben haben, wie wir sie nicht zu geben hatten, durften wir doch die gelegentliche Erwähnung der in unserem Kreise erzielten Resultate nicht versäumen, und werden das Urtheil, welches wir über die Heilbarkeit und Besserungsfähigkeit der Idioten gewonnen haben, zu formuliren suchen, wobei wir allerdings, was die thatsächliche Unterlage dieses Urtheils angeht, da eigentliche Krankengeschichten nicht im Plane unserer Vorträge liegen, theils auf unsere sonstigen Veröffentlichungen und Rechenschaftsberichte verweisen, theils das Zutrauen in Anspruch nehmen müssen, dass unsere Ansicht keine willkürlich angenommene und ausgebildete Meinung ist, sondern an den gemachten Erfahrungen ihre Entwicklung und Bestätigung gefunden hat. Dass wir das Erreichte und Erreichbare nicht überschätzen, glauben wir in den bisherigen Vorträgen schon zur Genüge gezeigt zu haben, wollen aber nicht versäumen, sogleich und ausdrücklich noch hervorzuheben, dass, wie die Praxis der Idiotenerziehung überhaupt eine unentwickelte ist, so unsere besondere Praxis, abgesehen davon, dass sie eine

verhältnissmässig kurze war, weder an sich, d. h. als System, sich vollständig durchgebildet hat, noch auch, soweit sie an sich formirt ist, zu einer ungehemmten und unverkürzten Übung gelangen konnte. Hiernach muss es uns unberechtigt erscheinen, wenn man sich bei der theoretischen Erörterung des auf dem Gebiete der Idiotenheilung oder Idiotenerziehung Erreichbaren für eine enge Begrenzung desselben auf die bereits gemachte Erfahrung beruft, also das Endurtheil, welches man fällt, durch sie begründet annimmt. Die für ein solches Endurtheil ausreichenden Erfahrungen sind eben noch nicht gemacht, weil die Praxis, in der sie gemacht werden können, eine unentwickelte ist, und dies zu berücksichtigen, möchten wir sowohl diejenigen, denen wir die Grenzen des Erreichbaren zu eng, als diejenigen, denen wir sie zu weit zu stecken scheinen, aufgefordert haben.

Da wir die pädagogische Behandlung von Idioten als eine heilpädagogische bezeichnen, so dürfen wir von der hier und da hervorgetretenen „scharfen", auf einer strengen Fassung des Begriffes Heilung fussenden Negation der „Heilbarkeit" des Idiotismus nicht absehen, sondern müssen uns darüber erklären, inwiefern wir eine solche Heilbarkeit behaupten und nicht behaupten. Wenn man sagt, wie geschehen, dass diejenigen, die in den Berichten der Idiotenanstalten als geheilt angeführt werden, keine „wahren" Idioten gewesen seien, diese Behauptung aber weder durch eine ausdrückliche Definition des wahren Idiotismus bestimmt, noch durch thatsächliche Nachweise einer nicht vorhanden gewesenen idiotischen Geistesschwäche oder einer nur scheinbaren Heilung unterstützt, so macht man die Unheilbarkeit von vornherein zum wesentlichen Merkmale des Idiotismus, definirt diesen also stillschweigend so, dass man jedenfalls Recht behält und durch kein Experiment widerlegt werden kann. Damit ist aber selbstverständlich die Frage der Heilbarkeit nicht aufgeworfen und motivirt beantwortet, sondern abgeschnitten, wobei auch von Graden des Idiotismus kaum die Rede sein kann. Denn dass die Erziehung im weitesten Sinne, welche „Lebensregelung" schlechthin ist und die diätetische Behandlung einschliesst,

aus dem Menschen nicht mehr machen kann, als wozu er angelegt ist, dass es sich überall nur um die Entwicklung und Ausbildung der vorhandenen Vermögen handeln kann und der von Haus aus beschränkte Nichtidiot den Character der Beschränktheit in einem gewissen Sinne stets behält, lässt sich ebenso wenig läugnen, wie die durchgehende organische Bedingtheit der vorhandenen Vermögen, und man müsste hiernach, um zwischen Idioten und Nichtidioten eine die Stelle der Definition vertretende Grenzlinie mit Rücksicht auf die mögliche Wirksamkeit der pädagogischen Behandlung zu ziehen, dem Idioten jede Entwicklungs- und Ausbildungsfähigkeit absprechen; will man aber für die Unterscheidung die bei dem Idioten vorhandene oder vorhanden gewesene Erkrankung der Centralorgane, die Organe der geistigen Vermögen sind, betonen, so müsste man, da es nicht nur vorübergehende und chronische, sondern auch für das geistige Vermögen mehr oder minder belangvolle Gehirnerkrankungen gibt, und der durch krankhafte Processe bewirkte „Defect“ sich in einigen Fällen von Natur compensirt, in anderen nicht, wiederum von vornherein als das den Idiotismus Characterisirende, die unheilbare Gehirnerkrankung oder den weder von Natur noch durch die Nachhilfe der Kunst wenigstens theilweise auszugleichenden Defect, und beide als den Mangel des geistigen Vermögens oder die gänzliche Unfähigkeit der geistigen Entwicklung bedingend annehmen. Wer demnach von der Unheilbarkeit des Idiotismus spricht, ohne ihn ausdrücklich und anders als durch die Unheilbarkeit zu definiren, erkennt nur das als „wahre“ Idiotie an, was von Anderen als der unterste Grad derselben bezeichnet wird, und dehnt die Grenze des nichtidiotischen Stumpfsinns und Schwachsinns wie der nichtidiotischen Beschränktheit nach unten hin so weit aus, dass er den Idiotismus kaum irgendwo als endemisch vorhanden anerkennen kann. Daraus folgt auch, dass er für Idioten keine „Heil- und Erziehungsanstalten“, sondern nur „Bewahr- und Versorgungsanstalten“ möglich und zulässig finden wird. Wir unsrerseits müssen — in Übereinstimmung mit der allgemeinen Annahme, von welcher noch Keiner, der den

Idiotismus eingehender behandelt hat, abzuweichen sich genöthigt fand — darauf bestehen, dass es Grade des Idiotismus gibt; gibt es aber solche Grade, so gibt es auch eine Erziehung und eine Heilung der Idioten, obgleich allerdings der Sinn der letzteren, der Heilung, welcher verschieden gefasst werden kann, für seine Anwendung auf idiotische Zustände näher bestimmt werden muss.

Wenn, wie gleichfalls geschehen, gesagt wird, dass von einer Heilung bei Idioten nicht die Rede sein könne, weil der Begriff der Heilung „Wiederherstellung" des früheren normalen Zustandes, bei Idioten aber ein solcher niemals vorhanden gewesen, also auch nicht wiederherzustellen sei, so müsste man, um ganz consequent zu bleiben, die Genesis des Idiotismus als eine möglichst ursprüngliche annehmen, also mindestens die Möglichkeit ausschliessen, dass er noch in den ersten Lebensjahren durch verschiedenartige ungünstige Einwirkungen entstehen könne — eine Möglichkeit, die sich offenbar nicht ausschliessen lässt und z. B. durch die Zillner'sche Aetiologie des Idiotismus wissenschaftlich begründet ist. Wollte man diese Möglichkeit nicht ausschliessen, also zugeben, dass der wahre Idiotismus auch in den späteren Entwicklungsperioden entstehen könne, so müsste man geltend machen, dass, so lange der Mensch nicht vollkommen entwickelt ist, immer noch Anlagen in ihm zerstört werden können, dass sich aber die zerstörte Anlage nicht wiederherstellen lasse. Denn die psychischen Vermögen sind in der Anlage gegeben, sobald das psychische Leben beginnt, so lange aber die Entwicklung dauert, theilweise verwirklicht und theilweise unentwickelt, also noch in der Anlage begriffen, die sich vermöge der Entwicklung zur Wirklichkeit umsetzt; soll also der Idiotismus innerhalb der Entwicklungsperioden eintreten können, so ist er, wenn unheilbar, es sicher nicht aus dem Grunde, weil „nichts vorhanden Gewesenes wiederherzustellen" wäre, da ja die Anlage theilweise verwirklicht ist. Man müsste demnach, um die Unheilbarkeit des später entstandenen Idiotismus zu behaupten, den Grund dieser Unheilbarkeit darin suchen, dass, so lange die Entwicklung dauert, immer noch

eine Zerstörung der Anlage oder der Entwicklungsfähigkeit stattfinden kann, und eine solche — nicht auszugleichende — Zerstörung in allen Fällen des wahren Idiotismus annehmen, wobei es sich von selbst versteht, dass der Zustand der schon entwickelten Organe nicht derselbe bleiben kann, da die noch vorhandene Anlage ihre jedesmalige Bestimmtheit in der stattgefundenen Entwicklung hat, also ohne eine Veränderung des schon entwickelten Organismus nicht aufgehoben werden kann. Damit aber würde man zu Consequenzen gelangen, welche den Satz, von dem man ausgeht, als an sich bedeutungslos erscheinen lassen.

Zunächst würde man nicht sagen können, dass es bei dem Idiotismus „Nichts" wiederherzustellen gebe, da in jedem Falle irgend eine Entwicklung stattgefunden hat und selbst die blosse Anlage als ein „Etwas" anerkannt werden muss. Man hätte ausdrücklich zu erklären, dass die Herstellung der zerstörten Anlage, der Entwicklungsfähigkeit, oder vielmehr ihrer Voraussetzungen unmöglich sei, und würde damit weiter nichts sagen, als dass keine Heilung stattfinden könne, wenn ein zerstörender Einfluss tief genug in irgend welche Organe eingegriffen habe, um ihre weitere Entwicklung abzuschneiden. Damit aber wäre weiterhin nur ausgesprochen, dass eine gründliche Störung nothwendig sei, um den unheilbaren Idiotismus, welcher der eigentliche oder wahre Idiotismus sein soll, hervorzubringen. Es ist leicht zu sehen, dass man auf diese Weise einfach bei der Behauptung stehen bleibt, der eigentliche Idiotismus könne nicht geheilt werden, und was geheilt werde, sei kein wahrer Idiotismus, indem man dabei unbestimmt lässt, wie tief der störende Einfluss reichen müsse, um den Idiotismus zu bedingen. Denn auch derjenige, welcher Grade des Idiotismus und die Möglichkeit der Heilung bei milderen Formen annimmt, wird eine gründliche Störung als Bedingniss des Idiotismus von vornherein anerkennen. Warum es aber Grade der die geistigen Functionen hemmenden oder verkehrenden Störung und demgemäss Grade der Heilbarkeit bis hinunter zur Unheilbarkeit bei den Nichterwachsenen nicht ebenso gut wie bei den Erwachsenen

geben soll, ist nicht abzusehen. Daraus, dass bei Erwachsenen nicht mehr die Entwicklungsfähigkeit, sondern einfach die Functionsfähigkeit durch die Störung aufgehoben wird, aber unheilbar aufgehoben werden kann, folgt zunächst, dass die Aufhebung der Entwicklungsfähigkeit nicht Grund, sondern Folge einer tief greifenden Störung ist, und sodann lässt sich wohl sagen, dass schädliche Einflüsse um so tiefer greifen, je weniger der Organismus entwickelt ist, aber ebenso, dass sie in diesem Falle leichter überwunden werden können, also, um das Resultat, die unheilbare Krankheit hervorzubringen, um so tiefer greifen müssen. Wollte man indessen den ersteren Satz — die grössere Gefährlichkeit schädlicher Einflüsse oder irgendwie eingeleiteter Processe bei weniger vorgeschrittener Entwicklung — einseitig betonen, so könnte man doch daraus nur folgern, dass in der ersten Lebenszeit der Idiotismus überhaupt und der tiefste Grad desselben am leichtesten und häufigsten entstehe, nicht aber, dass alle Fälle des vor oder bald nach der Geburt begründeten Idiotismus schwere oder unheilbare sein müssten. Selbst wenn erfahrungsmässig der unheilbare Idiotismus nur als frühzeitig entstandener vorkäme, würde der Grund der Unheilbarkeit nicht in dem Mangel wiederherzustellender Vermögen, sondern nur in der möglichen Ausbreitung oder Steigerung von Processen zu suchen sein, welche die vorgeschrittene Entwicklung einengt oder ausschliesst.

Wir finden also, dass es in der That nur die Umschreibung einer einfachen Behauptung ist, wenn man durch die Definition der Heilung als einer „Wiederherstellung" die Unheilbarkeit des Idiotismus „beweisen" will: der Behauptung, dass nur der unheilbare Idiotismus wahrer Idiotismus sei, dass es keine Grade des idiotischen Zustandes, also auch, da dieser Zustand in der aufgehobenen Entwicklungsfähigkeit begründet sein soll, keine vorübergehende und keine partielle, sondern nur eine dauernde und gänzliche Aufhebung der Entwicklungsfähigkeit gebe. Die vorübergehende Entwicklungshemmung ist eben eine solche, welche durch die Natur oder die Kunst „geheilt" werden kann, und bei einer partiellen

Hemmung oder Störung behält die erzieherische und Heilthätigkeit Angriffspunkte, Anhalte und Aufgaben, so dass sie eingreifen und versuchen muss, mindestens eine „Heilung mit Defect“ zu erzielen — eine Bezeichnung, die sich in der Medicin eingebürgert hat und einen Widerspruch in sich enthalten würde, wenn die Heilung als schlechthinnige Wiederherstellung definirt werden müsste. Sie kann aber nicht so definirt werden, weil sie einerseits keineswegs die frühere Gesundheit oder Normalität voraussetzt — denn die Erfahrung bestätigt häufig genug, dass ursprünglich auftretende krankhafte Zustände in längerer oder kürzerer Zeit gehoben werden — und weil ihr andrerseits nicht zugemuthet werden kann, die gegebene Abnormität oder Schwäche schlechthin zu überwinden, oder auch die frühere Gesundheit und Normalität vollkommen wiederherzustellen, um eben wirkliche Heilung zu sein. Ihre Aufgabe ist stets eine bestimmte und desshalb beschränkte: sie hat den normalen Zustand herzustellen, so weit es unter den gegebenen Voraussetzungen möglich ist, und setzt sie durch, insofern sie einen Krankheitsprocess, der als sie fortsetzender wenn nicht den Organismus zerstören, so doch seine Functionsfähigkeit immer mehr reduciren würde, zum Abschluss bringt, oder früher gehemmte und gestörte Functionen entbindet und regelt, so dass sie ihren wesentlichen Character darstellen. Die Heilung kann also stattgefunden haben, auch wenn der Abschluss des Krankheitsprocesses durch einen bleibenden Verlust, den das Individuum erleidet, erkauft ist, oder die hergestellte Function eine abnorm schwächliche bleibt, da einerseits eine Umgestaltung des Individuums, eine schöpferische Umänderung seiner Existenzbedingtheit ausser dem Bereiche der Möglichkeit liegt — also nicht ein Individuum, sondern nur ein Zustand desselben hergestellt werden kann, und zwar immer nur ein bedingungsweise normaler Zustand — andrerseits die bedingungsweise Normalität, welche durch die Heilung, insofern sie vollkommen sein soll, hergestellt werden muss, sich nur negativ, als das Aufgehobensein einer vorhanden gewesenen Gehemmtheit oder Störung, nicht aber po-

sitiv, als schlechthin erfüllte Möglichkeit genügend bestimmen lässt. Um also von einer vollbrachten Heilung sprechen zu können, kommt es allerdings darauf an, nachzuweisen, dass eine frühere Gehemmtheit oder Störung beseitigt und dadurch die Lebensfähigkeit und die Bethätigungsfähigkeit hergestellt ist, aber weder auf den Nachweis, dass das Individuum wieder das geworden ist, was es war — ein Fall, der streng genommen, niemals eintritt — noch auf den Nachweis, dass die Lebens- und Bethätigungsfähigkeit bis zur Normalität des Individuums schlechthin erhöht worden ist. Mindestens müsste, was den letzteren Punkt anbetrifft, der Höhegrad der Lebens- und Bethätigungsfähigkeit, welcher zur vollbrachten Heilung erforderlich sein soll, nicht unbestimmt gelassen, sondern im Allgemeinen und für den besonderen Fall bestimmt werden, und dies wird durchgängig nicht einmal versucht, weil es in der That bis zur Unmöglichkeit schwer ist. Jedenfalls aber muss derjenige, welcher in einem bestimmten Falle die Heilung läugnet oder im Allgemeinen die Unheilbarkeit behauptet, das Erste und Nothwendigste für die Bestimmung dessen, was Heilung wäre, thun, d. h. er muss das Übel definiren, weil ohnedies seine Behauptung eines jeden Haltes entbehrt.

Was den Idiotismus betrifft, ist uns bei denen, welche seine Unheilbarkeit behaupten, eine irgendwie genügende Definition seines Wesens noch nicht begegnet; insbesondere wird ihrerseits zwischen den idiotischen und den nichtidiotischen Stumpfsinnigen, Schwachsinnigen und Beschränkten die Scheidelinie, die zu ziehen wäre, nicht einmal zu ziehen versucht. Wenn man den Idiotismus als den äussersten Grad des Stumpfsinns, des Schwachsinns und der Beschränktheit bezeichnet, so fragt es sich, wo dieser äusserste Grad beginnt, und da die nichtidiotischen Stumpfsinnigen, Schwachsinnigen und Beschränkten zwar nicht in „intelligente“ Individuen umgewandelt werden können, aber doch bildungsfähig sind, so müsste man entweder den Idioten die Bildungsfähigkeit schlechthin absprechen — also darauf zurückkommen, dass nur derjenige, dessen Zustand in keiner Art gebessert

werden kann, ein wahrer Idiot ist — oder, insofern man zugibt, dass die Idioten bis zu einem gewissen Grade bildungsfähig sind, diesen Grad bestimmen, und insofern die Besserung doch unläugbar eine relative Heilung ist, die Möglichkeit der relativen Heilung anerkennen.

Wir haben nun unsrerseits in den vorhergehenden Vorträgen die Grenzlinie zwischen den idiotischen und nichtidiotischen Stumpfsinnigen, Schwachsinnigen und Beschränkten zu ziehen, also die Idiotie zu definiren versucht, und würden nach diesem Versuche berechtigt sein, die Unheilbarkeit des Idiotismus trotz der Bildungsfähigkeit, die den Idioten unzweifelhaft zukommt, als eine Consequenz des Begriffes und ein Resultat unserer Erfahrung zu behaupten, wenn wir dazu genöthigt wären. Der Erfolg der Idiotenerziehung, die Ergiebigkeit und Nothwendigkeit derselben würden dadurch keineswegs negirt, da es humane Pflicht ist, den noch Besserungsfähigen, soweit es möglich ist, zu bessern, und Niemand, der den Idiotismus und die Praxis der Idiotenerziehung einigermaassen kennt, zu läugnen vermag, dass dem Idioten Dinge, die seine Erscheinung und sein Verhalten zu einem widerlichen, störenden und selbst gefährlichen machen, durch eine consequente Behandlung abgewöhnt, und dass Fähigkeiten, deren Übung ihm selbst Befriedigung gewährt und durch die er nützlich wird, bei ihm ausgebildet werden können. Dieses Resultat ist schon „der Mühe werth", sofern es bei einer grossen Zahl erzielt wird und sofern die Vermittlung desselben für die allgemeine Pädagogik nicht belanglos ist. Der Idiot, der für seine Umgebung erträglich geworden und befähigt ist, sich nützlich zu machen, ist allerdings, sofern er eben Idiot bleibt, nicht in dem Sinne geheilt, dass die Unfähigkeit, welche das Wesen des Idiotismus ausmacht, gehoben wäre, wohl aber ist der Zustand der Unerträglichkeit und völligen Unbrauchbarkeit, der aus dem sich selbst überlassenen Idiotismus folgt, überwunden, was immerhin schon als eine relative Heilung gelten kann, da der Idiot durch seine Aus- und Umbildung zwar kein selbständiges Glied, aber doch ein Glied der Gesellschaft wird. Er wird für im-

mer in einer Abhängigkeit verbleiben, wie sie dem Kinde zukommt, wie sie aber auch in weniger scharfer Ausprägung das Loos von Tausenden von Menschen ist, die als geistesgesund und selbständig gelten. Allerdings vermag er nicht wie diese, mit seinen Interessen und Reflexionen über seine Abhängigkeit hinauszugreifen und hat zu der Gesellschaft im Ganzen kein innerliches Verhältniss; aber dieser Mangel, der ihm die Unzufriedenheit der scheinbar Freien und Selbständigen erspart, macht ihn keineswegs zu einem Automaten und schliesst die menschliche Befriedigung an seinem menschlichen Verhalten und Können nicht aus.

Ob der Idiotismus in einem stricteren Sinne heilbar sei, d. h. ob die Mangelhaftigkeit oder Schwäche, die sein Wesen ausmacht, gehoben werden könne, ist eine Frage, die sich aufwerfen lässt, während diejenigen, welche den Zustand für unheilbar erklären, weil bei dem „wahren" Idioten „Nichts" wiederherzustellen, also noch weniger — denn aus dem Nichts lässt sich Nichts machen — Etwas herzustellen, zu entwickeln und auszubilden sei, mit den Erscheinungen des Idiotismus unmöglich vertraut sein können und nicht wissen, worin er besteht. Dass die Gesundheit der Idioten wesentlich gebessert, ihre sinnliche Erregbarkeit und ihre Beweglichkeit gesteigert und geregelt werden kann, dass ihnen das Vorstellungs-, Begriffs- und Combinationsvermögen nicht fehlt, dass sie Fähigkeiten haben und diese sich ausbilden lassen, ohne dass hiermit der Idiotismus überwunden wird, weiss Jeder, der mit Idioten zu thun gehabt hat und geht aus unsern bisherigen Mittheilungen zur Genüge hervor. Wir haben sogar an Beispielen gezeigt, dass Idioten, und zwar auch nichtkretinische, in manchen Beziehungen mehr befähigt sein können, als vollkommen gesunde Kinder. Bei dem Idioten muss also ein Mangel oder eine Schwäche vorhanden sein, die bei gesunden Kindern, so schwach oder beschränkt sie sein mögen und selbst, wenn sie in manchen Fähigkeiten hinter dem, was einzelne Idioten leisten können, zurückstehen, nicht vorhanden ist. Wir haben aber das, was den Idiotismus ausmacht, als die abnorme Schwäche des wollenden Bewusstseins,

d. h. des sich selbst wollenden, die Functionen der Intelligenzorgane auf den Zweck der Bewusstseinsverwirklichung beziehenden, sie also stetig zusammenhaltenden abgrenzenden, spannenden und beherrschenden Bewusstseins bezeichnet, und diese abnorme Schwäche anderswo, und zwar noch früher, als Decentralisation characterisirt. Diese Auffassung trifft unter Anderem mit dem, was der Franzose Séguin als das Resultat seiner Beobachtungen ausspricht, ziemlich zusammen. Dieser spitzt die bezügliche Betrachtung in dem Schlusssatze zu: *Physiologiquement l'idiot ne peut pas, intellectuellement il ne fait pas, psychiquement il ne veut pas; et il pourrait, et il saurait, s'il voulait; mais avant tout et surtout il ne veut pas.* Die schroffe Wendung, mit welcher hier das Nichtkönnen und Nichtwissen von dem Nichtwollen abhängig gemacht wird, ist allerdings kaum berechtigt, da im Gebiete des Organischen Ursache und Folge sich fast nie abstract auseinanderhalten lassen, also das herrschende Verhältniss das der gegenseitigen Bedingtheit ist. Indessen erscheint der Ausspruch weniger paradox, wenn man aus Erfahrung weiss, wie häufig bei den Idioten die Passivität des wollenden oder centralisirenden Bewusstseins in ein actives Nichtwollen, die Schwäche in die Hartnäckigkeit, die sich gegen den regulirenden Willen instinctiv, aber oft mit einem ausserordentlichen Aufwande von Energie und Schlauheit wehrt, übergeht, dass dieser Übergang in manchen Fällen überraschend frühzeitig stattfindet, und dass das Erkennen des wirklichen und des scheinbaren Nichtkönnens wie das Überwinden des die mannichfachsten Formen annehmenden ausdrücklichen Nichtwollens eine Hauptschwierigkeit der Idiotenbehandlung abgibt. Wer diese Thatsache kennt und würdigt, wird nicht anstehen, es als einen Grad relativer Heilung anzuerkennen, wenn der Idiot dahin gebracht worden ist, dass er gehorcht und von dem fremden Willen beherrscht, das leistet, was er zu leisten vermag. Seine Schwäche, und zwar die den Idiotismus ausmachende Schwäche, ist allerdings hiermit nicht überwunden, sondern tritt vielmehr bestimmt hervor; aber wenn er nicht durch sich selbst Mensch ist, so ist er es doch durch den

vernünftigen Willen des Andern, von dem er sich willig beherrschen lässt. Er bedarf fortgesetzt dieses Willens — welcher ihn aus dem Bewusstsein dessen, was er ist und vermag, also nicht äusserlich zu bestimmen hat — aber er ist desshalb, sofern er eben nicht äusserlich bestimmt wird und Gefühl und Bewusstsein ihn von vornherein nicht fehlen, kein empfindungs- und gedankenloser Automat, sondern stellt vielmehr eine abnorme und abnorm verharrende Kindheit dar.

Eine vollständige Heilung des Idiotismus kann nur dann, aber muss auch dann anerkannt werden, wenn das idiotische Individuum dahin gebracht worden ist, dass es sich selbständig zu dem Verhalten und zu den Thätigkeiten, die es für nothwendig erkennt, zu bestimmen vermag. Wer ohne die Nöthigung des unmittelbaren Bedürfnisses und ohne durch einen fremden Willen direct bestimmt zu sein, in sich zusammenhängende Thätigkeiten, die einen vernünftigen Zweck haben, zweckgemäss übt oder consequent fortsetzt, ist nicht mehr Idiot, so langsam seine Perception, so schwach sein Vermögen, sachliche Beziehungen begrifflich aufzufassen und auszudrücken, so beschränkt seine Interessen sein mögen. Denn er unterscheidet sich dann nur noch graduell von den nichtidiotischen Stumpfsinnigen, Schwachsinnigen und Beschränkten, die er übrigens noch im idiotischen Zustande, also auch nach Überwindung desselben hinsichtlich einzelner Fähigkeiten übertreffen mag. Ohne besondere Schwächen und Missverhältnisse der Vermögen — und zwar, wenn wir auch die psychischen Vermögen als peripherische und centrale unterscheiden, der peripherischen psychischen Vermögen — lässt sich allerdings der Idiotismus nicht denken; er bedingt sie, wie er von ihnen bedingt ist, und sie müssen bis zu einem gewissen Grade überwunden sein, wenn der Idiotismus überwunden sein soll, nämlich insoweit, als sie durch sich selbst den Idiotismus bedingen, lassen sich aber nicht schlechthin aufheben, weil sie der Ausdruck der in sich bestimmten Organisation sind. Allerdings sind bei den stumpfsinnigen, schwachsinnigen und beschränkten Nichtidioten die Schwäche und das ungünstige Verhältniss der Centralorgane zu einander

von vornherein anderer Art wie bei den Idioten, weil bei jenen in der normal entwickelten Anlage gegeben, bei diesen das Product eines Krankheitsprocesses, so ursprünglich man sich diesen denken mag, und in diesem Unterschiede ist es unter Anderem begründet, dass wir bei einzelnen Idioten entschieden ausgesprochene, aber beschränkte Talente finden, und häufig im Allgemeinen den Eindruck einer höheren, aber zerrütteten oder im Innersten gelähmten Organisation erhalten. Indessen findet eine allmählige Ausgleichung dadurch statt, dass die Natur, nachdem sie eine Heilung mit Defecten bewirkt, nach Ersatzbildungen strebt, und die Kunst, also die Heilpädagogik, indem sie die Functionen und Thätigkeiten anregt und regulirt, ihren naturgemässen Zusammenhang herstellt und die Organe insoweit umbildet, als dies durch eine consequente Bethätigung in bestimmter Form möglich ist. Der Idiot, welcher gehorchen gelernt hat, unterscheidet sich also, so lange er gehorcht, thatsächlich und von der Reserve der Selbstbestimmungsfähigkeit, die bei dem Nichtidioten vorhanden ist, abgesehen, von diesem nur durch das Maass der Leistung, und auch dieser Unterschied verschwindet, wenn wir einen begabteren Idioten dem stumpfsinnigen, schwachsinnigen oder beschränkten Nichtidioten gegenüberstellen. Dagegen erkennen wir sogleich, wer der Idiot und der Nichtidiot ist, wenn wir beide sich selbst überlassen und dann ihr Verhalten beobachten.

Die Frage nach der Heilbarkeit des Idiotismus drängt sich hiernach in die Frage zusammen, ob der Idiot, dem der Trieb und die Energie, das Bewusstsein als solches zu entwickeln, mehr oder weniger fehlen, zum bewussten Wollen und zum Wollen des Wissens erhoben werden kann, oder ob sich die centralisirende Energie, deren Ergebniss das menschliche Bewusstsein ist und deren Mangel bei menschlicher Anlage das Auseinandergehen der psychischen Functionen bedingt, auch da herstellen lässt, wo sie nur ansatzweise vorhanden ist. Man würde diese Frage voreilig beantworten, wenn man sie desshalb bejahen wollte, weil der Erkenntnisstrieb und das Erkenntnissvermögen, der Wille und die Fähig-

keit der inneren Sammlung auch bei dem gesunden Menschen erst entwickelt werden müssen. Denn es gibt kein gesundes Kind, bei welchem sich nicht von Jugend auf, sobald es sich überhaupt zu äussern und zu bethätigen vermag, der Trieb und die Fähigkeit offenbarte, mit den Objecten zu spielen, ihre Eigenschaften ohne die Nöthigung des Bedürfnisses herauszustellen, sie scheinbar zwecklos zu verändern, kurz zu Objecten im eigentlichen Sinne zu machen, während dieser Trieb bei den gebornen Idioten gar nicht oder nur sehr schwach hervortritt, indem dieselben entweder nur durch das Bedürfniss in Bewegung gesetzt werden oder in unruhiger Beweglichkeit Wirkungen hervorbringen, die sie nicht weiter beachten. Bei dem Nichtidioten ist also eine natürliche — allerdings die Nothwendigkeit der Erziehung nicht ausschliessende — Entwicklung der specifisch menschlichen Vermögen vorhanden, die bei dem Idioten fehlt, obgleich er sich im Allgemeinen entwickelt. Seine Entwicklung ist eben eine ungleichmässige und abnorme in der Art, dass das wollende Bewusstsein nicht hervortritt, und wir haben daher auch die Ansicht, nach welcher der Idiot als ein auf einer bestimmten normalen Entwicklungsstufe stehen gebliebenes Kind betrachtet werden soll, früher zurückgewiesen. Eben so unberechtigt ist es, die Möglichkeit der Idiotenheilung, wie Séguin thut, daraus folgern zu wollen, dass bei den Blinden und Tauben der fehlende Sinn durch eine Steigerung der andern, die eine Veränderung ihrer Natur ist, bis zu einem gewissen Grade ersetzt wird. Denn hier geht die Schärfung und Umbildung — die allerdings als eine materielle aufzufassen ist — von dem Centrum der Perception aus, während es sich bei den Idioten darum handelt, eine centrale Energie herzustellen. Wenn die Organe dieser Energie schlechthin fehlen, oder wenn die Unerregbarkeit der peripherischen Organe oder das Missverhältniss ihrer Entwicklung die höchste Energie der Spannung und Ausgleichung erfordern würden, während sich eine solche, da ihr von vornherein die Möglichkeit der Bethätigung fehlt, überhaupt nicht entwickeln kann, ist der Idiotismus sicher unheilbar. Damit aber sind Voraussetzungen der Unheilbar-

keit ausgesprochen, die nicht vorhanden sind, wo sich die psychischen Thätigkeiten des Anschauens, Vorstellens und Combinirens hervorrufen, fortsetzen und leiten lassen, während die Entwicklung des Organismus überhaupt und die des Gehirns insbesondere noch nicht abgeschlossen ist. Ob das Letztere der Fall oder nicht, lässt sich, so lange die Mannbarkeit nicht eingetreten ist, bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Physiologie und Phrenologie nicht entscheiden und daher die Unmöglichkeit der Heilung nicht *a priori* behaupten, wo die Erregung und Regulirung der psychischen Thätigkeiten möglich ist. Denn die Erregung und Regulirung der psychischen Thätigkeiten kann nicht unmittelbar, sondern nur durch die Organe der Spannung und Regulirung stattfinden, diese Organe müssen also vorhanden sein, und die Möglichkeit ihrer Entwicklung und Kräftigung lässt sich nicht läugnen, so lange der Organismus noch unentwickelt ist. Allerdings aber darf man einerseits keine andere Heilung als die mögliche verlangen und kann andrerseits diese und auch die relative Heilung — wie diese Begriffe vorhin bestimmt sind — nur bei einer Jahre hindurch consequent fortgesetzten zweckmässigen Behandlung erwarten. Gebesserte Idioten, welche zu früh in die alten Verhältnisse wieder eintreten, fallen fast ohne Ausnahme in ihren früheren Zustand wieder zurück, und müssen es, da theils dieselben Einflüsse, welche das Übel mit hervorgebracht oder seine Entwicklung begünstigt haben, wieder in Wirksamkeit treten, theils der andere Wille, dessen der Idiot, die wir vorhin ausgeführt, fortgesetzt bedarf, in Wegfall kommt, weil er nur durch eine Person oder durch Personen, wie den Idioten, sein Bedürfniss und seine Fähigkeit kennen und ihn ohne äusseren Zwang zu beherrschen wissen, vertreten sein kann.

2.

Die Schwierigkeit der Gradbestimmung der Idiotie. — Die vorwiegende Wichtigkeit der Formbestimmung für Diagnose und Behandlung. — Der Grad des Übels, das Alter der Idioten und die Dauer des Zustandes, das Angeboren- und Erworbensein desselben als Momente für die Prognose. — Die Abhängigkeit und Unabhängigkeit der Heilpraxis von der Prognose. — Die Erziehungsbedürftigkeit des Idioten, und das nothwendige Eintreten des Erziehers nach oder neben dem Arzte. — Die Erziehungsaufgabe und die Erziehungsmittel als für die Idioten zu modificirende. — Die Privatbehandlung der Idioten und die Idiotenanstalten. — Die Nothwendigkeit einer starken Vertretung des gesunden Elementes in Idiotenanstalten. — Die Schwierigkeit für die Privatunternehmen, das gesunde Element herbeizuziehen.

Für die Prognose gibt bei dem Idiotismus der Grad des Übels keineswegs den einzigen und einfachen Maassstab ab, und wenn es der Fall wäre, würde die Prognose immerhin keine leichte sein, weil die Gradbestimmung nach dem, was wir früher auseinandergesetzt, nichts weniger als leicht ist. So kann der Mangel an Erregbarkeit durch eine grössere Fähigkeit, einmal entstandene und geordnete Vorstellungen festzuhalten, die Unfähigkeit, die Vorstellungen zu beherrschen, durch die Mannichfaltigkeit und Lebhaftigkeit derselben, der Mangel des theoretischen Interesses und der ansatzweisen theoretischen Fähigkeit durch eine ungewöhnliche, instinctiv erscheinende praktische Combinationsgabe, der gänzliche Mangel dieser durch das Vorhandensein des theoretischen Interesses und vereinzelt hervortretetende theoretische Vermögen ausgeglichen erscheinen — eine Ausgleichung, die an sich den Ausdruck verschiedenartiger und entgegengesetzter Missverhältnisse ist, aber auch dann, wenn wir in das Gebiet der Normalität oder der normalen Typen eintreten bei der „quantitativen“ Abschätzung der Persönlichkeiten, der Vergleichung ihres absoluten „Werthes“ berücksichtigt werden muss. Eine Consequenz hieraus, die wir früher gezogen haben, ist die, dass auch die Sprachfähigkeit einen einfach anzulegenden Maassstab für den Grad der Idiotie nicht abgibt. Wir haben

also für die quantitative Vergleichung der Persönlichkeiten überhaupt und für die Gradbestimmung der Idiotie insbesondere immer erst ein „Facit“ der vorhandenen Fähigkeiten zu ziehen oder vielmehr, da es nicht nur auf das Vorhandensein der Fähigkeiten als solcher, sondern auch auf ihre gegenseitige Beziehung, durch welche sie sich „multipliciren“, ankommt, ihr „Product“ zu finden, eine Aufgabe, die schwierig ist, weil sie eine vollkommene Kenntniss der betreffenden Individuen und ein richtiges Urtheil über das Verhältniss der verschiedenen Fähigkeiten zu einander in Anspruch nimmt, deren Lösung aber sich nicht sowohl durch die Ermöglichung der Vergleichung und Gradbestimmung, deren Mittel sie sein soll, als vielmehr durch sich selbst lohnt. Denn für die Behandlung des Idioten ist es nothwendig ihn zu kennen, aber ziemlich belanglos, den Höhegrad seines Idiotismus bestimmt zu haben, und ohne allen Belang, wenn für diese Bestimmung ein einseitiger Maassstab angewandt worden ist. Wir haben daher die Bestimmung der idiotischen Typen, welche eine qualitative ist, der Bestimmung der Grade vorangestellt. Was aber die Besserungsfähigkeit und Heilbarkeit anbetrifft, so steht sie, wie gesagt, in keiner einfachen Abhängigkeit von dem Grade der Idiotie, mag man diesen Grad als Product der vorhandenen Fähigkeiten oder als Höhegrad eines Vermögens, dessen Schwäche die Idiotie ausmacht, also nach dem, was wir früher ausgeführt, nach der grösseren oder geringeren Stärke des bei dem Idioten immer abnorm schwachen „wollenden Bewusstseins“ bestimmt haben — welche letztere Bestimmung insofern die logisch richtige ist, als man den Begriff der Idiotie abstract fasst, und von der Summe der vorhandenen Kräfte absieht, aber eben desshalb für die vorhandene und herauszubildende Leistungsfähigkeit des Idioten keinen Anhalt gibt. Ausser dem Grade des Übels, wie er bestimmt sein mag, kommt zunächst, wenn eine Prognose gestellt werden soll, das Alter des Idioten und sodann das Alter der Idiotie, d. h. die Frage in Betracht, in welche Zeit der Beginn der Krankheit zu setzen ist.

Im Allgemeinen lässt sich behaupten, dass die Besse-

rungs- und Heilfähigkeit mit dem Alter des Kranken abnimmt, weil sich in demselben Maasse die vorhandene Anlage verwirklicht und die Möglichkeit, dass die Entartung oder das Missverhältniss, in welchem die Krankheit wurzelt, durch die fortschreitende Entwicklung gemildert oder ausgeglichen werde, vermindert hat. Es wird also bei dem verhältnissmässig gleichen Grade der Idiotie, den zwei Individuen repräsentiren, das jüngere ein bedeutenderes Ergebniss der Behandlung erwarten lassen als das ältere. Indessen ist die verhältnissmässige Gleichheit des Zustandes bei verschiedenem Alter, insofern die Vergleichung im Beginne der systematischen Beobachtung und Behandlung beider stattfindet, nicht leicht zu bestimmen, da hierzu die Differenz, welche sich aus dem vorgeschrittenen Alter bei der Natur des jedesmaligen Zustandes und bei relativ günstigen oder ungünstigen Einflüssen und Einwirkungen ergeben hat oder als ein solches Ergebniss vorausgesetzt werden muss, zu bestimmen und in Rechnung zu bringen ist. Insoweit der Zustand, welcher sich vorfindet, zum grösseren Theile ungünstigen Einflüssen und Einwirkungen zugeschrieben werden kann oder muss, also ein „erworbener" ist, darf im Allgemeinen ein weiter reichender Erfolg der Behandlung erwartet werden als da, wo das Übel sich als milder darstellt, aber bei dem Mangel besonders ungünstiger Einflüsse und Einwirkungen als ein ursprünglich gegebenes angenommen werden muss. Indessen ist das Vorhanden- oder Nichtvorhandengewesensein der die Idiotie in den ersten Lebensperioden hervorbringenden oder seine Entwicklung doch begünstigenden Ursachen nicht immer zu ermitteln, indem die Angaben der Eltern und Angehörigen der idiotischen Kinder und selbst der Ärzte nicht selten unzuverlässig sind. Am gewöhnlichsten wird von den Eltern und Angehörigen der Grund des Übels in unglücklichen Zufällen, die das Kind betroffen, oder in acuten Krankheiten gefunden, während sie stetig einwirkende ungünstige Verhältnisse nicht gern zugeben und ebenso ungern das Angeborensein der Idiotie annehmen. Wir haben uns in Bezug auf diesen Punkt früher schon ausgesprochen und zwar dahin, dass wir die Idiotie in

den meisten Fällen angeboren und mindestens in einer Anlage gegeben halten, die durch zweckgemässe, frühzeitig genug eintretende Behandlung überwunden werden kann, aber sich bei ungünstigen Einflüssen entwickelt. Die Fälle des ohne schon vorhandene Anlage durch unglückliche Zufälle, durch Verletzungen und acut verlaufende Krankheiten hervorgebrachten, und der im strengen Sinne anerzogenen in der mangelhaften oder verkehrten Pflege in Behandlung begründeten Idiotie sind nach unserer Ansicht, die wir zur Genüge auseinandergesetzt zu haben glauben, weit seltener. Aber auch die letzteren kommen ohne Zweifel vor, wenn auch vielleicht eine angeborene krankhafte Neigung, die ohne Schwierigkeit zu überwinden gewesen wäre, immer anzunehmen ist, und wir halten es für durchaus willkürlich, die erworbene Idiotie, weil sie dies ist, als keine eigentliche und wahre Idiotie anerkennen zu wollen, obgleich alle Charactermerkmale der Idiotie vorhanden sind. Da wo wir durch unsere Behandlung in kurzer Zeit einen überraschend guten Erfolg und selbst eine vollständige Heilung — in dem früher bezeichneten Sinne und theilweise in einem weiterreichenden, wie z. B. bei dem in Folge frühzeitiger Onanie, dem Veitstanz, der Lähmung und Verblödung verfallenen Mädchen (T. II. F. 2.), dessen gänzliche Herstellung wir erwähnt haben — zu erzielen so glücklich waren, sind wir geneigt oder auch genöthigt, die Idiotie als eine erworbene anzunehmen. Die geringste Aussicht auf einen entschiedenen Erfolg bieten, soweit unsere Erfahrung reicht, diejenigen Idioten, welche ohne missgebildet und in ihrer Beweglichkeit, selbst in ihrer sinnlichen Auffassungsfähigkeit irgendwie beeinträchtigt zu sein, keine Spur von Neigung und Fähigkeit zum Sprechen zeigen, diejenigen, welche den äussersten Grad des Stumpfsinns darstellen, gewöhnlich auffallend missgestaltet und fast unerregbar sind, und diejenigen, welche bei bedeutender Schwäche des geistigen Vermögens — einer Schwäche, die nicht selten mit lebhafter Auffassungs- und Äusserungs*tendenz* verbunden ist — an einer allgemeinen, von Jugend auf vorhandenen oder schon seit langer Zeit und durch verschiedene Entwicklungsperioden

hindurch sich behauptenden Krankhaftigkeit des motorischen Nervensystems, die stellenweise erhöht erscheint, an schwächlichen, zitternden und unsicheren Bewegungen leiden. Der letztere Zustand findet sich ohne Neigung zu Krämpfen und Zuckungen, aber auch mit solchen und mit stark entwickelter Epilepsie, deren Anfälle immer häufiger wiederkehren, und deren Auftreten wenigstens der auffallenden und rasch fortschreitenden Verblödung oft vorausgegangen ist, zusammen. Indessen kommen auch epileptische Kinder vor, welche zwar geistig geschwächt, aber zugleich überreizt erscheinen und die Fähigkeit der Bewegung so wenig wie die der Äusserung, obgleich beide Spuren von Unsicherheit zeigen, eingebüsst haben, und bei zweckmässiger Behandlung von Anfällen frei bleiben. Bei diesen ist auf einen Erfolg nach unserer Ansicht zu hoffen, obgleich nur unter der Bedingung, dass die Behandlung lange und consequent fortgesetzt, Einwirkungen der Eltern und sonstiger Personen, welche den Patienten nahe stehen, fern gehalten werden und keine, wenn auch nur vorübergehende Zurückversetzung in die alten Umgebungen und Verhältnisse stattfindet. Die Erfahrung bewährt, dass selbst ein ganz kurzer Aufenthalt in dem elterlichen Hause genügt, um die viele Monate ausgebliebenen Anfälle sogleich wieder hervorzurufen. Wir haben indessen das Kapitel der „Rückfälle“ schon berührt und werden darauf sogleich nochmals zurückkommen.

Die Ansicht Griesingers über die Heilbarkeit der Idioten lässt sich mit dem, was wir in dem gegenwärtigen Vortrage ausgeführt haben, fast durchweg vereinbaren, da es meist nur die Bezeichnungen sind, in denen wir abweichen. Das functionelle Leiden, die materielle Veränderung und den Defect haben wir auch unsrerseits unterschieden, aber auch hervorgehoben, dass eine abstracte Abgrenzung des functionellen Leidens und der materiellen Veränderung nicht möglich ist, dass die functionelle Abnormität auch in einem Missverhältniss der Organe bezüglich ihrer Stärke und Wirkfähigkeit begründet sein kann — in welchem Falle der Ausdruck „Leiden“ zu einem uneigentlichen wird — und dass der angegebene Unterschied zwar für die Formbestimmung des Übels wichtig

ist, aber nicht dazu dienen kann, den Grad der Idiotie zu bestimmen. Wenn wir hiermit das, was Griesinger über die Heilbarkeit des Übels sagt, modificiren, können wir seinem Urtheile im Allgemeinen beipflichten. Er gibt die vollkommene Heilung der Idiotie in „den Fällen als möglich zu, in denen das Hirnleiden ein lediglich functionelles ist, oder wenn in der ersten Zeit der Entwicklung eines palpabeln Hirnleidens in der Kindheit noch der Process sistirt werden kann (was sich bei chronischen Processen [z. B. unter dem Einflusse von Syphilis oder sonstigen chronischen Constitutionsanomalien] zuweilen längere Zeit protrahiren dürfte). In der Regel aber sind die Processe dann schon ganz abgelaufen, wenn überhaupt nur die Idiotie erkannt wird, es handelt sich von Residuen und Folgezuständen, und diese setzen einer spontanen und einer künstlichen Heilung die äussersten Widerstände entgegen, indem eben durch sie bald die Entwicklung des Hirns, sein richtiges Wachsthum in einer gegebenen Lebenszeit unterbrochen oder beeinträchtigt wurde. In allen diesen, die ganz ungeheure Mehrzahl bildenden Fällen ist das Beste, was erreicht werden kann, eine innerhalb der bestehenden Reste des Seelenlebens erfolgende geistige, sensitive und motorische Ausbildung, welche als höchstes Ziel eine gewisse eigene Führung im Leben, den Besitz einiger richtiger moralischer Begriffe und Regulative, und einen gewissen Grad praktischer Brauchbarkeit zu erreichen hat, ohne dass desshalb alle Symptome des idiotischen Zustandes verwischt würden. Es handelt sich hier also nur von Besserungen, welche aber von äusserstem Werthe für die betreffenden Individuen selbst und ihre Angehörigen sein können, und welche die Existenz der Idiotenanstalten jedenfalls fort und fort zu einem dringenden Desiderate machen."

Die Schwierigkeit der Diagnose und die Unsicherheit der Prognose bei den Idioten kann keinen Grund abgeben, von einer systematischen Behandlung derselben absehen zu wollen. Wenn gesagt wird, man müsse ein Übel kennen, um seine Heilung unternehmen zu dürfen, so kann diese Forderung auf die exacte Kenntniss des organischen Krankheitsgrundes in

einem stricteren Sinne nicht gehen, ohne den grössten Theil der medicinischen Praxis zu einer unberechtigten zu stempeln. Der Fortschritt dieser Praxis ist allerdings von den Fortschritten der Physiologie mit ihrer Unterlage der pathologischen Anatomie und der organischen Chemie als exacten Wissenschaften abhängig, aber diese Abhängigkeit ist keine einseitige, insofern es einseitig ist, den exacten Character der Physiologie in die experimentelle Beobachtung zu setzen, also den Werth, den die Beobachtung der am lebenden Organismus sich „freiwillig" darbietenden Erscheinungen hat, zu unterschätzen, und insofern sich weiterhin nicht zugeben lässt, dass das, was man unter „exacter Wissenschaft" versteht, die volle Wissenschaft sei. Der Fortschritt der Praxis ist also wesentlich durch die Praxis selbst bedingt, weil diese nothwendiges Mittel für den Fortschritt der exacten Wissenschaft ist, sie kann sich demnach nicht einseitig auf die Ergebnisse der letzteren stützen, und wenn es ein Etwas gibt, das Erfolge des Praktikers bedingt, die sich auf eine Anwendung exacten Wissens nicht zurückführen lassen — ein Etwas, das man auf die verschiedenste Weise, als glücklichen Blick und Griff, als Intuition bezeichnet, so entspricht dieses Etwas als praktisches Talent dem, was zur Ergänzung der exacten Wissenschaft und für den Zusammenhalt ihres Fortschrittes nothwendig ist, und besteht zuletzt in der fortgesetzt geübten Fähigkeit, die Erscheinungen, die am Organismus hervortreten, als zusammenhängende aufzufassen und sich vorzustellen. Eben desshalb ist es ganz unberechtigt das Finden der „Wahrheit in der Medicin" einer der exacten Wissenschaften, welche der Praxis eine theoretische Unterlage vermitteln — sei es die pathologische Anatomie mit oder ohne Mikroskop, sei es die organische Chemie oder die organische Physik — vorzugsweise wo nicht allein zuweisen zu wollen.

Gegen die Verirrungen der Praxis — die sich nicht vertagen lässt, da das Ende einer consequenten Vertagung gar nicht abzusehen wäre — trägt die Praxis das Correctiv in sich selbst, aber diese Verirrungen gehen keineswegs blos aus

der vorzeitigen Anwendung wissenschaftlicher Hypothesen, sondern eben so oft aus der voreiligen und einseitigen Anwendung und Verwerthung exact erkannter Thatsachen und Gesetze hervor. Statt vieler Beispiele, die hierfür anzuführen wären, möge nur der Missbrauch erwähnt sein, der mit dem Pepsin zur Aufhülfe der Verdauung, mit dem Leberthran zur Verbesserung der Ernährung überhaupt, mit dem Durchschneiden antagonistischer Muskeln oder Sehnen beim Schielen, Stottern, bei Fussverkrümmungen etc. getrieben worden ist.

Wir würden es hiernach, wenn die Behandlung der Idioten eine „rein" medicinische sein könnte, den ärztlichen Versuch der Idiotenheilung, oder consequent fortgesetzte Versuche derselben durchaus nicht unerhört finden oder als eine unberechtigte Ausnahme ansehen. Indessen ist der Idiot durch sein Alter erziehungsbedürftig, die Erziehung hat so zu sagen ein Recht an ihn, und dass er erziehungsfähig sei, kann der Arzt, der die medicinische Heilung versucht hat, eben so wenig wie derjenige, der sie nicht versucht hat, behaupten, da dies von Seiten des ersteren eben so wie von Seiten des letzteren eine Behauptung *a priori* wäre. Der Erzieher hat seinerseits das Recht zu versuchen, wie weit der Idiot erziehungsfähig ist, und der Arzt, der es ablehnte, mit dem Erzieher zusammen zu wirken, dürfte gegen das pädagogische Experiment nicht mit dem Einwande kommen, dass es möglicher Weise den Zustand verschlimmern könne, da dies einerseits auch von dem medicinischen Experiment gilt, sofern es einen positiven Character annimmt, also über die Modification der Gesunden-Diätetik für den Kranken hinausgeht, andrerseits aber die rechte Pädagogik schon bei Gesunden ihre Einwirkungen und Ansprüche nach den Individualitäten zu modificiren weiss und nicht in der Gefahr ist, unmögliche Thätigkeiten erzwingen oder über das im Vermögen und der jedesmaligen Spannungsfähigkeit liegende Maass hinaus steigern zu wollen. Der Arzt, der den Idioten aufgibt, müsste ihn demnach dem Pädagogen stillschweigend überlassen, wenn er mit diesem nicht zusammenwirken will, statt den Fall ausdrücklich für unheilbar zu erklären. Wenn da-

gegen ein Arzt, wie es neuerdings von Oppolzer geschehen ist, entgegenkommend erklärt, dass der Idiot nicht der ärztlichen, sondern der pädagogischen Behandlung bedürfe, so dürfte der Pädagog seinerseits diese allgemeine und unmotivirte Überlassung, obgleich sie eine Anerkennung seiner Wirksamkeit enthält, nicht ohne Weiteres acceptiren, müsste sich vielmehr die Theilnahme des Arztes erbitten. Denn das Erspriesslichste für den Idioten, also für den nächsten praktischen Erfolg wie in anderen, weiterreichenden Beziehungen, ist jedenfalls das Zusammenwirken des Arztes und Pädagogen, für welche eine Verständigung über die diätetische Behandlung — welche, im weiteren Sinne genommen, die Abgrenzung der Thätigkeiten, insofern sie Anstrengungen sind, einschliesst — nothwendig ist. Auch hat in der Praxis noch kein Arzt, der Idioten zu heilen unternahm, von der Anwendung pädagogischer Mittel abgesehen, auch kein Pädagog der Idioten erziehen wollte, den Arzt und die Hülfe des Arztes für überflüssig erklärt. Jeder Arzt von unbefangenem Urtheil aber, der an Idiotenanstalten gewirkt hat (z. B. Griesinger) wird zugestehen, dass bei einer grossen Anzahl Idioten keine andere Diät angezeigt ist, wie bei gesunden Kindern und sich für das bestimmte ärztliche Eingreifen keine Veranlassung bietet, dass es sich also bei diesen nicht darum handelt, einen Krankheitsprocess abzuschneiden oder zu einem günstigen Verlauf zu bringen, sondern, indem eine „Naturheilung mit Defect“ stattgefunden, um die Kräftigung und mögliche Ausbildung des vorhandenen Vermögens.

Wir haben alle diese Punkte schon früher erörtert, und kommen jetzt nur desshalb darauf zurück, um von der Frage der Heilbarkeit oder Besserungsfähigkeit zu den Aufgaben und Mitteln der Heilung und Besserung überzugehen. Mit diesen Aufgaben und Mitteln werden sich die folgenden Vorträge vorzugsweise beschäftigen, wir werden also das „heilpädagogische Verfahren“ das wir bei Idioten für das zweckgemässe halten, in seinem Zusammenhange darzustellen suchen, wobei es sich von selbst versteht, dass wir es nur als ein allgemeines, weil als ein zusammenhängendes darstellen, und

nicht auf alle Modificationen, die es in seiner Anwendung durch die äusserst verschiedenartige und ausgeprägte Individualität der Idioten erleidet, eingehen können, sondern nur die Bedeutung der verschiedenen Übungen für die Hauptformen und Grade der Idiotie, sowie die Abgrenzungen und Abstufungen, welche durch sie bedingt sind, zu berücksichtigen haben.

Indessen haben wir noch einige Vorfragen von grösserer oder geringerer Wichtigkeit zu berücksichtigen, d. h. in so weit unsere Ansicht darüber auszusprechen, als es nach den bisherigen Erörterungen noch nothwendig erscheint.

Zunächst müssen wir von vornherein, an die vorhin gemachte Bemerkung über die Erziehungsbedürftigkeit anknüpfend, erklären, dass diese Erziehungsbedürftigkeit bei den Idioten theils eine weit grössere wie bei den Gesunden — in einem Sinne, den wir noch näher zu bestimmen haben — theils wegen der ausgeprägten Abnormität der zu Erziehenden eine absonderliche ist, dass aber weder die Erziehungsaufgabe noch die Erziehungsmittel w e s e n t l i c h andere sein können, wie bei gesunden Kindern, und dass daher die Darstellung dieser Aufgabe und dieser Mittel, die wir zu geben beabsichtigen, an sich eine allgemein-pädagogische, wenn auch durchweg und unmittelbar auf die besonderen Bedürfnisse und Zustände der Idioten bezogene sein muss. Allerdings wird derjenige, der die gegenwärtige Schule, ihre Ziele und ihre Mittel im Auge hat, ein Portrait dieser in unserer Darstellung nicht finden, wir sehen aber einestheils in der Normalschule, wie sie gegenwärtig gestaltet ist, keineswegs die normale, die ihrer Idee und Bestimmung vollkommen entsprechende Volksschule, halten sie vielmehr für r e f o r m b e d ü r f t i g und r e f o r m f ä h i g, und müssen anderntheils zu bedenken geben, dass die Schule für die gesunden Kinder nur e i n Erziehungsfactor ist, dass sie ausser ihr das erziehende „Haus“ gehabt haben und haben, wie sie gegenseitig, indem sie selbständig ihren Verkehr gestalten, bildend auf einander einwirken, dass ferner die Schule nur ein bestimmtes Alter umfasst, und bei normalen Kindern auch die Entwicklungs-

perioden — nicht wesentliche Abweichungen abgerechnet — normale sind, während die Idiotenanstalt die Erziehung nach allen Seiten und in ihrer weitesten Ausdehnung nach unten darzustellen, also für den Mangel oder die Unmöglichkeit häuslicher Pflege und Erziehung, selbständigen Verkehres und indirecter erziehlicher Einflüsse einzutreten hat. Eben hierin, dass nämlich die indirecten oder doch ungeregelten und der Regelung nicht bedürftigen erziehlichen Einflüsse und Einwirkungen, unter denen das gesunde Kind sich entwickelt, bei Idioten durch eine systematische Behandlung künstlich ersetzt werden müssen — ein „Ersatz", der bis zum Säuglingsalter hinunter reicht — liegt die grössere Erziehungsbedürftigkeit der Idioten, und unter Anderem auch die Nothwendigkeit von Elementarübungen, die allerdings auch bei der Entwicklung gesunder Kinder vertreten sind oder sein müssen, die aber der Schule so wenig zukommen, dass sie weit mehr schaden als nützen, wenn sie, um gründlich zu sein, auf Elemente zurückgehen, die dem Kinde in ihrer Combination gegenwärtig sind und eine Synthese verlangt, die es hintersich hat.

Aus dem Gesagten geht schon zur Genüge hervor, dass wir für die Erziehung der Idioten Idiotenanstalten verlangen müssen. Die Eltern und die Hausgenossen eines gesunden Kindes beschäftigen sich mit demselben unter einigermaassen gesunden Verhältnissen nicht nur genug, sondern auch, gerade wenn sie in dieser Beschäftigung sich selber gehen lassen und nicht systematisch verfahren wollen, zweckgemäss, d. h. so, dass das Kind die Anregung und Anleitung, deren es bedarf, wirklich erhält. Anders ist es bei dem idiotischen Kinde, das von der Umgebung entweder von vornherein oder nachdem unnütze und quälende Anstrengungen, es zu Äusserungen gesunden Lebens zu bringen, gemacht worden sind, sich selbst überlassen, vernachlässigt, vor den Augen Anderer versteckt wird, und wenn es weiterhin „Lehrer" erhält, in diesen keinen Ersatz für die allseitige Anregung findet, die von der Umgebung ausgehen muss, da diese „Stundenlehrer" nur das Beibringen ihres „Gegenstandes" im Auge haben, Zweck und Mittel aber dem Bedürfniss des Idioten gemäss zu

modificiren, nicht geneigt und befähigt sind, weil sie hierzu im Allgemeinen zu wenig Pädagogen und insbesondere mit der Natur der Idiotie zu wenig vertraut sind, während selbst der Stundenunterricht, den erfahrene Pädagogen und Idiotenerzieher im Hause der Eltern geben, nur wenig fruchtet, indem die nöthige Anregung ausser den Stunden und die zusammengreifende Einwirkung Aller, welche mit dem Kinde zu thun haben, fehlt. Denn das Verhalten und die Bethätigung des Idioten muss fortgesetzt bestimmt, es muss immer in zweckgemässer Richtung angeregt oder in seinen Äusserungen und Tendenzen gezügelt, ausser Thätigkeit und in Thätigkeit gesetzt werden, weil in den Zwischenzeiten, in denen es sich selbst oder zufälligen Einflüssen überlassen wird, die Krankheit, d. h. die Zufriedenheit mit dem eigenen Zustande und das Wollen desselben sich so zu sagen reagirend, also verstärkt geltend macht. Hierbei haben wir noch die günstigen Fälle im Auge, in denen die Eltern und ihre Umgebungen, die herrschende Lebensweise des Hauses, die Ernährung und Behandlung der Kinder eine positiv schädliche Einwirkung auf den Idioten, der gegen diese Einwirkung keiner Reaction fähig ist, nicht ausüben. Diese Fälle sind die selteneren, und wenn von einer eigentlichen Schuld der Eltern an der angeborenen Idiotie ihrer Kinder nur mit Vorsicht gesprochen werden kann, so ist es doch noch unberechtigter, den Grund des angeborenen Übels einfach in unglücklichen Zufällen, in einem Spiel der Natur etc., also vorübergehenden und unberechenbaren ätiologischen Momenten, nur nicht in den gegebenen Zuständen und Verhältnissen der körperlichen und geistigen Beschaffenheit der Eltern, dem Character ihrer Ehe, ihrer Lebensweise und ihrer Leidenschaften — oder in ihrer Leidenschaftslosigkeit — also in dem, was bleibt und fortwirkt, zu finden. Nach unserer Überzeugung, die wir früher auseinandergesetzt, wurzelt die Idiotie der Regel nach in solchen bleibenden und fortwirkenden, d. h. das Kind auch nach der Geburt beeinflussenden Zuständen und Verhältnissen, es ist also auch die Regel, dass das elterliche Haus die in der Anlage oder minder ausgeprägt gegebene Idiotie positiv

fördert. Die ungünstigsten Fälle sind diejenigen, in welchen die schädlichen Einflüsse so offen zu Tage liegen und so stark sind, dass man geneigt sein muss, die Idiotie geradezu als eine anerzogene zu erklären, obgleich nach unserer, früher ausgesprochenen Ansicht, eine gewisse Anlage auch in solchen Fällen — sofern wir von gewaltsam eingreifenden Schädlichkeiten absehen — anzunehmen ist.

Wir finden hiernach die Entfernung des Idioten aus dem elterlichen Hause und seinen gewohnten Umgebungen überall rathsam, wo nicht absolut nothwendig, wobei noch hervorzuheben ist, dass diese Entfernung und das Versetztwerden in eine neue Umgebung und in eine neue Lebensweise bei den Idioten wie überhaupt neben der psychischen Aufregung — die nur bei den ganz Stumpfsinnigen ausbleibt — physiologische Reactionen und Umstimmungen bedingt, die wenigstens ansatzweise „kritischer" Natur sind, also „Chancen" für eine veränderte und entschiedener eingreifende Behandlung abgeben. Durch das Verharren der Idioten im elterlichen Hause geht also mindestens, wenn sie nicht geradezu jeden Erfolg unmöglich macht, was die Regel sein möchte, ein Vortheil verloren, den der einsichtige Arzt und Erzieher zu benutzen wissen würden. Hierzu kommt, dass an ein wirkliches Zusammenwirken der Lehrer und Lehrerinnen, welche sich mit den Idioten in einem Privathause beschäftigen, kaum zu denken ist, und dass sich unter ihnen nur ausnahmsweise solche befinden können, die mit der Idiotenbehandlung vertraut sind. Diese Vertrautheit kann nur durch die Beschäftigung mit einer grösseren Anzahl verschiedenartiger Idioten erworben werden, also kaum anderswo als in Idiotenanstalten. Man hat hiernach den Eltern idiotischer Kinder auf das entschiedenste anzurathen, diese irgend einer Idiotenanstalt zu übergeben, wenn auch die Erfahrung bisjetzt nicht zu der sichern Erwartung berechtigt, dass sie geheilt oder wesentlich gebessert zurückkommen. Jedenfalls wäre es eine merkwürdige Eitelkeit der Eltern, wenn sie meinten, dass unter ihrer Aufsicht von beliebigen Wärterinnen und Lehrern mehr geleistet werden könnte, als von Seiten einer Anstalt. Sie könnten zwar geltend machen, dass

ihre unglücklichen Kinder in keiner Anstalt die Liebe und Sorgfalt des elterlichen Hauses wiederfinden würden; aber abgesehen davon, dass die unverständige Zärtlichkeit zu den ungünstigen Einflüssen, unter denen sich die Idiotie verstärkt, gerechnet werden muss, ist in den Idiotenanstalten mindestens das wissenschaftliche und praktische Interesse, entschiedene Erfolge zu erreichen, vorauszusetzen, und würde die humane Theilnahme, wenn sie nicht vorauszusetzen wäre, bis zu einem gewissen Grade ersetzen. Ob das System der Idiotenbehandlung in den Idiotenanstalten das richtige oder das bestmögliche ist, lässt sich allerdings bezweifeln; aber jedenfalls ist die Behandlung in ihnen eine systematische und zusammenhängende, und trägt in sich selbst den Zwang und Trieb zu einer fortgesetzten Verbesserung.

So wenig wie es eine rationelle Behandlung der Irren vor der Errichtung wirklicher — d. h. dem Heilzweck gewidmeter — Irrenhäuser gab, so wenig kann sich eine rationelle Behandlung der Idioten ohne Idiotenanstalten ausbilden. Je grösser diese Anstalten sind, um so besser für den Fortschritt der Idiotenbehandlung im Allgemeinen und für die einzelnen Pfleglinge, da die grössere Anstalt ein weiteres Beobachtungsfeld bietet, und durch die Concentration der Mittel und Kräfte ihre Wirksamkeit erhöht, vorausgesetzt, dass die Leiter und Mitarbeiter zu beobachten verstehen, die Mittel gehörig verwerthen und ihre Kräfte zu organisiren wissen. Eine zu grosse Ausdehnung, durch welche der nothwendige Zusammenhang des gemeinsamen Lebens und die Übersicht beeinträchtigt werden könnten, ist vorläufig nicht zu befürchten. Aber nachtheilig könnte auch die Anhäufung kranker Elemente und die durch sie bedingte Verstärkung des gegenseitigen ungünstigen Einflusses gefunden werden, und wir sind weit davon entfernt, dieses Motiv, um die Idiotenanstalten von einer grösseren, den „Familienkreis“ überschreitenden Ausdehnung bedenklich zu finden, ohne Weiteres abzuweisen, erkennen es vielmehr als ein an sich berechtigtes an, und verlangen daher, dass das gesunde Element in den Idiotenanstalten bedeutender sei als es in der That ist.

Dass sich die Kinder gegenseitig fördern und erziehen, und dass ein vom kindlichen Umgange abgeschiedenes sich stets unter Erwachsenen bewegendes, privatim erzogenes Kind einen guten Theil seiner Kindlichkeit einbüsst und sich in abnormer Weise entwickelt, indem es trotz der Verfrühung seiner Urtheilstendenz, die das ist, was man Altklugheit zu nennen pflegt, und trotzdem, dass es sich manche Fertigkeiten schnell aneignet, in allen positiven Energieen und Fähigkeiten zurückbleibt, dürfte von allen erfahrenen und einsichtigen Erziehern anerkannt werden, obgleich auch der Rousseau'sche Emil zum Behufe einer „natürlichen" Erziehung in möglichster Absonderung erzogen wird. Was gesunde Kinder an einander finden, indem sie überall eine Gesellschaft für sich bilden, ist allseitige Anregung und zugleich allseitige Begrenzung. Die Idioten aber, die theils der stetigen Anregung, theils der stetigen Begrenzung und Einschränkung bedürfen, vermögen spontan keine Geselligkeit zu gestalten und wirken auf einander, wenn überhaupt eine Einwirkung stattfindet, und nicht vielmehr bei den sich selbst Überlassenen Jedes sich in seiner Art gehen und die Andern gewähren lässt, wenige Fälle — die Gestaltung eigenthümlicher Verhältnisse — ausgenommen nur ungünstig ein. Sollen also die Idioten der kindlichen Geselligkeit, die für sie, die von Natur Isolirten, an sich Befreiung und Erhebung ist, nicht entbehren, so müssen sie in die Bewegung des gesunden Elementes hineingezogen und von ihr getragen werden. Dies gilt insbesondere von den Spielen — die sich von Idioten allein gar nicht darstellen lassen, wenn sie Bewegung und Form haben sollen, an denen sie aber, zweckgemäss vorbereitet und unterstützt, Theil zu nehmen vermögen, und durch welche sie sich gehoben fühlen und gehoben werden — und sodann von den praktischen Arbeiten, insofern diese entweder das Zusammenwirken verlangen, also im engeren Sinne gemeinsame sind, oder die gegenseitige Anregung und Unterstützung bedingen und zulassen. Es gilt ferner auch von den Wanderungen, bei welchen die Aufmerksamkeit auf vorkommende Erscheinungen sowohl wie die Lust an der Bewegung bei den Idioten ange-

regt und bestimmt sein will, wozu das Beispiel der Gesunden weit wirksamer ist als die Aufforderungen des begleitenden Erziehers. Bei dem Unterrichte kann und soll allerdings im Allgemeinen keine Gemeinschaft zwischen den Gesunden und Kranken stattfinden, insofern sie für die ersteren hemmend ist, ohne die Nacheiferung der letzteren hervorrufen zu können. Indessen lässt diese Regel immerhin Ausnahmen zu, und wo die Gemeinschaftlichkeit den Kranken von Nutzen ist, ohne die Gesunden zu benachtheiligen, wird der Erzieher sich nicht bedenken, sie eintreten zu lassen. Freilich kann und muss im Allgemeinen die Frage aufgeworfen werden, ob nicht das Zusammenleben der Gesunden mit den Kranken, wenn es auch kein beständiges ist — was es nach unserer Ansicht niemals sein darf — die ersteren herabstimmt, hemmt und benachtheiligt, wenn es auch allmälig und unmerklich geschehe. Diese Frage verneinen wir nicht unbedingt, sondern fordern vielmehr wie für die volle Wirkung, welche auf die Idioten ausgeübt werden soll, so für die Integrität der Gesunden eine ausreichend starke Vertretung des gesunden Elements, die nur dann vorhanden sein möchte, wenn, wie wir schon im ersten Cyclus unserer Vorträge auseinandergesetzt haben, auf einen Idioten zwei Gesunde kommen — ein Verhältniss, das abgesehen von dem Complex mannichfaltiger und unmerklicher Einflüsse unter Anderem für die genügende Darstellung der Spiele erforderlich ist, indem bei lebhafteren und complicirteren Bewegungen mindestens zwei Gesunde dazu gehören, um einen Idioten derartig in die Bewegung hineinzuziehen, dass keine Störung entsteht.

Auf einzelne Gesichtspunkte der Gemeinschaft zwischen gesunden und idiotischen Kindern kommen wir bei der Besprechung des Spiels, der Arbeiten, der Wanderungen und des Unterrichts wieder zurück, während wir uns über die Schwierigkeit, das den Anstalten nöthige gesunde Element zu erhalten, früher zur Genüge ausgesprochen und zur Aushülfe die Combination der Idioten- mit den Besserungsanstalten vorgeschlagen haben.

Auch darüber, dass die Errichtung der Idiotenanstalten

nicht der Privatunternehmung überlassen werden darf, wenn einestheils die Idioten der ärmeren Classen nicht ihrem Schicksal überlassen, anderntheils die Fortschritte in der Idiotenbehandlung rasche, entschiedene und gleichmässige werden sollen, dass also der Staat, die Gemeinden und die organisirte Wohlthätigkeit für die Sache eintreten müssen, haben wir uns mehrfach erklärt. Privatunternehmern wird es unter Anderem auch nicht gelingen, die nöthige Anzahl gesunder Kinder in ihr Bereich zu ziehen, während die von uns vorgeschlagene Combination, wenn Staat, Gemeinde und organisirte Wohlthätigkeit bei der Errichtung und Unterhaltung der Idioten- wie der Besserungsanstalten concurriren, keine Schwierigkeiten bietet, sondern sich so zu sagen von selbst machen wird.

Dass der Staat von denen, welche eine Idiotenanstalt errichten wollen oder einer solchen vorstehen sollen, gewisse Bürgschaften der moralischen und wissenschaftlichen Befähigung zu verlangen das Recht und die Pflicht habe, ist von uns früher schon ausgesprochen worden, und wir halten es für überflüssig, näher als dort geschehen, auf diese Bürgschaften einzugehen, da sie denn doch zuletzt nur einen negativen Werth haben, d. h. nur die entschiedene Unfähigkeiten ausschliessen würden, ohne für die wirkliche und specielle Befähigung eine irgendwie ausreichende Sicherheit zu geben. Die Frage, welches die Eigenschaften und positiven Fähigkeiten sind, welche der Beruf der Idiotenbehandlung verlangt, brauchen wir nicht besonders aufzuwerfen und zu beantworten, da die Beantwortung derselben in dem Ganzen unserer Vorträge liegen muss, und ihre Momente, so oder so gefasst, an den verschiedensten Stellen zur Erörterung kommen, wie wir denn schon im folgenden Vortrage eines dieser Momente von Neuem und daher kurz zu berühren haben.

Achter Vortrag.

1.

Die Diätetik als Mittelgebiet der Medicin und Pädagogik. — Der Arzt und der Pädagog als Vorsteher von Idiotenanstalten. — Dr. Heyer und Dr. Erlenmeyer. — Die ärztliche und die pädagogische Beobachtung diätetischer Erscheinungen und Thatsachen. — Die Praxis und die Wissenschaft. — Die verschiedenen Seiten der allgemeinen Diätetik. — Die menschliche Ernährung im Gegensatze zur thierischen. — Die Nothwendigkeit der gemischten, der zubereiteten und der mannichfaltigen Nahrung und ihre Grenzen. — Grundsätze der Kinderernährung. — Dr. Politzer. — Die Maassstäbe der genügenden Ernährung. — Die Essgier der Idioten und Nichtidioten. — Die Möglichkeit ausreichender Nahrung, Luft und Hautpflege und die socialen Verhältnisse.

Die Mittel für die Idiotenheilung und Idiotenerziehung sind theils medicinische theils pädagogische, beide im engeren Sinne gefasst, theils diätetische, d. h. Normirungen und Modificationen der Ernährungs- und Lebensweise. Die Diätetik ist an sich das Mittelgebiet zwischen Medicin und Pädagogik und hat eine der Medicin und eine der Pädagogik zugewandte Seite. Insofern die Thätigkeit schlechthin und ihre Regelung, welche bei dem noch unentwickelten Menschen der Pädagogik zukommt, nothwendig ist, um die Gesundheit zu erhalten, d. h. fortgesetzt herzustellen, kann sie als Mittel der Gesundheitserhaltung, also als diätetisches Mittel aufgefasst werden, insoweit aber für den Zweck, die Gesundheit wieder herzustellen oder zu stärken, die stofflichen Medien, die zur Unterhaltung der Lebensprocesse dienen, ausdrücklich be-

stimmt werden, darf von einer medicinischen Wirksamkeit gesprochen werden. Insofern die Pflege des Körpers das Moment der Bedürfnissbefriedigung hat, bleibt der Pädagog, indem er sich an ihr betheiligt, in seiner Sphäre, und insofern die Thätigkeit für den Heilzweck ausdrücklich bestimmt werden soll, müssen der Arzt und der Pädagog, von denen der eine die physiologische Seite des Übels, der andere die Mittel der Thätigkeitsregelung und die Wirkungen dieser Mittel — *caeteris paribus* — besser kennt, sich verständigen.

Arzt und Pädagog können allerdings in einer Person vereinigt sein, und Dr. Heyer in Berlin hält Persönlichkeiten, die diese Vereinigung repräsentiren, für am meisten geeignet, um Idiotenanstalten vorzustehen. Indessen möchte doch Jeder, der die beiden „Charactere“ des Schulmanns und des Arztes in sich zu verknüpfen besorgt gewesen ist, gerade wenn die hinzugekommene Wissensaneignung keine bloss pflichtschuldige oder formelle geblieben ist, nach wie vor entweder vorzugsweise Pädadog oder vorzugsweise Arzt sein, und da im Allgemeinen von den Pädagogen, also nicht blos von den Heilpädagogen und für den Heilzweck zu fordern ist, dass sie sich mehr wie bisher mit dem menschlichen Organismus vertraut machen, von den Ärzten aber, dass sie die Wichtigkeit der Thätigkeitsregelung für Heilzwecke anerkennen und geltend machen lernen, so ist der Streit, ob die Vorsteher von Idiotenanstalten nach ihrem „Fach“ Ärzte oder Pädagogen sein sollen, ein ziemlich belangloser, wird aber dadurch nicht gelöst, dass man die Vereinigung beider Titel verlangt. Es kommt nicht auf diese äussere Verknüpfung an, wie es nicht darauf ankommt, dass der Vorsteher einer Idiotenanstalt entweder ein „geprüfter“ Arzt oder ein „geprüfter“ Pädagog sei — obgleich er Fachmann sein muss — sondern darauf, dass er kein beschränkter und einseitiger Pädagog und kein beschränkter und einseitiger Arzt ist, dass er sich als Arzt die nöthigen pädagogischen, als Pädagog die nöthigen physiologischen Kenntnisse, ohne „Examen“ und „Titel“ im Auge zu haben, angeeignet hat, und dass er für das, was ihm fehlt, die Ergänzung in andern Persönlichkeiten zu finden, überhaupt aber die gemeinsame Wirk-

samkeit zu organisiren versteht. Dass jedoch diese Wirksamkeit im Ganzen betrachtet, vorherrschend eine pädagogische ist oder sein muss, folgt von selbst aus der umfassenden Characteristik der Idiotie, die wir in den bisherigen Vorträgen zu geben versucht haben, und es ist daher auch anzuerkennen, dass für die Gesammtthätigkeit der Idiotenanstalt vorherrschend pädagogische Kräfte erforderlich sind, und zwar selbständig und einsichtig wirkende Kräfte, nicht blos pädagogische Werkzeuge oder Handlanger, die mehr oder minder mechanisch nach „Vorschrift" verfahren und den Beinamen „pädagogisch" eben desshalb nicht verdienen. Der Pädagog, der bei der Idiotenbehandlung den Arzt entbehren zu können glaubt, entbehrt der Einsicht in seine Aufgabe, aber noch weit entschiedener der Arzt, welcher sich einbildet, mit untergeordneten pädagogischen Kräften, die seiner Anweisung gemäss thätig sind, also so zu sagen mit einem pädagogischen Dienstpersonal auskommen und wesentliche Erfolge erzielen zu können. Steht ein Pädagog an der Spitze einer Idiotenanstalt, so muss er ohne Zweifel neben sich einen Arzt haben, der mehr als blosser Hausarzt ist, d. h. nicht blos bei acuten Krankheitsfällen und bei der Regelung der Krankendiät im engeren Sinne eintritt, sondern an der Regelung der Diät im Allgemeinen und im umfassenden Sinne wesentlich Theil nimmt, und desshalb auch die Thätigkeiten oder Übungen abgrenzen und für den Heilzweck bestimmen hilft, mit dem sich also der leitende Pädagog durchweg zu verständigen hat. Ist der Leiter der Anstalt ein Arzt, so bedarf er keines Nebenarztes, aber einer grösseren oder kleineren Zahl pädagogischer „Helfer", deren Wirksamkeit und deren Zusammenwirken zweckgemäss zu regeln die ärztliche Einsicht nicht ausreicht, so dass er neben sich einen Pädagogen haben muss, der zu den „Meistern", oder besser zu den selbständigen Künstlern seines Fachs gehört, und dessen Stellung neben dem Arzte mindestens eine eben so unabhängige sein muss wie die des Arztes neben dem leitenden Pädagogen. Was über den Widerspruch der Ansichten gesagt wird, der zwischen dem Pädagogen und Arzt, sofern nicht der eine dem

andern „einfach“ untergeordnet sei, leicht eintreten könne, so wie über die Rivalität, die sich zwischen ihnen in den meisten Fällen erzeugen werde, gibt gegen das Zusammenwirken des selbständigen Pädagogen und des selbständigen Arztes keinen Grund ab, sofern beide im vollen Wortsinne Männer, also von kleinlicher Eitelkeit frei sind, durch ein gleich starkes Interesse an der Sache verbunden werden, und sich über die Grundsätze, von denen ausgegangen und nach denen verfahren werden soll, noch ehe sie ihr Verhältniss eingingen, verständigt haben.

Die hiermit ausgesprochene Ansicht hat ihre Gegner, insbesondere auch solche Ärzte, welche Idiotenanstalten vorstehen und vorgestanden haben, wie Dr. Erlenmeyer. Sie fordern das Verhältniss, dass wir vorhin abgewiesen haben: ein pädagogisches Dienstpersonal. Da aber andere Ärzte, deren Stimmen in's Gewicht fallen, z. B. der als Autorität anerkannte Griesinger die pädagogische Behandlung der Idioten für die Hauptsache erklären, und da nicht vorauszusetzen ist, dass die Leitung der pädagogischen Behandlung durch einen Arzt die bestmögliche sei, so können wir nicht umhin, in der absoluten Forderung, dass der Leiter der Idiotenanstalt ein Arzt sei, und das pädagogische Hülfspersonal einfach nach seiner Anweisung zu operiren habe, einen unbegründeten Anspruch zu sehen.

Zu den Verständigungen zwischen Arzt und Pädagogen, welche gleich von vornherein stattfinden müssen, und abgesehen von der gemeinsamen Praxis stattfinden können — gehört die Verständigung über die Grundsätze d e r D i ä t e t i k. Eine abgesonderte Ausbildung der Gesunden- und Kranken-Diätetik ist überhaupt nicht möglich, da die Krankendiät an sich nichts anderes sein kann, als eine zweckgemässe, d. h. nach dem jedesmaligen Zustande und dem jedesmaligen Heilzwecke bestimmte Modification der normalen Diät, während für die Feststellung dieser selbstverständlich die Erfahrungen, welche das diätetische Experiment bei Kranken abgibt — insofern die Krankheit eine mehr oder minder abweichende Diät immer erfordert und die Wirkungen der absichtlich abnorm gestalteten Diät genau beobachtet werden können —

von grosser Wichtigkeit sind. Allerdings thut in vielen Fällen der Arzt weiter nichts, als dass er anstatt der früheren, schlechten und nach seiner Ansicht die Erkrankung mitbedingenden oder auch allein bedingenden Diät eine gute, d. h. die seiner Ansicht nach normale Diät eintreten lässt. Indessen möchte einestheils überall, wo eine schlechte Diät auf den Organismus nachtheilig eingewirkt hat, ein Übergang von der gewohnten schlechten zu der ungewohnten normalen Diät nothwendig und ausdrücklich zu vermitteln sein — so dass der Arzt nicht genug thut, wenn er unmittelbar die normale Diät einführt — anderntheils bedarf es, um an die Stelle der schlechten eine gute Diät ohne ausdrückliche Vermittlung eintreten zu lassen, nicht des Arztes als solchen, indem die grundsätzliche Bestimmung der normalen Diät nicht die specifische Aufgabe des Arztes ist und noch weniger ihm allein zukommt. Insofern sich durch die Erfahrung herausstellt, was dem gesunden Organismus zuträglich ist, also die Gesundheit erhält, d. h. stetig herstellt, und was sie stärkt, nehmen Alle, die sich selbst und Andere beobachten, an dieser Erfahrung Theil, und der Pädagog insbesondere, der die verschiedensten kindlichen Individuen tagtäglich vor sich hat, auf ihr Aussehen, ihre grössere oder geringere Lebendigkeit, ihre Anspannung und Abspannung, ihre wechselnden Stimmungen zu reflectiren gezwungen ist, ihre Entwicklung verfolgt, und die Verhältnisse, unter denen sie leben, mindestens im Allgemeinen, oft aber auch im Einzelnen kennt, kann gar nicht umhin, über die der Gesundheit zuträglichen und nicht zuträglichen Einflüsse und Einwirkungen, die günstige und ungünstige Ernährung, Lebensweise, Beschäftigung etc. Erfahrungen zu sammeln, selbst wenn er nur Schulmann und nicht an einer Anstalt, welche ihre Zöglinge auch in Pflege hat, wirksam ist. Dagegen wird der Arzt, selbst wenn er Kinderarzt ist, durch seinen Beruf nicht genöthigt und befähigt, die allmäligen Veränderungen, welche der kindliche Organismus in Folge einer bestimmten Lebensweise und wiederkehrender Einwirkungen erleidet, stetig zu beobachten.

Wir haben aber, was die Diätetik betrifft, auf die gesam-

melten Erfahrungen wirklicher — d. h. unbefangener, gegen die eigenen „subjectiven" Neigungen und Abneigungen wachsamer, verständiger und gewissenhafter — Beobachter das Hauptgewicht zu legen, da die exact-wissenschaftliche Kenntniss der Lebensprocesse, ihres inneren Zusammenhanges und der Medien, deren sie bedürfen, zur Zeit eine viel zu lückenhafte ist, um aus ihr ein System der Lebensregelung ableiten zu können, für die fortschreitende Erweiterung und Vertiefung dieser Kenntniss aber die an den lebenden und sich entwickelnden Organismen zu machenden Beobachtungen keine geringere Wichtigkeit haben als die Ergebnisse der Sektion, der chemischen Analyse und der klinischen Beobachtung. Diejenigen Vertreter der exacten Wissenschaft, welche eine systematische Diätetik zu gestalten versucht haben — Versuche welche bis jetzt in umfassender Art nicht gemacht worden sind, sondern sich durchweg auf einen Theil der Diätetik beschränken, wobei sich die zweckgemässe Ernährung in den Vordergrund gestellt hat — sind meist bescheiden genug, einzugestehen, dass die Wissenschaft den richtigen Instinct des Bedürfnisses nachträglich zu bestätigen und der unwissenschaftlichen Praxis Recht zu geben hat — wenigstens in vielen Dingen — ein Geständniss, das sich freilich insofern von selbst versteht, als sich die Menschheit in einem jämmerlichen Zustande befinden würde, wenn die zweckgemässe Befriedigung der Bedürfnisse von der exacten Kenntniss des Organismus und der organischen Processe abhängig wäre, die bezügliche Praxis also Jahrtausende hindurch eine unvernünftige gewesen wäre, da ja die exacte Wissenschaft der Gegenwart sich selber zum Ruhme nachsagt, noch äusserst jung zu sein, aber trotz dieser Jugend riesige Fortschritte gemacht und in einem halben Jahrhundert mehr Erkenntnisse gewonnen zu haben, als die Jahrtausende der Vergangenheit. Indessen will doch die Wissenschaft trotz der Anerkennung der Praxis zu einer Verbesserung derselben ihrerseits beitragen, sie muss also die Praxis theilweise unvernünftig und unzweckmässig finden — wogegen im Allgemeinen zu protestiren wir am allerwenigsten geneigt sind, da wir den Hegel'-

schen Satz, dass Alles, was ist, vernünftig ist, nicht in abstracter Weise verstehen. Eine Frage aber ist es, ob die Praxis gerade da Unrecht hat, wo ihr die Wissenschaft Unrecht gibt, und umgekehrt gerade da Recht, wo ihr die Wissenschaft zur Bestätigung zu dienen scheint. So viel ist gewiss, dass die Gesetze der Ernährung, welche die Wissenschaft der organischen Chemie gefunden zu haben glaubt, durch die Erfahrung keineswegs bestätigt werden können, weil es im höchsten Grade einseitig und abstract ist, die Gesundheit und Kräftigkeit der Bevölkerungen in einfacher Abhängigkeit von den vorhandenen Nahrungsmitteln zu sehen.

Über den Satz, dass der Mensch „Product seiner Nahrung sei", haben wir uns schon früher — im ersten Cyclus unserer Vorträge — ausführlicher ausgesprochen, und gefunden, dass sich dieser Satz nur behaupten lässt, wenn der Ausdruck Nahrung im allerweitesten Sinne, also so uneigentlich wie möglich genommen wird. Die Lebensweise, welche sich unter bestimmten Verhältnissen allmälig gestaltet, würden wir als die bedürfniss- und zweckgemässe, folglich als die nothwendige und vernünftige überall anerkennen, und desshalb die Bemühungen der Wissenschaft, sie von ihren Ergebnissen aus zu reformiren, überflüssig und schädlich finden müssen, wenn nicht der Mensch nothwendig aus der Natur herausträte und die Bedürfnisse, die er zu entwickeln und zu bestimmen hat, den Character der Entartung annehmen könnten. Der Instinct findet immer die Befriedigungsmittel des Bedürfnisses, eben desshalb aber auch die des entarteten Bedürfnisses, dessen Entartung sich durch die Befriedigung steigert. Die Praxis bedarf also in der That — da die menschliche Willkür nothwendig zum Unnatürlichen führt — eines stetigen Correctivs, das in der Reflexion auf das nachhaltig Zuträgliche und in dem sittlichen Willen einer wahrhaft menschlichen Existenz liegt.

Es versteht sich von selbst, dass man sich, um nicht blos die allgemeinsten Grundzüge einer Diätetik zu ziehen, auf den Boden gegebener Verhältnisse stellen, also zunächst das Klima, sodann Alter, Geschlecht und Beschäftigung zu berücksich-

tigen hat: denn die letztere ist allerdings in der Lebensregelung mitbegriffen, aber zugleich durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, wie sie sich auf der Unterlage bestimmter Naturverhältnisse ausbilden und die der Civilisation nothwendige Theilung der Arbeit eine gegebene — was weiterhin auch von den Befriedigungsmitteln gilt, obgleich die Quantität dieser von einem geringeren Belange ist, als die Art der Beschäftigung und übrigens bei einer zweckgemässen Arbeitsorganisation das Nothwendige nicht fehlen kann.

Wir können uns nun hier nicht die Aufgabe stellen, eine allgemeine Diätetik zu entwerfen, sondern haben uns — unter der Voraussetzung unserer klimatischen und socialen Verhältnisse — auf die nothwendigsten Bestimmungen der normalen Lebensweise, und zwar wieder auf die nothwendigsten Bestimmungen der für das kindliche Alter normalen Lebensweise, und die Modificationen, welche dieselbe für Idioten erleiden muss, zu beschränken. Hierbei haben wir aber an das eben Gesagte anknüpfend, vorauszustellen, dass im kindlichen Alter die Beschäftigung oder Bethätigung am wenigsten eine gegebene ist oder sein soll, dass sie also durch die Erziehung unter normalen Verhältnissen oder wenn der Zustand ein normaler sein soll, durchgängig geregelt werden kann und muss, und dass in dieser Regelung, wenn die Erziehung die freie Hand, die sie hat, ausreichend benutzt, wenn sie also die Bethätigung der Jugend natur- und zweckgemäss regelt, hierin ein wesentliches und zwar das wesentlichste Correctiv gegen die Mangel- und Fehlerhaftigkeit der sonstigen Lebensweise liegt, welche zudem in einem geringeren oder in einem weiteren Umfange, also theilweise der pädagogischen Regelung mit unterworfen werden kann.

Wir verkennen durchaus nicht die Wichtigkeit einer gesunden und ausreichenden Nahrung und eines gesunden und ausreichenden Luftgenusses, sowie die Wichtigkeit dessen, was wir sofort unter der Bezeichnung „Hautpflege“ begreifen wollen — drei Punkte, von welchen aus die drei Seiten der Diätetik gezogen werden müssen. Es muss aber eine vierte, abschliessende Seite, eben die der „Bethätigung“ hinzukommen,

weil die gesunde und ausreichende Nahrung zur gesunden und ausreichenden „Ernährung“ erst durch die nöthige Bewegung und überhaupt Bethätigung wird, gesunde und ausreichende Luft ohne ausreichende Bewegung überhaupt und ohne ausreichende Bewegung im Freien insbesondere nicht geschöpft wird, und die Hautpflege, welche die Gewöhnung an den Temperaturwechsel, also die Fähigkeit der Haut sich zu der Lufttemperatur in ein richtiges Verhältniss zu setzen, wie die lebendige Hautthätigkeit überhaupt bezwecken muss, nothwendig eine unvollkommene und resultatlose bleibt, wenn die nöthige Bewegung in freier Luft und die nöthige Erregung der Hautthätigkeit durch das Muskel- und Nervenspiel fehlt. Wir haben also zu behaupten, dass eine Diätetik, welche die Bewegungen nicht in ihr Bereich zieht, eine halbe Diätetik ist. Dies schliesst nicht aus, dass wir die Nahrung, die Luft und die Hautpflege zunächst für sich in's Auge fassen.

Man darf es wohl als ein Axiom aussprecheu, dass der Mensch gemischte und dass er zubereitete Nahrung bedarf. Auf gemischte Nahrung als Bedürfniss des Menschen weist sowohl die allgemeine Erfahrung wie die Beschaffenheit der menschlichen Ess- und Verdauungswerkzeuge hin. Reine Pflanzenesser und reine Fleischesser sind seltene und beschränkte Ausnahmen, und die Stämme, welche fast nur von Pflanzenkost oder fast nur von thierischer Nahrung leben, gehören nicht zu den energischen, entwicklungsfähigen und productiven.

Die Zubereitung der Speisen mit Hülfe des Feuers oder auf andere Art findet sich bei den Naturvölkern — einige der am tiefsten stehenden Stämme ausgenommen, wie bei den civilisirten Völkern, der Trieb dazu liegt ebenso ursprünglich in der Natur des Menschen wie der Trieb der Bekleidung, und drückt eine Nothwendigkeit für die menschliche Existenz aus, wie er mit dem allgemeinen Triebe, überall über das von der Natur Gegebene hinauszugehen und das von ihr Empfangene umzugestalten, der Art zusammenhängt, dass er eine wesentliche und für die Ablösung von dem Naturzustande wichtige Bethätigung desselben ist. Ohne die Zubereitung der

Speisen würde der Kreis der menschlichen Nahrungsmittel ein so enger sein, dass sich dabei weder die Vermehrung und Ausbreitung des Menschengeschlechts noch die Kräftigkeit und Productivität, die es entwickelt hat, denken lässt. Nur indem sich der Mensch die Verdauung erleichtert und eine Menge nahrhafter Stoffe, die im ursprünglichen Zustande ungeniessbar sind, essbar und schmackhaft macht, verschafft er sich den nothwendigen Ersatz für den Stoffverbrauch, der durch seine überthierische Kraftentwicklung und Kraftbethätigung bedingt ist, und wird der complicirten Allseitigkeit seiner Organisation gerecht. Denn diese Organisation verlangt nicht nur eine gemischte, sondern auch eine mannichfaltige Nahrung, und diesem Bedürfniss kann nur durch die Zubereitung der Speisen genügt werden, wie das nöthige Quantum nährender Stoffe, sofern sich die Dauer und Schwierigkeit der Verdauung dem Zwecke der Nahrungsaufnahme, der Kraftzunahme und Kraftbethätigung ist, nicht entgegensetzen soll, nur, wie durch die Zurichtung der Speisen überhaupt, so insbesondere durch den Extract, der die Nahrung concentrirt, gewonnen werden kann.

Indessen ist in allen diesen Beziehungen eine Grenzlinie gegeben, die nicht überschritten werden darf, ohne dass das Hinausgehen über die Natur zur Unnatur, und statt der Stärkung des menschlichen Vermögens Schwächung und Entartung desselben hervorgebracht wird. Zunächst ist zu sagen, dass, wenn der Organismus eine grössere Quantität von Nahrungsstoffen, als er zu verdauen und weiterhin zu assimiliren oder als verbrauchte Materie auszuscheiden vermag, zugeführt wird, dieses Übermaass nothwendig schwächend statt stärkend wirkt. Dies gilt nicht nur von einer zu grossen Quantität von Nahrungsmitteln, die dies theilweise nur uneigentlich sind, indem der nährende Stoff mit belanglosen Bestandtheilen überreichlich versetzt sind, oder von nährenden Stoffen, die sich schwer verdauen lassen — in welchen beiden Fällen die den Organismus hemmend in Anspruch nehmende Verdauungsarbeit ein unverhältnissmässig geringes Resultat ergibt — sondern auch dann, wenn der Körper leicht verdauliche und

wirklich nährende Speisen — mag die Verdaulichkeit eine natürliche oder durch die Zubereitung hervorgebrachte sein — in zu grosser Menge zugeführt erhält. Wird diese Zufuhr bis zur Überladung getrieben, so macht sich die letztere unmittelbar als solche, d. h. als Beschwerung und Hemmniss der Bethätigung fühlbar, und der Druck, der auf den Bethätigungstrieb und die Bethätigungsfähigkeit ausgeübt wird, vermindert die Fähigkeit der Assimilation, so dass die Verwerthung der aufgenommenen Stoffe eine geringere wird, als sie ohne Überladung sein würde. Aber auch wenn eine solche nicht stattfindet, wenn also, ohne dass die Verdauungsorgane beschwert würden, der Körper mehr Nahrungsstoff erhält, als er assimiliren kann, ist die allmälige Schwächung des Organismus die nothwendige Folge, indem er durch den Überfluss leicht verdaulicher und an sich auch leicht assimilirbarer Stoffe der Verdauungs- und Assimilationsarbeit entwöhnt, und dagegen an die Ausscheidung unverwertheter Stoffe gewöhnt wird, wodurch sich das Bedürfniss passiver Stoffaufnahme und Stoffabgabe nur immer mehr steigert und die Assimilationsorgane — von denen die Verdauungswerkzeuge als Organe des Darmkanals die nach innen gekehrten peripherischen Organe sind — fortschreitend erschlossen. In diesem Bezug ist zu sagen, dass die Verdauungsarbeit dem Organismus nicht erspart werden darf, dass er aber zu einer Sparsamkeit, vermöge deren er nur die ausgebeuteten Stoffe abgibt, genöthigt werden muss. So ist es schon widernatürlich, und darum gewiss schädlich, das Kind vorzugsweise mit Flüssigkeiten und Breien zu nähren, wenn es alle seine Zähne hat — wer k a n n, s o l l kauen — und die verfrühte und überreichliche Anwendung von Gewürzen ist eben dadurch schädlich, dass sie die Verdauung künstlich erleichtert und eine zu rasche Bewegung der Stoffe in den betreffenden Canälen bewirkt. Hierbei ist noch zu beachten, dass, was die Extracte anbetrifft, diese grösstentheils einen einseitigen Nahrungsstoff in reiner Form darstellen, und in dieser reinen Form entweder gar keine Zersetzungsthätigkeit hervorrufen, also unverdaut bleiben oder keine Verbindung mit den organischen Ato-

men oder Zellen eingehen, also nicht assimilirt werden, oder wenigstens wegen ihrer Einseitigkeit weder für sich noch, indem verschiedene derselben abwechselnd aufgenommen werden, eine ausreichende und kräftige Ernährung abgeben, folglich jedenfalls, da sie aus ihrer natürlichen Verbindung gelöst sind, durch Zuthaten künstlich ergänzt werden müssten. Es gilt dies von den alkoholischen Getränken, den Ölen und Fetten, dem Zucker und selbst von den Fleischextracten, so dass es beispielsweise zwar ohne Zweifel in der Ordnung ist, die Neigung der Kinder zu Süssigkeiten, die jedenfalls eine natürliche ist, zu befriedigen, aber schädlich dies durch reinen oder auch gewürzten Zucker zu thun, ebenso ihnen zu viel reine Fette zukommen zu lassen, die der Organismus aus amylonhaltigen Stoffen zu gewinnen sich allmälig gewöhnen soll, und die Fleischbrühe als ein ausreichender Ersatz für die Milch nicht angesehen werden kann. Dennoch sind die Eltern nicht selten mit Zucker und mit Fetten freigebig, wie sie mit der Zuthat von Gewürzen unvorsichtig sind, während sie gegen das Kochsalz, das Kinder selbst rein zu lecken lieben, eine unberechtigte Scheu haben, da dieses nicht nur Gewürz, sondern eigentliches Nahrungsmittel, für alle Assimilationsprocesse nothwendig, und wie es scheint, für die Knochenbildung bei dem Kinde besonders wichtig ist, so dass das Verlangen darnach um so natürlicher erscheinen muss, als bei der Zubereitung unserer Nahrungsmittel eine Menge Salze ausgeschieden werden, und selbst viele Thiere mit dem Salz, das in ihren gewöhnlichen Nahrungsmitteln enthalten ist, nicht befriedigt sind, sondern es in concentrirter Form aufsuchen.

Sollte der Körper wesentlich durch Extracte genährt werden, so würde er selbst dann, wenn diese vervielfacht würden, unzweifelhaft vieler Stoffe, die er bedarf, entbehren, was bei den complicirten Mischungen, welche die von der Natur gebotenen Nahrungsmittel darstellen, nicht wohl der Fall sein kann.

In welchem Verhältnisse aber die Mischungen der „Kochkunst“ zu den natürlichen, d. h. in den einfach erscheinen-

den Naturproducten gegebenen Mischungen stehen, sowohl was die Vertretung die dem Körper nothwendigen Stoffe als was die günstigeren oder ungünstigeren Verbindungen, die grössere oder geringere Verdaulichkeit anbetrifft, lässt sich bei dem gegenwärtigen Stande der Chemie schwer entscheiden. Jedenfalls vergrössert sich mit der Mannichfaltigkeit der gemischten Stoffe, und der unmittelbar nach einander genossenen Speisen die Gefahr, dass unlösliche Verbindungen oder sich selbständig fortsetzende, die normale Metamorphose hindernde Processe entstehen, wie denn die Erfahrung beweist, dass einfach zubereitete Speisen und wenige Gerichte gesunder sind als viele und künstlich zubereitete Gerichte. Aber auch die Mannichfaltigkeit der nicht unmittelbar zusammengenossenen Speisen kann wie eine zu geringe so eine übertriebene sein, und das Bedürfniss danach, also die Wechselsucht, ist nicht blos eine Verwöhnung des Geschmacksinns, sondern auch ein Symptom geschwächter Verdauung und Assimilationsthätigkeit, mag die Schwäche hauptsächlich aus der Verwöhnung selbst, oder aus andern Ursachen hervorgegangen sein. Die kräftige Verdauungs- und Assimilationsfähigkeit verwerthet die aufgenommenen Stoffe vollständig, bedarf also einer geringeren Mannichfaltigkeit selbständig dargestellter Stoffe und nicht des beständigen Reizes zu erneuter Thätigkeit, der durch den neuen Stoff hervorgebracht wird, und bei der in Rede stehenden Verwöhnung immer häufiger hervorgebracht werden muss.

Für die Kinderdiät ist jedenfalls als Regel aufzustellen, dass der Umkreis der Speisen nur allmälig zu erweitern ist, und dass man sich in den ersten Kindheitsperioden so viel als möglich an die von der Natur gebotenen, durch die Zubereitung wenig zu verändernden Nahrungsmittel zu halten hat, wie sich die „kindliche Menschheit“ an diesen begnügen musste und konnte.

Bis etwa zur Hälfte des dritten Lebensjahres, also bis zur Vollendung der ersten Zahnung — sollten Milch, Obst und weiche Eier — gegen welche ein nach unserer Ansicht unbegründetes Vorurtheil besteht — die Hauptnahrungsmittel

sein; und zwar Milch und Obst theilweise gekocht, theilweise ungekocht. Gekochte Wurzeln, Semmeln, gutes und ausgebackenes Brod, Fleischbrühe und Fleisch müssten allmälig, zuerst in kleinen Mengen, hinzukommen.

Vom dritten bis zum siebenten Jahre — von der ersten Zahnung bis zum Wechsel der Milchzähne — dürfte sich sowohl der Genuss der Mehlspeisen wie der der Gemüse und des Fleisches ausdehnen, aber doch nicht soweit, dass Milch, Obst und Eier schon in den Hintergrund gedrängt würden und mit Ausschluss der schwerverdaulichen und blähenden Gemüse. Käse und Hülsenfrüchte, die zwar sehr nährend, aber auch sehr schwer verdaulich sind, dürften in grösseren Mengen erst im späteren Knaben- und Mädchenalter genossen werden und der Übergang zu der Lebensweise der Erwachsenen kann in dieser wie in anderen Beziehungen nur allmälig stattfinden.

Gegen die schon häufig ausgesprochene Regel, dass Kinder mehr Mahlzeiten machen müssen, als Erwachsene, also öfter, aber nicht so viel auf einmal essen sollen, ist schwerlich etwas einzuwenden.

Der Kinderarzt Dr. Politzer (in Wien) unterscheidet drei Abschnitte der ersten Kindheit und verlangt, dass vor dem Hervortreten der Zähne das Kind gar keine andere als flüssige und zwar Milchnahrung erhalte, während dem Hervortreten der zwölf ersten Zähne allmälig consistentere, aber immer noch erweichte oder verkleinerte, im dritten festere Nahrung, an der das Kind die erlangte Kaufähigkeit mit Vorliebe übt, aber mit Rücksicht auf die leichte Verdaulichkeit. Im Säuglingsalter stellt sich, wie er treffend bemerkt, die Mundhöhle anatomisch als Saugapparat dar, und die geringe und dünnflüssige Speichelabsonderung schliesst diejenigen Speisen, deren Verdauung wesentlich von der Durchdringung mit Speichel abhängt, also nicht Magenverdauung ist, sondern diese nur als Durchgangsstation hat, die Amylacea, im ersten Abschnitte entschieden, in den folgenden wenigstens eine grössere Quantität derselben und ihre Zufuhr in zu consistentem Zustande aus. Der eingängigen Ausführung Politzers lässt sich eine abweichende

Erfahrung kaum entgegensetzen, da die nachtheiligen Wirkungen einer verfrühten Gewährung amylonhaltiger Speisen auch für jeden Laien, der beobachtet, unverkennbar und leider nur zu häufig hervortreten. Was die Bedingungen anbetrifft, an welche bei dem Kinde der ungestörte Verlauf der zunächst vorherrschenden Magendauung und dann der Darmdauung geknüpft ist, so werden sie in der betreffenden Abhandlung Politzers — „Ideen zur Anbahnung einer wissenschaftlichen Diätetik und physischen Erziehung des Kindes“ — sehr klar auseinandergesetzt (Jahrbuch der Kinderheilkunde von Dr. Mayr, Dr. Politzer und Schuller, Jahrgang 1858, III. und IV. Heft) und die Abhandlung ist überhaupt in hohem Grade beachtenswerth. Die Belehrungen für die Praxis sind im Allgemeinen vorsichtig gezogen und dürften dem Bedürfniss, das die Mehrzahl der praktischen Diätetiker nach bestimmten Regeln hat, kaum genügen, während sie doch punktweise zu weit gehen möchten. Das Capitel des Stoffwechsels, welches das Hauptcapitel der physiologischen Grunderörterung abgibt, scheint uns nicht abgeschlossen, und insbesondere die Langsamkeit des Stoffwechsels bei dem Kinde in der Art wie sie der Verfasser darstellt, keineswegs ohne Weiteres annehmbar. Indessen müssen wir die Verhandlung des Gegenstandes auf exact wissenschaftlichem Boden den Fachmännern überlassen, und können darauf nur von unserem Standpunkte aus, der ein begrenzter ist, und zwar erst später zurückkommen. — Für die Regel, dass Kinder nicht auf eine oder ein paar Mahlzeiten des Tages angewiesen werden dürfen, enthält die Abhandlung Politzers wichtige Anhalte, indem sie zeigt, wie durch das Überschreiten eines gewissen Quantums der Fortschritt der Verdauung unverhältnissmässig lange verzögert wird. Indessen erscheint es als zur Zeit unmöglich, dass dem bestimmten Alter und der typisch verschiedenen, aber gleich gesunden Organisation zukommende Quantum *a priori* exact wissenschaftlich zu bestimmen. Die Praxis muss und kann sich an die Symptome und Äusserungen der Sättigung halten, insoweit das Kind als ein gesundes und sein Instinct als ein unverdorbener vorauszusetzen ist. Freilich ist man zu dieser

Voraussetzung selten in absoluter Art oder eigentlich nie berechtigt. Ist aber die Assimilationsthätigkeit irgendwie abnorm und der Instinct verfälscht, so ist es nicht leicht, sich zu versichern, ob das Kind „genug bekommen“. Jedenfalls muss eine stufenweise Vermehrung des Nahrungsquantums stattfinden, was unmöglich ist, wenn das Kind von vornherein überfüttert wird, das regelmässige Quantum aber, wenn der Thätigkeitstrieb des Kindes auffallend zurücktritt, verändert, also entweder herabgesetzt oder vergrössert werden: das Erstere, wenn die Abspannung durch irgend ein Leiden, das nicht die Folge unzweckmässiger Ernährung ist, oder durch eine in der überreichlichen Zufuhr begründete abnorme Verlangsamung oder Beschleunigung des Stoffwechsels bedingt erscheint, das Zweite, wenn die Abnahme des Thätigkeitsdranges ohne ein bemerkbares Leiden und insbesondere auch ohne Beschleunigung des Stoffwechsels eintritt, indem die Verlangsamung eben so wohl Folge der zu dürftigen Nahrung wie der Überfüllung sein kann. Nach besonderen Anstrengungen des Kindes darf eine Verstärkung seiner Nahrung nach Quantum und Gehalt nicht versäumt werden. Für die zweckgemässe Ernährung ist es demnach erforderlich, auf die Verminderung und Verstärkung des Thätigkeitstriebes aufmerksam zu sein — nebenbei jedoch zu beachten ist, dass die Unstetigkeit des Thätigkeitsdranges als abnorm gesteigerte einen krankhaft überreizten Zustand bedeutet, und dass man einen solchen anzunehmen hat, wenn gleichzeitig entschiedene Appetitlosigkeit oder ein übermässiger Appetit vorhanden ist, dass also der augenscheinliche Verlauf der Ernährungsprocesse und die Art, in welcher sich der Thätigkeitstrieb äussert, sich gegenseitig erklären und bestimmen. Erscheint eine sorgfältige Untersuchung überhaupt nothwendig, so darf der Anhalt, den die Ausleerungen abgeben, nicht umgangen werden. In den leichteren Fällen aber und wenn starke Missgriffe in der Nahrungsgewährung nicht vorauszusetzen sind, sind die Anhalte, die ausser dem zu- oder abnehmenden Thätigkeitsdrange das Aussehen des Kindes, die Untersuchung seiner Muskeln und die Natur seines Appetites bieten, vollkommen aus-

reichend. Wir kommen auf diese Punkte wieder zurück und wollen daher in Bezug auf den letzten nur noch bemerken, dass die Schwäche des Assimilationsvermögens schon eine sehr vorgeschrittene sein muss, wenn sich bei reichlicher Nahrung ein abnorm gesteigerter Appetit entwickeln soll, dass also dieser, wenn das Kind im Ganzen als gesund gelten kann, auf zu dürftige Nahrung schliessen lässt. Dies gilt selbst für Idioten, insofern ihre Essgier sich auffallend steigert, ohne dass gleichzeitig die Neigung, ungeniessbare Dinge zu verschlingen, stärker würde, und wenn das Aussehen sich verschlechtert, die Muskeln abmagern und erschlaffen, die Leistungsfähigkeit abnimmt, ohne dass auffallende Erscheinungen die ungünstige Veränderung eingeleitet hätten, und ohne dass entschieden und entscheidend ungünstige Einwirkungen von längerer Dauer nachweisbar wären

Die Idioten sind mit seltener Ausnahme essgierig und bei manchen von ihnen zeigt sich ein widernatürlicher Appetit in Bezug auf die Gegenstände der Gier. Die Ursachen der Erscheinung sind verschiedenartige je nach der Form der Idiotie, indem die Schwäche der Assimilationsthätigkeit mit einem abnorm langsamen und mit einem abnorm raschen Stoffwechsel verknüpft sein und die geistige Leere mehr oder minder die Entwicklung des vom Bedürfniss unabhängigen Triebes begünstigen kann, während das bezüglich der Gegenstände unnatürliche Gelüst auf locale und specifische Leiden und Entartungen in den Centren des Nervensystems zurückzuführen sein möchte. Dass solche „Gelüste" dies im eigentlichen Sinne und nicht durch den Mangel des Geschmackssinnes und des Unterscheidungsvermögens zu erklären sind, geht aus den Beispielen, die wir früher vorgeführt, zur Genüge hervor. So hatte der Knabe (F. III. F. 4.), der die Aborte aufsuchte, um Koth zu essen, einen feinen Geschmack, verschmähte consequent gewisse Speisen und bemerkte die geringsten Zuthaten, die ihm nicht zusagten.

Nichtidiotische und an keiner ausgesprochenen Krankheit leidende Personen, welche abnorm viel essen, ohne sich abnorm anzustrengen, sind entweder vor einer groben und plum-

pen oder von einer erregbaren schwächlichen, vielbedürftigen Organisation, oder sie stellen weder den einen noch den anderen Organisationscharacter, sondern einen in der Mitte liegenden dar, leiden aber an einer Gemüthserregbarkeit der egoistischen und hässlichen Art, welche als solche zehrend wirkt und die Befriedigungssucht des Geschmackssinnes nicht ausschliesst. Die bezügliche Verwöhnung geht entweder aus der Schwäche, welche sie steigert, hervor, oder sie hängt mit der Langweile, der Interesse- und Beschäftigungslosigkeit zusammen oder besteht in einer einseitigen Richtung der Sinnlichkeit auf die Geschmacksbefriedigung, wie wir denn sehr häufig die Gourmandise bei Leuten ausgebildet finden, bei denen die geschlechtliche Erregbarkeit eine auffallend geringe ist.

Bei den Idioten kann das Vorwalten des Geschmackssinnes auch da, wo der Geschlechtstrieb verfrüht hervortritt, nicht überraschen, da hier die widernatürliche Befriedigung, das Moment der Phantasieerregung nicht hat, also mit der Geschmacksbefriedigung auf gleicher Linie steht, wodurch der Gegensatz beider ein durchaus äusserlicher wird. Insofern aber der erste Grund der idiotischen Essgier in der Schwäche der Assimilationsfähigkeit zu suchen ist, kann eine unvermittelte Verminderung des Nahrungsquantums die Assimilationsfähigkeit nicht stärken, sondern nur die Ernährung herabsetzen. Soll die Verminderung des Nahrungsquantums Etwas nützen, so muss sie ganz allmälig stattfinden und die quantitative Abnahme durch die Verbesserung der Qualität ersetzen. Dagegen ist es allerdings für die moralische Erziehung der Idioten, die für ihre intellectuelle Besserung wesentlich ist, sehr wichtig, dass sie ihre Essgier beherrschen lernen und die Befriedigung des Hungers streng an bestimmte Zeiten gebunden wird.

Wenn die bekannten diätetischen Regeln, die sich auf die Reinerhaltung und Erneuung der Luft beziehen, so wenig befolgt werden, so liegt dies allerdings theilweise in Vorurtheilen und Verwöhnungen, theilweise aber auch in Nothzuständen begründet, die sich durch Regeln nicht überwin-

den lassen, was in gleicher Weise auch von der Nahrung gilt.

Eine allgemeine Besserung der Lebensweise in Bezug auf den nothwendigen Nahrungs- und Luftgenuss setzt sociale Umgestaltungen und Fortschritte voraus, an denen die gesammte Gesellschaft arbeiten muss. Die Aufgabe, eine gesunde Lebensweise zu ermöglichen, ist einestheils da am schwierigsten, wo die Bevölkerung eine zu geringe Dichtigkeit hat und ungünstige climatische Einflüsse zu beseitigen oder doch zu mildern sind, andererntheils da, wo sich die Knotenpunkte der Civilisation bilden, also die Concentration der Bevölkerung stattfindet. In einer grossen Stadt der Verfälschung der Lebensmittel entgegen zu wirken, ihren Preis nicht zu hoch steigen zu lassen, die „Wohnungsfrage“ zu lösen, für genügende Luftströmung und Lufterneuerung und — was von nicht minderer Wichtigkeit ist — für reichliches und gutes Wasser zu sorgen, nimmt den besten Willen, einen lebendigen und kräftigen Gemeinsinn und ausserordentliche Anstrengungen in Anspruch. Dass die Erziehung im Ganzen und Grossen für den socialen Fortschritt und also auch für die Verbesserung der Lebensweise einer der wichtigsten Factoren ist, brauchen wir jetzt nicht mehr auseinander zu setzen, und wollen nur hervorheben, dass die Schule da, wo ihre Schüler in engen und dumpfen Räumen mit verdorbener Luft einen Theil des Tages, insbesondere im Winter zubringen müssen, wenigstens das Corrctiv der Wanderungen, auf das wir zurückkommen, in der Hand hat. Auch der Unterricht kann mehrere Monate des Jahres hindurch stundenweise im Freien ertheilt werden, wenn er in einer Art gestaltet ist, wie es vom allgemeinen pädagogischen Gesichtspunkte aus gefordert werden muss. Da wir übrigens in einem gewissen Sinne — wie es beispielsweise Schleiden in einer kleinen Abhandlung auseinandergesetzt — „von der Luft leben“, die Luft also als Nahrungsmittel, und zwar als stetig aufzunehmendes betrachtet werden kann, während andrerseits die Wärmeerzeugung im Organismus kein blos chemischer Process ist, sondern die Activität des Nervensystems in Anspruch nimmt, auf welches die Luft

einen unmittelbar belebenden Einfluss ausübt, die Haut aber, die an sich Athmungsorgan ist, für die Temperaturausgleichung eine grosse Rolle spielt, so stellt sich die Sorge für den ausreichenden und gesunden Luftgenuss als eine Mittelaufgabe zwischen der Ernährung und der Hautpflege dar. Die wichtigsten Momente der letzteren sind die Reinhaltung, welche für die Transspiration, die Hautathmung, wesentlich ist, die Gewöhnung an den Temperaturwechsel, die an sich eine Gewöhnung zur Activität ist, und die Unterhaltung und Förderung dieser Activität durch Friction und Muskelthätigkeit.

Hiernach gelangt die Diätetik überall auf die Bewegung und auf die Thätigkeit überhaupt als auf die nichtstoffliche, aber unentbehrliche Vermittlung des Lebensprocesses, d. h. sie muss, wie schon gesagt, um keine halbe und einseitige Diätetik zu sein, die Thätigkeit in das Bereich ihrer Betrachtung ziehen. Indem wir zu dieser Betrachtung übergehen, werden wir Gelegenheit haben, auf einzelne Momente der Ernährung, Luftbeschaffung und Hautpflege, die noch einer besonderen Berücksichtigung bedürfen, zurückkommen. Was sich uns hierbei als das allgemein Nothwendige herausstellt, wird es für die Idioten, deren Lebensweise durchweg geregelt werden muss, weil ihnen die Triebkraft der gesunden Natur, welche üble Einflüsse „von selbst“ überwindet, fehlt, in besonderer Art sein.

2.

Empfindung und Bewegung als Zweck des Organismus und des Ernährungsprocesses. — Die Nothwendigkeit der Empfindungs- und Bewegungs-Entwicklung für den normalen Verlauf der Ernährung. — Die Bethätigung als Gegenstand der Diätetik. — Die Heilgymnastiker und die Gesundengymnastik. — Die Gymnastik als Gesundheits- und ästhetisches Mittel. — Die Diätetik als Lehre von der herzustellenden Normalität des Ernährungsprocesses. — Die Regelung der Bethätigung als Herstellungsmittel. — Die Pflege überhaupt, die Momente der Hautthätigkeit und der Hautpflege. — Die menschliche Nacktheit. — Kleidung und Bad. — Die Bewegung als Mittel der Hautpflege. — Hautbeschaffenheit der Idioten. — Der Luftgenuss und die Wohnung. — Der Aufenthalt im Freien. — Die Acclimatisirung. — Das Verhältniss des trophischen zu dem sensibeln und motorischen Nervensystem. — Der unmittelbare und mittelbare Einfluss der sensibeln und motorischen Nerven und ihrer Centren auf die Ernährungsprocesse. — Das Wachsthum und die Ausbildung der Organe. — Der Stoffwechsel bei dem Kinde und bei dem Erwachsenen. — Der Schlaf.

Wo wir in einem Organismus Empfindung und Bewegung vorfinden, sind diese der Zweck des einheitlichen Processes, durch welchen sich der Organismus in beständiger Veränderung verwirklicht, herausbildet und erhält. Denn als blosses Mittel der einfachen Selbstdarstellung und Selbsterhaltung lassen sich Empfindung und Bewegung unmöglich auffassen, weil sie thatsächlich, indem sie sich in objectiver Richtung entwickeln, selbstzwecklich und Existenzformen des Bewusstseins werden, also offenbar über den Zweck, ein bestimmtes Sein darzustellen und zu erhalten, hinausreichen, und weil, wenn man diese Thatsache ignoriren oder das Bewusstsein als eine „begleitende“ Erscheinung erklären wollte, nach dem Zwecke des Zweckes, der Bedeutung der Existenz als solcher gefragt werden müsste — eine Frage, die für die Gesammtheit der empfindungslosen und bewegungsunfähigen Existenzen zuletzt nur dahin beantwortet werden kann, dass sie irgendwie zur Empfindung und zum Bewusstsein kommen oder Object werden, folglich für die empfindenden und der Bethätigung

fähigen Existenzen so beantwortet werden muss, dass diese existiren, um in mannichfacher Bestimmtheit die Empfindung und die Bewegung, durch sie aber das Bewusstsein zu verwirklichen. Wenn daher eine Existenz, die zur Empfindung und Bewegung organisirt ist, keine Empfindungen und Bewegungen entwickelt, so ist diese Organisation eine zwecklose und die Existenz enthält einen Widerspruch, der sie zur Missexistenz macht. Damit ist aber ausgesprochen, dass Empfindung und Bewegung allerdings zur Verwirklichung der für sie organisirten Existenz nothwendig und insofern Mittel dieser Verwirklichung sind, was sie weiterhin nicht wären und nicht sein könnten, wenn der Process, durch welchen der empfindungs- und bewegungsfähige Organismus wird und sich erhält, derselben Art wäre, wie der Process, durch welchen der empfindungs- und bewegungslose Organismus entsteht und fortdauert. Wir kommen also zu dem Schlusse, dass Empfindung und Bewegung nothwendige Mittel des Lebensprocesses sind, insofern sie den Zweck desselben darstellen, und dass dieser Process seine allgemeine Bestimmtheit, die ihn über den einfachen Vegetationsprocess erhebt, in dem Princip der positiv gegebenen Fähigkeit der Empfindung und Bewegung, seine besondere Bestimmtheit aber in den Graden und Arten dieser Fähigkeit hat, also durch die wirklichen Empfindungen und Bewegungen fortgesetzt erhält.

Der Satz, dass jeder Organismus, um sich fortgesetzt zu verwirklichen, seine Bestandtheile stetig verändern, also, da sich seine Form, durch die er ein und derselbe Organismus bleibt, im Allgemeinen behauptet, wenn auch modificirt, die Stoffe seines Bestandes stetig „wechseln“ muss, bedarf als Ausdruck einer der wissenschaftlichen Beobachtung längst unterworfenen Thatsache keines eigentlichen Beweises, sondern nur, insofern die Consequenzen desselben nach dieser oder jener Seite herausgestellt und geltend gemacht werden sollen, einer diesem Zweck entsprechenden weiteren Ausführung. Von einer solchen punktweisen und zweckbedingten Ausführung werden auch wir, indem wir den Zusammenhang der Diätetik mit der im engeren Sinne pädagogischen Thätigkeit

herausstellen wollen, im Folgenden nicht absehen können. Zunächst aber haben wir, den Begriff und die Nothwendigkeit des „Stoffwechsels“ voraussetzend, das eben über die Empfindung und Bewegung als Zweck und Mittel Gesagte zu ergänzen, um die Aufgabe der Diätetik zusammenfassend und der Art zu bestimmen, dass ihr Verhältniss zu der pädagogischen Aufgabe einen möglichst einfachen Ausdruck findet.

Wenn wir die Selbstverwirklichung des Organismus durch den Stoffwechsel — dessen gegensätzliche Momente Stoffaufnahme und Stoffausscheidung sind — als Ernährung bezeichnen, wie es gewöhnlich und statthaft ist, so haben wir Empfindung und Bewegung als Zweck und Mittel des Ernährungsprocesses auszusprechen. Die Ernährung ist nicht Zweck an sich, sondern was genährt, also hergestellt und erhalten werden soll, sind die Organe der Empfindung und Bewegung, welche insoweit hergestellt sind, als sie die Fähigkeit ihrer besonderen Function haben. Dabei versteht es sich einerseits von selbst, dass die Organe der Ernährung, indem sie die Stoffe, welche der Organismus als empfindungsfähiger und bewegungsfähiger braucht, aufnehmen und zubereiten, diejenigen, welche er nicht oder nicht mehr braucht, ausscheiden, gleichzeitig sich selbst nähren müssen; andrerseits aber muss in und mit den Organen der Empfindung und Bewegung ein Princip gegeben sein, welches den Ernährungsprocess, ohne in ihm begriffen oder in und mit den Ernährungsorganen gegeben zu sein, beherrscht und bestimmt. Läge dieses Princip schon in den Ernährungsorganen, bestände demnach der ganze Organismus aus solchen, so könnten sie nur für ihre eigene Verwirklichung und ausserdem für die Production der Erscheinung und die Fortpflanzung sich bestimmen oder bestimmt sein, wie die Pflanzenorganismen, folglich auch der Process, der sich in ihnen vollbringt, von dem Process, durch den sich die Pflanze bildet, nicht unterscheiden. Dieser Unterschied besteht aber, d. h. die physikalischen und chemischen Vorgänge, welche im thierischen Körper die Momente des Lebensprocesses ausmachen, lassen sich nicht in derselben Art verfolgen, wie die Processe der Pflanzenbildung, nehmen

vielmehr eine Bestimmtheit an, deren Ausdruck durch physikalische und chemische Formeln unmöglich wird, deren Princip aber seine besondere organische Darstellung, also sein Wirkmittel in den Nerven hat. Die Organe der Empfindung und Bewegung sind allerdings gleichfalls assimilirende, aber einestheils durch dasselbe Princip, welches den Grund der Bewegungs- und Empfindungsfähigkeit enthält, anderntheils, da sie von aussen, also unvermittelt, keine Stoffe aufnehmen, dadurch, dass die Ernährungsorgane zu ihnen in dem Verhältnisse peripherischer Organe stehen, also durch sie bestimmt sind. Der hiermit ausgesprochene Unterschied ist ein dynamischer, während die äusseren und inneren Organe, die man bei den Pflanzenorganismen unterscheiden kann, nur einen räumlichen und Formunterschied und zwar in der Weise darstellen, dass gerade die äusseren Organe dem Zwecke der Pflanzenbildung unmittelbar, die inneren nur mittelbar dienen.

Da die Organe der Empfindung und Bewegung vermöge eines besonderen Princips, also durch die Bethätigung desselben assimilirende sind, die Ernährungsorgane aber sich zu ihnen als peripherische Organe verhalten, so ist klar, dass ohne die Thätigkeit der Empfindungs- und Bewegungsorgane, welche nothwendig über die Assimilation hinausreicht oder diese nur zum Moment hat, der Ernährungsprocess den Verlauf, zu dem er bestimmt ist, nicht haben kann, also in's Stocken gerathen oder entarten muss. Diese Wahrheit gehört zu denen, welche kaum irgend ein Theoretiker ausdrücklich negirt, die aber in der Praxis verläugnet und aus denen auch in der Theorie die nöthigen Consequenzen nicht gezogen werden, indem man sie als abstracte gelten lässt, aber von ihnen absieht, wo sie ihre Entwicklung und Anwendung finden müssen, was durch die gewohnte „Fächerbildende“ Scheidung der Wissensgebiete und selbst der Theile einer Wissenschaft erleichtert wird. So finden wir auch, dass die meisten Diätetiken weniger den Ernährungsprocess im Ganzen — denn die Darstellung seiner Einheit ist oft kaum vorhanden — als vielmehr die verschiedenen Seiten dieses Processes und die diätetischen Aufgaben, welche damit zusammenhängen, in einer

das jedesmalige Object isolirenden Art behandeln, und auf die Thätigkeiten nur nachträglich und nur ungenügend eingehen, indem sie sich begnügen, die nöthige Bewegung zu empfehlen und dem Übermaasse der Anstrengung wie des Genusses Grenzen zu setzen, die durchweg ziemlich unbestimmt sind, hier und da aber eine viel zu weit gehende Beschränkung abgeben. Auf die qualitativen Unterschiede der Bethätigung, auf ihren Wechsel und auf die „Rückwirkung“, welche durch sie ausgeübt wird, gehen diese Diätetiken so gut wie gar nicht ein, und es macht sich dabei die einseitig „ökonomische“ Betrachtungsweise, welche sich an die Begriffe der Stoffzufuhr und des Stoffverbrauchs hält, der Art geltend, dass das productive Moment, welches der Stoffverbrauch an sich selbst hat, kaum berücksichtigt wird.

Eine Ausnahme machen natürlich die Heilgymnastiker, insoweit sie, um die Nothwendigkeit regelmässiger Bewegungen zu begründen, den Einfluss dieser auf den Ernährungsprocess, also diesen selbst darzustellen und die Diätetik der Receptivität durch die Diätetik der Activität zu ergänzen, sich bemüssigt finden. Wir haben desshalb auch früher die Erwartung ausgesprochen, dass die wissenschaftliche Heilgymnastik wesentlich dazu beitragen werde, die Vervollständigung und Abrundung der Diätetik, die zugleich ihre Zusammenfassung ist, und damit das Zusammengreifen der medicinischen und der pädagogischen Theorie und Praxis anzubahnen und einzuleiten. Indessen ist dies einestheils eine Erwartung, obgleich eine schon jetzt thatsächlich begründete, anderntheils vertreten die Heilgymnastiker als solche nur eine Seite der in besonderen Fällen heilsamen und im Allgemeinen nothwendigen Bethätigung, und sie werden, da die praktische Einseitigkeit gewöhnlich auch zur theoretischen wird, von vornherein geneigt sein, von der nothwendigen Allseitigkeit der Bethätigung zu abstrahiren und hinsichtlich der von ihnen vertretenen Muskelactivität den Unterschied des bedingt und unbedingt Nothwendigen zu übersehen und zu verwischen.

In der That zeigt sich bei einem Theile der Heilgymnastiker die Tendenz, die von ihnen für die Krankenheilung ausgebil-

dete Gymnastik zur Gesundengymnastik zu erweitern und diese weitere Gymnastik — die ihrem Wesen nach nur eine allseitige Krankengymnastik, aber keine Gesundengymnastik ist — der Schule in der Art aufzudringen, dass sie von der Gesammtaufgabe, welche diese zu erfüllen hat, absehen. Dass aber diese Tendenz — gegen welche wir uns schon früher, im ersten Cyclus unserer Vorträge, ausgesprochen haben, von Seiten der Pädagogen nicht den nöthigen Widerstand gefunden hat, liegt darin begründet, dass die Pädagogik ihrerseits nicht dazu gelangt ist, eine dem pädagogischen Bedürfnisse entsprechende, der geregelten Gesammtbethätigung sich organisch einfügende Gymnastik herauszugestalten, sondern sich vielmehr nach dieser Seite — von den Pädagogen, welche die Gymnastik ignoriren und ausschliessen, abgesehen — äusserlich aufnehmend verhalten hat, oder, sofern sie selbständig und „methodisch" verfahren wollte, ihrerseits in den Formalismus des Scheidens und Combinirens der möglichen Bewegungen gerieth. Diese formelle Scheidung und Combination der Bewegungen hat ihre momentane Berechtigung und muss auf einer bestimmten — mittleren — Stufe der Gymnastik in den Vordergrund treten, sie reicht aber zur Gestaltung der ganzen Gymnastik bei Weitem nicht aus und hebt, wenn sie unvermittelt eintritt, den organischen Zusammenhang der gymnastischen Übungen, denen sie den Stempel des Gemachten aufdrückt, mit dem Gesammtunterrichte vorgreifend auf, statt ihn herzustellen. Daher leidet unter dem Mangel, der hiermit ausgesprochen ist, vorzugsweise die Volksschule, in welcher die Gymnastik entweder gar nicht oder so vertreten ist, dass sie dem Bedürfniss der betreffenden Altersstufen nicht entspricht und desshalb nicht „ästhetisch" sein kann, auch wenn sie es sein soll.

Hätte die Pädagogik die der Diätetik zuliegende Seite ihrer Aufgabe, folglich die Gesundheitsfrage, ernster und consequenter in das Auge gefasst, als es in der That geschehen, so würde eine Auffassung, welche die gymnastischen Übungen zum specifischen Gesundheitsmittel macht, und als solches den übrigen Übungen gegenüber, also ausser den Kreis der eigent-

lich pädagogischen Mittel stellt, niemals Platz gegriffen haben. Denn die Gesundheitsfrage für die Pädagogik ist die Frage, in welchem Verhältniss die verschiedenen Thätigkeiten, also auch ihr Wechsel und Zusammenhang zu der Erhaltung und Förderung der Gesundheit stehen, und wenn sich aus der Betrachtung dieses Verhältnisses — wie es nicht anders sein kann, sofern sie eine eingehende ist — die Erkenntniss ergibt, dass die Regelung der Gesammtthätigkeit für die gesunde Existenz nothwendig, die Art dieser Regelung aber für den Gesundheitszustand nicht gleichgültig ist, sondern ihn vielmehr unter sonst gleichen Voraussetzungen bestimmt, so muss man den Zweck der Gesundheitsherstellung als in der pädagogischen Aufgabe begriffen, diese Herstellung als ein Moment der pädagogischen Wirksamkeit schlechthin und den Gesundheitszustand als Resultat und „Prüfstein" für die Naturgemässheit und demnach die Vollkommenheit der Erziehung im Ganzen auffassen. Mit einer solchen Auffassung aber verträgt es sich schlechterdings nicht, wenn man für die Gesundheitsherstellung — für die Abspannung und Stärkung — ein besonderes Mittel nothwendig zu haben glaubt und es als solches einführt, vielmehr verurtheilt man damit die herrschende Erziehungsweise im Ganzen als eine gesundheitswidrige, ohne sich dessen klar bewusst zu sein und ohne die nothwendige Reform zu wollen. Denn wer die Gesundheit durch ein besonderes Mittel erhalten und stärken will, gesteht einerseits ein, dass die Gesammtthätigkeit der Erziehung oder der Schule, wie sie thatsächlich beschaffen ist, einen die Gesundheit erhaltenden und stärkenden Einfluss nicht hat, vielmehr einer ausgleichenden Gegenwirkung oder eines Correctivs bedarf, und scheidet andrerseits, indem er dieses Correctiv für genügend hält, den Zweck der Gesundheitsherstellung von den übrigen pädagogischen Zwecken oder vielmehr von den pädagogischen Zwecken schlechthin ab, begreift ihn also nicht als einen in und mit der Erziehungsaufgabe gegebenen, und hat desshalb weder einen Begriff von der allgemeinen und unbedingten Nothwendigkeit der Gesundheitsherstellung noch davon, dass es sich in der Erziehung über-

haupt nicht um die „Vereinbarung“ verschiedenartiger Zwecke, sondern um die verschiedenen Seiten und Momente einer Aufgabe handelt, die Herstellung der Gesundheit insbesondere aber durch die Vervollkommnung der Erziehung schlechthin an sich erreicht wird, folglich nur durch sie erreicht werden kann.

Allerdings ist die moderne Pädagogik nicht dabei stehen geblieben, die Gymnastik als Correctiv gegen den abspannenden Einfluss der „geistigen“ Anstrengung und überhaupt als Gesundheitsmittel aufzufassen und anzuwenden, vielmehr ist die „ästhetische“ Seite der gymnastischen Übungen entschieden betont und eine ästhetische Gestaltung derselben mehrfach versucht worden. Aber abgesehen davon, dass es den ästhetischen Gymnastikern nicht gelungen ist, die Auffassung der Gymnastik als eines oder als des von der Schule angenommenen und anzunehmenden Gesundheitsmittels in den Hintergrund zu drängen, da sich dieselbe noch breit genug macht, haben sie es ihrerseits versäumt, von ihrem Standpunkte aus die übrigen Erziehungsmittel in das Auge zu fassen, sie zu der Gymnastik in ein bestimmtes Verhältniss zu setzen und auf eine diesem Verhältniss entsprechende Gestaltung derselben hinzuwirken. In Folge davon sind sie nicht darüber hinausgekommen, dem methodischen Formalismus, den wir vorhin berührt haben, der Anwendung der sonst gültigen methodischen Grundsätze auf die Gymnastik, eine ästhetische Zuspitzung zu geben, durch welche weder die bezweckte ästhetisch bildende Wirkung, noch der gleichfalls bezweckte ästhetische Eindruck auf die „Zuschauer“ hervorgebracht wird und hervorgebracht werden kann, weil die abstracte, unvermittelt eingeführte und eingeübte gymnastische Production nothwendig den Character einer Künstlichkeit annimmt, welche die Veräusserung und Verfälschung des Ästhetischen ist, und weil sie insbesondere da ungünstig wirkt — das Wort im doppelten Sinne genommen — wo sie eine der Altersstufe unangemessene, an sich verfrühte ist. In dieser Beziehung sei hier bemerkt, dass die von Spiess ausgebildete Gymnastik dem Knaben- und Mädchenalter nur theil-

weise entspricht, dass sie im Allgemeinen einen der folgenden Altersstufe, dem Übergangsalter, zukommenden Character hat, aber für dieses zu modificiren wäre, dass einzelne ihrer Übungen selbst über die beiden Altersstufen, die dem des Knaben- und Mädchenalters folgen, hinausgreifen, indem sie zwar von Kindern ausgeführt werden können, aber zu ihrer schönen Darstellung entwickelte und gymnastisch durchgebildete Körper verlangen, dass ferner auch das Turnen der Jahn'schen Schule mit seinen characteristischen Übungen auf eine Stufe der gesammten Gymnastik zu reduciren wäre, indem es nach unten und oben zu weit ausgedehnt ist, wie denn insbesondere die Reck- und Barrenübungen erst verfrüht und dann zu lange fortgesetzt werden. Es kommt also nach unserer Ansicht, wie aus diesen kurzen Bemerkungen hervorgeht, darauf an, die Gymnastik im Zusammenhange mit den übrigen Unterrichtsmitteln — ein Punkt, über den noch viel zu sagen wäre — und der jedesmaligen Altersstufe entsprechend zu gestalten, wodurch allein der wirklich methodische Fortschritt der Übungen im Ganzen und selbst im Einzelnen erzielt werden kann.

Wenn die ästhetischen Gymnastiker den Zusammenhang, in welchem die gymnastischen Übungen mit dem Gesammtunterrichte stehen und stehen müssen, gehörig berücksichtigt hätten, so wären sie auch zu der nöthigen Berücksichtigung der Altersstufen, also der natürlichen Entwicklung, und durch diese, welche ohne physiologische Gesichtspunkte nicht möglich ist, auf die Gesundheitsfrage gekommen, also den Bestrebungen der Heilgymnastiker, und zwar den in die allgemeine Gymnastik übergreifenden, begegnet — eine Begegnung, die gerade dadurch, dass sie ein positives Entgegentreten geworden wäre, zu einer Ergänzung geführt hätte, welche ohne das Ausgehen von dem ästhetischen Gesichtspunkte nicht möglich ist. Denn diejenigen Pädagogen, welche die Gymnastik von vornherein als Gesundheitsmittel, und zwar, wie damit gegeben, als Correctivmittel, auffassen, können sich gegenüber den Heilgymnastikern und ihrem Ausdehnungsstreben nicht anders als nachgiebig verhalten, und zwar um so mehr, als die

Methode, zu welcher die Heilgymnastiker, indem sie die Heilgymnastik zur Gesundengymnastik fortsetzen und ausdehnen, folgerecht gelangen, der in den übrigen Unterrichtszweigen in unberechtigter und nachtheiliger Art herrschenden Methode an sich entspricht. Die Heilgymnastik hat die Altersstufen in pädagogischer Weise nicht zu berücksichtigen, da überall, wo sie zu einer consequenten Anwendung kommen muss, die natürliche Entwicklung gehemmt oder beschleunigt ist — wie bei den Idioten, von denen manche eine heilgymnastische Behandlung verlangen — und der Zweck der unmittelbaren Heilung das Verfahren bestimmt, der Heilzweck aber in den meisten Fällen die einseitige Übung einer beschränkten Activität fordert. Wenn also der Heilgymnastiker daran geht, die Heilgymnastik zur Gesundengymnastik zu erweitern, wird er zwar die Allseitigkeit der Übung in das Auge fassen, aber geneigt sein, sie durch den Wechsel zunächst isolirt dargestellter, abgegrenzte Muskelpartieen in Anspruch nehmenden Bewegungsacte herzustellen — ein Verfahren, welches sehr „methodisch“ erscheinen kann, aber ein wahrhaft pädagogisches nicht ist, und, wenn es auch für die Gesundheit und Kräftigung nicht belanglos bleibt, doch das Bewegungsvermögen weder als solches entwickelt, noch ihm eine ästhetische Form gibt, womit an sich gesagt ist, dass die Kräftigung, die durch dasselbe günstigen Falls erreicht wird, doch nur eine einseitige sein kann.

Der Zweck, das Bewegungsvermögen zu entwickeln, liegt zwischen dem der Gesundheitsherstellung und dem der Schönheitsherstellung, dem ästhetischen Zwecke der Gymnastik, in der Mitte; der letztere aber enthält die beiden anderen als Momente, folglich auch die Gesichtspunkte, von denen bei der Gestaltung der Gymnastik im Grossen und Ganzen ausgegangen werden muss. Die Schönheit im plastischen Sinne ist das Resultat der schönen Bewegung, deren sie fortgesetzt, um sich zu offenbaren und zu erhalten, bedarf, die schöne Bewegung aber setzt das entwickelte Bewegungsvermögen, die Kräftigkeit und Gewandtheit, voraus, die wiederum ihrerseits die Gesundheit theils voraussetzen, theils vermöge ihrer Ent-

wicklung und Bethätigung fortgesetzt herstellen, theils — so weit sie hierzu nicht nöthig sind — den positiven Werth der Gesundheit erhöhen. Denn diese kann allerdings ohne besondere Kräftigkeit und Gewandtheit, wie überhaupt ohne besondere Energie und Productivität — die in dem energischen Bewegungsvermögen, an welches sich die Gymnastik hält, eine bestimmte und zwar hervorragende Darstellung hat — sehr wohl bestehen, weil ihr Begriff negativ, als die Abwesenheit von Anomalien und Störungen der Functionen gefasst werden kann; wie sie aber ohne ein gewisses Maass der Bethätigungsfähigkeit in keinem Falle sich denken lässt, da die normale Function theilweise mit der productiven Thätigkeit zusammenfällt, und der Process, um normal zu sein und zu bleiben, des „Zuges" der Bethätigung bedarf, so besteht der Besitz, welchen das Individuum an und in sich selbst hat, in seinen Vermögen, diese sind also sein „positives Gut", während die Gesundheit nur insoweit „genossen" wird, weil nur insoweit zum Gefühl und Bewusstsein kommt, als wir mit Bewusstsein die durch sie bedingte Freiheit der Bethätigung empfinden. Wenn wir aber die Gesundheit, die wir hiernach als „Mittel" anzusehen haben, in den ungestörten Verlauf des einheitlichen Lebensprocesses oder in die fortgesetzte Verwirklichung dieser Einheit setzen, so kommen wir wieder darauf zurück, dass, wo wir Empfindung und Bewegung — die beiden zusammengehörigen Seiten der Bethätigung — vorfinden, das organische Leben in ihrer Entwicklung seinen Zweck hat, und dieser Zweck zum positiven Motiv, die Erfüllung desselben zum Factor seines Mittels wird.

Insofern wir bei der Betrachtung des Lebensprocesses von der productiven Bethätigung, in welche er ausläuft und durch welche die Stoffmetamorphose über ihren einförmigen „Kreislauf" hinaustritt, absehen, können wir ihn, wie schon gesagt, als Ernährungsprocess bezeichnen, und die Diätetik, die Lehre von der „gesunden Lebensweise", weil sie durch eine entsprechende Abstraction eine besondere Wissenschaft ist, als die Lehre von der herzustellenden Normalität des Ernährungsprocesses. Diese doppelte Definition aber schliesst

die Nöthigung ein, den Begriff des Ernährungsprocesses möglichst weit zu fassen, und der Vortheil, der darin liegt, dass die verschiedenen Theile der Diätetik unter einen Begriff gebracht werden, indem man dadurch die einheitliche Behandlung nothwendig und möglich macht, würde keiner sein, wenn man sich auf diese Art gewissermaassen berechtigen wollte, die Bedingungen der Gesundheit um so leichter zu nehmen, je weiter man sich von der Betrachtung des „eigentlichen“ Nahrungs- oder des Ernährungsprocesses im engeren Sinne entfernt. Daher ist für die Annehmbarkeit der gegebenen Definition zunächst zu betonen, dass die Normalität des Ernährungsprocesses eine herzustellende ist, sich also nicht von selbst macht, sondern die Einsicht und den Willen in Anspruch nimmt. Wäre dies nicht der Fall, so fiele die Nothwendigkeit der Diätetik als einer praktischen Wissenschaft hinweg, während andrerseits nicht behauptet werden kann, dass die exact-wissenschaftliche Kenntniss des Ernährungsprocesses die unbedingte Voraussetzung für eine gesunde Lebensweise sei. Denn in diesem Falle wäre die menschliche Lebensweise von jeher und überall eine ungesunde gewesen, und wir hätten die Möglichkeit der gesunden Lebensweise in eine unbestimmte Zukunft zu verlegen oder vielmehr insofern zu negiren, als aus der noch unvollständigen exacten Kenntniss des Organismus und seiner Lebensbedingungen schlechthin gültige Regeln für die Lebenspraxis nicht abzuleiten sind, die Vollständigkeit einer solchen Kenntniss aber immer eine relative bleiben wird.

Hiernach ist, wie wir schon ausgesprochen, die Nothwendigkeit der exacten Kenntniss des Lebens für die Lebenspraxis eine bedingte, und zwar durch den in gewisser Hinsicht einseitigen Fortschritt der Civilisation bedingte, die Resultate des exacten Wissens bedürfen fortgesetzt der Ergänzung und Bestätigung durch die Erfahrung, und die verständige Erfahrung mit dem Willen des als nothwendig Erkannten reicht unter günstigen Voraussetzungen aus, um die Lebensweise zu einer gesunden zu machen. Aber der Wille des Nothwendigen in Bezug auf die Lebensweise, der an sich ein

sittliches Moment hat, kann sich zu einer hemmenden und schädlichen, keineswegs sittlichen Gesundheitssorge verkehren, und muss es, wenn er einen abstracten Character hat, also des Hintergrundes, den für ihn die Vorstellung und der Wille der wahrhaft menschlichen Existenz und Bethätigung abgibt, entbehrt. Denn für die Normalität des Ernährungsprocesses ist die rechte Bethätigung so wesentlich wie die rechte Beschaffenheit der zu assimilirenden Stoffe — der Mensch stellt sich selber durch seine Activität her — und wenn der Ernährungsprocess überhaupt zu normiren ist, so ist es auch, und zwar nicht erst in zweiter Linie die Bethätigung; für diese aber liegt das unmittelbare und höhere Normirungsprincip in dem Begriffe der menschlichen Bestimmung, also in der klaren und vollen Vorstellung dessen, was der Mensch sein und leisten soll. Demnach darf die Diätetik, wenn sie nicht auf Abwege gerathen und die wissenschaftliche Repräsentation der abstracten und dadurch hemmenden und schädlichen Gesundheitssorge werden soll, sich von den übrigen praktischen Wissenschaften überhaupt und den ethischen Disciplinen insbesondere nicht abscheiden, sondern muss sich vielmehr zu ihnen in ein bestimmtes Verhältniss setzen, wozu vor Allem nothwendig ist, dass sie die Normalität der Bethätigung — der receptiven und activen — in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht. Da aber die Bethätigung normirt werden muss, so lange der Organismus sich entwickelt, wenn sich aus ihr die normale Individualität ergeben soll, so hat die für sich behandelte, aber vollständige Diätetik ebenso nothwendig eine pädagogische, wie die vollständige Pädagogik, welche für den Begriff der menschlichen Bestimmung die natürliche Bestimmtheit des Menschen in das Auge fassen muss, eine diätetische Seite.

Dass die Lebensweise im Allgemeinen und die Bethätigung insbesondere der Normirung, also der ausdrücklichen Regelung bedürfen, folgt aus der Natur des Menschen, welche sich durch die vielseitigste Bestimmbarkeit wie durch die Tendenz und das Vermögen der willkürlichen Bethätigung auszeichnet. Dass der Mensch in der vielfachsten Weise be-

stimmt werden kann, also sich bestimmen lässt, während er zugleich von Natur über die gegebene Bestimmtheit hinausstrebt, sich willkürlich bethätigen und durch die eigene Bethätigung seine Existenz formen will, drückt in doppelter Weise die Bestimmung des Menschen zur Freiheit, also auch die Möglichkeit der Nichtentwicklung, Verkümmerung und Entartung, und die Nothwendigkeit, dass er seinem Wesen gemäss bestimmt und zur Selbstbestimmung erhoben wird — die Nothwendigkeit der Erziehung aus. Die Erziehung aber muss sich, um ihren Zweck zu erreichen, fortschreitend überflüssig machen, also die Fähigkeiten der selbständigen Bethätigung entwickeln und formen, was schlechthin unmöglich wäre, wenn nicht durch die bestimmte Thätigkeit das Organ, durch die Gesammtthätigkeit der Organismus geformt würde. Dieser Grundsatz ist die Voraussetzung aller erzieherischen Thätigkeit, wenn sich auch nicht Alle, die an der Erziehung regelmässig oder gelegentlich mitarbeiten, darüber klar sind, dass sie gestalten, indem sie üben, und dass der Fortschritt der Übung von der organischen Um- und Fortgestaltung, die nur eine allmälige und stufenweise sein kann, abhängt. Wer die Erziehung als ein Ganzes fasst und ihre Nothwendigkeit behauptet, behauptet damit, dass der Mensch ohne Erziehung relativ formlos bleibt oder eine zufällige, für seine Bestimmung ungenügende Form annimmt, oder entschieden entartet. Ist diese Behauptung richtig — und sie kann nur mit der Nothwendigkeit der Erziehung geläugnet werden — so ist auch anzuerkennen, dass der Erzieher mittelst der Thätigkeitsregelung den Ernährungsprocess bestimmt, da das Resultat und Ziel der Assimilation die Bildung der thätigen Organe ist, insoweit diese also durch die bestimmte Thätigkeit geformt werden, der Ernährungsprocess sein Ziel erhält und sich für dasselbe modificiren muss.

Allerdings wird einerseits der fehlende Stoff durch die Thätigkeit nicht erzeugt, sondern muss vorhanden sein und aufgenommen werden, und andrerseits kann die Modification des Ernährungsprocesses durch die Art und Ausdehnung der Thätigkeitsübung die Ernährung im Allgemeinen beeinträch-

tigen oder zu einer ungleichmässigen machen. In der letzteren Beziehung aber ist zu sagen, dass die erzieherische Thätigkeitsregelung den Ernährungsprocess nicht beeinträchtigen darf, sondern ihn heben und formen soll, dass eine Erziehung, welche dies nicht thut, nicht die rechte Erziehung ist, und dass, wie sich die rechte Erziehung dadurch bewährt, dass sie die Gesundheit erhält und herstellt, ohne ihre höheren Aufgaben zu verabsäumen, die Gefahr einer gesundheitschädlichen Einwirkung durch pädagogische Mittel um so geringer ist, je höher die Erziehung ihre Aufgabe fasst, je entschiedener sie also darauf ausgeht, ganze und volle Menschen herzustellen. Was sodann die Stoffbeschaffung und Stoffaufnahme betrifft, so können sie durch die Erziehung wenigstens theilweise vermittelt und geregelt werden, was wichtig genug ist, und dass diese die natürlichen und socialen Verhältnisse nicht direct umgestalten, die allgemeine Lebensweise nicht unmittelbar regeln kann, gilt von allen übrigen Factoren des Gesellschaftszustandes. Am wenigsten können sich die Heilwissenschaft und Diätetik rühmen, unmittelbar und wirksam in die Umgestaltung der allgemeinen Lebensweise eingreifen zu können, da ihnen hierzu die Organe fehlen, während die organisirte Erziehung — und sie ist überall theilweise organisirt — zwar nicht „Stoffe“ producirt, aber doch die zur Stofferzeugung nöthigen Kräfte und Fähigkeiten, und das sociale wie das individuelle Vermögen zu bilden berufen ist.

Sehen wir hier davon ab, dass die Pflege, welche Regelung des Ernährungsprocesses durch Mittelgewährung ist, aber nach dem, was wir ausgeführt, eines pädagogischen Momentes nicht entbehrt oder entbehren soll, zwar ein Aussengebiet der Erziehung darstellt, aber ein solches, das sie in grösserer oder geringerer Ausdehnung ihrer directen Herrschaft unterwerfen kann; fassen wir also die Erziehung strict als „Thätigkeitsregelung“, so liegt uns nach den bisherigen Auseinandersetzungen nur noch ob, punktweise auszuführen, wie sie als solche Momente der Pflege enthält, und in welcher Art sie den Ernährungsprocess bestimmt. Indem wir hierzu von der Hautpflege ausgehen, müssen wir sogleich bemerken, dass wir

diese in einem weiteren Sinne fassen, als es gewöhnlich geschieht, und ihr eine grosse Wichtigkeit beilegen. Die Haut hat einen Character der Allgemeinheit, d. h. der allgemeinen Functionsfähigkeit wie kein anderes Organ. Sie ist Athmungsorgan, eine veräusserte und auf der Oberfläche ausgebreitete Lunge, vermittelt also wie die Lunge den raschen und stetigen Stoffwechsel, dessen Medium die Luft ist und an welchen sich die Wärmeerzeugung knüpft. Sie ist aber zugleich in einem weiteren Sinne wie die Lunge Organ der Stoffaufnahme und der Ausscheidung, indem sie ausser den luftförmigen auch gelöste oder flüssige Stoffe aufnimmt und ausscheidet, vorzugsweise aber — denn die Aufsaugungsfähigkeit der Haut ist noch nicht genügend festgestellt und jedenfalls eine verhältnissmässig geringe — als das allgemeinste Ausscheidungsorgan überflüssiger und verbrauchter Stoffe stetig thätig ist. Sie erfüllt jedoch die Bestimmung, das allgemeinste und thätigste Ausscheidungsorgan zu sein, nicht blos vermöge ihrer Thätigkeit, also durch die Transspiration, sondern auch vermöge des raschen Stoffwechsels, durch welchen sie sich selber erneut. Ferner ist ihr Verhältniss zu der Bluterfrischung, Blutbildung, Blutcirculation und Wärmeerzeugung dadurch, dass es ein anderes ist als das der Lunge von besonderem Belange. Sie athmet die Luft nicht gleichmässig, sondern ungleichmässig ein, vermindert und vermehrt also die Luftaufnahme, je nachdem es das Bedürfniss des Organismus fordert, und stellt hierdurch wie durch den Einfluss, den sie auf die Blutcirculation übt, indem sie das Blut bald stärker bald schwächer anzieht oder zurückhält, in stetiger Weise das rechte Verhältniss der Körperwärme zu der Lufttemperatur her.

Dass dieses Verhältniss durch eine eigentliche Thätigkeit — also nicht blos durch eine physikalisch bedingte Zusammenziehung und Ausdehnung — hergestellt wird, ist nur dadurch möglich, dass die Haut das Empfindungsorgan für die Temperatur ist, folglich als über den Körper ausgebreitete einen besonderen Sinn darstellt, in dessen Dienste, wie bei dem Auge und Tastsinn, ausser den vasomotorischen Nerven eigentlich motorische und Muskeln stehen. Als Empfindungsorgan

vermittelt die Haut die stetige Empfindung der Luftumgebung, die im Allgemeinen eine unbestimmte ist und mit dem gleich unbestimmten „Innengefühl“ gegensätzlich correspondirt und zusammenwirkt, sich aber bei einem raschen Temperaturwechsel wie bei dem ungewöhnlichen Steigen und Sinken der Temperatur bestimmt. Die Erregung der sensitiven Nerven bestimmt und beschleunigt hier wie sonst, indem sie theils Reflexerregungen der motorischen Nerven hervorbringt, theils sich auf die trophischen Nerven überträgt, den Ausscheidungs- und Assimilationsprocess, der als beschleunigter und gesteigerter ein neues Moment der Empfindung abgibt. Indessen ist die Haut in ihrer ganzen Ausdehnung nicht blos Empfindungsorgan für die Temperatur der Luftumgebung, sondern auch für die Luftbewegung und für die mannichfaltigen Berührungen und Frictionen, denen sie ausgesetzt ist, also der unbestimmte und passive Tastsinn, während sie zugleich vermöge der stellenweisen Spannung, welche die Bewegung des Körpers bewirkt, und vermöge der gegenseitigen Berührung der Glieder die Muskelempfindung und die Gestaltempfindung im Allgemeinen wesentlich bestimmen hilft, wie es ihr als dem die Gestaltung abgrenzenden, also für sich darstellenden Organe zukommt.

Dass die verschiedenen Momente der Hautthätigkeit bei der menschlichen Haut zu ihrer vollkommensten Entwicklung kommen, ist insbesondere auch durch die menschliche Nacktheit bedingt, die desshalb ein Vorzug des Menschen nicht blos hinsichtlich der Erscheinung und der gegenseitigen Gestaltempfindung, sondern auch dadurch ist, dass sie eine freiere und reichere Entwicklung des organischen Gesammtvermögens ermöglicht. Die Nacktheit aber treibt einerseits zu einer künstlichen Bedeckung, welche der Haut das Geschäft der Temperaturregulirung erleichtert, während sie in sittlich-ästhetischer Hinsicht die Bedeutung hat, dass sie zur Vorstellung der Gestalt nöthigt, andrerseits verlangt die Haut, um die Freiheit ihrer Functionen zu erhalten, die Reinigung, und veranlasst vermöge der Empfindungen, welche ihr Verhalten gegen die gesteigerte Wärme und Kälte, und gegen den raschen

Temperaturwechsel begleiten, wie zum Gebrauche von Abkühlungsmitteln, so zur willkürlichen Erzeugung des Temperaturwechsels. Das Bedürfniss der Kleidung und des Bades sind sich also insofern entgegengesetzt, als die Kleidung gegen den zu raschen Temperaturwechsel äusserlich schützt, folglich der Haut die Thätigkeit der Temperaturausgleichung theilweise erspart, während das Bad, abgesehen davon, dass es einestheils Reinigungsmittel, anderntheils dem unmittelbaren Bedürfnisse entsprechendes Abkühlungsmittel ist, zur Übung und zum Genusse der Reactionsfähigkeit dient, welche die Haut gegen die Einwirkung der Kälte braucht und erlangt hat.

Der Schutz der Kleidung erspart der Haut die übermässige Anstrengung, welche sie als Empfindungsorgan in kurzer Zeit abstumpfen müsste, und dem Körper einen Theil des Stoffverbrauches, den die Wärmeerzeugung in Anspruch nimmt, das Bad, insofern es eine energische Hautbethätigung nöthig macht und die Übung dieser Thätigkeit ist, bringt jedesmal eine Beschleunigung des Stoffwechsels hervor und bildet das Vermögen der activen Abwehr gegenüber den widrigen und nachtheiligen Einflüssen der plötzlichen oder anhaltenden Kälte, welche der äussere Schutz, indem er verwöhnend und erschlaffend wirkt, nur vermöge einer fortgesetzten Verstärkung ausschliessen könnte, also niemals vollkommen ausschliesst und im Falle ihres Eintritts gefährlicher macht. Dagegen reicht auch die stärkste Reactionsfähigkeit der Haut nicht aus, um die Kleidung, welche die länger andauernde Ebenmässigkeit der Hautfunctionen mit Ausschluss störender Empfindungen herzustellen hat, entbehrlich zu machen, oder es würde sich vielmehr diese Reactionsfähigkeit ohne den Schutz der Kleidung nicht entwickeln, sondern nur die Empfindlichkeit der Haut theils durch die stellenweise Abstumpfung der Nervenenden, theils durch Ab- und Auflagerungen vermindern. Die Nachtheile der Nacktheit werden durch die Kleidung beseitigt, ihre Vortheile durch das Bad zu voller Geltung gebracht. Dabei ist in sittlich-ästhetischer Hinsicht zu bemerken, dass die Kleidung, indem sie

zur Vorstellung der Gestalt nöthigt, für diese Vorstellung eine sinnliche Unterlage dadurch abgibt, dass sie als beständig modificirte Umschliessung die Selbstempfindung bestimmen hilft, während das Bad die Anschauung der Nacktheit gewährt, die als Correctiv wie gegen die Willkür der Vorstellung so gegen die Ausartung der Schamhaftigkeit wichtig ist, überhaupt aber nicht blos Stärkungsmittel des Körpers, sondern auch des Willens und insofern Erziehmittel ist.

Wir haben hiernach Kleidung und Bad als in der menschlichen Natur und Organisation begründete Bedürfnisse und als zwei gleich wichtige, sich ergänzende Seiten der Hautpflege — zu welcher Alles gehört, was die Functionsfähigkeit der Haut unterhält und steigert — anzuerkennen. Auf die Nothwendigkeit der Pflege überhaupt als einer Grundbedingung der Cultur brauchen wir nicht zurückzukommen; was aber Kleidung und Bad insbesondere betrifft, so lässt sich mit Bestimmtheit behaupten, dass die Stämme, die nicht das Bedürfniss der Kleidung haben, vorläufig culturunfähig sind, und dass da, wo das Badebedürfniss nicht allgemein ist und regelmässig befriedigt wird, die Civilisation einen widernatürlichen Character angenommen hat. Welche Kleidung die zweckgemässe sei, hängt natürlich zum Theil von Clima und Beschäftigung ab, folgt aber im Allgemeinen aus der eben gegebenen Auseinandersetzung des Kleidungsbedürfnisses. Sofern sie Bedeckung ist, darf die Kleidung über das Nothwendige nicht hinausgehen und muss gerade ausreichen, um die Stetigkeit der Hautfunctionen zu ermöglichen; den Luftzutritt hat sie nicht abzuschliessen, sondern zu hemmen, sie muss also, wo sie sich eng anschliesst und so zu sagen eine zweite Haut abgibt, porös und dehnbar sein, wo sie den Körper umwallt, das Zuströmen der Luft zweckgemäss modificiren, was bei allzu grosser Schwere und Dichtigkeit wie bei natürlicher oder künstlich hervorgebrachter Steifheit des Stoffes unmöglich ist. Eine Kleidung, welche die Circulation und die Beweglichkeit hemmt, hebt ihren etwaigen Nutzen durch einen grösseren Schaden auf. Jede Kleidung, welche für sich eine Art von Gestalt darstellt oder eine selbständige Form hat, statt die Gestalt und Be-

wegung des Körpers erscheinen zu lassen, also ihre jedesmalige Form durch die bewegte Gestalt zu erhalten, leidet an einem der Gebrechen, die eben angedeutet wurden, und es ist ein dem falschen Geschmacke entspringendes Vorurtheil, dass die Zweckmässigkeit und Schönheit der Kleidung unvereinbar oder wenigstens schwer vereinbar seien. Für kleine Kinder ist eine enganschliessende Kleidung, auch wenn sie porös und dehnbar genug ist, unpassend, wie aus anderen Gründen so desshalb, weil sie sich mit Mühe an- und ablegen lässt. In abgeschlossenen Räumen mit temporirter Luft sollten Kinder so wenig wie möglich bekleidet sein; starker und anhaltender Kälte oder Hitze sowie dem plötzlichen Temperaturwechsel darf man sie nur allmälig aussetzen, aber je vorsichtiger man in dieser Beziehung ist, um so mehr muss man sich auch hüten, sie durch die Kleidung zu verwöhnen, d. h. die Gewöhnung an die Kleidung muss eine allmälige sein.

Was das Bad anbetrifft, so ist bei Kindern von dem lauen allmälig, aber schon während des ersten Lebensjahres zu den kühlen und sodann zu den kalten Bädern überzugehen; im späteren Kindheitsalter sind warme Bäder nur als medicinisches Mittel anzuwenden, was auch von allen mit irgend einem Stoff versetzten Bädern gilt, da es einen krankhaften Zustand voraussetzt, wenn die Aufsaugungsfähigkeit der Haut ausdrücklich benutzt oder auf dieselbe durch Flüssigkeiten ein besonderer, d. h. ein anderer Reiz als der der Kälte oder der Friction ausgeübt werden soll. Übrigens möchte die ausgedehntere Anwendung der Stoffbäder, insbesondere der Salzbäder, bei chronischen Kinderkrankheiten zu empfehlen sein. Das kalte Bad wird zum Heilmittel durch die übergewöhnliche Häufigkeit und die besondere, die Wirkung verstärkende Form, in der es angewandt wird. Bei vielen Idioten leistet es nach unserer Erfahrung die besten Dienste, es muss aber darauf gesehen werden, dass die reagirende Hautthätigkeit rasch und energisch eintritt, es ist also, wo dies nicht geschieht, wie fast durchweg bei den Idioten, die Nachhülfe energischer Bewegung, wenn diese hervorgebracht werden kann, oder ausreichend kräftiger und anhaltender Reibung

durchaus erforderlich. Zur Reinigung genügen unter gewöhnlichen Umständen das tägliche Bad oder die tägliche Abwaschung mit kaltem Wasser nebst der mässigen Abreibung, die bei dem Abtrocknen stattfindet. Der Gebrauch der Seife wird leicht ein missbräuchlicher und schädlicher; auch hinsichtlich der Abreibung, welche in mechanischer Art die momentane Hautthätigkeit erhöht und den Stoffwechsel der Haut beschleunigt, hat man sich in den Grenzen des Nothwendigen zu halten.

Dass eine andere, wichtige Seite der Hautpflege in der Bewegung, und zwar der allseitigen und fortgesetzten Bewegung besteht, ist schon bemerkt worden. Das Muskelspiel erhält und erhöht, indem es die Haut stellenweise, also wechselnd spannt, ihre Elasticität, beschleunigt mit der Circulation die Ausscheidungsthätigkeit wie die Einathmung, und befördert nicht nur die Erneuung, sondern auch die Umbildung des Organs, in so lange es dieser und zwar insbesondere der Verdichtung und der Aufnahme des Faserstoffes gegenüber dem Eiweissstoffe bedarf. Denn diese Zunahme setzt die Fähigkeit, das Eiweiss in Faserstoff zu verwandeln, und zwar in den Organen — die Muskeln und der Haut — selbst, voraus, die Umwandlung aber kann nur stufenweise an den einander verdrängenden Atomen und dadurch stattfinden, dass die trophischen Nerven von den motorischen erregt werden — eine Erregung, die ihre Bestimmtheit durch das Verhältniss der Muskeln und der zusammenziehungsfähigen Haut insofern erhält, als die stellenweise Ausdehnung der Haut durch die Contraction der Muskeln eine Art Antagonismus darstellt und nur vermöge dieses Antagonismus die Elasticität der Haut durch das Muskelspiel erhöht werden kann. Damit hängt zusammen, dass die Haut die Empfindung des Muskelspiels wie der Bewegungen oder Stellungsveränderungen überhaupt bestimmen hilft, also Empfindungsorgan für die Muskelthätigkeit ist. Wenn aber hiernach die Vielseitigkeit und der stetige Wechsel der Bewegung für die Ausbildung des Hautorgans und die Erhaltung seiner Functionsfähigkeit unerlässlich ist, so darf der Diätetiker, der die Wichtigkeit der Hautpflege

für die Normalität der Ernährung und für die Functionsfähigkeit des menschlichen Organismus schlechthin anerkennen muss, schon aus diesem Gesichtspunkte nicht davon absehen, das Kind zu vielseitiger Bewegung zu veranlassen und seine beschränkte Bewegungsfähigkeit unterstützend zu erweitern, was um so nothwendiger wird, wenn die natürliche Entwicklung des Kindes im Zusammenhange mit der Unreife und Schlaffheit des Hautorgans zurückbleibt.

Bei den Idioten finden wir fast durchweg die Haut schmutzig, einen übeln Hautgeruch, die Elasticität gering, und häufig ungewöhnlich schweres oder ungewöhnlich leichtes Eintreten des Schweisses, also das Hautorgan in einem unentwickelten oder entarteten Zustande. Man hat daher, da dieser Zustand, wie die Zustände einzelner Organe überhaupt, zu gleicher Zeit ein bedingender und bedingter ist, für die unmittelbare Erleichterung und Stärkung der Hautthätigkeit aber Mittel vorhanden und unter allen Umständen, also auch bei gesunden Organismen unentbehrlich sind, von allen diesen Mitteln einen zweckgemäss verstärkten und modificirten Gebrauch zu machen. Wo die gründliche Reinigung früher versäumt wurde, was nicht selten der Fall, müssen eine geraume Zeit warme oder laue Bäder angewandt werden. Stoffbäder sind auf Anordnung des Arztes in einzelnen Fällen anzuwenden, kalte Bäder mit starker Abreibung möchten in den meisten Fällen angezeigt sein. Ist es überhaupt möglich, eine ziemlich energische und anhaltende Bewegung zu veranlassen, so muss es nach dem Bad geschehen; ist es nicht möglich und kann man sich mit dem blossen Abreiben, dessen Anwendung seine Grenzen hat, nicht begnügen, so muss man durch Druck, Ziehen u. s. w. passive Bewegungen hervorbringen, in manchen Fällen aber den Gebadeten wohl eingehüllt ruhen lassen. Das Einschlagen in nasse Tücher, um einen starken Schweiss hervorzubringen, dürfte nur ausnahmsweise zweckmässig sein. Wie gesunde Kinder müssen sich die Idioten täglich im Freien bewegen; die Zeit dazu aber ist nach der jedesmaligen Witterung zu bestimmen. Bei der grossen Neigung welche die Idioten durchweg zu den sogenannten Frostbeulen

und Frostgeschwüren haben, und bei dem ausserordentlich störenden Einflusse, den die langwierige Heilung der aufgebrochenen Geschwüre hat, muss gegen die Erkältung alle mögliche Vorsicht angewandt, und insbesondere auch nach Spatziergängen bei hoher Kälte die unmittelbare und stellenweise Erwärmung am Ofen vermieden werden, wie überhaupt jede ungleichmässige oder stellenweise Erwärmung und Abkühlung.

Dass für die Luftreinigung in den Zimmern und für die Herstellung einer ziemlich gleichmässigen mittleren Temperatur von Seiten der Idiotenanstalten das Mögliche und Nothwendige geschehen muss, versteht sich von selbst. Insbesondere ist für die Lüftung der Schlafzimmer zu sorgen, was bei der übelriechenden Ausdünstung der meisten Idioten und den häufigen Verunreinigungen keine leichte Aufgabe ist. Im Allgemeinen lassen sich die Gesichtspunkte, die für die Kleidung maassgebend sind, in modificirter Weise auch auf die Wohnung anwenden, da beide die Bestimmung haben, den unmittelbaren Luftzutritt zweckgemäss zu beschränken und gegen den zu raschen Temperaturwechsel — wie gegen die Feuchtigkeit — zu schützen. Die Aufgabe verändert sich nach climatischen Verhältnissen. Anstalten aber sind, wie Privaten, wenn auch nicht in gleicher Weise, in der Wahl der Wohnungsgegend beschränkt, was weniger nachtheilig ist als es scheinen könnte, da zwar so ziemlich feststeht, welche Gegenden entschieden ungesund sind, aber über die gesunde Lage im Allgemeinen und für bestimmte Zustände insbesondere die Ansichten sich theils widersprechen, theils, insofern sie zusammenstimmen, der eigentlichen Begründung entbehren, und da, was bestimmte Gegenden und Localitäten betrifft, die nähere Untersuchung stets herausstellen dürfte, dass Vorzüge und Nachtheile des Clima's und der Lage, durcheinander theils bedingt, theils nicht bedingt, sich zusammenfinden. So hat auf die meisten Idioten — wir können nicht behaupten, auf alle — die reine und scharfe Bergluft einen sehr günstigen Einfluss, aber dieser Vorzug eignet weder den hohen noch den tieferen Gebirgsgegenden schlechthin, da er regionen- und stellen-

weise durch entschieden schädliche Einflüsse aufgehoben wird, während er fast durchweg mit den Gefahren des raschen Temperaturwechsels verknüpft ist. Unwohl befindet sich überall, wer sich an die gegebenen climatischen Verhältnisse nicht gewöhnt, relativ wohl, wer sich an sie gewöhnt hat, was keineswegs im Widerspruche mit unserer früheren Bemerkung steht, dass in vielen Fällen die Aufenthaltsveränderung als solche heilsam wirkt. Die Gewöhnung aber, d. h. die den gegebenen Verhältnissen entsprechende Bestimmtheit des organischen Lebens, welche die Reactionsfähigkeit gegen die vorhandenen schädlichen Einflüsse einschliesst, kann bei einer fortgesetzten Vermehrung der äusseren Schutzmittel nicht erreicht werden, und man darf behaupten, dass es nicht nur Einzelne, sondern ganze Bevölkerungen gibt, welche in der That an ihr Clima nicht gewöhnt sind. Eine Hauptsache aber für die „Acclimatisation", die auch da, wo man geboren, nothwendig bleibt, ist der möglichst ausgedehnte Aufenthalt im Freien. Die Vorsicht, die diese Ausdehnung erfordert, ist natürlich bei Schwachen und Kranken zu verdoppeln, darf aber nicht zum Vorwand werden, sich der Aufgabe zu entziehen. Jedenfalls vermindern sich die Gefahren, die der Aufenthalt im Freien hat, bei einem gespannten und activen Verhalten, wie sie sich bei einem passiven und abgespannten vergrössern. In der mildesten Jahreszeit können und sollen Hof und Gärten als die erweiterte Wohnung benutzt werden. Aber der Aufenthalt im Freien, um sich da aufzuhalten, die Zwecklosigkeit oder die abstracte Zweckbedingtheit desselben, ist auch vom „diätetischen Standpunkte" nicht zu empfehlen. Das Draussensein, das Luftschöpfen — für welches ohnedies die energische Bewegung wichtig ist — die Spatziergänge dürfen nicht einseitig als diätetische Mittel aufgefasst und behandelt werden, wenn sie ihren vollen diätetischen Vortheil haben sollen, sondern sollen, wo man es mit Zöglingen zu thun hat, durch pädagogische Zwecke motivirt sein, also durch Genuss oder Arbeit ihre Füllung erhalten — ein Punkt, auf den zurückzukommen wir bald veranlasst sein werden.

Die Hautthätigkeit und das Athmen sind Ernährungsprocesse, insofern durch sie Stoffe aufgenommen und ausgeschieden werden; sie dienen aber vorzugsweise der Ausscheidung und verhalten sich als Mittel zu den plastischen Ernährungsprocessen, zu deren Unterhaltung der aufgenommene Stoff — die Luft — verbraucht wird. Ob vielleicht derselbe Stoff zu gleicher Zeit die Erregungsfähigkeit der Nerven und zwar unmittelbar unterhalte, also für sie in einem gewissen Sinne Nahrung sei, könnte als eine Frage für die physiologische Forschung aufgeworfen werden; jedenfalls ist der Process der Luftaufnahme und Ausscheidung und überhaupt die Luftberührung von Empfindungen begleitet, die bei dem peripherischen Organe, der Haut, welche den ausgeprägten Character eines Empfindungsorganes hat, mannichfachere und bestimmtere Formen annehmen, während die Empfindungen, welche das Athmen schwerer und leichter, trockner und feuchter, reiner und unreiner Luft begleiten, schon mehr Verwandtschaft mit den unbestimmten Zustandsempfindungen haben, die durch die Verdauungsthätigkeiten und die Circulation angeregt werden. Da aber auch der plastische Ernährungsprocess, wo er den Character einer peripherischen Activität hat, also bei der Stoffaufnahme und Stoffausscheidung, bestimmtere Empfindungen hervorbringt oder sich auch mit der Thätigkeit eines besonderen Sinnesorganes — mit der Thätigkeit des Geschmackssinns bei der ersten Stoffaufnahme, mit der der Fortpflanzungsorgane bei der betreffenden Ausscheidung, die sich allerdings von allen übrigen wesentlich unterscheidet — verknüpft, so lässt sich im Allgemeinen sagen, dass der Ernährungsprocess um so bestimmter zur Empfindung gelangt, je mehr er ein äusserlicher oder peripherischer, um so unbestimmter, je mehr er ein innerlicher ist, wobei sogleich bemerkt werden muss, dass die Innerlichkeit des Ernährungsprocesses ihren höchsten Punkt da erreicht, wo der allmälig assimilirte Stoff über die Metamorphose, die er erleidet, hinaus und in die vom Ernährungsprocesse unabhängige Erregung eintritt. Das hierdurch ausgesprochene Verhältniss correspondirt mit demjenigen, in welchem das trophische Nervensystem zu dem

sensibeln und motorischen steht, und welches das Verhältniss der Unterordnung bei relativer Selbständigkeit ist.

Wenn das trophische Nervensystem von dem sensibeln und motorischen im Allgemeinen und Besonderen seine Erregung empfangen soll, so muss die empfangene Erregung in ihm selbst verlaufen und sich verlieren oder darf als solche nicht zur Empfindung zurückkommen. Da aber die Ernährungsprocesse in demselben Maasse als sie innerliche werden, den ausserorganischen oder, wenn man will, objectiven Character verlieren und ihre eigenthümliche Bestimmtheit durch die Erregung des trophischen Nervensystems erhalten, während in demselben Maasse, als sie äusserliche oder peripherische sind, die Erregung der trophischen Nerven nur zur Beschleunigung des an sich stattfindenden Processes dient, so kann wohl der relativ äusserliche und objective Process zur Empfindung gelangen, indem er als solcher den sensibeln Nerven erregt, nicht aber der relativ innerliche Process, der seine Eigenheit in der Erregung der trophischen Nerven hat, die von den sensibeln und motorischen Nerven ausgeht, also der Umsatz ihrer eigenen Erregung ist. Wenn demnach ein relativ innerlicher Process in bestimmter Weise empfunden wird, so kann dies nur dadurch geschehen, dass er abnormer Weise einen „objectiven" Character annimmt, indem entweder der ungenügend assimilirte Stoff nicht in ihn eingeht, oder seine aussergewöhnliche Beschleunigung oder Verlangsamung Veränderungen in dem Verhältniss der Organe zu einander hervorbringt, die sich als solche fühlbar machen. Hieraus folgt wieder umgekehrt, dass normaler Weise die Erregung der trophischen Nerven nur insoweit unmittelbar von den sensibeln und motorischen Nerven hervorgebracht und bestimmt werden kann, als die Thätigkeit der trophischen Nerven den Character der Allgemeinheit hat, d. h. nur beschleunigend auf an sich stattfindende Processe wirkt, während der erregende „Einfluss" der sensibeln und motorischen Nerven auf die trophischen ein vermittelter sein muss, so weit die Thätigkeit der letzteren den Process so zu sagen ausmacht, also nothwendig eine in sich bestimmte und stetige ist.

Für diese Vermittlung hat das trophische System seine Centren, deren Erregung mittelbar bestimmt wird, indem entweder die irgendwo beschleunigte Thätigkeit trophischer Nerven sich verinnert, oder der Einfluss, den die Centren des sensibeln und motorischen Systems in stetiger Art auf die Centren des trophischen Systems haben und der nur ein allgemeiner und unbestimmter sein kann, sich vermöge der Veränderungen, welche die Thätigkeit der sensibeln und motorischen Nerven in der Zuständlichkeit ihrer Centren hervorbringt, verändert und bestimmt. Daraus aber, dass die Erregung der trophischen Nerven durch die sensibeln und motorischen, wo es sich um innerliche, die stetige Thätigkeit trophischer Nervencomplexe in Anspruch nehmende Processe handelt, nur eine mittelbare und zwar in der Regel langsam und allmälig vermittelte Reflexerregung sein kann, folgt keineswegs, dass die sensibeln und motorischen Nerven nicht unmittelbar auf die Stoffmetamorphose einwirken, sondern das Gegentheil. Denn insoweit der assimilirte Stoff zunächst durch die motorischen und sodann durch die sensibeln Nerven erregbar wird, ist er offenbar den Processen, welche die trophischen Nerven beherrschen, entzogen, und es kann nur die Thätigkeit der sensibeln und motorischen Nerven selbst, und zwar die momentane und sich wiederholende Thätigkeit oder Erregung sein, welche das Hinaustreten der genügend assimilirten Stoffatome über die bezeichneten Processe bewirkt, folglich die Metamorphose durchsetzt. Allerdings aber kann die Erregbarkeit der durch die motorischen und sensibeln Nerven erregten Stoffatome nur eine vorübergehende, in der Erregung sich erschöpfende sein, soweit sie nicht den Nerven selbst assimilirt werden, und sobald ihre Erregbarkeit und Erregung verschwindet, treten sie wieder in die Processe, und zwar jetzt in die auflösenden, rückbildenden und ausscheidenden Processe ein, welche von dem trophischen Systeme entschieden beherrscht werden. Die sensibeln und motorischen Nerven greifen also in die Stoffmetamorphose unmittelbar und momentan da ein, wo die Innerlichkeit der Assimilation den höchsten Punkt erreicht, wie andrerseits da, wo der Ernäh-

rungsprocess den Character entschiedener Äusserlichkeit hat, also bei dem Eintreten und Austreten eines Stoffes, der die sensibeln Nerven unmittelbar und derartig erregt, dass die Erregung auf die trophischen Nervenfasern übergeht und ihre „beschleunigende“ Thätigkeit hervorruft oder steigert. Dies ist beispielsweise bei dem Aufnehmen der Speisen, dem Hautathmen, der Reizung der Nasenschleimhaut u. s. w. der Fall, aber auch bei der Reizung der Genitalien, deren Schwellen nicht einfach auf die Blutstauung zurückzuführen ist. Indessen findet hier das eigenthümliche Verhältniss statt, dass der Stoff, welcher zur Ausscheidung kommt, ein Keimstoff für neues, selbständiges Leben ist, und unzweifelhaft von den auf das höchste gereizten sensibeln Nerven eine unmittelbare, metamorphosirende Einwirkung erfährt, indem er zu einer sich fortsetzenden Erregung gebracht wird, so dass ein peripherischer und zwar nach der Seite der Ausscheidung peripherischer Process die unmittelbare Metamorphose durch sensible und motorische Nerven darstellt, die sonst nur innerlich und zwar dann stattfindet, wenn die für die Erregbarkeit genügend assimilirten Stoffatome wirklich erregt werden, wie beispielsweise bei der Zusammenziehung des Muskels. Eine bloss begleitende Erscheinung, die für die Stoffmetamorphose gleichgültig wäre, ist die Erregung der sensibeln Nerven durch den Stoff niemals, wie es beispielsweise für den Verdauungsprocess und zunächst für die Speichelabsonderung gewiss nicht gleichgültig ist, ob die Geschmacksnerven erregt werden oder nicht.

Aus dieser verhältnissmässig kurzen Darstellung geht hervor, dass der Ernährungsprocess ohne die fortgesetzte und allseitige Erregung der sensibeln und motorischen Nerven unmöglich ein normaler sein kann. Jede Erregung der sensibeln und motorischen Nerven wirkt irgendwie auf den Ernährungsprocess — die Stoffmetamorphose, Circulation und Ausscheidung — beschleunigend oder bestimmend ein, und ohne den stetigen Wechsel dieser Erregungen muss der Ernährungsprocess entweder stocken oder in abnormer Weise beschleunigt werden, indem sich relativ anorganische Stoff-

theile entweder sammeln oder als solche, d. h. nicht „abgenutzt“, sondern nutzlos ausgeschieden werden. Hierbei ist noch hervorzuheben, dass diejenige Veränderung der Organe, welche wir als ihr Wachsthum und ihre Ausbildung bezeichnen, nicht stattfinden kann, ohne dass die Processe, in welche die Stoffatome eintreten, stufenweise eine andere Form annehmen, wozu sich nothwendig der erregende Factor dieser Processe stärken und bestimmen muss, aber nur durch seine Thätigkeit stärken und bestimmen kann. So kann der Muskel nur durch die Bewegung, d. h. durch eine Folge von Bewegungen gebildet werden, weil der Process des Stoffwechsels in ihm derselbe bleiben würde, wenn nicht eine Veränderung des Erregungsfactors, der motorischen Nerven stattfände, die motorischen Nerven aber sich nur durch ihre Erregungen verändern können, und jede Erregung nothwendig eine Veränderung hervorbringt, indem sie eine Entladung und Ausscheidung einschliesst, deren Ersatz theilweise ein unmittelbarer aus dem Centrum des motorischen Systems ist, folglich dieses zu einer stärkeren Anziehung der nährenden Elemente nöthigt, während es seine momentane und bleibende Bestimmtheit als Organ nur durch die in bestimmter Art zusammentreffenden und sich kreuzenden Erregungen erhalten kann, welche es verinnert und veräussert.

Wir können desshalb auch nicht zugeben, dass der Stoffwechsel bei dem Kinde wegen der geringeren Erregung, Bewegung, Athmung, Transspiration langsamer wie bei dem Erwachsenen und hierdurch sein Wachsthum bedingt sei. Der rasche und der langsame Stoffwechsel bedingen gleich viel und gleich wenig „Überschuss“, wenn die Ausscheidung zur Assimilation ein bestimmtes Verhältniss hat, also der ganze Ernährungsprocess rascher oder langsamer vor sich geht. Demnach müsste nachgewiesen werden, dass bei dem Kinde die Ausscheidung eine geringere und trotzdem die Assimilation eine raschere sei wie bei dem Erwachsenen, während doch der „Stoffverbrauch“, sofern er keine vorzeitige Ausscheidung ist, Stoff schafft. In der That aber erfordert das Wachsthum keinen anderen „Überschuss“ als den, der überhaupt noth-

wendig ist, wenn und wo der Stoff eine Form erhält. Der Unterschied zwischen dem noch unentwickelten und dem entwickelten Organismus besteht nur darin, dass bei jenem die Differenz der Organe eine geringere, die nothwendige Differenzirung der Stoffe eine beschränktere ist, der Stoff also eher zu der nöthigen und vorhandenen Form gelangt und weniger feste Verbindungen darstellt, sodass die Ausdehnung der Organe dem Bedürfniss der Rückbildung, Verdichtung und Differenzirung entspricht. Die Zunahme ohne die Tendenz, die Möglichkeit und den Fortschritt der Differenzirung würde an sich keine Grenzen, aber auch keinen Zweck haben, sie ist also bei dem Organismus, der sich von innen entwickelt, um sich selbst herzustellen, undenkbar, und hört auf, wenn die mögliche Differenzirung erreicht ist. Das Wachsthum der Organe, das ohne die Tendenz und die reale Möglichkeit der A u s b i l d u n g, also der qualitativen Veränderung stattfände, wäre und i s t Krankheit. Hieraus folgt, dass bei dem gesunden Kinde einestheils, da die leichteren Verbindungen sich auch leichter lösen und zu lösen haben, ein rascherer Stoffwechsel wie bei dem Erwachsenen stattfindet, obgleich die Ausscheidungen andere sind wie bei diesem, anderntheils seine Erregungen und Bewegungen ausreichen müssen, um die von den Centren des sensibeln und motorischen Nervensystems ausgehenden Veränderungen hervorzubringen, welche nothwendig sind, damit das Wachsthum nicht entweder in's Stocken gerathe oder ein krankhaftes werde. Wer wollte aber auch behaupten, dass gesunde Kinder weniger erregt werden und sich weniger bewegen als Erwachsene, da vielmehr augenscheinlich das Gegentheil stattfindet, und das geringere Product oder die geringere Wirksamkeit der Erregungen und Bewegungen nicht die Folge eines geringeren „Stoffaufwandes" sind — der vielmehr ein verhältnissmässig grösserer ist und rascheren Ersatz verlangt und findet — sondern im geraden Verhältniss zu der geringeren quantitativen und qualitativen Ausbildung der Organe stehen?

Dass die zu oft hintereinander wiederholte und die zu

hoch gesteigerte Erregung zunächst eine abnorme Beschleunigung des localen Stoffwechsels hervorbringen und die Erregungsfähigkeit aufheben müssen, folgt daraus, dass die Erregungsfähigkeit der am meisten durchgebildeten Stoffatome in der Erregung selbst entsteht und verschwindet, also ein unmittelbarer Ersatz der erregten und abgenutzten Atome durch die in der Ausbildung zunächst kommenden nothwendig ist. Ebenso folgt aus unserer kurzen Darstellung, dass das sensible und motorische System zeitweilig in den Ruhestand gesetzt werden müsse, um die Thätigkeit des trophischen Systems, welche als unmittelbar bestimmte eine ungleichmässige ist, zu gleichmässiger, von den Ganglien ausgehender Entwicklung kommen zu lassen. Dass der noch wachsende Organismus eines öfter wiederholten oder länger dauernden Schlafes bedarf, als der ausgewachsene — was keinem Zweifel unterliegt — spricht nicht für den an sich langsameren, sondern für den an sich rascheren Stoffwechsel bei dem Kinde, ist aber wesentlich dadurch bedingt, dass die trophischen Ganglien als solche der Ausbildung und Differenzirung bedürfen, die nur bei ununterbrochener Thätigkeit unter dem gesammelten Einflusse der gegen das Spiel der von aussen kommenden Erregungen abgeschlossenen, zur Zuständlichkeit gebrachten Centren des motorisch-sensibeln Systems stattfinden kann. Auf den nothwendigen Wechsel der Ruhe und Bewegung und den Wechsel der besonderen Erregungen und Bewegungen kommen wir zurück. Jetzt und schliesslich sei nur noch bemerkt, dass für die idiotischen Zustände und die mit ihnen zusammenhängenden Ernährungsstörungen oder Ernährungsanomalien die Abweichungen von dem normalen Verhältniss zwischen dem trophischen und dem motorisch-sensibeln System unzweifelhaft von dem grössten Belange und grundgebend sind, worauf wir schon wiederholt und auch in den letzten Ausführungen andeutungsweise hingewiesen haben.

Neunter Vortrag.

1.

Das Bedürfniss des Erleidens und der Bethätigung. — Der Trieb. — Das Objectbedürfniss. — Die receptive, wirksame und productive Thätigkeit. — Die Erregungen. — Die „Beschleunigung“ der Ernährungsprocesse durch die trophischen Nerven. — Die sensibeln und motorischen Nerven. — Die Empfindung und Bewegung. — Die Empfindung und die Vorstellung. — Die Spannung des Centralorgans. — Die Vorempfindungen. — Die Erregungen durch die Vorstellung. — Die Tendenz des kindlichen Spiels. — Das rythmische, gymnastische und Nachahmungsspiel. — Die Entwicklung der Selbstempfindungen. — Die Vorstellung der bewegten Gestalt. — Die Übung der objectiven Sinne. — Spiel, Beschäftigung und Arbeit als Mittel für die Übung der Sinne oder des Anschauungsvermögens. — Die Voraussetzung und pädagogische Benutzung der productiven Tendenzen und Vermögen.

Wenn wir die Bedürfnisse des Menschen — die er nicht selbständig befriedigen kann und darf, so lange er noch unentwickelt ist — als passive und active oder als Bedürfnisse der Passivität und Activität unterscheiden, so werden wir die zu vermittelnde und zu regelnde Befriedigung jener der Pflege, die zu vermittelnde und zu regelnde Befriedigung dieser der Erziehung zuzuweisen haben. Wir haben indessen schon geltend gemacht und auseinander gesetzt, dass diese Scheidung nicht in abstracter Weise aufzufassen und durchzuführen ist, dass vielmehr die Pflege an sich ein pädagogisches Moment hat und in das Gebiet der Erziehung übergreift, wie umgekehrt die Erziehung in das Gebiet der Pflege, und dass es

für die Ausbildung beider wesentlich darauf ankommt, das an sich gegebene Verhältniss durchgreifend zu gestalten. Man kann gewiss die Pflege der Erziehung nicht entschiedener gegenüberstellen, als wenn man, wie wir es nach dem Vorgang Anderer gethan haben, als Gegenstand der Pflege die zweckgemässe Unterhaltung — Vermittlung und Regelung — der organischen Processe und diese zusammenfassend als Ernährungsprocesse bezeichnet; indem wir aber die verschiedenen Aufgaben der Pflege, deren Wissenschaft und rationelle Praxis die Diätetik ist, in das Auge fassten, fanden wir, dass im Gebiet des Organischen der Begriff des Processes und der Function in einander übergehen, dass es demnach die Diätetik auch, oder vielmehr — da die Functionen die Processe einschliessen und bestimmen — vorzugsweise mit der Unterhaltung und Regelung der organischen Functionen zu thun hat, und dass sie endlich, um die Normalität des Ernährungsprocesses in der That herzustellen, von denjenigen Functionen, welche über den Process, in dem sie ihn bestimmen, hinausgreifen, nicht absehen darf. Diese Functionen aber stellen, eben weil sie nicht in dem Zwecke und Processe der Existenzerneuung aufgehen, das eigentliche Vermögen des Organismus oder den Umkreis der Selbstbethätigung dar, und wenn sich der Zweck der Selbstbethätigung, um in lebendige Wirksamkeit zu treten, als Bedürfniss geltend machen muss, so liegen nach dem, was wir eben ausgesprochen, die Bedürfnisse der Activität ebenso wenig ausser dem Bereiche der diätetischen Betrachtung, wie sich umgekehrt bei der Thätigkeitsregelung von den passiven Bedürfnissen absehen lässt, da die höheren Functionen, die der Selbstbethätigung, die niederen, die der Selbsterhaltung, zum Mittel, die passiven Bedürfnisse aber in der Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, also in der Nothwendigkeit von Processen, die sich am Organismus entwickeln, ihren Grund und Zusammenhang haben. Denn der Organismus verhält sich leidend und hat das Bedürfniss des Erleidens, insoweit er durch Processe, welche das Vorhandensein und Eintreten ausserorganischer Elemente verlangen, hergestellt wird.

Fassen wir die Begriffe strenger, so lässt sich das Bedürfniss wenigstens als directes Motiv der Bethätigung nicht aussprechen oder es dürfte eigentlich von Bedürfnissen der Activität nicht gesprochen werden. Denn das Bedürfniss setzt einen immer wieder eintretenden Mangel, die Bethätigung aber, da sie productive Ausscheidung, also die Abgabe organisirten Stoffes ist, einen vorhandenen und sich erneuenden Überfluss voraus, und der Drang zur Bethätigung tritt dann ein, wenn dieser Überfluss zur Empfindung kommt. Daher hat die Sprache für den Bethätigungsdrang ein eigenes Wort, das allerdings schon für organische Vorgänge oder vielmehr ursprünglich für solche und erst vermöge einer Übertragung für die Nöthigung gebraucht wird, aus welcher die Thätigkeit hervorgeht: das Wort Trieb. Bei den Pflanzenorganismen bezeichnet dieses Wort einfach das Princip des Wachsthums — der quantitativen Zunahme — und der mit dem Wachsthum vor sich gehenden Entfaltung; bei den thierischen Organismen unterscheidet man zunächst das allgemeine Princip des Wachsthums und der Entfaltung und die besonderen Entwicklungs- und Ausgestaltungstriebe, welche man den einzelnen Organen, die zu einer relativen Selbständigkeit gelangen, eben wegen dieser relativen Selbständigkeit beilegt, um sodann, da sich das Organ nur durch seine Bethätigung wie für diese fortgesetzt verwirklicht, indem man die Bethätigung als Zweck, die Verwirklichung des Organs als Mittel auffasst, die lebendige Energie jenes Zweckes abgesehen von den besonderen Organen, welche der Thätigkeit dienen, als Bethätigungstrieb zu bezeichnen, wobei selbstverständlich nicht mehr die Organe, die an sich niemals isolirt functioniren, sondern die Thätigkeiten als solche gegen einander abgegrenzt werden. Es ist aber leicht zu sehen, dass sich bei dieser Übertragung und Fortbildung des Begriffes die Vorstellung des nothwendigen Überflusses nicht verliert, sondern bestimmt. Im Wachsthum wird der Stoffüberfluss, wie er sich erzeugt, aufgehoben, weil für die Vergrösserung der Organe verwandt, das vergrösserte Organ aber ist der Condensirung und Differenzirung fähig, ohne welche das Wachsthum zwecklos wäre,

es ist also wiederum ein durch die fortschreitende Ausbildung der Organe aufzuhebender Überfluss vorhanden, und endlich wären die ausgebildeten Organe, wenn sie ohne Bethätigung ausgebildet werden könnten, ohne die Fortsetzung ihrer Thätigkeit „überflüssig", die Thätigkeit bildet aber das Organ, und hebt dadurch den zwecklosen Überfluss, der an und in demselben entsteht, auf, folglich, insofern die Functionsfähigkeit materiell erhöht wird, den für die höhere Function bestimmten Überfluss, der zu einem zwecklosen herabsinken würde, wenn die durch ihn ermöglichte Thätigkeit nicht einträte. Hiernach drängt der Überfluss, der durch die Thätigkeit ein zweckbestimmter wird oder seine Form erhält, zur erneuten oder erhöhten Thätigkeit, d. h. der Überfluss ist das Mittel der Thätigkeitsentwicklung, indem er gewonnen und veräussert wird. Sofern also der Überfluss fehlt, kann sich der Thätigkeitstrieb als solcher nicht geltend machen, er lässt vielmehr das correspondirende Bedürfniss, welches einen bestimmten Mangel voraussetzt, hervortreten, während umgekehrt das Bedürfniss ruht oder befriedigt ist, insoweit und insolange der Trieb wirkt. Man darf indessen den Trieb, weil er ohne den Überfluss nicht hervortritt, keineswegs als Folge des Überflusses bezeichnen, da dieser seine Bestimmtheit durch die Bethätigung erhält, und demnach ein die Bethätigung bestimmendes Princip vorhanden sein und sich schon in den Bedürfnissen — deren Bestimmtheit von der Bestimmung der einzelnen Organe und des Organismus im Ganzen abhängt — geltend machen muss. Das Bedürfniss hat den Trieb hinter sich, dieser aber entwickelt sich mit der Befriedigung des Bedürfnisses und theilweise, obgleich der an sich bestimmende Factor, dieser Befriedigung gemäss.

Sobald wir Triebe und Bedürfnisse unterschieden haben, werden wir, wenn wir den Ausdruck Thätigkeitsbedürfniss in einer abgegrenzten Bedeutung beibehalten wollen, an einen anderen Mangel denken müssen als an den, durch welchen das eigentliche Bedürfniss bedingt ist — den Mangel des Stoffes oder der Medien, durch welche nothwendige Processe und Functionen unterhalten werden — weil die Thätigkeit

eine Ausgabe ist, für welche das ausreichende Vermögen vorhanden sein muss, und weil überall da, wo der Trieb über das Vermögen hinausreicht, ohne sich zum eigentlichen Bedürfniss umzusetzen, schon ein abnormer Zustand, sei es ein momentaner oder ein bleibender, eingetreten ist, und der Trieb als solcher den Character der Bedürftigkeit angenommen hat. Der normale Trieb verlangt weder Stoffe, die ihn erfüllen, noch Reize, welche ihn aufstacheln, wohl aber Objecte, an denen er sich bestimmt und deren objective Metamorphose der Zweck der Bethätigung wird. Insofern solche Objecte und zwar dem vorhandenen Vermögen entsprechende Objecte nicht vorhanden sind — und sie können zeitweilig mangeln — kann von einem Thätigkeitsbedürfnisse wohl gesprochen werden. Im Allgemeinen aber dürfen wir den Unterschied der Triebe und Bedürfnisse nicht so abstract fassen, dass wir der einen Sphäre des organischen Lebens einseitig die Triebe, der anderen die Bedürfnisse zuweisen, haben uns vielmehr zu vergegenwärtigen und gegenwärtig zu halten, dass derselbe Unterschied durch alle Sphären des organischen Lebens, sich modificirend, hindurchgeht, dass also der Trieb und das Bedürfniss in jeder ihre relative Darstellung haben. Die Tendenz der Existenzerneuung und Fortgestaltung, insofern sie die von selbst vor sich gehende Stoffmetamorphose voraussetzt und über sie hinausreicht, ist Trieb, und die Objecte desselben, obgleich nur Objecte im uneigentlichen Sinne, die Organe; die Bestimmtheit, welche die Ernährungsprocesse angenommen und welche sie zu behaupten haben, gibt verschiedenartige Bedürfnisse ab. In der Sphäre der Bethätigungen aber, die an sich über den Ernährungsprocess hinausreichen, kann das Bedürfniss einer Beziehung zur Aussenwelt nicht verschwinden, sondern nur eine andere und zwar höhere Form annehmen, da eine nicht auf ein Äusseres bezogene, gegenstandlose Bethätigung nur als Selbstdarstellung denkbar, diese aber eine vegetative, eine an den Ernährungsprocess gebundene und ihn veräussernde, ist und bleibt, soweit sie nur vermöge des Stoffwechsels stattfindet. Mit dem Unterschiede des Thieres von der Pflanze, mit der Empfindung und Bewe-

gung, ist demnach eine über den Stoffwechsel hinausgehende, und ihn folglich ausschliessende Beziehung zu dem Äussern gesetzt, eine Beziehung, bei welcher sich das Gegenüber des Äussern und der organischen Existenz erhält. Insofern aber diese Beziehung eine nothwendige ist, schliesst sie das von dem Stoffbedürfniss unterschiedene Objectbedürfniss ein, so dass in der Sphäre der Bethätigung ein Grundbedürfniss gegeben ist, welches, um nicht ein unbestimmtes zu bleiben, sich zu verschiedenen Bedürfnissen bestimmen muss.

Das Objectbedürfniss bezieht sich ebenso auf Objecte, auf welche das Individuum thätig einwirkt, wie auf solche, deren Einwirkung es erleidet. Da aber die letzteren Einwirkungen theils mit der Stoffaufnahme und den Processen der Assimilation unmittelbar zusammenhängen, theils eine erhöhte Assimilation — den Übergang der Objecte in das Bewusstsein — darstellen, während die nach aussen wirksame Thätigkeit, insofern sie eine hervorbringende ist, als Ausscheidung und Entladung erscheint, so hat der Mangel der zur Bethätigung erforderlichen Objecte nicht dieselbe Bedeutung, wenn es sich um die nach aussen wirkende — auflösende, gestaltende und productive — Thätigkeit, und wenn es sich um die aufnehmende und verinnernde Thätigkeit, die eine Form der innerlichen Selbstgestaltung ist, handelt. Denn die letztere — die receptive — Thätigkeit wird durch den Objectmangel absolut aufgehoben, die erstere, die nach aussen wirkende und hervorbringende Thätigkeit setzt einestheils einen Inhalt, der als zurückgehaltener zur Überfülle wird, voraus, und kann anderntheils auch ohne die entsprechenden Objecte stattfinden, obgleich sie hierdurch eine abnorme wird oder ihren productiven Character verliert. Sonach ist das Objectbedürfniss für die receptive Thätigkeit ein unmittelbares und stetiges, während die hervorbringende Thätigkeit sich selbst Objecte setzt und schafft, so dass sie nur als schon bestimmte, ein besonderes Product bezweckende, bestimmter Objecte bedarf, als unbestimmte aber das Bedürfniss nicht aufkommen lässt. Indessen ist auch hier eine abstracte Entgegensetzung unzulässig. Denn insofern die receptive Thätigkeit sich ver-

innert, ist sie schon im Besitze eines Inhaltes, welchen sie fortgesetzt umsetzt und verwandelt, also reproducirt, wenn auch diese Reproduction eine innerliche bleibt, da es das Wesen der höheren Assimilation ist, das Object als solches nicht verschwinden zu lassen; insofern aber die nach aussen wirkende und hervorbringende Thätigkeit die Objecte verändert, setzt sie die Assimilation nach aussen fort, da die hervorgebrachte Veränderung eine zwecklose wäre, wenn sie nicht eine zwischen dem Individuum und seiner Objectivität herzustellende Correspondenz zum Zwecke hätte. Während ferner die receptiven Thätigkeiten, obgleich sie dem inneren Sein die nöthige Füllung geben und insofern „nährende" in des Wortes weiterer Bedeutung sind, die Objecte als solche nicht verschwinden lassen, sondern der Objectivität eine neue Form — die des Bewusstseins — geben, hat die nach aussen wirkende und hervorbringende Thätigkeit an sich eine „rückwirkende" Kraft, sie ist also Selbstgestaltung wie es die Assimilationsthätigkeit als formfüllende ist, indem sie die Form herstellt, d. h. die Organe durch sich und für sich selbst formt. Wenn aber die Selbstgestaltung an sich das Resultat der Bethätigung ist, wobei die rückwirkende Kraft der letzteren nach unserer früheren Auseinandersetzung sich bis zu den eigentlichen Ernährungsprocessen erstreckt, so stellt sie einen Bethätigungszweck dar, welcher um so vollkommener erreicht wird, je mehr sich das Objectbedürfniss bestimmt und die Thätigkeit ihren „objectiven" Character verwirklicht, sodass der nächste, der objective Bethätigungszweck, die Reflexion durchaus in Anspruch zu nehmen hat, während die Thätigkeitsregelung eine planmässig angelegte und fortschreitende nur dann sein kann, wenn sie den Zweck, das Individuum zu gestalten und zwar sich selber, d. h. seiner Anlage gemäss, also seine Selbstgestaltung zu vermitteln, von vornherein in das Auge fasst.

Das durchgängige Mittel des organischen Lebens, also der Grundvorgang desselben ist die Erregung, die bei dem thierischen Organismus, weil diesem ein eigenes Erregungsprincip zukommt, ohne die Mitwirksamkeit dieses Princips

schlechthin nicht stattfinden kann. Daher gibt es im thierischen Organismus keinen Process, der nicht irgendwie durch die Nerventhätigkeit bestimmt würde, und wenn gesagt wird, dass die trophischen Nerven auf die an sich vor sich gehenden Ernährungsprocesse nur beschleunigend wirken, so ist dagegen geltend zu machen, dass einestheils die Fähigkeit, gewisse Processe zu beschleunigen, die andere, sie zu verlangsamen, einschliesst, dass also durch das trophische System im Ganzen das quantitative Verhältniss der verschiedenen Processe zu einander als ein momentanes und constantes unläugbar bestimmt wird, das bestimmte Verhältniss der Stärke und Lebhaftigkeit aber, in welchen die einzelnen Processe sich entwickeln, eine Qualität des Ernährungsprocesses im Ganzen ausdrückt, und dass anderntheils in der Nothwendigkeit, dass der Process beschleunigt wird, wie in der Thatsache der Beschleunigung, insofern sie eine unerklärte bleibt, die relative Belanglosigkeit des an sich vor sich gehenden Processes, der auch ausser dem thierischen Organismus seine Darstellung haben kann, ausgesprochen liegt. Ferner ist hervorzuheben, dass mit den stofflichen Verbindungen, welche sich erhalten und fortsetzen, der erregende Factor, der sich dem Process entgegensetzt, und ihn vermöge dieses Gegensatzes, wenn auch nur beschleunigend, bestimmt, gegeben ist, dass er also nicht das Resultat dieser Verbindungen sein kann, und dass die Erregbarkeit durch die sensibeln und motorischen Nerven, wo sie vorkommt, sich nur durch die Nervosität selbst vermittelt denken lässt, wobei die Vermittlerrolle der trophischen Nerven die momentane Einwirkung der sensibeln und motorischen Nerven auf die Stoffveränderung nicht ausschliesst.

Wir sind auf diese Verhältnisse schon im letzten Vortrage eingegangen und haben darauf Gewicht zu legen, weil wir uns möglichst klar machen wollen, dass die Bethätigung ein nothwendiger und — vermöge der Verschiedenheit, welche die Thätigkeiten haben und erhalten — ein bestimmender Factor für die Unterhaltung des organischen Lebens und die Gestaltung des Organismus ist, dass also, insofern ein Orga-

nismus der Pflege, der Förderung und Regelung seines Bildungsprocesses überhaupt bedarf, zu dieser nothwendigen Pflege die Förderung und Regelung der Thätigkeiten nothwendig gehört, ihre Angriffspunkte aber in derjenigen Erregbarkeit hat, welche als schon geformte dem Gebiete der Bethätigung angehört und sich in den Objectbedürfnissen und Trieben offenbart. An diese vorhandenen Bedürfnisse und Triebe hat sich der Pfleger, der dadurch, dass er sie berücksichtigt, zum Erzieher wird, also selbstverständlich auch der Erzieher, der als solcher Pfleger sein will, ohne die materiellen Aufgaben der Pflege mit zu übernehmen, zu halten. Jener darf von den Thätigkeiten, in denen sich die Natur des Menschen ausspricht, nicht absehen, wenn seine Sorge für die Gesundheit eine ausreichende sein soll, dieser muss sich vergegenwärtigen, dass die Beherrschung der Thätigkeiten in den Gesundheitszustand eingreift, folglich als willkürliche die Gesundheit nothwendig benachtheiligt; er kann aber sicher sein, in Bezug auf die Erhaltung und Kräftigung der Gesundheit das Seinige zu thun, wenn er sich jede Willkür versagt und durchweg die jedesmalige Möglichkeit zu der jedesmaligen Nothwendigkeit der Bethätigung — welche auf jeder Stufe der Entwicklung eine allseitige sein muss — in das rechte Verhältniss setzt, d. h. das Nothwendige aus dem Möglichen und umgekehrt wieder das Mögliche aus dem Nothwendigen ableitet, dadurch den Begriff des Bedürfnisses gewinnt und bedürfnissgemäss verfährt. Der Begriff der wahrhaft menschlichen Bethätigung, welcher nur aus der historischen Betrachtung des Menschen gewonnnen werden kann, und der Begriff des menschlichen Organismus, wie er sich aus der physiologischen Betrachtung des Menschen ergibt, sind die Pole des anthropologischen Wissens, welches der Pädagog, indem er es auf seine Praxis anwendet, fortgesetzt aus derselben zu gewinnen und für sie zu formen hat. Insoweit er dies thut, wird er aufhören, die Sorge für die Gesundheit der Zöglinge als eine mit der pädagogischen an sich nicht zusammenhängende Aufgabe zu betrachten, die er seinerseits zu übernehmen hier und da veranlasst oder ge-

nöthigt sein könne, während er im Allgemeinen die Gesundheit bei der Verfolgung seiner pädagogischen Zwecke nur zu berücksichtigen oder zu „schonen“ habe; er wird sich vielmehr bewusst werden, dass die rechte Thätigkeitsregelung zur Herstellung der Gesundheit nothwendig, also jeder Erzieher für diese Herstellung thätig ist oder sein muss, aber hierzu seine Aufgabe keineswegs mit derjenigen der Gesundheitssorge möglichst zu „vereinbaren“ hat, sondern der letzteren an sich oder vielmehr nur dann genügt, wenn er die gegebene Möglichkeit menschlicher Bethätigung zu realisiren strebt. Diese Möglichkeit aber, die eine generelle und eine individuelle ist, verlangt allerdings wie ihren ideellen, aus der Idee der menschlichen Individualität abgeleiteten, so ihren im engeren Sinne naturkundlichen, also physiologischen Ausdruck, und das erzieherische Verfahren ist ein unbewusstes, so lange der Erzieher keine Vorstellung davon hat, dass und wie er an der Gestaltung des Individuums — das Wort im eigentlichen und vollen Sinne genommen — vermittelnd arbeitet.

Die receptiven und die Wirkthätigkeiten, welche der Erzieher zu regeln, folglich auch zu vermitteln hat, haben ihre einfachste Form in der Empfindung und Bewegung, in denen sich die „centripetale“ und die „centrifugale“ Nervenerregung darstellt. Die centripetale Erregung ist an sich Bethätigung, und zwar Bethätigung im eigentlichen, d. h. in dem Sinne, welcher die stoffliche Assimilation ausschliesst, sofern diese nicht etwa ein stetiger und daher nur in seiner Unterbrechung oder Steigerung zu einer unbestimmten Empfindung gelangender Process ist. Denn in der bestimmten Erregung wird durch den Nerven wie keine Materie irgend welcher Art so keine objectiv gegebene Erregung verinnert oder fortgepflanzt, vielmehr reagirt der Nerv gegen den Reiz, der auf ihn einwirkt — wobei durch die specifische Erregbarkeit der verschiedenen Nerven die Möglichkeit des Gereiztwerdens eine beschränkte oder umschriebene ist — und diese Reaction, deren Bestimmtheit allerdings von der Bestimmtheit des objectiven Reizes abhängt, kommt dadurch zur Empfindung, dass sie die

unbestimmte Spannung des Centralorgans, welche die Erregbarkeit, d. h. die bleibende Erregtheit der Nerven unterhält, bestimmt oder im Centralorgan eine Thätigkeit hervorruft, die als reagirende eine ausgleichende oder wiederherstellende für den Nerven und für das Organ selbst ist. Indem diese reagirende Thätigkeit den Nerven wiederherstellt, was unmittelbar geschieht, entsteht die Empfindung im engeren Sinne, die als Selbstempfindung gewusst wird, indem aber das Organ sich selber wiederherzustellen hat und wiederherstellt, wird die sich ausbreitende oder fortpflanzende Erregung von verschiedenen Seiten und durch verschiedene Acte reflectirt, d. h. zurückgeworfen und umgesetzt, und mittelst dieser Reflexion wird die Empfindung als solche aufgehoben oder veräussert, d. h. zur Vorstellung, die nothwendig die Vorstellung eines Äusseren, eines äusseren Seins und Erregtseins ist, umgewandelt. Das Bewusstsein der Selbstempfindung ist ein momentanes, sofern die Widerherstellung des Nerven eine momentane ist, das Äussere aber, welches vorstellig wird, wird als äusserer Erregungsfactor, als Ursache der stattgefundenen Erregung gewusst. Sonach ist jede Erregung eines sensibeln Nerven ein complicirter Act und ergibt nothwendig die Vorstellung eines besimmten Äusseren, die ohne die allgemeine Vorstellung des Aussen- und Innenseins — eine Vorstellung, die mit der allgemeinen Spannung des Organs gegeben und die einfache Realität des Bewusstseins ist — nicht möglich wäre, zu einer bestimmten aber durch das Zurückbleiben der entstandenen Vorstellungen im Bewusstsein, also dadurch wird, dass sich die gewordene oder vielmehr schon die werdende Vorstellung den vorhandenen einfügt und an ihnen ihren Hintergrund und ihre Begrenzung findet, was wiederum ohne die erneute Production bestimmter Vorstellungsgruppen nicht geschehen kann.

Wenn hiernach jedes Empfinden nothwendig zum Vorstellen wird — da dieselbe Spannungslosigkeit des Centralorgans, welche keine bestimmte Vorstellung entstehen lässt, auch keine bestimmte Empfindung entstehen lassen würde — und jede Vorstellung das Ergebniss eines Actes ist, welcher

die sich fortpflanzende Erregung zum Abschluss bringt oder definitiv fixirt, so stellt offenbar die Nervenerregung als solche die Thätigkeit eines oppositionellen Princips, den Gegensatz gegen das äussere Sein und gegen die sich äusserlich fortsetzenden Processe und Bewegungen dar. Mit anderen Worten: die Nervenerregung ist nicht nur zwecklos, wenn sie nicht zum Bewusstsein kommt, sondern sie würde auch ohne die energische Tendenz des Bewusstseins, sich zu realisiren, überhaupt nicht stattfinden. Dabei ist zu bemerken, dass, wenn sich verschiedene, gleichzeitig eintretende Erregungen kreuzen, was der Fall sein muss, sofern die Spannung gegen sie eine getheilte und schwankende ist, nothwendig eine unklare Vorstellung entsteht, dass es aber eine Art energischer Reflexion gibt, welche an sich nicht zusammenhängende Erregungen trotz ihres gleichzeitigen Eintretens unmittelbar combinirt, und dass, wenn das Organ, welches seine Spannung aus sich zu bestimmen vermag, gegen oder auf bestimmte Eindrücke, also weiterhin gegen oder auf bestimmte Objecte, mögen es äussere oder verinnerte sein, gespannt ist, sonstige Erregungen zwar nicht ausgeschlossen sind, aber, weil sie der relativen Spannungslosigkeit begegnen, an sich schwache bleiben und sich in's Unbestimmte verlieren. Wir kommen hierauf — auf den allgemeinen Zweck, den die Nervenerregung an sich hat und auf die Metamorphose der Empfindungen zu Vorstellungen — zurück, wenn wir über die Übung der Sinne, die zur Zeit ein beliebtes Thema ist, zu sprechen haben. Zunächst ist noch hervorzuheben, dass die Erregung erfahrungsmässig einen „Verlust“ mit sich bringt, welcher des Ersatzes bedarf, dass dieser Ersatz augenblicklich vom Centralorgan aus oder durch besondere Partieen desselben stattfindet, und dass demnach, wenn eine Reizung sich zu oft und schnell wiederholt — wie schon dann, wenn die durch sie hervorgebrachte Veränderung so bedeutend ist, dass sie nicht unmittelbar wieder aufgehoben werden kann — eine Erschöpfung eintritt, welche den Nerven unempfindlich macht, dass aber andrerseits dieselbe Veränderung, welche gewisse Stofftheile entbindet, die höchsten Momente der nothwendig fortschreitenden Metamorphose des

Nervenbestandes, also der Selbsterneuung des Nerven darstellt — Momente, welche hier die der Ausscheidung sind — und dass demnach der zu lange ruhende Nerv abarten und die Erregbarkeit gerade wie der überreizte einbüssen muss. Wenn ein Reiz sich allmälig steigert, also die entstehende Veränderung immer nur theilweise aufgehoben wird, sodass sie sich behauptet und fortsetzt, kann die Empfindung nur eine unbestimmte sein, es müsste denn das Centralorgan gegen und auf die Steigerung des Reizes besonders gespannt sein und mit dem äusseren Reize der von Vorstellungen ausgehende zusammenwirken.

Dass der sensible Nerv „von innen" erregt, also die Vorstellung zur Empfindung gebracht werden kann, ist eine sich mannichfach darstellende Thatsache, welche dazu nöthigt, die Entgegensetzung der centripetalen und der centrifugalen Erregung, als einer einerseits den sensibeln, andrerseits den motorischen Nerven zukommenden, zu modificiren. Allerdings bleibt die von innen hervorgebrachte Erregung des Nerven eine unbestimmte, sich im Entstehen immer wieder aufhebende, bedingt also nur eine Vorempfindung, sofern sie sich nicht auf motorische Nerven überträgt und diese durch ihre Wirksamkeit eine sich steigernde Selbstempfindung hervorbringen. Die Beschleunigung oder Verlangsamung der Circulation, des Herzschlages, der Athmung, welche durch freudige oder ängstliche Vorstellungen hervorgebracht wird, die Ekelempfindung, die beschleunigte Speichelabsonderung bei der Vorstellung von Geschmacksreizen, die Wirkung, welche wollüstige Vorstellungen hervorbringen, gehören hierher. Zwar werden durch die Beschleunigung oder Verlangsamung des Herzschlages u. s. w., wenn sie an sich eintritt oder körperlich bedingt ist, keine bestimmten objectiven Vorstellungen, wie sie ihrerseits solche Veränderungen hervorrufen, aber doch die Disposition zu Vorstellungen freudiger oder trauriger Art hervorgebracht, während bei den Sinnenreizen Vorstellung und Vorempfindung sich decken, und die Empfindung als solche ein objectives Moment hat. Bei der Befriedigung des Geschlechtstriebes, welche im Allgemeinen betrachtet, den Menschen zum

Genussobjecte des Menschen macht, hebt sich der Gegensatz des Organs und des Objectes, der Selbstempfindung und der objectiven Empfindung, der receptiven und der productiven Thätigkeit in einer Art auf, wie es bei keiner anderen Befriedigung der Fall ist. Gibt es aber hiernach eine centrifugale Erregung der sensibeln Nerven, wenn sie auch eine unbestimmte bleibt oder sich erst durch Reflexbewegungen bestimmt und zwar so, dass sie zur Organenempfindung wird, also in dem Umkreise der Selbstempfindung verharrt, so muss die Erregung der motorischen Nerven, welche mittelbar die Empfindung bestimmt, indem wir alle Bewegungen fühlen, auch unmittelbar auf das Centralorgan zurückwirken, da dieses, indem es seine partienweise Erregung auf die Nerven überträgt, seine Wiederherstellung einleitet, wie es der Nerv thut, indem er die Muskelfasern erregt. Die Veränderungen im Centralorgan aber, welche auf die motorischen Nerven wirken, können, sofern es sich nicht um Reflexbewegungen, also um das Überspringen der nicht zu voller Reflexion gelangenden Empfindung auf centrale Nervenenden des motorischen Systems handelt, nur durch Vorstellungen hervorgebracht werden, welche an sich die Combination von Object- und Bewegungsvorstellungen, also Zweckvorstellungen sind.

Hiernach muss, wenn es zu Bewegungen kommen soll, die keine blossen Reflexbewegungen sind, die Bewegungsfähigkeit im Allgemeinen irgendwie und zwar als Wirkfähigkeit vorstellig geworden oder es von Haus aus, wenn auch nur in unbestimmter Weise, gewesen sein, was sich nur so denken lässt, dass das Centralorgan, welches die Bewegungen hervorzurufen und zu reguliren bestimmt, also dieser Bestimmung gemäss organisirt ist, als solches dem Centralorgane der Empfindung und Bewegung gegenständlich und durch die Spannung, die es hervorbringt, zur Bethätigung gereizt wird. Diese Art von Bewegungen, bei welchen allerdings an eine bestimmte und deutliche Vorstellung von Zweck und Mittel nicht zu denken ist, lassen sich mit den Reflexbewegungen nicht auf gleiche Linie stellen und werden gewöhnlich als „instinctive“ Bewegungen bezeichnet. Der Umkreis dieser instinc-

tiven — durchaus zweckmässigen — Bewegungen ist bekanntlich bei dem neugebornen Thiere bei weitem grösser wie bei dem neugebornen Menschen; die menschliche Beweglichkeit ist an sich die weiteste und complicirteste, sie kann also am wenigsten durch Reize, welche auf diese oder jene Gruppe von Nervenenden wirken, zu unmittelbarer Darstellung gebracht werden, verlangt vielmehr die Bestimmtheit des Reizmittels, d. h. die nur allmälig zu erzielende Vorstellung der möglichen Bewegungen, welche zugleich in der Tendenz der Intelligenzorgane liegt, auch die Selbstempfindungen durchweg zu objectiven Vorstellungen umzusetzen.

Wie also überhaupt die Pflegebedürftigkeit und weiterhin die Erziehungsbedürftigkeit des Menschen in seiner höheren Anlage begründet ist, so gilt dies auch insbesondere von der relativen Bewegungsunfähigkeit, die dem ersten Kindheitsalter zukommt. Das Kind muss sich bewegen lernen und lernt es dadurch, dass die wirklichen Bewegungen, die theils spontan hervortreten, theils hervorgebracht werden, zur Empfindung und Vorstellung gelangen, sodass ihre willkürliche Wiederholung und ihre Beziehung auf objective Wirkzwecke möglich wird. Die Pflege muss in dieser Beziehung helfend und vermittelnd eintreten, sie muss also Bewegungen — zunächst passive, welche eine unwillkürliche Reaction bedingen — hervorrufen, ihre Wiederholung veranlassen und ihnen Zwecke geben, d. h. sie auf Objecte beziehen. Was die Gesundheit des Kindes erfordert — denn die Bewegungen, zu denen es von selbst gelangt, reichen durchaus nicht aus, um die Stoffmetamorphose in den gehörigen Gang zu bringen — wird am besten oder vielmehr nur dadurch erreicht, dass der Pfleger erzieherisch wirkt, d. h. die kindliche Beweglichkeit dem kindlichen Bedürfniss gemäss entwickelt und bestimmt. Das kindliche Bedürfniss aber und der eigenthümliche Character der menschlichen Beweglichkeit treten bei dem Kinde unzweideutig hervor, und zwar noch ehe es die Fähigkeit der „beliebigen Ortsveränderung“ erlangt, also gehen gelernt hat. Das Kind spielt, und die erste Tendenz seines Spieles ist die Beherrschung, die möglichst willkürliche Veränderung und

Gruppirung von Gegenständen, deren Eigenschaften durch die Versuche, die mit ihnen angestellt werden, hervortreten. Demnach greifen im Spiele des zartesten Kindes der Erkenntniss- und Bethätigungstrieb zusammen und dass dieses unmittelbare Zusammengreifen, statt so lange als es möglich und nothwendig ist, unterhalten, d. h. von Entwicklungsstufe zu Entwicklungsstufe fortgesetzt zu werden, verfrüht und künstlich abgebrochen wird, ist eine der Hauptsünden der gegenwärtigen Erziehungsweise — eine Sünde, welche die „leibliche und geistige" Gesundheit der aufwachsenden Generation wesentlich benachtheiligt.

Wie die wirksame Bewegung ihren specifisch menschlichen Character von vornherein — im Spiele des zarten Kindes — dadurch offenbart, dass sie auf die Beherrschung von Objecten und das Herausstellen ihrer Eigenschaften gerichtet ist, also über das unmittelbare Bedürfniss und die Objecte, welche es befriedigen, hinausgreift, so löst sich auch die Selbstbewegung überraschend frühzeitig von dem unmittelbaren Bedürfnisse ab und zeigt die Tendenz der Darstellung, indem sie sich theils zu nachahmenden, theils zu rhytmisch geregelten Bewegungen, die schon als solche auf die Gemeinsamkeit hinweisen, zu erheben strebt. In diesem Streben kommt ein zweites Moment des Spielbedürfnisses zur Geltung, wodurch sich einerseits das Spiel mit den Objecten erweitert, andrerseits besondere, wesentlich darstellende Spiele entstehen, bei welchen entweder die rhytmische Tendenz vorwaltet, oder ein eigener Zweck der Bewegung — das „Gewinnen" — gesetzt wird oder die „Nachahmung" in den Vordergrund tritt. In den Nachahmungsspielen geht zuletzt das „Spiel mit den Objecten", welches die am ersten hervortretende und grösstentheils einsam geübte Spielart ist, auf, sodass wir drei, mannichfach in einander übergehende Spielarten zu unterscheiden haben: das rhytmische Spiel, bei welchen sich zur rhytmischen Bewegung auch das rhytmische Sprechen und das Singen gesellt, das gymnastische Spiel, in welchem sich die zweckgemässe, aber ungebundene — weder rhytmisch geregelte noch auf bestimmte Objecte als solche bezogene — Be-

wegung als wetteifernde Thätigkeit entwickelt, und das „Nachahmungsspiel“, welches die ernsthafte Thätigkeit der Erwachsenen reproducirt.

Die abstracte Darstellung der möglichen Bewegungen kommt nicht dem Spiel, sondern erst der eigentlichen Gymnastik zu, welche vor und neben der wirksamen Bewegung die Selbstbewegung und zwar als unmotivirte in mannichfachen und ausgeprägten Formen vergegenwärtigt. Unter den Spielen des kindlichen und des Knaben- und Mädchenalters, die wir hier im Auge haben, sind es die rhytmischen, in denen die Selbstbewegung am entschiedensten vertreten ist, da der Zweck, der dem gymnastischen Spiele unentbehrlich ist, irgend eine in Spiel tretende objective Wirksamkeit einschliesst. Indessen bleibt die Selbstbewegung bei den rhytmischen Spielen, auch wenn sie das mimische Moment in sich aufnehmen, eine zusammengehaltene, also beschränkte, indem der eigentliche Tanz — wobei wir nicht sowohl an die üblichen Tänze als an das denken, was der Tanz seiner Idee nach ist: die geregelte, aber lebendige und ausdrucksvolle Selbstdarstellung — dem kindlichen Alter nicht zukommt. Jedenfalls ist die Unterscheidung der Selbstbewegung und der wirksamen Bewegung eine berechtigte, und lässt sich auch auf die Spiele anwenden, obgleich diese im Allgemeinen und im Gegensatze gegen die Arbeiten die selbstzweckliche und daher die Selbstbewegung darstellen. Denn während die abstracte Selbstbewegung durch den Begriff des Spieles ausgeschlossen ist, da dieses stets ein Motiv haben muss, ist es keineswegs die Wirkthätigkeit, insofern sie nur eine zum Mittel herabgesetzte, also der Zweck ein eingebildeter, der als solcher gewusst wird, oder ein Phantasiezweck ist. Wie die Spielthätigkeit von vornherein die Tendenz hat, willkürliche, also eingebildete Veränderungen an den Dingen hervorbringen, so wird sie weiterhin zur objectiv darstellenden dadurch, dass sie sich mit dem Symbol für die Sache begnügt und demnach die ergänzende Phantasiethätigkeit in Anspruch nimmt. Sonach ist das Spiel, welches aus dem Bedürfniss der Bewegung hervorgeht und die Beweglichkeit entwickelt, durchweg

Phantasiebethätigung, und dass es die Sinnenbethätigung, also Sinnenübung einschliesst, braucht kaum erst ausgesprochen zu werden. Indessen ist die Wichtigkeit oder vielmehr Unentbehrlichkeit des Spiels für die menschliche Gesammtentwicklung theoretisch und praktisch noch viel zu wenig anerkannt, als dass es überflüssig wäre, auf einzelne Gesichtspunkte, die für die Wirksamkeit des Spiels von Belang sind, bei jeder Gelegenheit zurückzukommen. Was aber das Verhältniss des Spiels zur Sinnenübung anbetrifft, scheint eine kurze Berücksichtigung desselben um so mehr geboten, als gegenwärtig die Forderung: übet die Sinne! überall laut genug ausgesprochen wird, ohne dass damit in der pädagogischen Praxis, wenn wir von einseitigen Ansätzen, die auf Abwege zu führen geeignet sind, absehen, Ernst gemacht würde.

Wie es sich von selbst versteht, dass jede Bewegung Selbstbewegung ist, aber dessenungeachtet den Unterschied der Selbstbewegung und der wirksamen Bewegung seine vollkommene Berechtigung hat, so ist der entsprechende Unterschied auch für die Empfindungen zu machen, und zwar nicht, um ihn in abstracter Weise festzuhalten, sondern gerade um über seine abstracte Fassung hinauszukommen. Denn auch diejenigen, welche sich darin gefallen, bei dem in gewisser Hinsicht selbstverständlichen Satze, dass wir nur die Veränderung des Organs empfinden, stehen zu bleiben oder von ihm auszugehen, können nicht umhin, zwischen den Empfindungen, welche die scheinbare Perception eines objectiven Seins bedingen und denen, bei welchen dies nicht der Fall ist, zu unterscheiden, glauben aber in dem vorangestellten Satze einen Maassstab für den Werth aller Empfindungen gefunden zu haben. Von den theoretischen Consequenzen dieses Standpunktes, wozu vor Allem der Satz gehört, dass wir die Dinge an sich nicht zu erkennen vermögen, können und müssen wir hier absehen. Nur das Eine dürfen wir, als in praktischer Hinsicht von Belang, nicht unbemerkt lassen, dass die Unterschätzung der Sinnenthätigkeit, wie sie in verschiedenen Perioden hervortrat, und diejenige Schätzung, welche in dem Satze liegt: *nihil in animo quod non erat in sensu* demselben

Standpunkte angehört. Der letztere Satz pflegt unter den Motiven, welche für die Nothwendigkeit der Sinnenübungen angeführt werden, mit zu figuriren; die oft wiederholte „pädagogische“ Forderung aber, dass der Unterricht von der Anschauung zur Vorstellung und von dieser zum Begriff überzugehen habe, und die Meinung, dass die Sinnenübung davon ausgehen könne und müsse, den sinnlichen Eindruck als solchen zu bestimmter Reflexion zu bringen, hierzu aber einfach der Wille des Zöglings in Anspruch zu nehmen sei und sich in Anspruch nehmen lasse, hängen mit dem Standpunkte, welcher die Sinnenthätigkeit, indem er sie von der Geistesthätigkeit absondert, einseitig als das Prius derselben betrachtet, genau zusammen. Gegen die angeführte pädagogische Forderung und gegen die abstracten Sinnenübungen, an die man hier und dort denkt, indem man sie an den Anschauungsunterricht knüpfen oder abgesondert vom Unterrichte vornehmen will, haben wir uns ausdrücklich zu erklären und zu verlangen, dass die Sinnenübung eine stetige und durchweg motivirte und zwar für den Zögling motivirte sei, was nur dann der Fall ist, wenn sie schon entwickelte — nicht willkürlich vorausgesetzte oder erst zu entwickelnde — Interessen hinter sich hat.

Die Bestimmtheit des sinnlichen Eindruckes ist von der Spannung des Centralorgans auf oder gegen den Eindruck abhängig, wobei es keinen Unterschied macht, ob es sich um einen erwarteten oder unerwarteten Eindruck handelt, da der letztere nicht frappiren, sondern indifferent bleiben würde, wenn er nicht eine augenblickliche Spannung vermöge eines vorhandenen Interesses, das er berührt, hervorbrächte. Die Spannung des Centralorgans aber ist die Tendenz, an sich schon vorhandene Vorstellungen erneut hervortreten zu lassen, um sie zu erweitern und zu bestimmen. Die jedesmalige Vorstellung ist daher nicht nur das unmittelbare Product, sondern in gewissem Sinne auch der Factor des Sinneneindruckes, woraus sich von selbst die Verkehrtheit des Bemühens ergibt, das Anschauungsvermögen abgesondert von dem Vorstellungsvermögen und zwar vor demselben üben zu wollen.

Hierbei sehen wir von denjenigen Eindrücken, welche vermöge ihrer quantitativen Stärke die Empfindung erzwingen, wenigstens soweit es sich um gesunde Kinder handelt, ab, aber nicht von den Selbstempfindungen, welche allerdings, wenigstens zum grossen Theile, ausdrücklich in's Spiel gesetzt, entwickelt und bestimmt sein wollen.

Von gewissen Processen und Vorgängen, wie von der Magen- und Darmverdauung, der Darmbewegung u. s. w. sagt man ohne Zweifel mit Recht, dass sie um so besser vor sich gehen, je weniger sie zur Empfindung gelangen. Dasselbe gilt aber schon nicht mehr von dem Athmen und der Wärmeerzeugung, welche, um normal zu bleiben, zeitweilig beschleunigt werden und hierdurch zur Empfindung kommen müssen. Dass jene Mittelvorgänge der Ernährung ungestört und unempfunden verlaufen, die Athmungsthätigkeit aber, die Circulation und die Hautthätigkeit, die nicht bloss im Athmen besteht, insoweit beschleunigt werden, dass sie sich fühlbar machen, erfordert die möglichst energische Bewegung, die als solche, wie früher zur Genüge ausgeführt, diätetisches Mittel ist. Dabei kann die Lebendigkeit der betreffenden Empfindungen, so unbestimmte sie bleiben, für die Höhe und Bestimmtheit des Selbstgefühls nicht belanglos sein. Am wichtigsten aber für die Entwicklung des Vorstellungsvermögens und zwar nach der Seite, nach welcher es unmittelbar praktisches Vermögen ist, wird die Bewegung dadurch, dass sie die Selbstempfindung der bewegten Gestalt vermittelt, was um so vollkommener in demselben Maasse geschieht, als die Bewegungen zugleich mannichfaltige und bestimmte, ungezwungene und sich abgrenzende sind. Aus und mit der Selbstempfindung der bewegten Gestalt entsteht die Vorstellung derselben, ohne welche sich die Beweglichkeit überhaupt nicht entwickeln könnte, welche aber ein doppeltes Moment erhält, indem einerseits die Veränderungen oder Acte, deren Folge die bestimmte Bewegung ausmacht, andrerseits die Modificationen der Gestalt, wie sie besonders in den Stellungen, welche die Bewegung einleiten und abschliessen, dem Gefühl und dem Auge gegenständlich werden, zur Vorstellung kommen. Je

mehr diese Doppelvorstellung entwickelt ist, um so grösser ist, von der eigenen Beweglichkeit abgesehen, die Fähigkeit, fremde Bewegungen zu verstehen, d. h. zunächst nachzuempfinden, je weniger sie entwickelt ist, desto beschränkter ist die Auffassungsfähigkeit für fremde Bewegungen und desshalb — denn die Gestalt ist der Ausdruck eines bestimmten Bewegungsvermögens — für fremde Gestalten.

Hiermit ist schon den Vorstellungen, welche aus Bewegungen hervorgehen — wie aus ihnen Bewegungen — ein „objectiver" Character und Werth zugesprochen. Weiterhin aber verknüpfen die wirksamen Bewegungen — deren Tendenz, wie sie bei dem zarten Kinde hervortritt, viel weiter reicht, als bei irgend einem Thiere — mit der Vorstellung der Bewegung und der bewegten Gestalt die von Objecten und ihren Veränderungen. Hieraus folgt, dass die Übung der Beweglichkeit die Übung der objectiven Sinne an sich einschliesst, indem sie ihr Motive leiht. Wir verlangen aber, dass die Übung der Sinne wie die der Beweglichkeit und mit ihr eine motivirte, d. h. durch Wirk- und Darstellungszwecke, die dem Bethätigungstriebe des Kindes entsprechen, bedingt sei, weil die Übung, welche eine unmotivirte, nämlich nicht für das Kind motivirte und der Richtung seines Bethätigungstriebes nicht entsprechende ist, als widernatürliche schädlich wirkt und keine anderen als Scheinerfolge haben kann. Man kann allerdings den Willen des Kindes sehr früh für Zwecke, die es an sich nicht hat, in Anspruch nehmen und seine Thätigkeit diesen Zwecken gemäss, wenn auch niemals ohne peinliche Mühe und fast niemals ohne Härte bestimmen; was man jedoch erreicht, ist nur die Mechanisirung des organischen Vermögens — in welcher Bezeichnung wir die körperlichen und geistigen Vermögen zusammenfassen. Werden dem Kinde unmotivirte Bewegungen eingeübt, so muss dabei allerdings von den „einfachen" zu den „zusammengesetzten" Bewegungen fortgegangen werden; um aber erstens die nöthige Allseitigkeit zu erreichen, müssten die einfachen und combinirten Übungen eine ausserordentliche Ausdehnung erhalten, die sie unter gewöhnlichen Umständen und zwar glücklicher

Weise nicht haben können, und zweitens würde auch durch die ausgedehnteste Übung die freie Beweglichkeit, welche die Fähigkeit ist, die Bewegungen nach den Umständen zu modificiren, nicht erreicht werden, sondern nur ein mechanisches Können, weil die freie Beweglichkeit die entwickelte Selbstempfindung der Gestalt und die Kräftigkeit der Vorstellungen, welche das unmittelbare Zusammenwirken der Organe bedingen, voraussetzt, die abstracte Übung aber die Gestaltung dieser Vorstellungen und die Entwicklung der Selbstempfindung hindert und abschneidet, indem sie dadurch, dass sie zum Isoliren und Combiniren der Bewegungen nöthigt, die Vorstellung der mechanischen Seite des Bewegungsactes in den Vordergrund der Reflexion stellt. Beiläufig sei hierbei bemerkt, dass gerade so, wie durch die verfrühte und dadurch gezwungene Reflexion auf die eigene Bewegung die Selbstempfindung der Gestalt nicht entwickelt, sondern zurückgedrängt wird, jener oft empfohlene und nicht selten vorkommende Anschauungsunterricht, der davon ausgeht, die Theile und Glieder des Leibes und ihre Functionen zu betrachten, ein sehr geeignetes Mittel ist, die lebendige Vorstellung der Gestalt, die sich im Kinde fortgesetzt entwickelt, zu zersetzen und ihm dafür leere Begriffe einzuprägen, ferner neben anderen ein sehr förderliches Mittel, um eine widerliche Altklugheit zur Blüthe zu bringen. Glücklicher Weise reagirt die gesunde Natur des Kindes, wo sie eben vorhanden ist, wenigstens insoweit gegen die unbewusste und bewusste Tendenz eines solchen Unterrichtes, dass damit kein unüberwindlicher Nachtheil hervorgebracht wird.

Was die Sinnenübungen anbetrifft, so verlangt allerdings das zartere Kindesalter, dass man seine Sinne durch dazu geeignete Objecte, durch aussergewöhnliche Erscheinungen und Veränderungen, die man hervorbringt, frappirt. Dies ist ein Spiel mit dem Kinde, welches die Mutter, die Geschwister, die Wärterinnen fast durchweg üben und welches ganz in der Richtung des ersten kindlichen Spieltriebes liegt, wie wir ihn vorhin characterisirt haben. Eben desshalb handelt es sich dabei nicht sowohl um starke Eindrücke, welche die Un-

empfindlichkeit zu überwinden geeignet wären, als vielmehr um Erscheinungen und Veränderungen, die überraschend hervortreten und auf ihren Grund, die Art, wie sie hervorgebracht werden, spannen. Wenn man aber weiterhin und auf einer höheren Altersstufe das Spiel zum Ernst, d. h. zu einem zusammenhängenden Unterrichte in der Art umsetzen will, dass man das Kind veranlasst, seine Aufmerksamkeit auf bestimmte Objecte Erscheinungen und Eigenschaften zu richten, für die ein besonderes Interesse nicht vorhanden sein kann, um sodann die gefundenen „Merkmale“ auszudrücken und zusammenzustellen, so erreicht man einestheils den nächsten Zweck nicht, indem die Aufmerksamkeit des Kindes trotz aller Mühe eine oberflächliche bleibt, anderntheils wird man bei rechter Consequenz allerdings dahin gelangen, das Anschauungsvermögen des Kindes zu mechanisiren. Dass nun diese Consequenz fehlt, indem der Anschauungsunterricht und die anschauliche Behandlung der verschiedenen Unterrichtszweige früh genug, nachdem man, wie man meint, dem „Princip gerecht“ geworden, aufgegeben wird, und nur noch die künstlichen Veranschaulichungsmittel ihre Rolle spielen, ist nicht wohl ein Glück zu nennen, weil dabei die Ausbildung des Anschauungsvermögens überhaupt versäumt wird.

Wir dürfen hiernach die Forderung aufstellen, dass die Übung des Anschauungsvermögens mit der Übung der Beweglichkeit zugleich stattfinden und an die productiven Tendenzen und Thätigkeiten des Kindes angeknüpft werden müsse. Soll dieser Forderung und dem Bedürfnisse des Kindes, das sich mit Scheindarstellungen auf die Länge nicht befriedigt, genügt werden, so muss zu dem Spiele zunächst die „Beschäftigung“ und später die darstellende und herstellende „Arbeit“ kommen. Das Verhältniss dieser Bildungsmittel zu einander haben wir noch besonders zu erörtern, sowie auf die Modificationen einzugehen, welche sie für gebrechliche und insbesondere auch idiotische Kinder erleiden müssen, indem die Abnormität Übungen und mindestens Vorübungen bedingen kann, die für das gesunde Kind abstracte und demnach unzulässige sein würden. Den Satz aber, dass die Übung von

vornherein an die productiven Tendenzen und Bethätigungen des Kindes angeknüpft werden müssen, haben wir als einen allgemein gültigen, als Gesetz für die ganze Erziehung auszusprechen.

Die praktische Diätetik hat passive Bedürfnisse zu befriedigen; sie thut dies aber nach dem, was wir ausgeführt haben, um so besser, je mehr sie das pädagogische und insbesondere auch das moralisch bildende Moment, welche diese Befriedigung enthält, zur Geltung bringt. Die Erziehung ihrerseits vermag ihre diätetische und allgemeine Aufgabe nicht zu erfüllen, sie kann den normalen „Kreislauf der Erregungen“ nicht unterhalten und das Individuum nicht „aus sich“ entwickeln — was die moderne Pädagogik etwas leichthin als Erziehungsaufgabe ausgesprochen hat — sondern bringt vielmehr nothwendig krankhafte Erscheinungen und abnorme Zustände hervor, wenn sie die dem Kinde eigenthümliche Productivität nicht erkennt und nicht entwickelt. Die betreffende Nichterkenntniss aber kann kaum schärfer ausgesprochen sein als in dem Satze, dass der Unterricht von der Anschauung zur Vorstellung, von der Vorstellung zum Begriffe fortgeführt werden müsse — ein Satz, der vermöge seiner inneren Verkehrtheit dahin führt, dass man praktisch mit dem „Beibringen von Begriffen“ anfängt. Dass nach unserer Ansicht die Vorstellungen des Kindes nicht einseitig mit der Übung der Beweglichkeit und der Sinne, wie sie in Spiel, Beschäftigung und Arbeit stattfindet, zu entwickeln sind, versteht sich wohl von selbst. Das Mährchenerzählen für die ersten und das Bildbetrachten für diese und die späteren Kindheitsperioden gelten uns als wichtige, ja unentbehrliche Mittel für die Entwicklung des kindlichen Vorstellungsvermögens, und zwar weil und insofern sie dieses Vermögen als ein productives, als Phantasie voraussetzen und in Anspruch nehmen. Dem Missverständniss, als solle nach unserer Ansicht das Kind sich überhaupt nicht empfangend verhalten, werden wir bei unserer kurzen Darstellung der Unterrichtsmittel zu begegnen Gelegenheit haben. Wir wollen die „Selbstthätigkeit“ da, wo sie natürlich, nicht da, wo sie unnatürlich ist, und, wo die innerlichste Productiviät zu erregen ist, ein

gesammeltes, nicht von dem Lehrer selbst immer wieder zerstreutes Aufnehmen.

2.

Die angenehmen und die unangenehmen Empfindungen und die sogenannten subjectiven Sinne. — Der Geschmacks- und Geruchsinn, die Temperaturempfindung, der Geschlechtssinn. — Das Moment der Gefühligkeit bei den objectiven Sinnen. — Der Tastsinn als Oberflächen- und Formensinn, das Auge als Formen- und Farbensinn, das Gehör als Geräuschwahrnehmung und Tonsinn. — Die Begierde und die Scheu oder Furcht. — Das pädagogische Spiel mit der Begierde und Furcht. — Das unpädagogische Zerstören und Nähren kindlicher Illusionen in der Wirklichkeit. — Die pädagogische Bedeutung des Märchens. — Verhalten der Idioten zu dem Märchen und der biblischen Geschichte. — Das Bildbetrachten. — Die Regelung der kindlichen Begierde bei der Speisung. — Das anständige Essen. — Die Scheu der Kinder vor dem kalten Wasser. — Das Bad hat das Moment der Muthentwicklung. — Der demoralisirende Einfluss, der auf Kinder durch ihre Bekleidung geübt werden kann. — Die natürliche Schamhaftigkeit. — Die abnorme Essgier der Idioten und der Kampf dagegen. — Das Baden der Idioten und die Wanderungen. — Spaziergänge bei rauhem Wetter. — Der negative und positive Kampf gegen die Onanie bei den Idioten.

Das moralische Moment der Pflege, welches schon einigemal berührt worden ist, verlangt noch einige Betrachtungen und Erläuterungen, denen wir uns um so weniger entziehen können und wollen, als es bei der Behandlung idiotischer Kinder besonders wichtig ist, dieses Moment zur gehörigen Geltung zu bringen. Was die Pflege befähigt, moralische Einwirkungen auszuüben, ist der „Umstand", dass sie bei der Befriedigung der Bedürfnisse, indem sie also den verschiedenen diätetischen Aufgaben gerecht wird, an sich Empfindungen und Vorstellungen hervorbringt. Diese durch die Pflege vermittelten Empfindungen sind Selbstempfindungen in dem Sinne, dass das Moment der Objectreflexion im Allgemeinen ein ver-

schwindendes ist gegenüber dem Momente der Erregungsreflexion. Die Empfindungen solcher Art unterscheiden sich dadurch nicht nur von den „objectiven“ Empfindungen — wie sie die objectiven Sinne: Tastsinn, Auge und Ohr vermitteln, sondern auch von den übrigen Selbstempfindungen, dass sie nicht wie diese an sich „indifferent“ sind, sondern durchweg mehr oder weniger angenehm oder mehr oder weniger unangenehm, folglich vorstellig geworden, Begierde oder Abscheu, Verlangen oder Furcht vor den Dingen, Veränderungen und Acten hervorbringen, durch welche sie hervorgerufen werden. Bei den Empfindungen der objectiven Sinne und bei den Selbstempfindungen, welche sich in der Bewegung entwickeln, muss der Eindruck oder der Factor der Erregung ungewöhnlich gesteigert sein, wenn die letztere eine unangenehme sein soll, wogegen der wohlthuende Eindruck, der auf den Sinn oder die Empfindung als solche gemacht wird — und ein Moment der Selbstempfindung ist allerdings keiner Sinnenthätigkeit abzusprechen — im Entstehen verschwindet, indem er in die Befriedigung des Vorstellens übergeht, wie es umgekehrt die Unbefriedigung des Vorstellens ist, welche gewisse Eindrücke und Empfindungen zu unbehaglichen und widrigen macht, was sie an sich, mindestens vermöge ihrer Stärke, nicht sind. Sonach bedingt die Vorherrschaft der objectiven Reflexion an sich die Indifferenz der Eindrücke, die zunächst nur durch die ungewöhnliche Stärke oder Steigerung derselben und weiterhin durch die Ausbildung des Vorstellungsvermögens aufgehoben wird, indem dieses die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der erzeugten Vorstellung auf die Empfindung reflectirt, oder der etwaigen Disharmonie, die in dieser an sich vorhanden ist und ohne die Energie der Vorstellungsthätigkeit verschwindet, Form und Halt gibt. Dabei scheint der wohlthuende Eindruck, sofern er eben unmittelbar hervorgebracht wird, gleichfalls ein starker sein zu müssen, und zwar an den schmerzlichen, der eine noch höhere Steigerung verlangt, ganz nahe anzugrenzen. Das Auge der Kinder wird durch grelle Farben, sollten sie auch zugleich disharmonische sein, nicht beleidigt, eben so sind ihnen recht scharfe und schrille Töne

nicht zuwider, sie werden vielmehr von jenen und diesen angezogen — ein Geschmack, der bei ihnen in demselben Maasse in den Hintergrund tritt, als die entwickelte Vorstellungsthätigkeit den Umkreis der ohne besondere Stärke oder Ausgeprägtheit ansprechenden oder abstossenden Eindrücke erweitert.

Dabei ist zu beachten, dass die Empfindungen der verschiedenen Sinne sich aneinander bestimmen und theilweise auf einander übertragen, wie z. B. der Gesichtssinn als der freigewordene und verfeinerte Tastsinn bezeichnet werden mag, und die Unterscheidung verschiedenartiger Geräusche nicht bloss darauf beruht, dass wir die bestimmten Geräusche, die wir auffassen, als von diesem oder jenem Gegenstande ausgehend oder als auf diese oder jene Art hervorgebracht schon kennen, sondern darauf, dass uns die Correspondenz der Fügung, Härte, Oberflächenbeschaffenheit mit dem Geräusch, welche die Berührung, die Friction, der Zusammenstoss etc. hervorbringen, vorstellig geworden ist, dass sich uns also im Geräusch die Beschaffenheit offenbart. Von den Vorstellungen, welche sich nothwendig verknüpfen, weil eine objective Verknüpfung ihrer Factoren gegeben ist, sind die Nebenvorstellungen, die sich durch ein zufälliges Zusammentreffen von Empfindungen erzeugt haben, zu unterscheiden. Übrigens macht sich das Moment der Selbstempfindung, welches wir den objectiven Sinnen zusprechen, vorzugsweise in der einen oder der anderen Seite der Sinnenthätigkeit geltend. So fassen wir mit dem Tastsinn theils die Form — die Bestimmtheit der Erhöhungen und Vertiefungen, theils die Oberflächenbeschaffenheit auf, und das Oberflächengefühl, in welches übrigens das Gefühl der Temperatur hineinspielt, gibt uns als solches annäherungsweise angenehme und unangenehme Empfindungen. So fassen wir mit dem Auge Formen und Farben auf, und der Farbensinn, der mit dem Oberflächengefühl correspondirt oder auch ein verfeinertes, weil vermitteltes Oberflächengefühl ist, empfängt in demselben Maasse, in welchem er sich ausbildet, angenehme und unangenehme Eindrücke, wobei sogleich bemerkt sein mag, dass die Fähigkeit der Farbenunterscheidung sich auch bei gesunden Kindern

sehr allmälig und — wenn wir die Fähigkeit der Formenauffassung damit vergleichen — überraschend langsam hervortritt. Kinder, die im zweiten Lebensjahre schon Zeichnungen verstehen, können im vierten hinsichtlich der Farbenunterscheidung noch unsicher sein. Auch bei dem Gehör ist der Sinn für Geräusche — die Auffassung und das Verständniss derselben — von dem Sinn für Töne und Klänge, für den Wechsel und die gegenseitige Modification regelmässiger Schwingungen zu unterscheiden und es ist selbstverständlich der Tonsinn, welcher die Gefühligkeit des Gehörs repräsentirt. Was die Übung der objectiven Sinne anbetrifft, so ergibt sich aus dem eben Gesagten, dass sie eine zweiseitige sein muss, wobei diejenigen Übungen, welche das Moment der Gefühligkeit am entschiedensten hervor- und die Reflexion auf den objectiven, d. h. realistischen Halt und Grund der Erscheinungen am entschiedensten zurücktreten lässt — die Übungen des musikalischen Gehörs — die directeste Beziehung zu dem inneren Gefühlsleben — der in der Sphäre des Bewusstseins lebendigen Selbstempfindung haben.

Den sogenannten „subjectiven Sinnen“, zu denen man ausser dem Geschmackssinn und Geruchssinn auch den Temperatursinn, die Empfindlichkeit der Haut gegen die Temperatur rechnen muss, offenbaren sich die Dinge in ihrer Auflösung oder Veränderung, und die Thätigkeit derselben ist eng an die Ernährungsprocesse, die Aufnahme der Speisen und der Luft geknüpft, so dass in ihnen die Empfindungen, welche diese Processe begleiten, nach Aussen concentrirt erscheinen. Eine correspondirende Concentration des Selbstgefühls und zwar desjenigen, das sich an die Blutanhäufung, Entzündung und Ausscheidung knüpft, stellt der Geschlechtssinn dar, dessen eigenthümliche Bedeutung schon berührt worden ist. Bei den subjectiven Sinnen kommt die Empfindung, die eine continuirliche oder eine langsam abklingende ist, als solche zur Reflexion; wir wissen das Organ in einer mehr oder weniger angenehmen oder mehr oder weniger unangenehmen Erregung. Ausserdem wissen wir bestimmte Gegenstände als Ursachen der bestimmten Erregungen, wodurch sie zu anziehenden oder

abstossenden werden. Dass das Wissen des Kindes von den Ursachen der Empfindung gelegentlich bestimmt werden muss, dass es zur Sprachbildung gehört, die verschiedenartigen Eindrücke, welche der Geschmackssinn und Geruchssinn erhalten, zur Bezeichnung zu bringen, und dass beide hier und da in Anspruch zu nehmen sind, um die Eigenschaften von Dingen festzustellen, versteht sich von selbst. Hiermit findet aber keine systematische, sondern eine durchaus gelegentliche, an sich beschränkte, jedesmal besonders motivirte „Übung“ dieser Sinne statt — wenn man die Bezeichnung Übung überhaupt gelten lassen will — und nach unserer Ansicht wäre es einer der stärksten Missgriffe, zu denen die falsche Auffassung und Anwendung des Satzes, dass die Entwicklung der Intelligenz vor Allem die Sinnenübung verlange, führen könnte, wenn man es unternähme, eine systematische, sich stetig und consequent fortsetzende Übung des Geschmacks- und Geruchssinns zum Behufe der Wissenserweiterung gestalten zu wollen. Eine andere Frage ist es, ob nicht zum Behufe der moralischen Erziehung angenehme und unangenehme Empfindungen ausdrücklich in's Spiel gesetzt werden müssen, und diese Frage stehen wir nicht an zu bejahen, sobald die Aufgabe zweckgemäss begrenzt und für die verschiedenen Kindheitsperioden bestimmt wird.

Begierde und Abscheu sind die erste Form für die Strebsamkeit des Gemüths, und daher hängt von der Lebendigkeit, mit der sie hervortreten, die Lebendigkeit des Gemüths, von der Herrschaft, die der Wille über sie gewinnt und von der Vergeistigung, zu welcher sie durchgebildet werden, die Schönheit des Gemüthes ab. Hiermit ist die Aufgabe, welche die Erziehung nach dieser Seite zu erfüllen hat, im Allgemeinen umzeichnet. Begierde und Abscheu oder Furcht dürfen nicht durch die voreilige Befriedigung oder durch die Beseitigung der Gegenstände, welche Abscheu und Furcht einflössen, unterdrückt, sie müssen vielmehr in der vielfachsten Weise entwickelt und gesteigert werden. Damit wird unmittelbar die Fähigkeit der Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung in Anspruch genommen oder soll in Anspruch genommen wer-

den, wobei jedoch die endliche Lösung der hervorgebrachten Spannung erforderlich ist. Hierbei ist es wichtig, den begehrten und wo möglich auch den gefürchteten Gegenstand von verschiedenen Seiten erscheinen zu lassen, wodurch der Reiz theilweise erhöht, theilweise aber auch beschwichtigt und die Vorstellungsthätigkeit in's Spiel gesetzt wird. Die endliche Lösung liegt darin, dass das ersehnte Object dem Kinde zum Genuss übergeben wird, während es mit dem gefürchteten je nach den Umständen entweder in unmittelbare Berührung gebracht werden oder das Object entblösst, der vollen Anschauung dargeboten, zerstört werden muss. Es versteht sich hiernach von selbst, dass wir es nicht für schädlich, sondern im Gegentheil für ein an sich ganz richtiges Verfahren halten, wenn Mütter, Wärterinnen etc. die Begierde der Kleinen wecken, und sie necken und „fürchten machen", falls nur die Übertreibung und Überspannung vermieden wird.

Indessen hat das Spiel mit der Begierde und mit der Furcht des Kindes seine Grenze auch in dem Alter; es muss während des Zeitraumes vom dritten bis fünften Lebensjahre allmälig zurücktreten, und hat weiter hinaus kaum noch eine gelegentliche Berechtigung, weil jetzt der Erzieher die Fähigkeit, Begierde und Furcht zu mässigen, vorauszusetzen, also vorkommenden Falls einfach in Anspruch zu nehmen hat und das Spiel mit dem Zwecke die Würde verliert. Wollte man es etwa desshalb fortsetzen, um die Illusionen, welche bei Begierde und Furcht im Spiel sind, ausdrücklich zu zerstören und so die Verständigkeit der Kinder zu fördern, so würde dies Beginnen — natürlich als consequentes, da gelegentlich allerdings Illusionen aufzulösen sind — ein arger Missgriff, weil ein höchst nachtheiliger Eingriff in die natürliche Entwicklung des kindlichen Geistes sein. Dass bei dem Begehren und Fürchten des Kindes schon sehr frühzeitig die Phantasie im Spiel ist, indem es nicht nur das schon Bekannte, sondern auch das Unbekannte begehrt und fürchtet, ist eine unverkennbare Thatsache, die so erklärt werden mag, dass für das Kind die nähere oder entferntere Ähnlichkeit mit Gegenständen, die es als angenehm und unangenehm kennt,

Motiv des Begehrens und der Furcht wird. Wir gehen indessen — um nicht erst das Ungenügende dieser Erklärung, die an sich etwas Richtiges enthält, ausdrücklich hervorzuheben — sogleich weiter und behaupten, dass in dem Kinde ganz ursprünglich die doppelte Tendenz erscheint, die Gegenstände, welche es irgendwie frappiren, zu sich selbst in eine unmittelbare, gewissermaassen persönliche Beziehung zu setzen, und hinter der Erscheinung ein Etwas, welches sie verbirgt, vorauszusetzen und sich unbestimmt vorzustellen. In dieser doppelten Tendenz offenbart sich das Urvermögen des menschlichen Geistes und seine specifische Eigenheit der Art, dass das Alles verknüpfende, Beziehungen ahnende und hinter die Erscheinung dringende Interesse eine zugleich praktische und phantastische Form, also die Form der Illusion hat. Dass wir es nun für unpädagogisch halten, den Illusionen des Kindes im Bereiche des Wirklichen geflissentlich nachzugehen, um sie zu zerstören, haben wir schon erwähnt; gleich unpädagogisch aber würde es sein, wenn man diese Illusionen im Gebiete des Wirklichen geflissentlich festhalten, nähren und ausbilden wollte. Man hat in dieser Beziehung, von besonderen Gelegenheiten, die eine „Berichtigung" herausfordern, und späterhin von dem Unterrichte, der eine gewisse Einsicht in die realen Verhältnisse schon voraussetzt, abgesehen, das Kind sich selbst zu überlassen und seine kindlichen Äusserungen grösstentheils ohne eigentlich berichtigend auf sie einzugehen, hinzunehmen. Muss aber in dieser Hinsicht der Pädagog nach zwei Seiten enthaltsam zu sein verstehen, so ist doch damit keineswegs gesagt, dass er die ausgesprochene Tendenz des Kindes überhaupt der Selbstbefriedigung anheimgeben soll oder darf; er hat sie vielmehr ausdrücklich zu befriedigen, aber so, dass er über das Gebiet des Wirklichen hinaus und in das des M ä r c h e n s eintritt.

Im Märchen findet das Kind wie einen beständigen Wechsel reizender und schreckender Erscheinungen, so die Beziehung aller Naturwesen zu dem Menschen, mit dem sie sprachlich verkehren, und die V e r w a n d l u n g, in welcher sich die Gestalt als eine beliebige Form des Wesens documentirt. Das

Kind liebt das Märchen, weil es seinem Phantasiebedürfniss durchaus entspricht; aber je freier es die Schwingen seiner Phantasie entfaltet, um so entschiedener weiss es sich in einer eigenen, von der gegenwärtigen und wirklichen verschiedenen Welt. Weit entfernt also, dass das Anschauungsvermögen des Kindes für die wirkliche Welt durch die zeitweilige Versenktheit in die Märchenwelt getrübt würde, wie man wohl behauptet hat, kehrt es vielmehr aus dieser Märchenwelt zu der wirklichen mit gesättigter Phantasie zurück und findet eine neue, besondere Befriedigung in dem Anschauen und Beobachten, wofür es allerdings in der freien Bewegung seiner Phantasie eine Menge von Motiven gewonnen hat, die ihm zu Gute kommen, ohne die Klarheit des sinnlichen Auffassens irgendwie zu beeinträchtigen. Nach der moralischen Seite wirkt das Märchen zunächst dadurch bildend, dass es zu einer rein innerlichen Befriedigung erhebt und an sie gewöhnt, wobei das persönliche Interesse ganz zurücktritt und die Theilnahme an den Helden der Erzählung sich in lebendigster Weise entwickelt, sodann durch den moralischen Sinn, welcher wenigstens unseren Volksmärchen — und auf diese sollte man sich beschränken — durchweg inne wohnt. Die Liebe und Treue trägt nach manchen harten Proben über das böse, schadenfrohe Princip den Sieg davon; das Gute ist gewöhnlich auch das Schöne, das Böse das Hässliche, aber die Gestalt, die wir sehen, ist oft nur eine angenommene oder aufgedrungene Scheingestalt, sodass sich hinter dem Reizenden das Böse, hinter dem Hässlichen das Gute bergen mag.

Wir halten hiernach das Märchen für ein unentbehrliches Bildungsmittel, und haben es hier als solches hervorheben wollen, da wir später nicht darauf zurückkommen. Für den Unterricht der Idioten kommt es nur theilweise zur Anwendung, da die Kluft zwischen dem normal organisirten und dem idiotischen Kinde sich insbesondere auch darin offenbart, dass das letztere, auch wenn es sonst nicht ohne Auffassungsfähigkeit ist, für das Märchen durchaus keinen Sinn besitzt, und es weder in sich aufnimmt, noch reproducirt. Nur mit der Unterlage von Märchenbildern kann man es unternehmen,

die frappantesten Momente eines Märchens dem Idioten vorstellig zu machen und einzuprägen, ohne ihn zu einer zusammenhängenden Auffassung zu bringen. Denn obwohl es Idioten gibt, deren Phantasie erregbar genug ist, so fehlt doch allen die Fähigkeit der Sammlung und des durchaus innerlichen Verhaltens, welche die Aufnahme und Reproduction des Märchens in Anspruch nimmt. In ähnlicher Weise verhalten sie sich gegen die biblischen Geschichten, während viele von ihnen für das religiöse Ceremoniell und das Hersagen von Gebetformeln eine sehr ausgesprochene Neigung haben. Wir bezeichnen hiermit eine Grenze, über welche der echte Idiot, der sonst Vieles lernen kann, nicht hinauszuführen ist. Um so unverantwortlicher muss es aber erscheinen, bei gesunden Kindern ein Bildungsmittel zu vernachlässigen, für welches empfänglich zu sein ein Zeichen der normalen geistigen Constitution ist.

Indem das Märchenerzählen die Phantasie entwickelt, gibt es dem Anschauungsvermögen einen Hintergrund von Motiven und Interessen, der ihr sonst fehlt, und befähigt insbesondere die Erscheinungen, die sich darbieten, in ihrer Ganzheit und Zusammengehörigkeit aufzufassen, während die Beschäftigungen und Arbeiten, welche dem Anschauen das praktische Motiv der beabsichtigten Darstellung leihen, die bestimmteste Auffassung der Formen, die allerdings, wo „Concretes“ dargestellt ist, „stylisirte“ sind, in Anspruch nehmen und üben. Ein vermittelndes Bildungsmittel von grosser Wichtigkeit ist das Bilderanschauen und Bilderbesprechen, auf das wir ausführlich zurückkommen werden. Wir erwähnen dasselbe hier wegen der Stellung, die es zu den „Sinnenübungen“ — wie wir sie zulässig finden, dadurch einnimmt, dass bei dem Bilderanschauen die ergänzende Phantasiethätigkeit herausgefordert und die Fähigkeit gebildet wird, abwechselnd das Ganze und das Einzelne in das Auge zu fassen, zu den Mitteln der moralischen Einwirkung aber dadurch, dass die Bilder freudige und traurige Motive haben oder haben müssen. Denn jene Veranschaulichungsbilder, welche vereinzelte Gegenstände isolirt vergegenwärtigen, damit daran eine naturhisto-

rische oder sonstige Beschreibung angeknüpft werden könne, haben nach unserer Ansicht einen höchst untergeordneten Werth und mit ihnen wird der eigentliche Zweck des Bilderbetrachtens und Bilderbesprechens gewiss nicht erreicht. Was die Idioten anbetrifft, so pflegen sich die der beschränkten Form gegen Bilder nicht nur indifferent, sondern theilweise abwehrend zu verhalten, die stumpfsinnigen, die den milderen Graden angehören, zeigen eine gewisse matte, leicht erschöpfte Theilnahme, deren Ende, wie wir es auch bei manchen Beschränkten finden, dann da ist, wenn glücklich herausgebracht wurde, was das Bild darstellt; die Idioten der narrenhaften und melancholischen Form dagegen sehen Bilder meist gern, und bei manchen gelingt es, sie an die Betrachtung derselben lange Zeit zu fesseln. Übrigens sind blosse Veranschaulichungsbilder — Bilder, welche keine Handlung, kein Ereigniss darstellen — auch für Idioten unzureichend, und würden höchstens dem Bedürfniss stumpfsinniger entsprechen, ohne diese besonders zu fördern.

Die Aufgabe des Erziehers, auf das Gemüth einzuwirken, was nur durch das Hervorrufen von Gemüthsbewegungen geschehen kann, tritt niemals zurück, modificirt sich aber nach den verschiedenen Altersstufen. Wir kommen hiermit darauf zurück, dass im zarten Kindesalter, wo die Pflege, wie man sagt, die „Hauptsache“ ist, die Pfleger bei der Befriedigung der kindlichen Bedürfnisse moralisch erziehend einzuwirken haben, indem sie Begierde und Furcht beherrschen lehren, und dass sie in diesem Bezug wie überhaupt ihrer diätetischen Aufgabe um so besser genügen, je entschiedener sie das erzieherische Moment, das die Pflege enthält, zur Geltung bringen. Wir sehen hierbei von dem Spiel mit der Begierde und mit der Furcht, das wir schon berührt haben, und das eine eigentliche pädagogische Thätigkeit ist, ab, und heben als die beiden Seiten der Pflege, welche zu einer moralischen Einwirkung auf die Kinder gewissermaassen nöthigen, die S p e i s u n g und das B a d e n hervor. Im Voraus sei bemerkt, dass wir die strenge, keine Ausnahme gestattende Durchführung des Grundsatzes, nach welchem das Kind zwischen seinen

Mahlzeiten durchaus nichts geniessen soll, sei es auch nur eine Frucht, für eine ungerechtfertigte Pedanterie halten; unter Anderem schon desshalb, weil dadurch das Spiel mit der Begierde des Kindes, zu dem auch lockende Früchte und sonstige Esswaaren geeignete Objecte sind, ausgeschlossen wäre. Denn bei den Mahlzeiten darf allerdings dieses Spiel keinen Raum gewinnen, vielmehr kommt es hier darauf an, dass die Mahlzeit in einer gewissen, abgemessenen Ordnung verläuft, an die sich das Kind gewöhnen soll. Hierzu muss es frühzeitig seine Ungeduld bezwingen lernen; es hat zu warten, bis die Vorbereitungen zur Mahlzeit, die als solche möglichst markirt werden müssen, beendet sind, es darf nicht schreien, nicht selbständig zulangen, nicht unbescheiden fordern. Dabei thut man allerdings wohl, wenn man frühzeitig nach dem Maasse seiner Kräfte seine Thätigkeit in Anspruch nimmt, sich den Stuhl herbeirücken, früher dieses und jenes zutragen lässt. Bei dem Essen selbst muss auf eine gewisse Haltung, in der sich eben die Ruhe und Mässigung ausdrückt, durchaus gesehen werden. Ein so grosser, nicht genug zu tadelnder Unfug mit der Erziehung zu dem sogenannten „Anstande" in vielen Richtungen getrieben wird, so ist doch der wahre Anstand eine nothwendige Seite der ästhetischen und sittlichen Bildung und besteht — nicht in leeren, nichtssagenden und zugleich, wie es durch die Leerheit bedingt ist, geschmacklosen und heuchlerischen Formeln, Bewegungen und Äusserungen, sondern darin, dass in den Bewegungen und Äusserungen die Grenzen eingehalten werden, welche zur Vermeidung des unästhetisch und moralisch Hässlichen, zur Darstellung der ästhetischen und sittlichen Mässigung eingehalten werden müssen. Dass der Begriff des Anstandes insofern ein relativer ist, als er sich nach Geschlecht, Altersstufe, Stellung etc. modificirt, versteht sich von selbst; aber gewisse Dinge sind absolut unanständig, und hierzu gehört unter Anderem die bei dem Essen hervortretende unbeherrschte Begierde und die in gewissen Geräuschen sich documentirende Befriedigung des Geschmackssinns. Ist in dieser Beziehung während der Zeit der eigentlichen Pflege das Nothwendige

versäumt worden, so ist eine nachträgliche Besserung ziemlich schwierig, es darf aber von derselben keinesfalls abgesehen werden.

Dass sich die kleinen Kinder gegen das kalte Wasser sträuben und dass dieses Sträuben oft wieder hervortritt, nachdem es schon und zwar frühzeitig überwunden schien, ist eine Thatsache, die zu der Betrachtung nöthigt, dass sich das wirkliche Bedürfniss des Organismus keineswegs in dem Streben nach den angenehmen und in der Scheu vor den unangenehmen Empfindungen documentirt, sondern in diesem Bezug mindestens das menschliche Bedürfniss eine Ausnahme macht, so dass hier von vornherein statt des Instinctes die aus der Erfahrung gewonnene Einsicht eintreten muss. Was das Bad anbetrifft, so steht erfahrungsmässig fest, dass das Kind ohne Bad nicht gedeiht, dass es seine Frische verliert, Hautkrankheiten entwickelt, mehr oder weniger verdumpft. Es kommt daher auch selten vor, dass Kinder im zartesten Lebensalter nicht mehr oder minder regelmässig am ganzen Leibe gewaschen würden, wobei man durchweg zum kalten Wasser fortgeht. Später wird freilich das Bad, man kann wohl immer noch sagen, bei der weitaus grössten Zahl von Kindern eingestellt, und die Folgen davon treten da, wo nicht sehr viel Bewegung in frischer Luft eine Art Ersatz gewährt, auffallend genug zu Tage. Übrigens macht die wohlthuende Empfindung, welche nach dem Bad und bei heisser Temperatur auch schon im Bad die Schauer der Kälte ablöst, das Bad den Kindern selbst zum Bedürfniss und sie baden, wenn sie daran gewöhnt sind, gern. Indessen kommt auch, wenigstens was die Knaben betrifft, die Absicht in's Spiel, sich muthig und entschlossen zu zeigen oder es zu sein, und wir haben diese Absicht durchaus als einen moralischen Gewinn anzusehen. Auch schon kleinere Kinder nehmen sich zusammen, wenn man ihnen sagt, dass sie sich der Furchtsamkeit zu schämen haben. So lange aber diese Vorstellung noch nicht anwendbar ist, hat man das Bad einfach, ohne die Kinder zu überraschen — da es vielmehr besser ist, wenn man ihre Furcht zu gehöriger Spannung bringt, — vorzunehmen,

und dafür zu sorgen, dass die Reaction der Wärmeerzeugung nicht ausbleibt. — Über die Wichtigkeit der späteren Schwimmübungen, welche den Aufenthalt im Wasser motiviren, allerhand Vorstellungen in's Spiel setzen, und nicht ohne gymnastischen Werth sind, brauchen wir uns nicht besonders auszusprechen.

Hinsichtlich der Kleidung würde es ein grosser Fortschritt sein, wenn die Pflege die unmoralische Einwirkung, die sie durch die Art, wie sie dieses Bedürfniss befriedigt, ausübt, aufgeben könnte. Abgesehen von der diätetischen Unangemessenheit und Schädlichkeit einer Kleidung, welche das Gefühl der Freiheit bei den Kindern aufhebt und aufheben soll, werden sie zu einer widernatürlichen Aufmerksamkeit auf sich selbst genöthigt, zu einer kleinlichen, sich auch bald mit Neid und Schadenfreude versetzenden Eitelkeit erzogen und so der verderbte Geschmack unmittelbar zur Quelle moralisch hässlicher Eigenschaften gemacht. Dass hiermit nicht zuviel gesagt ist, wird jeder zugestehen, der Gelegenheit hatte, in einzelnen Fällen zu beobachten, welchen schnell verderbenden Einfluss das äffische Aufputzen von Kindern, die vor anderen ausgezeichnet werden sollen, auf sie ausübt. Der Grund des Übels liegt übrigens darin, dass die kleinlich-leidenschaftliche, eifersüchtige und intriguirende Eitelkeit der Erwachsenen, natürlich insbesondere der Frauen, die Kinder zu ihrer Befriedigung missbraucht.

Noch einen Punkt, der mit der Kleidung in einem gewissen Zusammenhang steht, möchten wir wenigstens berührt haben: die Ausbildung des Schamgefühls im engeren Sinne, wofür die Pflege gewiss den Grund legen muss. Häufig genug ist das Schamgefühl, welches herausgebildet wird, ein in seiner Ängstlichkeit cokettes, das zuletzt zu einer Decke wird, mit der sich die Frivolität drappirt. Nach unserer Ansicht kommt es darauf an, bei den Kindern möglichst frühzeitig die Vorstellung zu erzeugen, dass man sich der nackten Erscheinung, wenn sie motivirt ist, nicht zu schämen hat, dass es aber durchaus gegen die Schamhaftigkeit verstösst, einzelne Theile und Partieen des Körpers geflissentlich sehen zu las-

sen. Bei Kindern hat man die Theile und Organe, welche für die Entleerung dienen, als zu verbergende zu bezeichnen, falls ihr natürlicher Instinct sie nicht darauf führt, übrigens aber die Bekleidung dieser Theile beim Baden so lange als möglich zu vermeiden. Bei erwachsenden Mädchen darf man nicht davon absehen, in geeigneter Art das künstliche Hervorheben gewisser Körpertheile, die nicht nur als verfrüht, sondern auch als abnorm entwickelt vorstellig gemacht werden sollen, als durchaus schamwidrig zu bezeichnen.

Die Pflege der Idioten hat in den meisten der erwähnten Beziehungen eine sehr schwierige Aufgabe. Dass die Idioten mit wenigen Ausnahmen in hohem Grade essgierig sind, ist mehrfach erwähnt und hervorgehoben, dass die Erscheinungen dieser Essgier andere sind, wie bei verwöhnten nichtidiotischen Kindern. Durch den Anblick essbarer Dinge wird der noch nicht in Zucht genommene Idiot immer angezogen, abgesehen davon, ob er schon gegessen hat oder nicht, und er bemächtigt sich derselben je nach seinem Naturell, entweder dadurch, dass er rasch zufährt und, was er verschlingen kann, verschlingt, oder in einer mehr schleichenden Art, die theils mit der allgemeinen Langsamkeit, theils mit dem Raffinement des Versteckenwollens zusammenhängt. Manche Idioten bilden das Raffinement, mittelst dessen sie sich Esswaaren verschaffen, ausserordentlich aus, und unter diesen sind auch solche, die mit fabelhafter Raschheit den günstigen Augenblick benutzen, um eine ungeheure Menge von Nahrungsmitteln hinunterzuschlingen. Manche Idioten beschränken sich auf die essbaren, d. h. für normale Individuen essbare Gegenstände, manche verzehren ohne Unterschied Gras, Kräuter, rohe Gemüse, Erde und selbst ekelhafte Dinge, und dies sind keineswegs diejenigen, bei welchen die Essgier sich am stärksten entwickelt, selbst nicht diejenigen, bei denen der Geschmackssinn als stumpf vorausgesetzt werden könnte, so dass also das Essbedürfniss als ein qualitativ entartetes bezeichnet werden muss.

Es erfordert nun, wie leicht denkbar, ausserordentliche Geduld und Anstrengung, die gefrässigen Idioten zu einiger

Selbstbeherrschung und Mässigung und insbesondere auch dahin zu bringen, dass sie bei den gemeinsamen Mahlzeiten sich ordentlich verhalten; ohne Strafen kommt man hierbei nicht aus; sobald aber der Idiot überhaupt auf Vorstellungen eingeht, muss man auch zunächst durch die Vorstellung, dass er, wenn er enthaltsam ist, gewisse Dinge bekommt, die ihm sonst versagt werden, und später durch die Vorstellung, dass er nur dann ein ordentlicher Mensch ist, wenn er ordentlich isst, einzuwirken suchen. Hierbei darf man gerade bei Idioten nicht versäumen, gelegentlich die Vorstellung reizender Essgegenstände hervorzurufen und bei ihr zu verweilen, indem hierdurch die Gier den Gegenständen selbst gegenüber nicht etwa gesteigert, sondern im Voraus abgeschwächt wird. Man hat also von der Regel, bei dem theoretischen Unterrichte der Idioten an das, was sie wirklich interessirt, anzuknüpfen, um ihre Interessen allmälig zu erweitern und zu verbinden, bezüglich der Esswaaren, die einen so vorzugsweisen Gegenstand ihres Interesses abgeben, durchaus keine Ausnahme zu machen. — Dass die Pflege, indem sie die Essgier der Idioten allmälig eindämmt und der Selbstbeherrschung unterwirft, einen grossen moralischen Erfolg erzielt, der auf das ganze sonstige Verhalten eine günstige Rückwirkung ausüben muss, bedarf nach dem Gesagten keiner weiteren Auseinandersetzung, stellt aber klar die Nothwendigkeit heraus, dass die Pflege der Idioten in dieser wie in anderen Beziehungen durchaus der eingehenden pädagogischen Leitung bedarf. Insofern das Übel der Gefrässigkeit nicht bloss in dem Mangel an Selbstbeherrschung, sondern in körperlichen Zuständen begründet ist, versteht es sich von selbst, dass die moralische Einwirkung um so leichteres Spiel gewinnt, je mehr sich diese Zustände bessern. Auch ist gewiss, dass diese Besserung theilweise von specifisch-medicinischen und diätetischen Einwirkungen — welche letztere unbedingt nothwendig und je nach Bedürfniss zu steigern sind — ausgeht, sie bleibt aber eine halbe und wegen ihrer Halbheit wieder verschwindende, wenn es nicht gelingt, die Beweglichkeit des Idioten, seinen Thätigkeitstrieb und seine Bethätigungsfähig-

keit irgendwie zu entwickeln. Wir kommen sonach immer darauf zurück, dass die positive pädagogische Übung das entscheidende Besserungsmittel für den idiotischen Zustand ist. — Eine Milderung und Mässigung der Gefrässigkeit tritt bei rechter Behandlung immer ein; viele Idioten lernen sich durchaus beherrschen. Da aber immer neue hinzukommen, so wird der Besucher einer Idiotenanstalt immer Erscheinungen der Essgier mehr oder minder hässlicher Art begegnen, die von der vorgängigen Befriedigung der Kinder, wie gesagt, ganz unabhängig sind. Nur wer mit den Eigenschaften der Idiotie gar nicht vertraut ist, kann aus diesen Erscheinungen auf eine mangelhafte Kostgewährung schliessen, und dieser Schluss wird leider oft gemacht. Wenn in einer Anstalt in diesem Bezug eine allgemeine Verschlimmerung gegen früher eintritt, die Selbstbeherrschung, die man erzielt hatte, sich wieder verliert, die essgierigsten eine ganz abnorme Steigerung des Triebes darstellen und selbst die sonst nicht Gierigen es werden, so muss diese Verschlimmerung allerdings einen entscheidenden Grund haben, der ohne Vorurtheil und mit Umsicht zu ermitteln ist.

Vor dem kalten Bad haben die Idioten durchweg eine ausserordentliche Scheu, und zwar liegt das nicht bloss an der Weichlichkeit, Empfindlichkeit und Furchtsamkeit, die den meisten Idioten eignet, da auch solche, die nicht weichlich und furchtsam sind, sich lange und zum Theil energisch gegen das Bad sträuben. Was sie scheuen, ist der mit einem Schlag den ganzen Körper ergreifende Schauer, der sie gewaltsam aus dem Dämmerwesen, dem alle mehr oder weniger sich hingeben, aufrüttelt. Viele Idioten würden gewiss für das Bad leichter zu gewinnen sein, wenn man ihnen gestatten wollte, sich ganz allmälig in das Wasser einzutauchen, der Erfolg aber auch um so geringer sein. Dass die Reaction der Wärmeerzeugung bei den meisten Idioten von selbst nur langsam eintritt, macht besondere Vorkehrungen nöthig, um sie möglichst schnell zu erwärmen, und ihnen dadurch behagliche Empfindungen zu verschaffen, wobei es nur vortheilhaft ist, wenn man sie nach dem Bad auch irgend einen erwärmenden Trunk geniessen lässt. Die Erwartung des behaglichen Zustandes

nach dem Bade vermindert allmälig Scheu und Widerstand. Jedenfalls ist das Bad — wenn man auch zu Hülfsmitteln greifen muss, wie das letzterwähnte — eine Übung des Muthes, deren die meisten Idioten dringend bedürfen. Eine ähnliche Übung sind die Spaziergänge bei rauher Witterung, die man nicht unterlassen darf, obgleich man darauf bedacht sein muss, dass die Kinder gehörig bekleidet sind, und dass sie in eine lebhaftere und freiere Bewegung gebracht werden, also nicht in sich selbst hineingezaucht gehen oder schleichen, wie sie es bei rauhem Wetter lieben. Freilich ist das Letztere bei den meisten Idioten weit schwerer zu erreichen, wie bei gesunden Kindern, denen die Neigung zu einem ähnlichen Gehen nicht fehlt. Indessen sind die unbehülflichsten der Idioten von solchen Spaziergängen an sich auszuschliessen — da sie nur hemmen ohne selbst einen eigentlichen Vortheil zu haben — und wenn das „gesunde Element", wie wir es für Idiotenanstalten verlangen, genügend vertreten ist, also gesunde Kinder in ausreichender Zahl an den „Spaziergängen" Theil nehmen, so fällt es nicht schwer, diese über den Character der Einförmigkeit, den sie „schon" aus diätetischen Rücksichten nicht haben sollen, zu erheben. Wir kommen hierauf noch einmal zurück, und wollen hier nur noch bemerken, dass die Wanderungen wie bei gesunden so bei den idiotischen Kindern dazu benutzt werden müssen, sie „Hindernisse" überwinden zu lehren, dass sie also nicht immer auf ebenen Strassen und gebahnten Wegen statt zu finden haben, und dass, wenn für die idiotischen Kinder, wenigstens die meisten schon da unüberwindliche Hindernisse eintreten, wo die gesunden Kinder solche kaum finden, die Unterstützung jener den letzteren keine unerfreuliche Übung ist.

Was die natürliche Schamhaftigkeit anbetrifft, so ist sie bei den Idioten der milderen Grade, bei denen, welche überhaupt auf sich und ihre Umgebung reflectiren, allerdings vorhanden. Es hält also auch nicht schwer, sie in dieser Beziehung an den nöthigen Anstand zu gewöhnen. Abgesehen von der willenlosen Verunreinigung, die bei den tiefer stehenden Idioten durchweg und bei manchen höher stehenden als besondere

Krankhaftigkeit vorkommt, ahmen die Idioten wie die gesunden Kinder das Beispiel der Erwachsenen bezüglich des Aufsuchens der Aborte, des Zuschliessens, des Papierverbrauchs u. s. w. leicht nach. Die idiotischen Onanisten befriedigen sich wie die nichtidiotischen heimlich, wenn wir, wie billig, von den tiefer stehenden Idioten absehen, welche durch gewisse einförmige Bewegungen auf jeden Fall nur ein sehr oberflächliches und unbestimmtes Wollustgefühl hervorbringen. Dass nach unserer Ansicht das Übel bei den Idioten mit ihrem Zustande zusammenhängt oder aus ihm sich entwickelt, und die Fälle, in denen die frühzeitige Onanie als irgendwie beigebrachte, also nicht entwickelte, ein wesentlicher Factor der Verblödung ist, sehr selten sind, haben wir mehrfach ausgesprochen. Dennoch versteht es sich von selbst, dass es, sobald man die Onanie bei einem Idioten entdeckt hat, die erste und unerlässlichste Aufgabe ist, die Ausübung derselben zu hindern. Am Tage muss dies durch stete Beschäftigung, des Nachts, sofern sich die durch Beschäftigung und Bad hervorgebrachte Ermüdung — sowie Strafe und Strafdrohungen, von denen man nicht absehen darf, weil sie zuweilen wenigstens ein Ankämpfen gegen den Trieb hervorbringen, das von moralischer Bedeutung ist, so schnell es vorübergeht, und so wenig das Motiv der Furcht ein eigentlich moralisches genannt werden mag — nicht als wirksam erweist, durch künstliche Hülfsmittel zu geschehen. Dabei ist von vornherein auf das instinctive Raffinement, welches die noch mögliche Art der Befriedigung findet, zu rechnen, und daher sogleich solche Mittel anzuwenden, welche das Legen auf den Bauch unmöglich machen und sowohl die Beine und die Arme der Art auseinander halten, dass eine Berührung der Geschlechtstheile nicht stattfinden kann. Ob auch specifisch medicinische Mittel zur Herabstimmung des Geschlechtstriebes auzuwenden seien, ist eine Frage, die wir unbedingt oder auch nur für die meisten Fälle zu bejahen sehr bedenklich finden, weil die „Herabstimmung“ stets einen weiteren Kreis hat, als die Geschlechtssphäre. Aber auch die consequente Anwendung mechanischer Verhinderungsmittel ist dadurch bedenklich, dass

sie die Wohlthat des Schlafes beeinträchtigt. Man muss also immer wieder, nachdem sie einige Zeit angewandt sind, den Versuch machen, ob nicht jetzt die Ermüdung des Tages genügt, um den Trieb zu beschwichtigen oder der allgemeine Zustand sich schon in so weit gebessert hat, dass die damit zusammenhängende Triebentartung zurückgetreten ist. In gewisser Beziehung lässt sich sagen, dass das Resultat der Heilung bei den Idioten geringere Schwierigkeiten hat, wie bei den nichtidiotischen Kindern, insofern nämlich bei den ersteren wollüstige Phantasien kaum, bei den letzteren meistens in's Spiel kommen, und die einmal verwöhnte Phantasie den Trieb immer anfacht. Die Hauptaufgabe, die sich die Erziehung in Bezug auf das betreffende Übel zu stellen, ist nicht die, es zu bekämpfen, wo es schon hervorgetreten, sondern seiner Entwicklung durch gesunde Bethätigung vorzubeugen.

Zehnter Vortrag.

1.

Die Sinnenübung soll eine motivirte und allseitige sein. — Spiele, Beschäftigungen, Arbeiten und Wanderungen sind Mittel der Sinnenübung. — Die beschränkte Fähigkeit der Idioten an derselben Theil zu nehmen. — Die Nothwendigkeit der passiven Bewegungen. — Seguin's Durchknetungen. — Anwendung der duplicirten Bewegungen. — Die besondere Übung abnorm schwacher Glieder. — Die Bewegungsfähigkeit bei den verschiedenen Formen der Idiotie. — Theilnahme der Idioten an den allgemeinen Spielen und Einfluss derselben. — Versuche, die gemacht sind, die Sinne und den Geist der Idioten durch besonders frappante Erscheinungen zu erregen. Absehen von denselben. — Die besonderen Sinnenübungen bei denjenigen Idioten, welche an den Spielen und Beschäftigungen gar nicht oder sehr beschränkt und ohne Erfolg Theil nehmen. — Grundsätze. — Die beschränkte Theilnahme der Idioten an den gymnastischen Spielen; besondere gymnastische Übungen. Hinblick auf die Gesundengymnastik. — Die Ausbildung besonderer Vermögen in besonderen Disciplinen. — Das Sehenlernen durch den Tastsinn. — Die Blinden. — Das Tastorgan des Menschen ist gleichzeitig der organische Ausdruck einer bestimmten Seite der menschlichen Productivität. — Die Erziehung, welche die Hand nicht ausdrücklich bildet, geht von der menschlichen Organisation in der That nicht aus, und es ist eine Lüge, wenn sie erklärt, die gegebenen Anlagen des Menschen zu entwickeln. — Allmälige Abscheidung von Spiel und Beschäftigung, von Beschäftigung und Arbeit. — Übersicht der Beschäftigungen und Formenarbeiten.

Nach unserer Ansicht soll die Übung der Sinne und der Beweglichkeit eine überall motivirte und möglichst allsei-

tige sein. Als motivirte ist sie an sich Übung des Vorstellungsvermögens, der Phantasie und der Combinationsfähigkeit, und erhält den Hintergrund des unmittelbaren, spannenden Interesses, dessen sie bedarf. Als allseitige entwickelt sie das Zusammenwirken und Zusammengreifen der Sinne und der Bewegungsorgane, welches als solches und zunächst entwickelt werden kann und muss — ein Satz, auf den wir theils gegenüber schon berührten Auffassungen, nach welchen von der isolirten Übung der Organe ausgegangen werden soll, theils zu seiner positiven Veranschaulichung zurückkommen werden.

Die Mittel für die Sinnen- und Bewegungsübungen in der ausgesprochenen Bedeutung sind zunächst Spiele, Beschäftigungen, Arbeiten und Wanderungen. Als unentbehrliche theoretische Bildungsmittel, denen das Moment der Sinnenübung theilweise bleibt, wie dem späteren Unterrichte, für die früheren Kindheitsstufen haben wir das Märchenerzählen und das Bildbetrachten angeführt; für die späteren sind es die verschiedenartigen Unterrichtszweige, wobei zu bemerken ist, dass wohl das Märchenerzählen „seine Zeit" hat, dass aber das Bildbetrachten auf keiner Stufe der Volksschule aufzugeben ist. Die moralisch bildende Seite der angegebenen theoretischen und praktischen Bildungsmittel haben wir bisjetzt nur theilweise hervorgehoben, sodass eine gelegentliche Ergänzung nothwendig ist. Was das Spiel insbesondere betrifft, so lässt sich der moralisch bildende Einfluss desselben am einfachsten so ausdrücken, dass es einen freudigen und innigen Gemeinschaftssinn entwickelt.

Ehe wir nun auf die Spiele, Beschäftigungen, Arbeiten und Wanderungen etwas näher eingehen, um auseinanderzusetzen, wie sie die Sinne und die Bewegungsorgane üben und zusammenbilden, halten wir es für angezeigt, den Einwurf derer zu berücksichtigen, welche zwar jene Bildungsmittel als für gesunde Kinder geeignet, anzuerkennen erklären, aber es nicht für möglich halten, durch dieselben auf die Idioten einzuwirken, indem bei diesen theils das Bewegungsvermögen, theils das sinnliche und jedenfalls das Vorstellungsvermögen

ein gebrochenes sei. Wir beginnen aber mit „Zugeständnissen“, die wir diesem Einwurfe gegenüber in der That zu machen haben, um unsere bisherige Darstellung zu vervollständigen. Das erste dieser Zugeständnisse ist, dass die passiven Bewegungen und Thätigkeiten — Bewegungen und Thätigkeiten, die an ihnen hervorgebracht werden und die sie nicht spontan hervorbringen — bei den Idioten allerdings von Anfang an und bis zuletzt eine wichtige Rolle spielen; das zweite, dass bei den Idioten vielfach einzelne Organe isolirt geübt werden müssen, weil es nicht anders möglich ist, und dass hier also die Nothwendigkeit der anfänglichen Isolirung der Übungen, die manche als eine allgemeine pädagogische geltend machen möchten, in der That als Folge des idiotischen Zustandes, wenn auch nur bis zu einer gewissen Grenze besteht.

Dass im zartesten Kindesalter, so lange sich das Kind noch nicht selbständig von der Stelle bewegen kann, seine spontanen Bewegungen in diätetischer Hinsicht nicht ausreichen, dass es also in mannichfacher Art in Bewegung gesetzt werden muss, haben wir ausdrücklich hervorgehoben. Was bei gesunden Kindern nur für das zarteste Kindheitsalter, gilt bei vielen krankhaften auch für die späteren Kindheitsstufen, und unter den Idioten sind nicht wenige, deren Bewegungslust und Bewegungsfähigkeit so äusserst gering sind, dass man ihnen durch passive Bewegungen — indem man den ganzen Körper hebt und aufsetzt, schüttelt und schwingt, streckt und beugt, und dasselbe auch an einzelnen Gliedern thut, zu Hülfe kommen muss. Dass man hierzu einige Apparate hat, ist wünschenswerth und die von der Heilgymnastik geschaffenen theilweise zu benutzen. Was die Frictionen und Durchknetungen des ganzen Körpers betrifft, auf welche Seguin grossen Werth legt, und welche er allgemein, d. h. bei allen Idioten angewendet haben will, so sind wir gegen die allgemeine Anwendung eines Mittels, das etwas von einem Parforce-Verfahren behält, auch wenn die Manipulation keine geradezu unangenehmen Empfindungen hervorbringt und angenehme hinterlässt, weil überall nur das Nothwendige geschehen soll, aber selbst das

Hervorbringen passiver Bewegungen da unnöthig ist, wo spontane oder active hervorgerufen werden können. In einzelnen Fällen haben wir die Friction und Durchknetung mit Erfolg angewandt.

Die duplicirten Bewegungen der Heilgymnastik, der Wechsel eines abgemessenen Agirens und Nachgebens, leisten gewiss da gute Dienste, wo die Innervation eine unsichere, die Bewegung eine nicht energielose, aber hastige und zitternde ist; indessen halten wir ihre Anwendbarkeit für eine beschränkte, weil einestheils viele Idioten gerade zu solchen Bewegungen kaum zu bringen sind, und weil andrerseits diejenigen, welche man zu einigermaassen sichern activen Bewegungen bringen kann, eben zu solchen gebracht werden müssen, ohne dass man bei den duplicirten Bewegungen zu lange verweilt. Die duplicirten Bewegungen sogar in der Gesundengymnastik — wo sie übrigens von selbst ihre momentane Darstellung bei manchen Spielübungen finden — ausdrücklich einführen zu wollen, ist nach unserer Ansicht, wie überhaupt das Streben, die Gesunden- und Krankengymnastik anzunähern, indem man die letztere zur Basis für die Reformation der ersteren zu machen denkt, eine moderne Verirrung, der sich diejenigen, welche eine gesunde, naturgemässe Gesundengymnastik wollen, auf das entschiedenste entgegensetzen müssen. Wir haben uns übrigens über diesen Gegenstand schon öfter ausgesprochen, so dass wir auf eine nochmalige Erörterung desselben nicht einzugehen brauchen.

Dass besonders schwache und ungelenke Glieder, d. h. solche, die dies in einer abnormen Art sind, besondere Übungen verlangen, versteht sich von selbst. Der Arm, der sich weder energisch, noch vollkommen strecken und beugen kann, die Hand, welche nicht zuzugreifen vermag, das Bein, welches sich mit Mühe hebt und keiner raschen, sichern Streckung fähig ist, müssen für sich in den Thätigkeiten, zu denen sie nur unvollkommen befähigt sind, geübt werden. Indessen darf man erstens diese Sonderübungen eben wegen der Schwäche der Organe nicht übertreiben, zweitens muss man

ihnen, um sie weniger ermüdend zu machen, so viel wie möglich die Spielform geben, drittens ist das Eingreifen der unvollkommen ausgebildeten Glieder in allgemeinere Bewegungen für ihre Ausbildung nicht minder wichtig und ergiebig, wie die besonderen Übungen, deren hauptsächlicher Werth darin besteht, dass sie einestheils den unentwickelten Gliedern ein gewisses Maass von Mehranstrengung sichern, durch welches eine beschleunigte Ernährung — auf die es aber nicht immer vorzugsweise ankommt — in der Regel bedingt wird, und dass sie anderntheils herausstellen, ob und in wie weit die Bewegungsfähigkeit sich gebessert hat. Übrigens kommen im Umkreise der Idiotie die Fälle, in denen einzelne Bewegungsorgane gehemmt, gelähmt oder besonders schwach erscheinen, nur ausnahmsweise vor, während die allgemeine Bewegungsunfähigkeit, die durchgehende Schwäche der Muskulatur oder der Innervation häufiger ist. Bei den Stumpfsinnigen stellt sich die Bewegungsunfähigkeit als gänzlicher Mangel des Bewegungstriebes dar, bei den narrenhaften und melancholischen als allgemeine Schwäche der Muskulatur oder der Innervation, bei den beschränkten findet sich häufig jene krankhafte und unruhige Beweglichkeit ohne Schwäche, welche nach unserer Erfahrung überwunden werden kann. Gestalten mit einem unvortheilhaften Knochenbau und steifen Gelenken findet man unter den narrenhaften wie insbesondere unter den beschränkt-narrenhaften Idioten.

In allen diesen Fällen wirkt zunächst die Verbesserung des Gesammtzustandes günstig, und die Patienten müssen je nach ihrem Vermögen zu den Wanderungen, Beschäftigungen und Spielen herangezogen werden. Indessen ist es angezeigt, zur Vorübung der Idioten und damit sie um so leichter an den allgemeinen Spielen Theil nehmen können, für sie besondere Spiele zu gestalten oder gewisse, der ersten Stufe des Kindheitsalters angehörige Spiele noch fort zu üben. Aus dieser Bemerkung ergibt sich von selbst, dass wir für die Darstellung der allgemeinen Spiele gesundes Element in Anspruch nehmen. Ist dieses in genügender Stärke vertreten, und findet überall die gehörige Unterstützung statt, so fügen

sich auch die schwerfälligen Idioten der allgemeinen Bewegung so willig und mit solcher Anstrengung ein, dass kaum Störungen hervortreten und das Spiel seine relativ vollkommene Darstellung findet. Natürlich gilt dies nur da, wo nicht eine stetige Spannung Aller und ein geistesgegenwärtiges Eingreifen der Einzelnen verlangt wird, wie bei vielen der gymnastischen Spiele, sondern die wiederkehrende Bewegung vorherrscht, also insbesondere von den rhytmischen Spielen mit Gesang, die in mimische Spiele auslaufen. Der Werth aber, den die Theilnahme an solchen Spielen für die Idioten hat, ist ein ausserordentlicher, obgleich sich ihnen der Sinn der Gesänge und der mimischen Acte derselben theilweise nur halb, und manchen überhaupt nicht erschliesst. Sie fühlen sich über ihr gewöhnliches Dasein hinaus in eine höhere Sphäre gehoben, die Empfindung der freien und schwungvollen Bewegung, zu der sie selbständig nicht gelangen können, macht sie glücklich, und die vereinzelten Vorstellungen, die in dieser Stimmung angeregt werden, sind von besonderer Lebhaftigkeit, so dass sie verhältnissmässig rasch die verschiedenen Spiele, auch wenn die Zahl derselben eine umfassende ist, derartig kennen lernen, dass sie, wenn ihr Name genannt oder die betreffende Melodie angeschlagen wird, wissen, was gespielt werden soll. Dies ist die Regel, von der unsere Erfahrung insofern keine Ausnahme ausweist, als wir keinen zum Spiel überhaupt fähigen Idioten gehabt haben, der nicht im Allgemeinen gerne gespielt hätte. Indessen kam es wohl vor, dass sich melancholische Idioten und Idiotinnen auch anderer Form zurückgesetzt und beleidigt fanden, und sich daher vom Spiel ausschliessen wollten, dass ferner manche Idioten besonders der beschränkt-narrenhaften Form, wenn ihnen die Laune fehlte, oder die Aufgabe zu anstrengend schien, sich gegen gewisse Bewegungen, die sie ausführen sollten, opponirten. Bei uns thaten dies — von den Mädchen abgesehen — häufig der melancholische Idiot, der sich durch die Empfindsamkeit im Verhältniss zu andern und durch Furchtsamkeit auszeichnete (T. I. F. 5.), und der durch Schlauheit und Hartnäckigkeit ausgezeichnete Knabe T. I. F. 6.

Vielleicht werden manche nicht ungeneigt sein zu fordern, dass Idioten durchaus nur solche Spiele spielen sollten, die sie durchaus verstehen. Wie weit aber das Verständniss der Idioten reicht, ist schwer zu ermitteln und man würde auch bei gesunden Kindern auf grosse Schwierigkeiten stossen, wenn man sich überzeugen wollte, wie weit ihnen der innere Zusammenhang oder der tiefere Sinn des Spiels sich erschlossen hat, da ihnen hierfür der Ausdruck fehlt. Bei den Idioten ist jedenfalls die allgemeine erhebende, erfrischende und anregende Einwirkung die Hauptsache, sowie die ungewöhnlichen und mannichfachen Bewegungen, in die sie hineingezogen werden. Sollte man aber fürchten, dass etwa bei den narrenhaften Idioten die Erregung eine zu starke sei und ihre Narrenhaftigkeit steigern könne, so genügt der Hinweis auf das Correctiv der Beschäftigungen, Wanderungen und Arbeiten wie des Unterrichts, die den ganzen Tag ausfüllen, um eine solche Besorgniss abzuweisen.

Wir halten die Spiele hiernach für ein unersetzbares Mittel, um die Idioten gemüthlich zu heben und zu beleben und um ihre Beweglichkeit — von der wir ausgegangen sind, möglichst allseitig zu üben. Die Beschäftigungen und ein grosser Theil der Arbeiten sind zu einer solchen allseitigen Übung nicht bestimmt, indem sie einseitig die Hand und das Auge in Anspruch nehmen. Ist jene oder dieses mit einer besondern Schwäche behaftet, ist z. B. das Auge schielend oder fängt die Hand an zu zittern, wenn sie ihre Bewegungskraft auf einen Punkt concentriren soll, so liegt hierin zwar ein Hemmniss für den Fortschritt in den Beschäftigungen, aber diese geben auch — und zwar für den besonderen Fall insbesondere diese oder jene Beschäftigung ein specifisches Heilmittel ab. Die Arbeiten sind mit den Wanderungen, sofern diese zu mannichfachen Bewegungen veranlassen sollen, eine durchgreifende Ergänzung der Spiele.

Das zweite Zugeständniss, dass wir zu machen hatten, aber hinsichtlich der Bewegungsorgane bereits gemacht haben, war dies, dass bei Idioten einzelne Organe für sich geübt werden müssen, weil es nicht anders möglich ist.

Wir haben jetzt nur noch die Sinnesorgane zu berücksichtigen und davon auszugehen, dass sich bei manchen Idioten die Sinne überhaupt oder manche Sinne sehr schwer erregbar zeigen. Wir haben hierfür in den früheren Vorträgen ein besonders auffallendes Beispiel angeführt; der äusserste Grad von Unempfindlichkeit aber, den das betreffende Individuum im Allgemeinen darstellte, schloss dennoch eine besondere Empfindlichkeit für die Musik, deren Wirkung sich langsam aber sicher geltend machte, und eine grosse innere Aufregung hervorbrachte, nicht aus. Zwischen diesen und den anderen Individuen, denen man gleichfalls Schwererregbarkeit der Sinne zuschreiben konnte, war ein weiter Abstand und die letzteren gehörten durchweg der stumpfsinnigen Form an. — Für die Musik haben die Idioten durchgängig Sinn; es ist diejenige Kunst, welche unmittelbar eine angenehme Nervenerregung hervorbringt. Die Fähigkeit zum Reproduciren, zum Angeben von Tönen, zum Singen ist freilich eine sehr verschiedene, aber bei manchen Idioten eine sehr ausgeprägte. Der melancholische Idiot, dessen wir öfter erwähnten (T. I. F. 5.), sang häufig, besonders auf Wanderungen, für sich selbst Lieder, rein und mit wohlklingender Stimme. Der narrenhafte Idiot, dessen mühsam zu bezwingendes hastiges und fahriges Wesen wir erwähnt haben (T. I. F. 4.), wurde nicht nur dazu gebracht, alle Spiellieder zu singen, was er eigentlich von selbst lernte, sondern auch andere Lieder und selbst ganze Compositionen vorzutragen, wobei die unvollkommene Aussprache allerdings störend und der Vortrag, obgleich durchaus richtig, etwas hart blieb.

Einen Fall der völligen Interesselosigkeit für die Umgebung und ihre Erscheinungen, den Anblick von Esswaaren ausgenommen, hatten wir nur noch einen. Der beschränkte und sprachlose Idiot aber, den wir öfter erwähnten (T. III. F. 6.), versinkt in's Brüten, wenn sein Interesse und seine Aufmerksamkeit nicht ausdrücklich erregt wird. — Sonst konnte nur von einem im Allgemeinen spannungslosen und trägen Verhalten, bei dem die meisten Erscheinungen der Umgebungen unbemerkt vorübergingen, die Rede sein. Bei

vielen Idioten ist der Umkreis des Interesses und daher der Auffassungsfähigkeit auf das Haus, die Häuslichkeit, die Familie beschränkt. Die Natur, die Bewegung der Menschen, ihre Arbeiten, Feste lassen sie gleichgültig; zu diesen gehörte die häufiger erwähnte altkluge Idiotin (T. II. F. 1.), bis zu einem gewissen Grade auch die Zwergin (T. III. F. 2.), die indessen an sich ein weitergehendes Interesse und eine weiterreichende Auffassungsfähigkeit besass, die sich nur wegen ihrer natürlichen Trägheit unvollkommen entwickeln.

Man hat nun in Kretinenanstalten, um die Unempfindlichsten aus ihrer Lethargie zu wecken, verschiedenartige Mittel in Anwendung gebracht, wie beispielsweise das Erscheinen von leuchtenden, mit Phosphorhölzchen gezogenen Figuren an der dunkeln Wand, das plötzliche Ertönen einer besonderen Art von Becken mit durchdringendem Ton etc. Seguin will dadurch weckend wirken, dass er die Sonnenstrahlen durch einen beschränkten Raum in das dunkle Zimmer dringen lässt. — Wir haben zu solchen Mitteln nicht gegriffen, weil wir erstens an sich Gelegenheiten genug hatten, um durch frappante Erscheinungen, durch eine farbige Beleuchtung, durch Trommelschlag etc. zu überraschen, und weil wir zweitens „isolirten Eindrücken“ nicht die Wirksamkeit zuschreiben, das Seelenleben zu wecken. Die erste Aufgabe scheint uns durchaus zu sein, die Trägheit der Bewegung zu überwinden, und in demselben Maasse, in welchem dies gelingt, steigert sich von selbst auch die Erregbarkeit der Sinne. Um sodann diese noch geringe Erregbarkeit bei Idioten, die weder an Spielen, noch Beschäftigungen Theil nehmen können, zu unterhalten, zu benutzen und auszubilden, hat man sich allerdings speciell mit ihnen zu beschäftigen und ihre Sinne in der Art zu üben, dass man verschiedene aber nicht zu mannichfaltige Eindrücke auf dieselben hervorbringt und dabei eine Thätigkeit derselben in Anspruch nimmt, was immer schon in das Spiel oder die Beschäftigung übergeht. So muss man sie z. B. üben, Gegenstände verschiedener Form und ziemlicher Grösse, Würfel und Säulen, Kegel, Stäbe, Scheiben mit einem Griff zu erfas-

sen, ihnen verschiedene Stellungen zu geben, sie zu drehen etc., man muss sie Gegenstände mit glatten und rauhen Oberflächen an einander und an den Händen und Wangen reiben lassen, man lässt bei geschlossenen Augen einen Gegenstand aus anderen hervorsuchen, man hat ihr Auge durch Farbenspiele zu beschäftigen, indem man ihnen z. B. abwechselnd die verschiedenartigen Seiten von Scheiben zukehrt, sie nach Fähnchen verschiedener Farben langen oder wettlaufen lässt, später verschiedenfarbige Täfelchen in gleichfarbige Häufchen auseinanderlegen lässt und zu den Legeübungen einen Übergang macht; man übt das Beurtheilen von Entfernungen, indem man beispielsweise mit Stäben von verschiedener Länge nach einem Gegenstande langen lässt, bis der rechte gefunden; man hat ferner das Gehör zu üben, indem man Gegenstände hinter dem Rücken der Kinder niederfallen lässt oder damit ein Geräusch macht und sie veranlasst, dieselben zu suchen, welche Übungen besonders im Halbdunkel vorzunehmen sind; indem man ferner bei bestimmten Tönen, welche auf einem Instrumente angegeben werden, bestimmte Bewegungen machen lässt. Ausserdem aber versteht es sich von selbst, dass man, indem man sich stets mit dem Idioten beschäftigt, jede Gelegenheit, beim gemeinsamen Speisen, bei den Spaziergängen etc. benutzt, um ihn auf die Eigenschaften von Dingen, auf die Bläue des Himmels, das Grün der Bäume, die Schwere und den Glanz, sowie den Klang des Metalls, den Glanz des Glases etc. aufmerksam zu machen oder sie zu veranschaulichen und diese beständige übende Unterhaltung ist von nicht geringerem, ja von grösseren Belange wie die angeführten ausdrücklichen Übungen. Diese Übungen, die sich ausserordentlich vermannichfaltigen lassen, bei denen man aber den einfachen Zweck, die Aufmerksamkeit und mit ihr die sinnliche Auffassungsfähigkeit in's Spiel zu setzen, streng im Auge behalten muss, sind, wie wir wiederholen müssen, insoweit nothwendig, „als die betreffenden Idiotenkinder“ an den Spielen und Beschäftigungen keinen oder nur einen ganz untergeordneten Antheil nehmen können, und es sind mit ihnen, wo es möglich und nothwendig, wo also

ein Ansatz zum Sprechen vorhanden ist, „Sprachübungen“ zu verbinden, und von vornherein diejenigen Übungen, die ohne Sprachfähigkeit möglich sind und deren Umkreis, wie wir an den beiden beschränkten Vollidioten der Levana, die keine Spur von Sprache hatten (T. III. F. 4. und T. III. F. 6.), gesehen haben, ein ziemlich grosser ist, und diejenigen, die mit den Sprechenlernen verbunden und vorzugsweise die gelegentlichen sind, zu unterscheiden. Dabei muss man sich jedoch hüten, die Genauigkeit der Bezeichnung durchaus erzwingen zu wollen. Auch manchen Idioten milderen Graden wird es beispielsweise schwer, die Farben mit dem rechten Namen consequent zu bezeichnen, und man hat zwar jede Unrichtigkeit zu berichtigen, muss sich aber im Allgemeinen darauf verlassen, dass die Zeit die völlige Sicherheit bringt. Ein Hauptgrundsatz bei allen Übungen dieser Art ist, dass man sie mit einer Thätigkeit zu verknüpfen sucht und zu einer Art von Spiel macht; ein zweiter, dass man bei den regelmässig wiederkehrenden Übungen zwar die ganze Aufmerksamkeit des Idioten in Anspruch nimmt, aber die hervortretende Ermüdung bemerkt und zur rechten Zeit wechselt; ein dritter, dass man mit den regelmässigen Übungen die Sache nicht wesentlich abgethan glaubt, sondern jeden Moment benutzt, wo sich eine Übung vornehmen lässt. Die Nothwendigkeit, also auch die Grenze besonderer Sinnenübungen ist die Unfähigkeit, an den Beschäftigungen und am Unterrichte, welcher gleichfalls Sinnenübungen enthält, mit Erfolg Theil zu nehmen.

Was die Theilnahme der Idioten insbesondere an den gymnastischen Spielen anbetrifft, welche mit der Übung der sich momentan und zweckgemäss bestimmenden Bewegung die des Auges und theilweise des Ohres (wie selbstverständlich die der Schwereempfindung, der Kraftabmessung, der Beurtheilung des Widerstandes etc.) verbinden, so können allerdings die meisten Idioten nur in beschränktem Maasse, Viele fast gar nicht, und nur Wenige in einem weiteren Umfange zugezogen werden. Daraus folgt die Nothwendigkeit, für diejenigen Idioten, welche sich überhaupt einiger Freiheit der Bewegung erfreuen, aber an den gymnastischen Spielen des Kindergartens

durchweg Theil zu nehmen, nicht vermögen, weil sie zu der nöthigen Aufmerksamkeit und zum Verständnisse dessen, worauf es ankommt, nicht gebracht werden können, besondere gymnastische Spiele zu gestalten: einfache Roll-, Fang- und Wurfspiele, Wettläufe und Wettsteigen an kleinen Treppen, „Freiübungen“, wie Armstossen nach vorn, nach der Seite und nach unten, Zusammenschlagen der Hände, Einstemmen der Arme, verschiedene Schiebübungen, Gehübungen, Hüpfübungen, Niederbeugen auf Commando, welche letzteren Übungen für Idioten etwas Unnatürliches nicht haben, während wir sie von der Gesundengymnastik — zunächst bis zum vierzehnten Jahre — insofern sie abstracte und unmotivirte bleiben, allerdings ausschliessen müssen.

Aus dem Bisherigen geht hervor, dass wir die isolirten Übungen der Organe auch bei den Idioten, deren abnormer Zustand sie theilweise beansprucht, möglichst beschränkt wissen wollen. Hieraus folgt, dass wir sie bei Gesunden für durchaus unnatürlich und zweckwidrig halten. Wir verstehen aber unter der isolirten Übung besonderer Organe, wenn man dieselben zu Bewegungen und Thätigkeiten veranlasst, denen man kein anderes Motiv gibt, als den abstracten Übungszweck, während man anderweitige Bewegungen oder Thätigkeiten, statt solche zweckgemäss mit ihnen zu combiniren, ausdrücklich ausschliesst. — Dieses Verfahren halten wir für die ganze „Kindheit“, d. h. so lange der Organismus seine erste natürliche Ausgliederung nicht erreicht hat, für einen Widerspruch gegen das kindliche Entwicklungsbedürfniss und für einen willkürlichen Eingriff in den natürlichen Fortschritt der Entwicklung, daher für entschieden schädlich. Wir haben unsere Ansicht, die zu bestimmten Systemen, der von den Heilgymnastikern geschaffenen Gesundengymnastiken, aber auch zu dem Spiess'schen Systeme, das wir nur theilweise annehmbar finden — in entschiedenen Widerspruch tritt, schon an verschiedenen Stellen ausgesprochen und von diesem oder jenem Gesichtspunkte aus begründet, können uns daher jetzt begnügen, zu der Formulirung, die wir eben gegeben, hinzuzufügen, dass was dem Begriff der ästhetischen Erziehung widerspricht, auf keinen

Fall das „physiologisch und psychologisch“ Naturgemässe ist, dass es aber sicher eine ästhetische Erziehung nicht genannt werden kann, wenn man die Thätigkeiten des Kindes in unmotivirte und abstracte, also unästhetische Acte auseinandersetzt, um etwa später durch die „Combination“ zu dem harmonischen Zusammenwirken der Organe, welches bei dem gesunden Kinde bis zu einer gewissen Grenze stets ein gegebenes ist, zurückzugelangen.

Indessen haben wir noch einige Bemerkungen zu machen, um möglichen Missverständnissen, obgleich sich dieselben eigentlich von selbst ausschliessen, zu begegnen. Zunächst versteht es sich von selbst, dass wir Übungen, bei denen vorzugsweise das eine oder das andere Organ, der eine oder der andere Sinn in Anspruch genommen und geübt werden, nicht ausschliessen. Die „Formenarbeiten“ zur mannichfachsten Übung und Ausbildung der dem Auge gehorchenden Hand und die Gesangübungen finden, wenn überhaupt der Unterricht begonnen, auch abgesehen von den Spielen, statt, und wenn in beiden Fällen die Productivität sich unmittelbar mit dem Auffassen verbindet, wie es auch beim Zeichnen der Fall ist, so liegt das eben — in der Natur. Freilich ist dabei zu bemerken, dass sich diese Übungen keineswegs einfach als Übungen der betreffenden Organe bezeichnen lassen. Beim Gesange muss das Lied als solches mit seiner Stimmung und seinem Gedankeninhalte in der Seele des Kindes lebendig werden. Bei dem Zeichnen muss allerdings zunächst das Genausehen, eine Art Abstraction von der Vorstellung des Gegenstandes, sodann aber die Reflexion auf die Bedingtheit der perspectivischen Verschiebungen und Verkürzungen wie der Schatten in Anspruch genommen werden, wobei bemerkt sein mag, dass bei der Schwierigkeit des richtigen Zeichnens und da das Abzeichnen von Vorzeichnungen auszuschliessen ist, die Zeichnenübungen für sich dem kindlichen Darstellungstriebe keineswegs genügen können, und von einem ästhetisch bildenden Einflusse derselben nicht so breit wie es hier und da geschieht, gesprochen werden sollte. — Eine theoretische Ergänzung des Zeichnens ist das Bildbetrachten, bei dem es

vor Allem zu sehen gilt, das aber zugleich die mannichfachsten Vorstellungen und Combinationen entwickeln soll. Als eine einseitige Verstandesübung lässt sich wohl der mathematische Unterricht bezeichnen. Aber einestheils soll derselbe in der Volksschule, die wir hier im Auge haben, als solcher die Übung des praktischen, sinnlichen Auffassens der körperlichen Verhältnisse und der plastischen Phantasie — allerdings in einseitiger Bestimmtheit — sein, anderntheils erklären wir uns durchaus nicht gegen Disciplinen, welche bestimmte geistige Vermögen vorzugsweise in Anspruch nehmen und üben. Wir verlangen nur, das erstens das Eintreten solcher Disciplinen oder ihre Absonderung von anderen nicht verfrüht wird, was nach unserer Ansicht in der Regel geschieht, dass zweitens die verschiedenen Disciplinen sich angemessen ergänzen, und dass drittens das Spiel durch die ganze Volksschule hindurch das Mittel bleibt, das freudige und harmonische Zusammenwirken aller Kräfte zur Darstellung zu bringen.

Ein ganz absonderliches Missverständniss würde es sein, wenn man meinte, dass wir die Sinne, weil sie theilweise zusammen zu üben sind, in einer gewissen Abhängigkeit von einander erhalten wollten. Es versteht sich ganz von selbst, dass das Auge, welches ohne den Tastsinn nicht zurecht kommen kann, ein ungeübtes ist, weil es eben die Empfindungen des Tastsinnes nicht in sich aufgenommen und zu seinem Eigenthum gemacht hat. Das Kind lernt Formen sehen, indem es allmälig der Correspondenz inne wird, in welcher die bestimmten Wahrnehmungen des Tastsinnes mit den Eindrücken stehen, welche das Auge erhält und so bei bestimmten Eindrücken, welche Gegenstände auf das Auge machen, eine Form, von deren wirklichem Vorhandensein es sich wieder durch den Tastsinn überzeugen kann, voraussetzen lernt. Es lernt allmälig Entfernungen abschätzen, indem es nach Gegenständen langt oder sich ihnen annähert. Das Sehenlernen überhaupt und das Formensehenlernen insbesondere ist also ohne die Übungen des Tastsinnes, an denen das Auge immer Theil nimmt, unmöglich, obgleich sich dem Auge aller-

dings eine Erscheinung der Form, die der Umrisse oder die Figur durch die luftige Umgebung, den leeren oder gleichmässigen Hintergrund unmittelbar vergegenwärtigt, wobei jedoch der Gegenstand eine besonders günstige Stellung haben muss, wenn er, ohne dass die ganze Form, insoweit sie dem Sehenden zugekehrt ist, gesehen würde, ein Bild von genügender Bestimmtheit abgeben soll. Wir folgern hieraus, dass die bestimmten Formeindrücke oder Formvorstellungen, welche durch den Tastsinn vermittelt werden, immer auch für das Auge und durch das Auge vermittelt werden, und zwar in der Weise, dass die durchgebildete Formvorstellung das im Auge entstandene und entstehende Bild zu einem Objecte hat, dessen verschwundener und dennoch unverlorener, fortgesetzt ein Moment für die Lebendigkeit der Vorstellung abgebender Hintergrund die correspondirenden Perceptionen des Tastsinnes sind. Wir sehen an einem Körper die Erhöhungen und Vertiefungen, die stärkeren und die schwächeren Anschwellungen, die Hervorragungen, Einsenkungen und Einschnitte, kurz alle Modificationen der Form, ohne den Tastsinn zu Hülfe zu nehmen; wir vermögen dies aber nur desshalb und nur insoweit, weil und insoweit das Auge die objectiv gewordenen Empfindungen des Tastsinns in sich aufgenommen hat. Hiernach sind wir um so mehr befähigt, Formen zu sehen, je mehr wir Tastempfindungen, die sich als solche bestimmten, in Bilder, welche das Auge empfängt, gewissermaassen übersetzt haben. Desshalb kann auch die an sich gegebene, grössere oder geringere organische Ausbildung des Tastsinns für die Fähigkeit des Formensehens keineswegs gleichgültig sein, und wir werden nicht zugeben können, dass die Thiere, deren Tastvermögen dem Menschen gegenüber ein beschränktes ist, mit derselben Bestimmtheit wie der Mensch — auch wenn wir die ausdrückliche Übung unberücksichtigt lassen — Formen auffassen und empfinden. Entsprechend werden wir, wenn bei einem Menschen die Hand — das Haupttastorgan des Menschen, das zu den hervorspringenden Eigenheiten seiner Organisation gehört — besonders energisch und fein geformt finden, einen feineren Formensinn voraussetzen, als

bei einem Anderen, dessen Hand eine rohe und platte Form hat.

Was die Blinden anbetrifft, deren Tastsinn sich in Folge des fehlenden Gesichtssinns so ausserordentlich ausbildet, so sind ihre Formvorstellungen nothwendig andere als die unseren; sie sind in gewisser Hinsicht von weit grösserer Bestimmtheit, insofern sich die leiseste Modification der Form dem Gefühl vergegenwärtigt hat, aber die Vorstellung des Ganzen ist wieder unbestimmter, weil die Vorstellung der Erscheinung, in der sich das Ganze, wenn auch immer einseitig und die ergänzende Phantasie in Anspruch nehmend, vergegenwärtigt, fehlt. Dass der Tastsinn bei Weitem nicht so weit reicht als das Auge, dass also der Umkreis der Formen, welche den Blinden vorstellig geworden, ein weit kleinerer bleiben muss, versteht sich von selbst. Sie können sich aber auch die Gegenstände nur vereinzelt, beziehungslos, nicht gruppirt, nicht in der Gesammterscheinung vereinigt vorstellen. Dennoch dürfte man zu weit gehen, wenn man sagen wollte, dass für ihre Vorstellung zwischen den einzelnen Gegenständen ein absolutes Nichts liege. Die Luft ist das Allumgebende, und wenn sie auch erst, vom Licht durchdrungen und durchspielt, das Reflexelement für den ununterbrochenen Zusammenhang der Erscheinungen wird, so bildet doch der Blinde für ihre Bewegung ein weit feineres Gefühl aus als die Sehenden, sodass sie für ihn das die Gegenstände umwallende und umwellende und hierdurch verbindende Element wird. Dieselbe Empfindlichkeit für die Luftbewegung wie für die Bewegungen oder Schwingungen, welche sich durch den Boden und andere Gegenstände fortpflanzen, entwickelt der Taube. Bei dem Blinden und dem Tauben entwickelt und bestimmt sich also der allgemeinste, der Gefühlssinn, in einer Art, die bei dem Vorhandensein der objectiven Sinne sich niemals vorfindet und so zu sagen ein Heraustreten neuer objectiver Sinne ist. Ohne eine veränderte materielle Beschaffenheit der betreffenden Nerven, lässt sich diese Entwicklung und Bestimmung nicht wohl denken, und es erweist sich hierdurch die erhöhte Spannung des Centralorgans, des Perceptions- und

Vorstellungsbedürfniss als bildender Factor für das peripherische Organ. Man könnte nun aus diesen Bemerkungen, die wir einschieben zu müssen glaubten, den Schluss ziehen wollen, dass, weil der Mangel des Gesichtssinnes eine besondere Ausbildung des Gefühls im Allgemeinen und insbesondere auch des Tastsinns bedingt, die besondere Ausbildung des Tastsinns bei den Sehenden auf eine Mangelhaftigkeit seines Sehvermögens hinweise. Dieser Schluss wäre aber so verkehrt als möglich, weil er die Folge ohne Weiteres wieder als Ursache, die Ausbildung des Tastsinns als Verkümmerungsgrund für den Gesichtssinn sieht, und weil aus Allem, was wir gesagt haben, nicht das Mindeste gegen den Satz folgt, dass wir nur sehen können, weil wir fühlen. Zu einer abnormen Ausbildung des Tastsinns kommt es natürlich bei keinem Sehenden.

Da nun die Hand, während sie ein möglichst ausgezeichnetes Tastorgan ist, zugleich durch sich selbst, durch ihre Gliederung auf die Gestaltungsfähigkeit des Menschen hinweist, indem sie deutlich die Bestimmung ausspricht, nachgiebige Stoffe zu formen, und eben so als Organ gewissermaassen dazu nöthigt, Gegenstände zu fassen und sie als Werkzeuge zu benutzen — womit zu einer unendlichen Potenzirung der menschlichen Wirkfähigkeit der Anfang gemacht wird — so finden wir hier den Sinn, der die Formenauffassung vermittelt, mit dem activen Organ, welches die menschliche Productivität als eine in bestimmter Richtung concentrirte organisch darstellt, auf das unmittelbarste verbunden. Damit scheint uns aber unzweideutig die pädagogische Nothwendigkeit ausgesprochen, die Übung des Tastsinns an die darstellende, producirende, schaffende Thätigkeit der Hand unmittelbar anzuknüpfen.

Die Ausbildung der Hand, desjenigen peripherischen Organs, das nebst der specifischen Gestaltung der menschlichen Sprachwerkzeuge, die höhere Bestimmung des Menschen an sich ausdrückt und die eine wesentliche Seite der menschlichen Productivität vermittelt, dem Zufall überlassen wollen, kann die Erziehung nur in so weit und so lange, als es

ihr wesentlich auf die Erzielung bestimmter „Kenntnisse und Fertigkeiten“, welche die Civilisation beansprucht, nicht aber auf die Entwicklung des ganzen Menschen, auf Herstellung der vollen Individualität ankommt. Sonach muss der modernsten Erziehung, welche das Princip der „Entwicklung“ auf ihre Fahne geschrieben hat, die ernste Erfassung dieses Princips und der wirkliche Wille seiner Durchführung abgesprochen, und Alles, was in so vielfachen Wendungen über die Aufgabe des Unterrichts, die vorhandenen Kräfte und Vermögen allseitig und harmonisch zu entwickeln, gesagt und declamirt wird, eben für blosse, belanglose Declamation erklärt werden, so lange die Mehrzahl unserer zeitgemässen Erzieher keine Neigung zeigen, sich vielmehr hartnäckig dagegen sträuben, die ausdrückliche und allseitige Ausbildung der Hand als eine Aufgabe der **allgemeinen** Erziehung anzuerkennen und die betreffenden Übungen in den Umkreis des Unterrichtes aufzunehmen.

Die Übung der Hand ist die Übung der Beweglichkeit, des Muskelgefühls, des Tastsinns und des Auges, das die Thätigkeit der Hand zu controlliren hat, zu gleicher Zeit. Natürlich werden Hand und Auge auch bei den Spielen (wie bei den Roll- und Ballspielen) geübt, aber diese Übung ist eine gelegentliche und keineswegs allseitige. In der ersten Kindheitsperiode lassen sich allerdings Spiel und Beschäftigung nicht von einander trennen, das Kind beschäftigt sich spielend und die allgemeine Tendenz seines Spieles ist das Hervorbringen von allerhand Veränderungen und Wirkungen an den Gegenständen, obgleich sich auch die Neigung, mit anderen Kindern oder mit Erwachsenen bestimmte, regelmässig sich wiederholende Bewegungen aufzuführen, ziemlich frühzeitig zeigt, aber hinsichtlich der Befriedigung auf den guten Willen der Anderen angewiesen ist. Auch in der zweiten Kindheitsperiode, vom dritten bis zum fünften Lebensjahre, lässt sich die Unterscheidung von Spiel und Beschäftigung kaum streng durchführen, obgleich sich jetzt der Spieltrieb schon entwickelt und auseinander gelegt hat. Man bezeichnet das Bauen als Spiel, und wenn man dem Kinde, wie es nach unserer An-

sicht sehr zu empfehlen ist, schon in dieser Periode einen weichen Stoff — Thon oder einen anderen übergibt, um daran und daraus zu formen (Knetübungen), so soll man doch diese Thätigkeit des Kindes nicht schon bestimmen und das genaue Herstellen ausgeprägter Formen von ihm beanspruchen wollen: die Beschäftigung muss vorläufig noch eine spielende bleiben. An sich haben sich allerdings die Tendenz der Selbstdarstellung, die jetzt befriedigt wird, und die Tendenz der plastischen Darstellung von einander geschieden, und es ist klar, dass die letztere Tendenz an sich auf die Beschäftigung und die Arbeit hinweist, dass aber der Spieltrieb erst dann als ein abgesondert wirksamer Trieb hervortritt, wenn er sich von der praktischen Wirktendenz vollständig abgelöst hat. Indessen liegt der Gegensatz von Spiel und Beschäftigung oder Arbeit auch in Stimmung und Verhalten; beide sind beim Spiel freier und ungezwungener, während Beschäftigung und Arbeit Reflexion und Thätigkeit auf einen bestimmten Zweck zu concentriren und den Willen zusammen zu nehmen nöthigen, insofern also ein unfreies Verhalten bedingen, das nur durch das Interesse wieder zu einem freien wird. So lange also ein Kind noch nicht im Stande ist, in einer bestimmten Darstellungsart die Form aufzufassen und consequent thätig darzustellen, sondern durch die Aufmerksamkeit, die dies in Anspruch nimmt, sogleich ermüdet wird, während es in der freien, so zu sagen producirenden Thätigkeit unermüdlich ist, bleibt die betreffende Beschäftigung eine spielende. Man könnte nun die „spielende Beschäftigung“ überhaupt unzulässig finden und fordern, dass jede Beschäftigung, sobald sie überhaupt eingeführt werde, eine systematische und systematisch fortschreitende sein müsse. Damit würde man aber dem Kinde, wie es in der bezeichneten Übergangsperiode geartet ist, die Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses versagen und die Möglichkeit, seine Vermögen selbständig zu stärken, abschneiden, ohne durch das Abwarten irgend etwas zu gewinnen. Übrigens soll auch da und dann, wo und wenn Beschäftigung und Arbeit ihren eigentlichen systematischen Character angenommen haben, sofern es die Art der Darstellung

irgend zulässt, der Schüler abwechselnd nach eigener Phantasie arbeiten. Dies kann und soll geschehen bei dem „Stäbchenlegen", „Täfelchenlegen", „Ringelegen", bei den „Knetübungen", nachdem sie zu Thonarbeiten oder zum Modelliren fortgeschritten und insbesondere auch bei dem „Bildausschneiden". Etwa zulässig ist es noch bei dem „Durchstechen", aber ohne Nutzen bei dem geometrischen Ausschneiden und unmöglich bei dem Flechten und Ausnähen. Bei dem Falten bleibt das freie Arbeiten ein sehr beschränktes, wie zunächst bei den Erbsenarbeiten. Bei dem Bauen dagegen, wenn es schon zu einer geregelten Beschäftigung geworden ist, und eine Reihe von Bauformen dem Kinde durchaus gegenwärtig geworden, kann und soll man der selbständigen Darstellung, insbesondere aber dem gemeinsamen Bauen, zu dem die Kinder sehr geneigt sind, genügenden Spielraum gewähren.

Von den eben zusammengestellten Beschäftigungen und Arbeiten haben das Bauen, das Modelliren und annähernd das Falten, sowie in besonderer Art, indem sie „durchsichtige" Körper darstellen, die Erbsenarbeiten den Character körperlicher Darstellung, mit dem Unterschiede, dass bei dem Bauen die Form aus gegebenen Bestandtheilen oder Stücken zusammengestellt und später wieder auseinander genommen, bei dem Falten und Modelliren aus einem Stücke hergestellt wird, bei den Erbsenarbeiten eine bleibende Zusammenfügung stattfindet. Hierbei sei sogleich bemerkt, dass sich „Beschäftigungen" und „Arbeiten" dadurch unterscheiden liessen, dass bei jenen die gemachten Zusammenstellungen wieder zerstört werden, bei diesen ein bleibendes Resultat hervorgebracht wird. Indessen lässt sich auch hier geltend machen, dass es für den Character der Beschäftigung und Arbeit jedenfalls mit auf den Grad der Aufmerksamkeit und Anstrengung ankomme, welcher in Anspruch genommen wird, und die Unterscheidung ist auf keinen Fall von grossem praktischen Belange. Jenseits des Kindergartens — bei der Elementarclasse — sollte nicht mehr von Beschäftigungen, sondern nur von Arbeiten gesprochen werden. Ausser dem genannten,

körperlich darstellenden Beschäftigungen und Arbeiten sind alle übrigen Darstellungen auf und aus der Fläche. Das Stäbchenlegen, Täfelchenlegen, Ringelegen sind eine Art Reliefdarstellungen auf der Fläche, mit dem Unterschiede, dass sich die Bedeutung der Formen, die beim Täfelchenlegen (wobei der Gegensatz der positiven und negativen Form auftritt) und beim Ringelegen hervorgebracht werden, weil es Zierformen sind, in der Form als solcher erschöpft, während das Stäbchenlegen ein nachahmend andeutendes Darstellen, eine Art von Zeichnen ist. Dasselbe gilt von dem Ausnähen, welches eine Art Reliefzeichnen mit farbigen Linien ist. Bei dem Durchstechen werden in der Fläche Zierformen hergestellt, welche gegen das Licht gehalten, schimmernde Bilder darstellen. Das Flechten ist die Composition einer Fläche mit regelmässigen Figuren aus Papierstreifen. Diese sind farbig, so dass eine positive und negative Form dargestellt wird. Das Ausmalen theilt gewisse Zierformen farbig ein und bezweckt so eine mit dem Farbeneindrucke verknüpfte harmonische Farbenwirkung. Bei dem geometrischen und Bildausschneiden wird das Bild (bei geometrischen eine positive und negative Zierform) aus der Fläche herausgearbeitet. Wir haben also die mannichfachsten Darstellungsarten, von welchen jede die Hand und das Auge in eigenthümlicher Art übt. Die Formen aber, welche zur Darstellung kommen, sind theils rein mathematische, theils concret regelmässige, die wir wieder in architectonische und Zierformen zu unterscheiden haben, theils endlich organische Formen.

Obgleich es uns nicht gestattet ist, auf die Methodik der bisher angegebenen Beschäftigungen und Arbeiten, — von denen sich die meisten in die Elementarclasse fortsetzen, indem nur das Durchstechen, das Stäbchen- und Ringelegen aufgegeben werden, das Bauen sich den anderen Arbeiten gegenüber beschränkt — näher einzugehen, dürfen wir uns doch nicht versagen, einzelne Gesichtspunkte für die rechte Gestaltung und den rechten Betrieb derselben hervorzuheben und die eigenthümliche Bestimmtheit und Bestimmung, welche

die einzelnen Übungen haben, einigermaassen zu characterisiren.

2.

Gesichtspunkte und Grundsätze für die rechte Gestaltung und den rechten Betrieb des Arbeitsunterrichtes. — In den oberen Classen hinzukommende Arbeiten. — Die Gartenarbeit als nothwendige Ergänzung der Formenarbeiten und ihre besondere Bedeutung für den Natursinn und das Naturverständniss. — Die Besprechungen bei der Arbeit; ihr Missbrauch und ihre Nothwendigkeit. — Das Verhältniss des Arbeitsunterrichtes zu dem theoretischen Unterrichte; der Zeitaufwand; die durchgreifende und zusammenstimmende Methode in den verschiedenen Disciplinen und das besondere Recht jedes Gegenstandes. — Die verschiedenen Formengattungen. — Die Zierformen. Begrenzung ihres Bildungswerthes. Darstellung derselben. — Die architectonischen Formen und ihre Darstellung durch Arbeiten. — Die zeichnenden Arbeiten und das Zeichnen. — Umschliessungsformen und Trägerformen. — Das Ruthenflechten und das Drahtflechten. — Hinblick auf die Lehrlingsschulen. Die Gefässformen. Die Werkzeugformen und die organischen Formen und ihre zeichnende und plastische Darstellung. — Das Verhalten der Idioten zu den Formenarbeiten und die Bedeutung dieser für die Idiotenerziehung.

Über die methodischen Gesichtspunkte, welche uns für den rechten Betrieb des Arbeitsunterrichtes maassgebend erscheinen, und über die Stellung, welche nach unserer Ansicht der Arbeitsunterricht zu dem theoretischen Unterrichte einzunehmen hat, dürfen wir nicht unterlassen, uns im Allgemeinen auszusprechen, obgleich wir uns kurz zu fassen haben und die verschiedenen Seiten des weitreichenden Thema's nicht verfolgen dürfen. In methodischer Beziehung ist zunächst geltend zu machen, dass der bildende Werth, der den verschiedenen Arbeiten zukommt, wohl abzumessen und keiner mehr Zeit einzuräumen ist, als sie nach diesem Bildungswerthe beanspruchen kann, wozu die Bequemlichkeit, welche am liebsten

die Arbeiten beschränkt, die auch des Lehrers Spannung in Anspruch nehmen, und die Sucht, die Formencomplication auf das Äusserste zu treiben, leicht verleiten. Zweitens ist der Character, den jede Darstellungsart an sich selbst hat, streng einzuhalten, und die belang- und geschmacklosen Versuche, in denen sich Manche gefallen, mittelst einer Darstellungsart Formen, die durch eine andere viel leichter und vollkommener hergestellt werden, wohl oder übel zu vergegenwärtigen, auf das Bestimmteste abzuweisen und abzuschneiden. Wir kommen auf beide Punkte — die wir vorangestellt haben, weil sie einen Hauptgrund für den belanglosen Betrieb der Beschäftigungen und Arbeiten enthalten, dem wir häufig genug begegnen und der nicht geeignet ist, der Sache bei dem einsichtigen Publicum Credit zu verschaffen — mit Bezugnahme auf einzelne Beschäftigungen und Arbeiten zurück. Was den „Fortschritt" in den Beschäftigungen und Arbeiten, den methodischen Gang anbetrifft, so kommt man mit abstracten Grundsätzen wie: vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten nicht aus, diese können vielmehr, wenn sie einseitig und ohne die Erkenntniss ihrer relativen Gültigkeit angewandt werden, zu den grössten pädagogischen Missgriffen führen. Solche Missgriffe sind es beispielsweise, wenn man das Darstellungsbedürfniss des Kindes von Anfang an beschränkt, um durchaus von 1 zu 2, von 2 zu 4, von 4 zu 5 u. s. w. fortzugehen, d. h. erst mit zwei Mitteln, z. B. zwei Stäbchen, alle möglichen Zusammenstellungen macht, ehe man das dritte hinzunimmt und in dieser Art, das Kind ermüdend und ohne wirklichen Nutzen für seine Formenauffassung fortfährt, wenn man, um die Darstellung eines Ganzen — beim Bauen und sonst — vorzubereiten — erst die Theile darstellt, die für sich nichts sind und bedeuten, wenn man ferner, von der falschen Voraussetzung ausgehend, dass das Kind erst die gradlinigen Figuren auffassen gelernt haben müsse, ehe ihm die Auffassung von Figuren mit Bogenlinien zugemuthet werden könne, und dass es Figuren im Allgemeinen wieder leichter auffasse als Körper, sämmtliche gradlinige Figuren darstellt, um dann zu den Bogenfiguren über-

zugehen, und wo eine Arbeit zugleich Figuren und Körper darstellt, wie die Erbsenarbeiten, erst möglichst lange bei der Figurendarstellung verweilt und schon künstliche Figuren darstellt, ehe man sich an die einfachen Körper macht. Durch derartige Verfahrungsweisen, die theils einer falschen Beurtheilung des kindlichen Bedürfnisses und des kindlichen Vermögens entspringen, hauptsächlich aber in der traditionellen Unterrichtssystematik wurzeln, welche trotz aller Reformationen wesentlich mechanischen Characters geblieben ist, wird der Erfolg des Arbeitsunterrichtes stets beeinträchtigt, und, wenn die früher bezeichneten Verirrungen — die ungemessene Ausdehnung einzelner Beschäftigungen und Arbeiten und die Vermischung der verschiedenen Darstellungsarten — hinzukommen, durchaus in Frage gestellt.

Indem wir die Irrwege characterisiren, welche bei dem Arbeitsunterrichte durchaus vermieden werden müssen, geben wir indirect die Richtung und Weise an, in welcher nach unserer Ansicht vorgegangen werden muss. Für eine allgemeine Umzeichnung der richtigen Methode, d. h. wenn man nicht auf die positive Darstellung des Verfahrens im Einzelnen eingehen kann, bleibt man vorzugsweise auf negative Bestimmungen angewiesen. Indessen lässt sich als durchgreifende positive Regel aussprechen, dass überall nur ganze Formen dargestellt werden dürfen, die für sich befriedigen, und dass auf jeder Stufe des Unterrichts die Formen, die einer Darstellungsart überhaupt angehören, möglichst allseitig vergegenwärtigt werden müssen, sodass der Fortschritt durch die verschiedenen Stufen eine fortgesetzte Erweiterung des Darstellungskreises ist. Dabei ist zu bemerken, dass bei vielen Arbeiten die einfach ausführende, die nachbildende und die selbständige Darstellung neben einander möglich und nothwendig sind, und dass es nahe liegt, auf der höheren Stufe nachahmend darstellen zu lassen, was auf der vorhergehenden nach einer Vorzeichnung u. s. w. ausgeführt wurde. Das von vornherein aus der Mannichfaltigkeit der möglichen und vorhandenen Formen die ausgeprägteste, so zu sagen typischen gewählt und zur Nachbildung gegeben werden müssen, ist

indirect schon ausgesprochen, und scheint sich von selbst zu verstehen; es ist aber gegen diese Forderung im Zusammenhange mit der Complicationssucht und der unentschiedenen Abgrenzung der Arbeiten gegen einander, sowie aus einer Planlosigkeit, die sich insbesondere bezüglich der organischen Formen an das zufällig sich Darbietende hielt, ausschweifend gesündigt worden. Der Umkreis der für die Nachbildung bestimmten Formen muss ein abgegrenzter und abgeschlossener sein, weil, so lange dies nicht der Fall, der Arbeitsunterricht der Sicherheit der Methode entbehrt, und was die organischen Formen insbesondere anbetrifft, sind theils diejenigen Pflanzen- und Thierformen zu wählen, welche sich durch besondere Ausprägung auszeichnen, theils diejenigen, welche dem Interesse des Kindes am nächsten liegen oder sich ihm leicht nahe bringen lassen — zwei Gesichtspunkte, welche im Allgemeinen zusammentreffen. In gewisser Art kann die Kunst als maassgebend angenommen werden, z. B. bezüglich der Blattformen, welche sich als zur architectonischen Auszierung geeignet festgestellt haben, und selbst die Thiergestalten, welche die Plastik theils zu selbständiger, theils zu symbolischer Darstellung in ihren Kreis gezogen hat, dürfen eben desshalb als diejenigen angenommen werden, welche nothwendig zur Darstellung zu bringen sind, obgleich sich natürlich die in der Fläche darstellenden Formenarbeiten nicht auf sie zu beschränken haben. Formen, welche sich für die eine Darstellungsart, z. B. das Ausschneiden, nicht eignen, eignen sich um so besser für eine andere, z. B. das Ausnähen, wodurch trotz der Beschränkung auf das Nothwendige eine gewisse Mannichfaltigkeit ermöglicht wird.

Zu den früher genannten Arbeiten kommen in den höheren Classen für die Knaben hinzu: das Ruthenflechten, die Papparbeiten, das Drahtflechten und das Holzschnitzen. An dem Ausnähen nehmen die Knaben von der Elementarclasse ab nicht mehr Theil, wogegen es die Mädchen bis zur Darstellung theils selbständiger, kleiner Bilder, theils künstlicher Umrandungen fortsetzen. An dem Ruthenflechten und den Papparbeiten könnten die Mädchen etwa

Theil nehmen, doch müsste man die Ansprüche an sie mässigen. Im Allgemeinen sind die Knaben mehr zur körperlichen Darstellung, die Mädchen mehr zur Darstellung auf und in der Fläche geneigt und befähigt. Dieser weiblichen Vorneigung und Vorbefähigung gemäss haben die Mädchen der höheren Classen in verschiedenen Stoffen farbige Figurencompositionen darzustellen. Ausserdem aber sind sie im Zuschneiden für die Composition von „Umschliessungsformen“, also von Kleidungsstücken zu üben, sowie sie sich nebenbei das Stricken, das eine besondere Art von Flechten ist, anzueignen haben.

Eine nothwendige Ergänzung der Formenarbeiten sind die G a r t e n a r b e i t e n, theils insofern, als sie die Bethätigung des ganzen Körpers und zwar hier und da eine energische Bethätigung in Anspruch nehmen, während die Formenarbeiten durchgängig und fast nur die Hand in Thätigkeit setzen, andere theils aber dadurch, dass sie zur unmittelbaren Anschauung des Naturlebens führen. Die Formenarbeiten sind ohne Frage von dem grössten Belange für die sichere und bestimmte Auffassung der Naturformen, weil sie eben den Formensinn entwickeln; der Knabe, der die Pflanzen und Thiere theils nachgebildet hat, theils sie wie beim Ausschneiden, selbständig darstellt, hat für die Naturumgebung ein ganz anderes Auge wieder, dessen Formensinn der Unterricht gar nicht entwickelt oder doch nur in dürftiger und nichtssagender Art in Anspruch nimmt. Desshalb sind auch die Wanderungen für Kinder, deren Formensinn geübt wird, etwas ganz Anderes wie für solche, bei denen das nicht der Fall ist, so viel man die letzteren auf die „Erscheinungen aufmerksam machen“ mag. Indessen reichen die Wanderungen auch für sinngeübte Kinder nicht aus, um sie mit der Natur vertraut zu machen, vielmehr sind hierzu die Gartenarbeiten ein unentbehrliches Mittel, weil sie allein die sorgfältige Beobachtung des fortschreitenden Pflanzenlebens und seiner Metamorphosen motiviren, indem sie derselben ein praktisches und so zu sagen persönliches Interesse geben, weil sie ferner mehr als es durch das gelegentliche Anschauen der Natur geschehen kann, dazu

veranlassen und nöthigen, sich die Entwicklung der einzelnen Pflanzen und der Vegetation im Ganzen im innigen Zusammenhange mit den modificirt wiederkehrenden Veränderungen zu denken, welche im Luftmeere vor sich gehen, also zur Wetterbeobachtung hinleiten. Der Arbeitsunterricht muss es verstehen, gerade diese Momente, welche der Gartenarbeit einen specifischen Werth für die Ausbildung des Natursinnes leihen, zu gehöriger Geltung zu bringen. Hierzu sind Besprechungen nothwendig, die aber bei der Arbeit selbst nur in möglichst kurzen Hinweisen und Andeutungen bestehen können. Dies gilt auch für die Formenarbeiten, welche allerdings characterisirende Bemerkungen und gelegentliche sachliche Mittheilungen verlangen, aber ohne dass diese sich zum Unterrichte ausbreiten und die Grenzen des Naheliegenden, sich von selbst Darbietenden und Nothwendigen überschreiten durften.

Manche Kindergärtnerinnen haben das ununterbrochene Sprechen bei den Beschäftigungen, das Interessantmachenwollen jeder Form durch besondere Beziehungen und Gescchichten, durch poetische Epitheta u. s. w., die sich nur zu häufig wiederholen, zu einer Manie und Manier ausgebildet, welche jedem gesunden Sinne widerstehen muss, und auf die Kinder einen schnell verwöhnenden, blasirenden Einfluss hat. Die Aufgabe der Besprechungen, mit welcher der Lehrer die Arbeiten begleitet, ist einfach: die Benennung und Characteristik der Formen und das Anknüpfen von naturgeschichtlichen und culturgeschichtlichen Mittheilungen an solche Darstellungen, die dazu von selbst veranlassen oder nöthigen. Bei mathematischen Formen ist der Begriff anschaulich auszudrücken, bei architectonischen, wie Brücken, Thoren, Treppen und Säulengängen, einfachen und zusammengesetzteren Häusern, Kirchen, Thürmen, Castellen, Burgen u. s. w. ist Bestimmung und Zusammensetzung des Baus einfach und klar auseinanderzusetzen und die historischen Mittheilungen, wo sie am Platz sind, in knapper und bestimmter Fassung zu geben, bei organischen Formen ist nur das Characteristische der Form hervorzuheben und hervorstechende Eigenthümlichkeiten — bei

den Thieren die moralischen — in Erinnerung zu bringen, aber durchaus keine „regelrechten“ naturgeschichtlichen Beschreibungen zu geben. Der Arbeitsunterricht hat einen theoretischen Unterricht, welcher seine Ergebnisse in sich und in den Wissenszusammenhang, den er vermittelt, aufnimmt, vorauszusetzen. Selbst der Kindergarten, für welchen nach der eben ausgesprochenen Forderung ausgedehntere Besprechungen bei den Beschäftigungen und Arbeiten zulässig scheinen und es bis zu einem bestimmten Maasse in der That sind, entbehrt der Vertretung des theoretischen Unterrichts, und zwar einer Vertretung, welche zu einer Reproduction der sonst hervorgebrachten Vorstellungen geeignet ist, keineswegs, und zwar ist sie in den Bildbesprechungen gegeben. Doch entsteht erst später, wo der eigentliche Unterricht eintritt und sich gliedert, der Gegensatz, der zu einem Gegensatze der Ergänzung werden oder die beiden Seiten eines nothwendigen Verhältnisses darstellen soll. Dieses Verhältniss gestaltet sich aber ganz von selbst, wo der Arbeitsunterricht recht organisirt ist, wo er als eine pädagogische Nothwendigkeit gewusst und der wesentliche Gewinn, den er für die theoretischen Disciplinen als solche ergibt, vollkommen gewürdigt wird; es kann sich selbstverständlich nicht gestalten, wenn sich der eingeführte Arbeitsunterricht und die alten theoretischen Disciplinen gewissermaassen den Platz streitig machen, wie es gegenwärtig bei den theoretischen Disciplinen, welche in der Schule ihre besonderen Vertreter haben, von denen jeder für sich oder seine Disciplin möglichst viel Raum gewinnen will, nicht selten der Fall ist — eine Erscheinung, die niemals dafür spricht, dass die Idee der einheitlichen Aufgabe des Unterrichts sich zu wirklicher Geltung gebracht hat.

Dass, wenn der Arbeitsunterricht eingeführt werden soll, die Zeit für den theoretischen Unterricht reducirt werden muss, ist von vornherein klar, und zwar muss diese Reduction eine wesentliche sein. Die Besorgniss aber, dass der theoretische Unterricht in Folge dieser Reduction das, was er zu leisten habe, nicht mehr werde leisten können, ist eine völlig grundlose, obgleich vielleicht der Begriff des nothwen-

dig zu Leistenden eine Veränderung einzugehen und der Werth der positiven Befähigung sich gegenüber der Wichtigkeit, die dem formellen Wissen und Können beigelegt wird, mehr als bisher geltend zu machen hat. Dass der Arbeitsunterricht dem theoretischen Unterrichte eine reiche Unterlage bietet, die er nur „auszubeuten“ braucht, und zwar theils an einem, dem Schüler durchaus gegenwärtigen Anschauungsmateriale, theils an Auffassungs- und Combinationsfähigkeiten, die der theoretische Lehrer in Anspruch zu nehmen hat, leuchtet Jedem, der eine Vorstellung von dem hat, was die Arbeitsübungen sein sollen und können, unmittelbar ein. Der mathematische Unterricht findet die Vertrautheit mit allen möglichen geometrischen Formen und Verhältnissen (die stereometrischen eingeschlossen) und die Fähigkeit vor, bestimmte Verhältnisse herzustellen; der naturkundliche oder allgemeiner weltkundliche Unterricht, einen gebildeten Sinn für die Naturformen und das Interesse für das Werden und Gestalten der Natur, sowie ein nicht ausgebreitetes, aber selbständig angeeignetes Beobachtungsmaterial. Wenn der theoretische Unterricht mit diesen Voraussetzungen in weit kürzerer Zeit bedeutend mehr leistet, als gegenwärtig ohne sie — und er hat sie nicht, insofern das „Anschauungsvermögen“ nur ganz gelegentlich geübt wird und die nicht mechanischen Veranschaulichungsmittel fortgesetzt erst herbeigeschafft werden — so kann dies nur an der Unterrichtsunfähigkeit liegen. Übrigens würde der gegenwärtige Unterricht noch viel mehr Zeit brauchen, als er braucht, wenn er mit dem „Principe der Anschaulichkeit“ gründlichen Ernst machen und sich nicht mit seiner oberflächlichen Anwendung begnügen wollte.

Was diejenigen Disciplinen anbetrifft, welche zu den Arbeiten in keiner unmittelbaren Beziehung stehen, so wird nach unserer Ansicht, z. B. im Sprachunterrichte, im Verhältniss zu dem Erfolge zu viel Zeit aufgewandt, weil man auch hier, statt von der Ausbildung des instinctiven praktischen Vermögens, des Sprachgefühls, des Tonsinns und des rhytmischen Sinnes auszugehen, mit Zersetzungen und Combinationen, deren Stoff Schrift und Sprache sind, anfängt und consequent damit

fortfährt. In der Elementarclasse soll allerdings nach unserer Ansicht, von den wenigen biblischen Geschichtsstunden, Sing-, Zeichnen- und Rechenstunden abgesehen, der Sprachunterricht, der das Bildbetrachten einzuschliessen hat, das Ganze des eigentlich theoretischen Unterrichts gegenüber dem Arbeitsunterrichte vertreten. Wie aber hiermit schon indirect gefordert ist, soll der Sprachunterricht der Elementarclasse einestheils ein umfassender sachlicher Gelegenheitsunterricht sein, und sich anderntheils die Aufgabe stellen, den Sinn für den Wohlklang der Sprache zu entwickeln, die poetischen und prosaischen Satzformen in ihrer vollen rhytmischen Bestimmtheit zu vergegenwärtigen und einzuprägen, und die Fähigkeit der richtigen und schönen Betonung auszubilden — eine Aufgabe, welche für die betreffende Altersstufe durchaus nicht zu hoch, ihr vielmehr entsprechend ist, und nachträglich, d. h. wenn man die rechte Zeit dieser Altersstufe versäumt hat, bei der Mehrzahl überhaupt nicht mehr gelöst werden kann. Nur, wenn der Sprachunterricht der Elementarclasse seine Aufgabe in der ausgesprochenen Art fasst und löst, kann die ästhetisch-bildende Kraft, die man den Sprachübungen gern „beibringen“ möchte, zu wirklicher Geltung gelangen, und auf der gegebenen Unterlage wird es dem weiteren Unterrichte nicht schwer werden, die Ziele zu erreichen, die sich die Volksschule in sprachunterrichtlicher Beziehung zu stecken hat, nämlich einerseits zu einem gefühligen, eingehenden und verständigen Auffassen und Wiedergeben (Lesen) des Gesprochenen und Geschriebenen — insofern es nicht ausser und über dem Umkreise dessen liegt, was Knaben und Mädchen natürlicher Weise verstehen können — andrerseits zu der klaren und wohlgeformten Äusserung über bekannte Gegenstände, zu einem Sprechen und Schreiben zu befähigen, das sich im Kreise des dem Gefühl und Bewusstsein durchaus Gegenwärtigen sicher und frei bewegt. Der Ausdruck darf daher keineswegs schwerfällig bleiben; es gibt aber eine Art von Sprechgewandtheit, deren Erzielung nichts weniger als ein Gewinn ist, jene, welche mit nichtssagenden Worten und Redensarten bei der Hand ist, wo Sinn und Gedanke fehlen, wo sie aber einen

Gedankeninhalt zu entwickeln scheint, nur mit äusserlich angelernten Gedanken operirt.

Wir machen diese Bemerkungen über eine Disciplin, deren Aufgabe der des Arbeitsunterrichts so zu sagen entgegengesetzt ist, schon hier, um im Voraus anzudeuten, dass die harmonische Gestaltung des Gesammtunterrichts, in welcher wir eine unabweisbare pädagogische Nothwendigkeit anzuerkennen haben, da, wo der Arbeitsunterricht den ihm zukommenden Platz in der Schule einnimmt, nur so möglich ist, dass dasselbe Princip, welches die Einführung der Arbeit als Nothwendigkeit setzt, und aus welchem sich bei rechter Erfassung die rechte Methode des Arbeitsunterrichtes ergibt, sich in der Auffassung der Unterrichtsaufgaben und in der methodischen Behandlung des Unterrichts durchweg zur Geltung bringt. Damit ist ausgesprochen, dass dieses Princip an sich ein allgemeines ist, und in der Forderung der Arbeitsübungen in der Schule nur seinen nächsten, die Einseitigkeit des herrschenden Erziehungswesens am einfachsten bezeichnenden Ausdruck hat. — Was wir über die Ab- und Irrwege gesagt haben, die der Arbeitsunterricht zu vermeiden hat und denen er einestheils gerade dadurch ausgesetzt ist, dass die herrschende Methodik sich auch in diesem neuen Gebiete geltend macht und bethätigt, während sie andterntheils allerdings aus einer eigenthümlichen Richtung und Art entspringen, die sich unter den Vertretern der Beschäftigungen und Arbeiten, die zunächst Vertreter des Kindergartens sind, zur Manier ausgebildet hat — was wir sodann hinzufügten, um den naturgemässen Fortschritt des Unterrichts im Allgemeinen und grundsätzlich zu umzeichnen, lässt sich auch auf die Methodik anderer Disciplinen anwenden, wobei allerdings zu bemerken ist, dass nur die allgemeinsten methodischen Grundsätze sich überall zur Anwendung bringen lassen, weil jeder Gegenstand in seiner positiven Eigenthümlichkeit die Möglichkeit und Nöthigung einer besonderen Behandlungsweise enthält. Aber dem Gegenstande selber durchaus gerecht zu werden, ist wieder ein allgemeiner pädagogischer Grundsatz, und einer von denen, gegen welche oft genug gesündigt wird, wofür unter anderen

als ein frappantes Beispiel die modernisirende, altklug kindliche, mit trivialen Reflexionen durchsetzte Darstellung der biblischen Geschichte anzuführen ist, die eine geraume Zeit hindurch Mode war.

Kehren wir zu der Frage nach dem bildenden Werthe der einzelnen Beschäftigungen und Arbeiten zurück, so möchten wir vor Allem, einer häufig hervortretenden Neigung gegenüber, geltend machen, dass man die Darstellung der Zierformen durchaus nicht übertreiben, nicht zu allzu combinirten Zusammensetzungen fortgehen, und am allerwenigsten durch sie der Darstellung der architectonischen und organischen — sowie der „Zweckmässigkeitsformen" — den Raum beengen darf. Die Zierform besteht in einer Composition regelmässiger Linien und Figuren (flach oder auch reliefartig dargestellter), welche durch den Wechsel in der Wiederholung das Auge angenehm beschäftigt und durch schöne Verhältnisse — deren mathematischer Ausdruck den Eindruck kaum erklären würde — „ästhetisch" befriedigt, wobei häufig die harmonische Farbenwirkung hinzukommt. Diese ästhetische Befriedigung aber ist eine durchaus untergeordnete, an sich oberflächliche, weil der Form die Bedeutung fehlt, und sie kann eigentlich nur eine „ausfüllende", das indifferente Verhalten der Sinnlichkeit in abgeschlossenen Räumen aufhebende, aber in keiner Art ein Ersatz des ästhetischen Genusses sein, für den sie unter Umständen stimmen und vorbereiten mag, dessen Fähigkeit sie aber beeinträchtigt, wenn sie eine selbstgefällige und selbstgenügsame wird. Beiläufig sei hier erwähnt, dass wir den Ausdruck Schönheitsformen für Zierformen, den die Fröbel'sche Schule adoptirt hat, für einen missbräuchlichen halten, der nur den „Zweckmässigkeitsformen" gegenüber eine Art Berechtigung hat, aber gar keine gegenüber den organischen Formen. Für die Ausbildung des Formensinnes darf von der Zierform nicht abgesehen werden, weil sie die mannichfachsten Formenverhältnisse und zwar das Gefühl unmittelbar ansprechende, also harmonische oder schöne Verhältnisse vergegenwärtigt, das Auge in der schnellen Auffassung und Lösung des scheinbar Complicirten

übt, und zu einer Art ästhetischer Befriedigung, wenn es auch, wie gesagt, eine untergeordnete ist, gewöhnend befähigt. Dazu kommt, da wir überhaupt an ein Auffassenlassen ohne Darstellen nicht denken, die Übung der Hand und ihrer Darstellungsfähigkeit, die bei manchen Formenarbeiten, die es mit Zierformen zu thun haben, eigenthümliche Momente hat. Noch sei bemerkt, dass im Allgemeinen das weibliche Geschlecht mehr Sinn für Zierformen und eine entschiedenere Fähigkeit zu ihrer Darstellung hat, als das männliche, dass die Frauen gewissermaassen die Bestimmung haben, die betreffende ästhetische Befriedigung möglichst zu verallgemeinern, indem sie die „Umgebungen" durch Zierformen heben und veredeln, dass bei dem Unterrichte der Mädchen auf die ausgesprochene Vorneigung und Vorbefähigung Rücksicht zu nehmen ist, dass man aber dabei später wie früher nicht versäumen darf, weder sie zur Darstellung von organischen Formen, zu der sie in bestimmten Richtungen von Natur wohl geneigt sind, zu befähigen, um so mehr als sich solche Formen auch zur Auszierung verwenden lassen, wie beispielsweise die kleinen Bilder, die durch das Ausnähen herzustellen sind, noch, ihrem praktischen Bedürfnisse gerecht zu werden, sie also in „Zweckmässigkeitsformen" zu üben.

Unter den Beschäftigungen, welche Zierformen darstellen, sind zunächst das Täfelchen- und Ringelegen und sodann das Durchstechen zu erwähnen. Jene vergegenwärtigen die Formen, welche durch die Zusammensetzung von Quadraten und durch die von grösseren und kleineren Halbkreisen hervorgebracht werden können, wobei die Übung der Hand eine mehr negative als positive ist, indem es darauf ankommt, bei der Anfügung vorsichtig zu verfahren, um nicht die Form zu verrücken. Für das Täfelchenlegen ist es nothwendig, Täfelchen von verschiedener Farbe zu haben, insofern man ausser den durchbrochenen und Hohlformen auch Vollformen darstellen will, was man schon desshalb wollen muss, da man bei den Hohlformen, deren Darstellung an sich eine gute Übung ist, von der positiven Umrandung fast durchweg ausdrücklich zu abstrahiren hat, um nicht einen unästhetischen Eindruck zu

erhalten, während bei den Vollformen, die verschiedene Farben verlangen, der Gegensatz der positiven und negativen Form ästhetisch oder harmonisch dargestellt werden kann, wobei die Verknüpfung der Farben- und Formenwirkung den Reiz der Beschäftigung erhöht. Die Formen, die sich durch Ringe bilden lassen, sind ausserordentlich mannigfaltig, indem jede an sich abgeschlossene Bogenfigur eine Mitte für Anfügungen abgibt; auch organische Formen, wie Schlangen, Schlinggewächse mit Blättern, Zweige mit Früchten lassen sich durch Ringe, natürlich nur annäherungsweise darstellen, und diese Darstellung darf man wohl beim Freilegen gestatten, aber solche Formen nicht vorlegen, weil nicht mit unzureichenden Mitteln dargestellt werden soll, wofür es zureichende gibt. Im Allgemeinen ist die Zahl der wirklich schönen Formen, die sich sowohl durch Täfelchen, wie durch Ringe darstellen lassen, ein beschränkter, indem die einfachen Formen einen sehr kleinen Kreis abgeben, die Ausdehnung der einfachen Form aber ihre nicht überschreitbaren Grenzen hat. Sich in regelmässiger Wechsel-Wiederholung einander anschliessende Formen durch Täfelchen und Ringe darzustellen, wäre durchaus nutzlos, da hierzu andere Arbeiten bestimmt sind, nämlich das Flechten und theilweise das Ausnähen, welches letztere die Verschlingungen der Bogenlinie reiner und schöner vergegenwärtigt wie das Ringelegen. Beide Arbeiten sind eigentliche Handübungen und nehmen eben desshalb auch das Auge mehr in Anspruch als das Täfelchen- und Ringelegen.

Die Formen, welche das Durchstechen darstellt, sind Sonnen- und Sternformen, Kreuze und Ringe; auch Kronen und andere Gegenstände, die man sich als leuchtend denkt, können hinzukommen. Die Beschäftigung interessirt durch die hervorgebrachten „Erscheinungen“ und ist als Übung der Hand und des Auges besonders für Solche, welchen es schwer wird einen Punkt zu fixiren und eine Spitze nach diesem Punkte sicher zu bewegen, wichtig. Davon sind unter den Idioten viele, und die Übung des Durchstechens bewirkt oft in kurzer Zeit, dass die zitternde Handbewegung, mit der sie anfangs die Nadel dem Durchstechpunkte nähern, überwunden wird.

Die Auffassung der Form wird zwar durch die leuchtende Erscheinung unterstützt, aber bei dem engen Kreise von Formen, in dem sich das Durchstechen hält und zu halten hat — denn von dem Character der bestimmten Darstellung darf nicht abgegangen werden — ist die Beschäftigung für die Ausbildung des Formensinnes von nicht allzu grossem Belange.

Aus allem diesen geht hervor, dass den genannten Beschäftigungen (wo nicht wie bei dem Durchstechen ein besonderes Motiv eintritt) nur wenig Zeit eingeräumt werden kann. Die Arbeiten, welche ausserdem Zierformen darstellen, sind ausser dem schon erwähnten Flechten und Ausnähen — welches letztere es nur theilweise mit Zierformen zu thun hat — das geometrische Ausschneiden und Ausmalen. Das Flechten hat sich durchaus auf geradlinige Figuren zu beschränken; die Versuche, damit annäherungsweise Formen mit Bogenlinien darzustellen, sind geschmacklose, da das Quadrat als Element der Zusammensetzung dem Auge immer bemerkbar bleibt. Die „Erfindung" hat dessenungeachtet ein ziemlich weites Feld; aber zu den Arbeiten, bei denen man zeitweilig die Schüler „erfinden" oder frei arbeiten lassen kann und soll, gehört das Flechten nicht. Zu den bildenden Momenten desselben, die wir nach dem, was wir über die Zierform im Allgemeinen gesagt haben, nicht besonders auseinanderzusetzen brauchen, gehört auch, dass es Zahl und Raum in Verhältniss setzen lehrt. Für die Knaben hört das Flechten mit Papierstreifen sowie das flechtende Flächendarstellen überhaupt nach dem Austritt aus der Elementarclasse auf, für die Mädchen setzt es sich fort, und insofern zu andern Stoffen übergangen wird, modificirt sich auch der Umkreis der möglichen und zulässigen Formen.

Bei dem geometrischen Ausschneiden werden aus einem mehrfach zusammengefalteten quadratischen Stück Papier Ausschnitte gemacht, die sich natürlich, wenn das Blatt entfaltet wird, als zweiseitige und je nach der Faltung in regelmässiger Entfernung wiederholte Figuren darstellen, sodass eine negativ-positive Zierform entsteht. Man muss nicht von vornherein verlangen wollen, dass der Schüler sich die bestimmte Figur, welche

aus dem bestimmten Ausschnitte entstehen wird, vorstellen soll, weil er dazu unfähig ist; die entstehende Form ist für ihn eine jedesmalige Überraschung und kann es längere Zeit hindurch bleiben. Die Übung besteht demnach zunächst vorzugsweise darin, dass die Winkel des Ausschnittes genau aufgefasst und derselbe genau ausgeführt wird, wozu bei der Faltung des Papiers ein rascher, energischer, durchgreifender Schnitt, also ein abgemessener und kräftiger Zusammendruck der Hand erforderlich ist. Später muss der Schüler allerdings angeleitet werden, sich von der entstehenden Figur eine ungefähre Vorstellung zu machen, damit er nicht, wenn er etwa für sich arbeitet, in ein gedankenloses Probiren verfällt. Die Formen werden mannichfaltiger und ansprechender, wenn die Ausschnitte aus mehreren Seiten gemacht werden, und es wäre eine ganz unnütze Pedanterie, erst die „möglichen" geradlinigen Ausschnitte an einer Seite erschöpfen zu wollen, um sie dann an zweien darzustellen, da diese möglichen Ausschnitte keineswegs durchweg schöne Figuren abgeben. Ebenso pedantisch ist es, wenn man die geradlinigen Ausschnitte erschöpft haben will, ehe man Bogenlinien anwendet, und die grösste, wenn man es als Regel geltend macht, dass die ausgeschnittenen Stücke beim Aufkleben durchaus als Anfügungen an die Figur verbraucht werden müssen, da es der Natur der ausschneidenden Darstellung geradezu widerspricht, die hervorgebrachte Figur durch Ansätze zu ergänzen. Die Zierformen des geometrischen Ausschneidens nähern sich den organischen an, oder laufen vielmehr vermöge der Art der Darstellung auf jene Zierformen hinaus, welche regelmässige Compositionen andeutungsweise, oder auch ausgeprägt, wenn auch stylisirt dargestellter Blatt- und Fruchtformen sind. Das geometrische Ausschneiden kann sich durch die ganze Schulzeit hindurchziehen und es ist dies zweckgemäss, aber danach auch die Zeit abzumessen, die ihm im Wochenplane eingeräumt werden darf. — Für das Ausmalen scheinen sich zusammengesetzte Sternformen, Rosetten, Schild- und Wappenformen besonders zu eignen, insofern man bei abgeschlossenen Figuren stehen bleiben will; indess ist hierzu gar kein

Grund vorhanden, da das Ausmalen von Rändern mit wiederkehrenden und verschlungenen Figuren die Übung vermannichfaltigt und erleichtert, ohne etwa ausser dem Character der Arbeit zu liegen. Neben dem Ausnähen ist das Ausmalen die einzige Übung, durch welche das Auge die feineren Farbennüancen und die Zusammenstimmung der Farben, auffassen lernt. Es ist daher womöglich insoweit zu üben, dass die Hand in der Abgrenzung der Farben, das Auge in der Unterscheidung ihrer Nüancen völlige Sicherheit gewinnen. Die allgemeine Einführung möchte indessen Schwierigkeiten haben, und dass an das eigentliche Malen in der Volksschule in keiner Art gedacht werden kann, versteht sich von selbst.

Eigentlich architectonische Formen werden hergestellt durch das Bauen, das Stäbchenlegen, das Ausschneiden, die Erbsenarbeiten, die Papparbeiten. Die architectonische Form ist eine Composition mathematischer Formen, für welche einestheils der Zweck des Baus — der seinerseits eine gewisse mathematische Regelmässigkeit zulässt und fordert — anderntheils das Streben nach schönen Verhältnissen bestimmend sind. Den Zweckmässigkeitsformen ist die architectonische Form desshalb nicht u n t e r z u o r d n e n, weil der Zweck — von Brücken, Treppen u. s. w. abgesehen — ein durchaus allgemein, als Raumumschliessung oder plastische Raumbegrenzung, aufzufassender ist, und bei dem wirklichen Bauen sich von jeher und überall die Tendenz geltend machte, über das bloss Zweckmässige hinauszugehen, wobei die Vorstellung einwirkte, dass das Gebäude, wie es sich selber dem Auge als Ganzes zeigt und ansprechend zeigen soll, so wieder den Theil eines weiteren Ganzen, der Umgebung, der Strasse, des Platzes, der Landschaft abgibt. Aus und mit der Bauthätigkeit entwickelt sich kurz gesagt die künstlerische Tendenz, die in der B a u k u n s t ihre Concentration und freie Befriedigung findet. Dass nun Kinder für architectonische Formen einen sehr lebhaften Sinn haben, weiss Jeder, der sie bei der Darstellung solcher Formen gesehen hat, wobei die Leichtigkeit ihrer freien Darstellungen, insbesondere auch beim Ausschneiden, wahrhaft über-

raschend ist. Was das Bauen anbetrifft, das noch zu den Beschäftigungen gehört, so ist es eine Pedanterie — nach Fröbel mit einer beschränkten Anzahl von Würfeln beginnend, durch sie die möglichen Bauformen darstellen zu wollen, ehe man durch die Vermehrung der Würfel und durch das Hinzufügen von quadratischen Säulen mannichfachere und vollkommenere Formen leichter darzustellen ermöglicht. Es versteht sich von selbst, dass die ersten Formen einfach sein müssen, es sollen aber durchaus keine blossen Theilformen sein, und darin, eine mögliche Form hergestellt zu haben, die keine ausgesprochene Bestimmung zeigt, während es doch eine architectonische Form sein soll, liegt für das Kind nicht die mindeste Befriedigung, wie die Nöthigung, mit dem eben gegebenen „Materiale“ solche Formen herzustellen weder für seine Gewöhnung, aus dem Gegebenen das Mögliche zu machen, noch für sein Compositionsvermögen den erwarteten, fast pathetisch betonten Nutzen hat. Allerdings ist die Regel aufzustellen, dass bei allen Compositionen ausgegebenen Stücken diese die einfachsten und niemals für sich besonders ausgearbeitete Formen darstellen sollen. Daraus folgt aber für das Bauen, dass zu demselben alle mathematischen Körper bis zu den Pyramiden, den Vollwalzen und halben Hohlwalzen gegeben werden können und müssen, während ausgearbeitete Säulen, Gesimse u. s. w. streng genommen auszuschliessen sind, was indessen nur für die gewöhnlichen Übungen und nicht für die ausnahmsweise Darstellung bestimmter historischer Gebäude gilt, von der man nicht ganz absehen sollte. Nur der Verwöhnung, der blasirenden Leichtigkeit, abgerundet und ausgeformt erscheinende architectonische Gesammtformen hinzustellen, ist eine Grenze zu ziehen. Das Stäbchenlegen wie das Bauen eine schon dem Kindergarten angehörige Beschäftigung, ist eine Darstellung auf der Fläche, eine Art von Zeichnen, das sich auf gerade Linien zu beschränken hat. Ein solches Zeichnen ist auf die umrissweise Vergegenwärtigung einer Anzahl von Zweckmässigkeitsformen (Werkzeugformen, Gestellen) und auf architectonische Formen wesentlich angewiesen. Es liegt aber in der Natur des Zeichnens, auch des

auf gerade Linien beschränkten, dass es wo möglich einen Theil der Umgebung anzudeuten, dass es der Form die möglichste Mannichfaltigkeit zu geben, und dass es durch die Anwendung der Perspective zu der ihm zukommenden Freiheit zu gelangen sucht, um das Ganze mehrseitig, und sich theilweise deckende, vorder- und hintergrundige Flächen darzustellen. Diese Tendenz beim Stäbchenlegen nicht zur Geltung kommen zu lassen, und sich auf einfache Vorderansichten und Profildarstellungen zu beschränken, obgleich man allerdings, von den erwähnten Zweckmässigkeitsformen abgesehen, von diesen ausgehen muss, wäre höchst verkehrt. Beim Bilderbetrachten entwickelt sich die perspectivische Auffassung des Kindes, wenn auch als eine ziemlich unbestimmte, sehr rasch, und es kommt darauf an, diese Auffassung ausdrücklich zu üben, was natürlich nur an den einfachsten, aber bestimmt hervortretenden perspectivischen Darstellungen geschehen kann. Das Mittel, welches hierzu das Stäbchenlegen bietet, nicht zu benutzen, hat keinen Sinn und ist um so weniger zu verantworten, wenn man dennoch das Stäbchenlegen in die Elementarclasse hinübernehmen und durch dieselbe fortsetzen will.

Hierbei sei im Allgemeinen bemerkt, dass nach der jetzt so ziemlich herrschend gewordenen, richtigen Ansicht das Nachzeichnen von Vorzeichnungen ohne allen Belang ist, indem es für die selbständige Formenauffassung wie für das Vermögen der selbständigen Darstellung so gut wie keinen Nutzen hat, dass aber der Grund der Thatsache in dem Mangel aller für die Einprägung der bestimmten Form wirksamen Momente zu suchen ist. Dies verhält sich anders bei den Arbeiten, welche eine Art von Zeichnen darstellen und zwar zunächst und durchgehends ein Nachzeichnen, das es allerdings — zum Vortheil der bestimmten Auffassung — nur mit den Umrissen und der einfachen Gliederung zu thun hat. Solche Arbeiten sind das Stäbchenlegen, das Ausnähen und das Ausschneiden (Bildausschneiden). Die Darstellung aber bei dem Stäbchenlegen und Ausnähen ist Reliefdarstellung, hebt also die Grundlinien energisch heraus, und bei dem Ausnähen sind diese Linien zudem farbig, wo-

durch die natürliche Färbung und die Schattirung in einer Art vorstellig werden, die für die Formauffassung belangvoller ist, als die veranschaulichende Ausschattirung bei dem Nachzeichnen. Das Ausschneiden, das die Bilder aus der Papierfläche herausarbeitet, prägt durch die eigenthümliche Handbewegung die Wendungen und Windungen der Umrisslinien dem Gefühl ein, und nimmt, indem es nur Umrisse darstellt, von vornherein die ergänzende Phantasie in Anspruch. Dass diese Momente in der That von Belang sind, zeigt sich in den freien Darstellungen der Schüler, zu denen bei dem Stäbchenlegen und dem Ausschneiden ein Theil der gegebenen Zeit verwandt wird. Die freien Darstellungen des Stäbchenlegens sind nicht sehr mannichfaltig, zeigen aber deutlich die Bestimmtheit des Vorstellens, welche gewonnen worden ist, und dieselbe Sicherheit, aber zugleich überraschend ausgreifend und eine Mannichfaltigkeit von Gegenständen umfassend, macht sich bei dem freien Ausschneiden geltend. Die Schüler stellen Gebäude, kleine Landschaften, Thiere in der verschiedensten Bewegung und Thiergruppen dar, natürlich nicht mit tadellos richtiger Zeichnung, aber wohl characterisirt und gut in die Augen springend, sodass man oft Bilder erhält, die an sich des Aufbewahrens werth sind. Warum kommt hingegen bei den Versuchen freier Darstellung, welche Kinder mit dem Bleistifte machen, so wenig heraus, selbst dann, wenn sie im Ausschneiden geübt sind? Weil sie hierbei, indem sie sich frei bewegen wollen — denn nur diesen Fall haben wir im Auge, nicht die Zeichnung eines einzelnen Gegenstandes in der Art wie sie das Zeichnen übt — zu viel unternehmen und bei der Natur des Zeichnens das Vorn und Hinten, das sich Decken der Gegenstände, die *enface-*, Profil- und Halbprofil-Erscheinung derselben vergegenwärtigen müssten, es theilweise auch versuchen, ihre Vorstellung aber nicht insoweit zu bestimmen vermögen, als es zu einer nur annähernd vollständigen Zeichnung gehört. Das Ausschneiden, welches sich auf die Umrisse beschränkt, und keinen Vorder- und Hintergrund hat — obgleich bei landschaftlichen Darstellungen von dem geschickten Darsteller immerhin fernliegende Gegen-

stände abgehoben veranschaulicht werden können — welches ferner alle Stellungen der Körper, die es allzu schwer machen, aus den Umrissen die Gestalt zu erkennen, vermeidet, macht schon durch die gegebenen Schranken den Darsteller sichrer, während es als Übung von vornherein wie das Gefühl für die Formenumrisse ausgebildet so die ergänzende Thätigkeit der Phantasie in Anspruch genommen und geübt hat, was bei dem Zeichnen in keiner Weise der Fall ist. Wir sind also der Ansicht, dass ohne die Arbeiten, welche eine Art des Zeichnens repräsentiren, der Darstellungstrieb des Kindes nach dieser Seite nicht befriedigt wird, und das Zeichnen, indem ihm die unersetzlichen Vorübungen für die Formauffassung und Formvorstellung fehlen, nur sehr langsame Fortschritte machen kann.

Wir haben eben Arbeiten eingehender erwähnt, von denen die eine, das Ausnähen, es gar nicht mit architectonischen Formen zu thun hat, die andere, das Bildausschneiden, alle Arten von Formen darstellt. Auf mathematische und auf architectonische Formen beschränkt oder zu beschränken sind die Erbsenarbeiten, welche durch Zusammenfügung von Stäbchen Figuren und durchsichtige Körper darstellen. Die streng mathematischen Figuren kann man zu Zierformen, aber nur zu solchen, denen eine gewisse, zum Ausdruck zu bringende mathematische Bedeutung bleibt, fortführen; die Zierform als solche liegt nicht im Bereich der Erbsenarbeiten, und mittelst derselben allerhand Zweckmässigkeitsformen, wie Tische, Stühle, Sopha's u. s. w., die grösste Ähnlichkeit erstrebend, darzustellen, ist eine geschmacklose Spielerei, welche dennoch vielfach geübt worden ist. Nach dem, was wir früher im Allgemeinen gesagt, ist es ferner eine unmethodische Pedanterie, erst die verschiedenen Winkel, dann die verschiedenen Dreiecke, dann die verschiedenen Vierecke, dann ihre Zusammensetzungen, sodann endlich die Vielecke und ihre Zusammensetzungen darzustellen, um nun mit den Körpern zu beginnen, statt die Figuren sogleich als Seiten von Körpern erscheinen, und die ihnen entsprechenden Körper darstellen zu lassen, was ganz mit derselben Leichtigkeit geschieht wie das Darstellen von

Figuren. Bei den Erbsenarbeiten wird die Hand und das Auge geübt durch das Stäbchenschnitzen — die erste Handhabung des Messers — und durch das sichere Einbohren der Stäbchen im bestimmten Winkel oder in der bestimmten Richtung; keine Arbeit aber übt im gleichen Maasse das Augenmaass für Winkelgrössen und für Winkelverhältnisse, wie die Auffassungsfähigkeit für mathematische Grössen- und Formenverhältnisse überhaupt, indem sie dieselben in der mannichfachsten Weise vergegenwärtigt, und, da bei dieser Arbeit ihrer Natur gemäss Aufgaben zu stellen sind, ihre praktisch-combinirende Darstellung in Anspruch nimmt. Die Erbsenarbeiten sind und sollen hiernach für den mathematischen Unterricht eine wesentliche Unterlage sein, wesshalb schon bei der Arbeit nicht unterlassen werden darf, die mathematischen Benennungen zu geben, die mathematischen Begriffe zu fixiren und die mathematische Reflexion in Thätigkeit zu setzen. Die architectonischen Darstellungen sollen sich — in Übereinstimmung mit der ganzen Unterrichtsweise — nicht von den mathematischen absondern und ihnen etwa folgen, sondern sich als das Ergebniss einer Composition mathematischer Körper, wobei nach schönen Verhältnissen gestrebt wird, unmittelbar vergegenwärtigen und sich daher an die betreffenden mathematischen Körperdarstellungen überall anschliessen. Abgesehen von der Bestimmung des Baus, welche natürlich immer zum Ausdruck kommt, ist die starre Einfachheit der Composition durch zweckgemässe Absätze, Anfügungen, Umschliessungen zu heben, obwohl die architectonische Darstellung sowohl in dieser Beziehung wie in anderen dadurch beschränkt bleibt, dass sie nur über gerade Linien verfügt. Dieser Mangel der Bogenlinie bedingt, dass zunächst die Vergegenwärtigung des griechischen Styls, sodann aber auch die des gothischen — obgleich, da wenigstens der hauptsächliche Characterzug, die Zuspitzungstendenz, veranschaulicht werden kann, in geringerem Maasse — eine sehr beschränkte bleibt. Die Ergänzung liegt einestheils im Ausschneiden als „zeichnender“ Arbeit, anderntheils in den Papparbeiten als plastischer Darstellung.

Die Natur der Papparbeit erlaubt — die nöthige Fähigkeit

vorausgesetzt — architectonische Formen natürlicher und genauer zu vergegenwärtigen als es durch die Erbsenarbeiten geschehen kann, wobei sich noch die Färbung zu Hülfe nehmen lässt. Indessen ist einerseits in der letzteren Beziehung das Bunte und überhaupt die Spielerei, welche sich insbesondere darin gefällt, Lust- und Phantasiebauten oder auch gewöhnliche „dörfliche" Häuser kleinlich nachahmend zu vergegenwärtigen, durchaus zu vermeiden, andrerseits lässt sich nicht verhehlen, dass zu einer edlen und vollkommenen Darstellung der Architectonik durch die Papparbeit eine schwer zu erlangende Übung vorauszusetzen ist, und dennoch gewisse Unvollkommenheiten nothwendig zurückbleiben. Wir müssen also anerkennen, dass der plastischen Darstellung architectonischer Formen in der Volksschule eine Schranke gesetzt ist, die sie nicht überschreiten kann. Dass sich aber dessenungeachtet die Vorstellung solcher Formen und ihres Schönheitscharacters genügend entwickeln und bilden lässt, und zwar eben durch die darstellenden Arbeiten, bleibt unläugbar. Was die Papparbeiten — welche übrigens die Hand auf das Mannichfachste üben und theilweise energische Bewegungen beanspruchen, ausserdem aber beim Zuschneiden und Zusammenfügen das Augenmaass und die mathematische Berechnung und Combination fortgesetzt in Anspruch nehmen — sonst darstellen, sind „Umschliessungsformen" oder Hohlformen bestimmter praktischer Art, deren Zweck die Aufbewahrung der verschiedensten Dinge ist, wie Schachtelformen, Kästchen- und Kistchenformen. Dem „ästhetischen" Character lassen sich diese Formen wegen des ausgesprochenen Zwecks und der Art des Materials nur theilweise annähern, und zwar reicht auch diese Annäherung niemals weiter als bis zur zierlichen Regelmässigkeit.

Eine andere Art von Umschliessungsformen stellen das Ruthenflechten und das Drahtflechten dar, zwei Arbeiten, welche, obgleich sie beide „Flechten" sind, und es beide, wie eben ausgesprochen, mit Umschliessungsformen zu thun haben — bei denen jedoch, um dies sogleich zu bemerken, das Ruthenflechten stehen bleibt, das Drahtflechten nicht — in Bezug auf das Darstellungsobject, die Darstellungsart, den

Character soweit wie möglich auseinandergehen. Das Ruthenflechten stellt relativ feste Wände für zum Aufnehmen und Tragen von Gegenständen bestimmte Formen, die Korbformen her. Die Korbformen modificiren sich theils nach der besonderen Bestimmung der Körbe, theils vermöge der mehr oder weniger zur Geltung kommenden Tendenz zierlicher Ausführung. Das Ruthenflechten ist jedenfalls eine tüchtige, d. h. insbesondere kräftigende Hand- und Armübung, und nimmt da bei dem mehr vorgeschrittenen Alter und den vorgängigen Übungen die selbständige Arbeit von den Schülern bald verlangt werden kann und muss. das Combinationsvermögen genügend in Anspruch, während es für die weitere Ausbildung des Formensinnes allerdings von nicht allzu grossem Belange ist. Die Zeit, die man dieser Arbeitsübung gewährt, ist hiernach abzumessen; sie ist auf einen Theil des Jahres zu beschränken, wie überhaupt die Arbeiten, um nicht, der fortgesetzten Vertretung ihres ganzen Umkreises wegen, die Übungen in unpraktischer Weise zu zerstücken, auf die verschiedenen Jahreszeiten zweckgemäss zu vertheilen sein möchten. Hierzu ist man eigentlich schon dadurch genöthigt, dass die auf die Gartenarbeiten nothwendig zu verwendende Zeit in den verschiedenen Jahreszeiten eine sehr ungleiche ist, sodann bietet sich für manche Arbeiten, wie gerade für das Ruthenflechten, nur in bestimmter Jahreszeit das vollkommen geeignete Material, und endlich kann in vielen Arbeiten während einer Stunde durchaus nichts von Belang geleistet werden, sodass ihnen mehrere Stunden hintereinander zugewiesen werden müssen. In der dritten Classe, in welcher die Beschäftigungen und das Papierflechten und Ausnähen für die Knaben hinweggefallen sind, sind es nur das Ausmalen und das geometrische Ausschneiden — denen im Allgemeinen nur wenige Stunden eingeräumt werden können — ferner das Bildausschneiden und etwa noch die Erbsenarbeiten, welche eine Leistung von Belang innerhalb einer Stunde gestatten, welchen also vereinzelte Stunden zugewiesen werden können und theilweise müssen, wobei wir jedoch hinsichtlich der Erbsenarbeiten zu bemerken haben, dass sie abwechselnd eine zweistündige Arbeit

durchaus verlangen. Das Ruthenflechten, Drahtflechten, Holzschnitzen und Modelliren nehmen unbedingt zwei oder auch drei Stunden hintereinander in Anspruch, wenn Etwas geleistet werden soll. Wir machen und können diese allgemeinen, für die Methodik des Arbeitsunterrichtes nicht unwichtigen Bemerkungen nur gelegentlich machen, wie uns überhaupt der Reichthum des Materials und die nothwendige Kürze zwingt, diesen und jenen Grundsatz, wo es gerade die Gelegenheit erzielt, zur Geltung zu bringen, obgleich die besondere Entwicklung derselben im Zusammenhange der allgemeinen Betrachtungen „an sich" angemessener wäre.

Das Drahtflechten stellt vom Anfange an „poröse" oder gegitterte Flächen und Gitterumschliessungen dar, also mehr oder weniger „durchsichtige" Wände (wobei auch die Bodenflächen der Drahtsiebe erwähnt sein mögen), geht aber über die sich kreuzenden geraden Linien bald hinaus, und zur Verschlingung von Bogenlinien, sowie zu Auszierungen über, welche die mögliche Mannichfaltigkeit schöner und characteristischer Biegungen in einer Art vergegenwärtigen, wie es durch keine andere Darstellungsart geschehen kann. Weiterhin und abgesehen von den allseitigen Umschliessungsformen, die auch im Bereich des Drahtflechtens liegen — Käfigen u. s. w. — nimmt es sich, so zu sagen, zum plastischen Darstellen einer besonderen Art von „Vollformen" zusammen, indem es, „Stämme" mit Armen, Auszweigungen, Umschlingungen, Ausbreitungen, Öffnungen u. s. w. gestaltend, Zweckmässigkeitsformen, und zwar Gestell- und Trägerformen, die Zweckbestimmung und das gerade gewählte künstlerische Motiv leicht und eigenthümlich „vereinbarend", zur Darstellung bringt. So kann das Drahtflechten Untersetzer, zu den verschiedensten Zwecken, sich nach oben mit Schalenformen, Becherformen, Nestformen oder auch Plattformen abschliessend, ferner einfache und zusammengesetzte Leuchter in mannichfachster Gestaltung herstellen, und zwar in Gestalten, die vermöge des Grundmotivs des sich ausbreitenden, ausspreizenden und umschlungenen Stammes und durch den Character des Gewundenen, der einen sehr bestimmten sinnlichen Eindruck

macht, etwas Eigenthümliches haben, das sie von Allem, was sich aus anderem Materiale herstellen lässt, bestimmt unterscheidet, auch wenn das Grundmotiv ein ähnliches ist. Wir müssen demnach dem Drahtflechten, welches wir auch und jedenfalls als eine treffliche Gymnastik der Hand zu schätzen haben, eine grosse Bedeutung für die Bildung des Formensinnes beilegen, wenn es in der That bis zu künstlerischen Darstellungen, seien diese auch noch die einfachsten, fortgeführt werden kann. Wir zweifeln nicht, dass dies unter günstigen Umständen möglich ist; im Allgemeinen aber dürfen wir uns nicht verhehlen, dass, so lange es sich noch um die Einführung der Arbeiten in die Schule und die erste Gestaltung des Arbeitsunterrichtes handeln wird, weder alle oder auch die meisten Arbeiten überall vertreten sein können, noch in den einzelnen Arbeiten das geleistet werden wird, was an sich geleistet werden kann und soll. Dieses Soll, das Ziel, welches sich die Volksschule für die einzelnen Arbeiten zu stecken hat, durchweg genau zu bestimmen, würde uns zu weit führen; wir müssen uns, wie bisher, begnügen, es mit wenigen Strichen anzudeuten. Dabei ist zu bemerken, dass in Bezug auf das Ruthenflechten, das Drahtflechten und das Holzschnitzen die Frage, ob sie nicht eher in die Lehrlingsschule als in die Volksschule gehören — in jene Lehrlingsschule nämlich, die noch ein Postulat ist, in welcher sich mit der Arbeit Unterricht verknüpft und eine Gruppe zusammengehörender Arbeiten, die eine Gruppe von Vorarbeiten als Unterlage haben, der Art vertreten ist, dass der Einzelne seine Neigung und Fähigkeit allmälig bestimmend, schliesslich eine Arbeitsart zu seinem Fach macht — wohl aufgeworfen werden kann, indessen zu Gunsten der Volksschule beantwortet werden muss. Das Ruthenflechten und das Holzschnitzen, wie es in der Volksschule betrieben werden kann, haben pädagogisch betrachtet, den Character allgemeiner Vorübungen, und wenn das ausgebildete Drahtflechten eine ganz besondere Art productiver Arbeit repräsentirt, so findet es erstens eben desshalb unter den Vorübungen der Lehrlingsschulen nicht wohl einen Platz, während es zweitens als Industrie der Maschinenarbeit anheimfällt und nach der Seite der künstlerischen Dar-

stellung, bei welcher die Handarbeit wieder eintreten muss, noch wenig entwickelt ist, sodass die Volksschule, indem sie es als künstlerische Handarbeit zu gestalten sucht, sich zwar in gewissem Bezug vorgreifend verhält, aber doch, von den natürlichen Schranken ihrer Leistungsfähigkeit abgesehen, nichts anderes thut als was sie auch sonst, im Zeichnenunterrichte, im Musikunterrichte und im Modelliren sich „gestattet", nämlich zum Zwecke der Bildung einen „Kunstzweig" als solchen in sich aufnimmt und übt.

Von den Werkzeugformen im Allgemeinen und den Umschliessungs- oder Hohlformen insbesondere scheiden wir die Gefässformen als diejenigen aus, welche — mit einer Ausnahme, die wir zu erwähnen haben — bestimmt sind, Flüssigkeiten aufzunehmen, die wieder aus ihnen herausgeschöpft oder herausgegossen werden. Ihre praktische Bestimmung verlangt im Allgemeinen die Abrundung, im Besonderen Modificationen dieser Abrundung und Ansätze, wie Henkel und Schnäbel; die praktisch bedingte Gestalt aber ist eine solche, welche den Sinn für schöne Verhältnisse und für wohlgefällige und bedeutsame Auszierungen zur Bethätigung unmittelbar herausfordert. Bei den Topf- und Tiegelformen lässt sich die zweckbedingte Gestalt nur gezwungen, also einfach nicht im ästhetischen Sinne modificiren; aber die Krugform, die Napfform, die Kannenform, die Schaalenform und die Becherform lassen eine mannichfache, ästhetisch ansprechende Ausgestaltung zu, deren Character mit der praktischen Bestimmung gegeben und einzuhalten ist. Unter dem Ausdrucke Vasenformen, der an sich ein allgemeiner ist, aber eine gewisse Bestimmtheit angenommen hat, könnte man die Napfformen, Krugformen und die Mittelformen beider, an die man bei dem Ausdrucke vorzugsweise denkt, zusammenfassen. Zu diesen Mittelformen gehört die antike Urnenform, und eben die Urnen geben vermöge ihrer besonderen Bestimmung — die Asche der Todten aufzunehmen — die oben erwähnte Ausnahme ab, wobei kaum gesagt zu werden braucht, dass wir die leere Urne als Auszierungsform ernsten Characters verwenden.

Von den „zeichnenden" Arbeiten ist es nur das Bildaus-

schneiden, welches Gefässformen darstellt; von den Darstellungen des Ausnähens sind sie auszuschliessen. Dass das Zeichnen selber auf einer bestimmten Stufe die Gefässform, deren Darstellung die Auffassung und Nachzeichnung der organischen Form vorbereitet, zu berücksichtigen hat, versteht sich von selbst. Unter den plastischen Arbeiten ist es nur das Modelliren, durch welches Gefässformen dargestellt werden können und müssen. Es würde indessen dem Zwecke des Modellirens in der Volksschule widersprechen, wenn man über die Herstellung der einfacheren Schalen- und Becherformen hinausgehen wollte, und zwar kann hier die Herstellung dieser Formen als Vorübung für die Herstellung organischer Formen überhaupt nicht betrachtet und behandelt werden, vielmehr sind manche organische Formen, wie Schwammformen und Fruchtformen, vor den Gefässformen herzustellen, und werden von den Schülern eben wegen ihrer Unregelmässigkeit, obgleich sie genau nachzubilden sind, leichter hergestellt wie die einfachen Gefässformen, deren Herstellung indessen den besonderen Nutzen für die allgemeine plastische Auffassungs- und Darstellungsfähigkeit hat, dass sie in der genauesten Auffassung der Profillinien, welche sich entsprechen müssen, und der zu- und abnehmenden Stärke, der Verdickung und Verdünnung der Stämme und Wände übt. Dass diese Übung auch für die richtige, d. h. wirklich plastische Auffassung der thierischen und der menschlichen Gestalt — bis zu deren Darstellung das Modelliren der Volksschule selbstverständlich nicht gelangt — von Belang ist, sei beiläufig ausgesprochen. Das Nachbilden stylisirter Zweig-, Blatt- und Blüthenformen zieht sich durch alle Stufen, und mit der Nachbildung des natürlichen Blattes und des Zweiges mit Blattwerk und Blume oder Frucht nebst der Darstellung von Randverzierungen im Relief wie verschlungener Stäbe mit Blattwerk, ferner einzelner symbolischer Formen, wie des von der Schlange umwundenen und des geflügelten Stabes, darf und muss das Modelliren der Volksschule abschliessen, wo nicht besonders günstige Umstände erlauben, auch noch einige, durch die Stylisirung vereinfachte Thierkörper darzustellen. Ausserdem gehört die

geographische Plastik als wichtiges Hilfsmittel des weltkundlichen Unterrichts, jedoch mit diesem unmittelbar verbunden, zum Modelliren der Volksschule. Dabei ist zu bemerken, dass sich das Herstellen von Gefässen, welches auf einer mittleren oder Übergangsstufe Hauptübung ist, fortsetzt, also bis zuletzt vertreten bleibt. — Das Holzschnitzen lässt sich in der Volksschule zum Darstellen von ausgezierten Gefäss- und von organischen Formen nicht fortführen; es muss sich also auf die Herstellung von Werkzeugformen, die theils eine im Kleinen nachbildende, theils die Herstellung zum Gebrauch geeigneter Werkzeuge ist, beschränken, sodass es nur die handwerkliche Seite der Schnitzarbeit vertritt. Für die Übung des plastischen Holzschnitzers sind besondere Schulen nöthig. Unter den zeichnenden Arbeiten ist es wiederum nur das Ausschneiden, welches die Werzeugformen darstellt, und zwar ist es die zweite Stufe des Ausschneidens, welche durch das Darstellen der verschiedensten friedlichen und kriegerischen Werkzeuge ausgefüllt wird, während der übrige Raum für die Darstellung — schon complicirter — architectonischer Formen verwandt wird. Die dritte Stufe bringt die Gefässformen und organische Formen, vorzugsweise Pflanzen-, Blatt- und Fruchtformen, aber auch einige einfache Thierformen. Ihre ausgebreitete, obgleich nach gewissen Grundsätzen, die wir früher aufgestellt und auf die zeichnenden Arbeiten angewandt haben, zu beschränkende Vergegenwärtigung finden die Thiergestalten innerhalb der vierten Stufe. In welcher Weise sich Ausschneiden und Ausnähen in Bezug auf die Darstellung organischer Formen ergänzen, haben wir gleichfalls schon ausgesprochen und wollen hier nur noch beiläufig hervorheben, dass die Darstellung von Blumen, von Schmetterlingen, Bienen und von solchen Vögeln, deren Gefieder ein sich nicht im Ganzen gleichmässig anschliessendes, der umrissweisen Darstellung der Gestalt wiederstrebendes oder deren Gestalt an sich ohne die Färbung eine wenig characteristische ist, vorzugsweise dem Ausnähen zukommt.

Die Frage, wie sich die Idioten zu den Beschäftigungen und Arbeiten verhalten, lässt sich im Allgemeinen nur so be-

antworten, dass dieses Verhalten bei der ausserordentlichen Verschiedenheit der idiotischen Charactere ein sehr verschiedenes sein muss, dass es aber bei allen Idioten Mühe kostet, einen consequenten, wenn auch langsamen Fortschritt zu erzielen, indem da, wo Schwächen der Sinne und der Bewegungsorgane kein Hinderniss abgeben und auch das moralische Hinderniss unlustiger Trägheit oder an- und eingebornen Oppositionsgeistes nicht vorhanden ist, die Zerstreutheit und Zerfahrenheit erst zu überwinden sind, ehe sich die vorhandene Anlage in Anspruch nehmen und benutzen lässt, und dass endlich die meisten Idioten hinter dem, was normal organisirte Kinder in den Formenarbeiten bei rechter Leitung leisten, weit zurückbleiben. Die meisten Idioten kommen in Bezug auf die Beschäftigungen und Arbeiten, die sich aus dem Kindergarten in die Elementarclasse fortsetzen, über die Kindergartenstufe nicht hinaus, was indessen keinen Grund abgeben darf, dieselben, wenn sie die nöthige Kraft haben, von Arbeiten wie das Ruthenflechten und das Holzschnitzen, die der Arbeitsunterricht in den oberen Classen eintreten lässt, auszuschliessen, wobei wir selbstverständlich an die Knaben denken. Sie können dahin gebracht werden, in diesen Arbeiten Etwas zu leisten, wenn ihnen auch die Anleitung nicht entbehrlich wird, und diese Leistungsfähigkeit hat, wie die in den Gartenarbeiten, einen unmittelbar praktischen Werth; sie kann späterhin in consequenter Weise in Anspruch genommen und benutzt werden, um die mehr oder weniger gebesserten oder geheilten Idioten einen grösseren oder geringeren Theil ihres Unterhalts erwerben zu lassen, womit nicht gesagt sein soll, dass sie nur auf diese im Kreise des Arbeitsunterrichtes vertretenen Arbeiten angewiesen wären, und nicht auch andere noch ausdrücklich lernen oder bei Handwerkern verschiedener Art als Lehrlinge eintreten könnten. Was die Mädchen anbetrifft, so hält es nicht schwer, diejenigen, deren Handbeweglichkeit überhaupt entwickelt wird, zum Mattenflechten, zum Flechten mit Tuchstreifen (durch welches Boden- oder Fussdecken, aber auch Beutelformen, Hausschuhe u. s. w. für das gewöhnliche Bedürfniss herge-

stellt werden können), zum Stricken zu befähigen, und wenn die Ergiebigkeit dieser Arbeiten nicht hoch angeschlagen werden kann, so ist eben zu bedenken, dass die für den Lebensunterhalt ausreichende Ergiebigkeit weiblicher Arbeiten eine Geschicklichkeit verlangt, an welche bei Idiotinnen im Allgemeinen gar nicht zu denken ist — obgleich einzelne wohl dahin gelangen mögen, unter Aufsicht selbst künstliche Stickarbeiten auszuführen — dass es aber als ein wesentlicher Gewinn gelten muss, wenn Idioten dahin gebracht werden, sich in bestimmter und irgendwie einträglicher Art den Tag über beschäftigen zu können.

Abgesehen von den eben genannten Arbeiten, bei denen schon die Rücksicht auf den künftigen Erwerb maassgebend ist, und wenn wir die Beschäftigungen und Arbeiten einfach vom pädagogischen und heilpädagogischen Gesichtspunkte aus betrachten, haben wir in ihnen das einzige Mittel zu erkennen, durch welches es möglich wird, die Idioten — von denen bei manchen vor Allem Schwächen der Sinne und Hemmungen der Handbeweglichkeit zu überwinden sind, und nur durch die consequente Übung überwunden werden können — einerseits zur Concentration der sinnlichen Aufmerksamkeit, zum Zusammennehmen des Willens und zu einem consequenten Thun gewöhnend zu befähigen, andrerseits ihren Anschauungstrieb, die Tendenz der Formenauffassung zu wecken und zu regeln und ihre Begriffe von den Farben- und Formengegensätzen und Unterschieden zu f i x i r e n. Der theoretische Unterricht vermag für sich weder das Eine noch das Andere; er lässt sich bei den meisten Idioten, ohne dass sie durch Beschäftigung und Spiel genügend lange Zeit vorbereitet sind, gar nicht beginnen, auch wenn er die grösste „Anschaulichkeit“ anstrebt und an sich erreicht, und er würde bei denjenigen Idioten, die sich ausnahmsweise früher und mehr „unterrichtsfähig“ als „arbeitsfähig“ zeigen, im günstigsten Fall doch nur ein einseitiges „Bildungsresultat“ erzielen, wenn man die Arbeitsfähigkeit vernachlässigen wollte.

Im Levana-Kreise hatten wir nur einen Idioten, welcher, während er in allen Formenarbeiten, für welche er sich gewöhn-

lich unlustig und nur in besonderer, ausnahmsweiser Stimmung eifrig zeigte, äusserst geringe Fortschritte machte und in manchen über den Anfang nicht hinauskam, für einen bestimmten theoretischen Unterricht — den Leseunterricht mit dem Bildbetrachten — ein lebhaftes Interesse entwickelte und darin verhältnissmässig rasche Fortschritte machte. Dies war der narrenhafte, durch absonderliche Neigungen, wie die für das Haarabschneiden, die Uhren, die kirchlichen Ceremonieen ausgezeichnete, mit einer gewissen „vornehmen" Haltung begabte Idiot, dessen wir öfter erwähnten (T. II. F. 5.). Die Lebhaftigkeit seines Interesses für das Lesen trat später wieder zurück, und wir wollen zur Vervollständigung seiner Entwicklungsgeschichte hier bemerken, dass er überhaupt allmälig ein ruhiges und verständiges Wesen annahm, nur noch höchst selten aufgeregt erschien, obgleich er sich fortgesetzt nicht ungern unterhielt, dabei aber seine Abneigung gegen jede Anstrengung entschieden herausstellte und sie durch die oft wiederholte Äusserung, dass er nicht zu arbeiten „brauche", motivirte. Die consequenteste Opposition gegen ein regelmässiges Fortgehen im Arbeiten, ja gegen jede bestimmte Aufgabe entwickelte der durch seine Schlauheit ausgezeichnete, beschränkt-narrenhafte Idiot (T. I. F. 6.), dessen wir öfter gedachten; übrigens zeigte derselbe bei manchen Beschäftigungen, wie bei dem Täfelchen- und Ringelegen, wenn man ihn „frei" arbeiten liess, ein ziemliches Compositionsvermögen. Eine sehr entschiedene Anlage zu allen Formenarbeiten zeigte der narrenhafte Idiot (T. I. F. 4.), der anfangs an plötzlichen, sich durch Beissen äussernden Aufregungen litt, und, wenn er nicht streng zusammengehalten wurde, unablässig und unmotivirt von einem Gegenstand auf den anderen übersprang. Bei den Arbeiten gelang es bald, seine Aufmerksamkeit zu concentriren, und er ging überall mit einer Leichtigkeit, die sich nicht bei allen gesunden Kindern findet, vorwärts, den angebornen Sinn für Formen auch in freien Compositionen bewährend. Was indessen ihm wie allen Idioten versagt blieb, war die freie zeichnende Darstellung von Landschaften und organischen Gestalten mittelst

des Bildausschneidens. Wir haben keinen Idioten gekannt, der hierzu auch nur einen Ansatz, einen wirklichen Versuch gemacht hätte, obgleich es nicht an solchen fehlte, die jedes Bild, wenn auch nicht nachschnitten, so doch mit Genauigkeit ausschnitten. Diese Unfähigkeit der Idioten, das Lebendige und Organische andeutend zu reproduciren, gehört offenbar zu den „Lücken", welche zusammen die „Kluft" bilden, die das geistig gesunde Kind von dem idiotischen trennt, und zwar ist der eben ausgesprochene Mangel gegenüber der Liebe, mit der sich die gesunden Kinder dem freien Darstellen des Lebendigen hingeben und der Sicherheit und Leichtigkeit, die sie bald darin erlangen, ein ebenso entschiedener und characteristischer, wie der Mangel des Interesses am Märchen, den wir früher erwähnt haben.

Was wir noch über die Gestaltung der Spiele und ihr gegensätzliches Verhältniss zu Arbeit und Unterricht, sowie über die Wanderungen, die dem Unterrichte eine directe Basis sein sollen, zu sagen und geltend zu machen haben, versparen wir auf den folgenden Vortrag.

Elfter Vortrag.

1.

Das Spiel als Genuss; sein Verhältniss zur Kunst und zur Lernarbeit; seine Bedeutung für die ästhetische Bildung. — Das mimische Moment des Spieles; die Annäherung an die dramatische Darstellung und ihre Grenzen. — Die Bestimmtheit des Spieltriebes und das Verhalten der Pädagogik zu diesem Triebe. — Die „Fortschrittler“. — Die Gestaltung des Spiels und die Spielgattungen. — Die Wanderung im Verhältniss zum Spiel, zu den praktischen Arbeiten und zu der Heimaths- und Weltkunde. — Das Moment der ästhetischen und der Intelligenzbefriedigung im Genusse der Wanderung. — Der Unterschied der Wanderung und des „Spatzierganges“. — Die pädagogische Leitung und Verwerthung der Wanderungen. — Das gymnastische Moment der Wanderung. — Nothwendigkeit der Wanderung für die Idioten und Verhalten derselben. — Das Bildbetrachten. Nothwendigkeit und Methode desselben; seine Zugehörigkeit zu dem Sprachunterrichte der Elementarclasse. — Die Correspondenz des Bildbetrachtens mit der Wanderung, und ihr beiderseitiges Verhältniss zur Heimath- und Weltkunde. — Die propädeutische Vermittlung der Heimaths- und Weltkunde im Sprachunterricht. Verkehrte Methodik. — Die Besonderung der Heimathkunde in der Weltkunde. — Der Sprachunterricht der Elementarclasse als Sachunterricht. Die Aufgabe des specifischen Sprachunterrichts. Die in die Levana eingeführte Methode des Lese- und Schreibunterrichts. — Die nothwendigen Disciplinen der Volksschule.

Die Momente des Unterschiedes zwischen der Lernarbeit — zu welcher Arbeitsübungen und Unterricht gehören — und dem Spiele haben wir schon öfter hervorgehoben. Während die erstere die Thätigkeit des Zöglings in verschiedenen

abgegrenzten Richtungen consequent in Anspruch nimmt, um bestimmte Fähigkeiten auszubilden oder bestimmte, und zwar durch ihren objectiv-realen Inhalt bestimmte Arten des Wissens und Könnens zur Aneignung zu bringen, bezweckt das Spiel die unmittelbare Bethätigung der vorhandenen Kräfte — ihr Zusammenspiel — und das unmittelbare Herausstellen, die Selbstdarstellung der Individualität, verlangt aber, um Gestalt anzunehmen, einen „idealistischen", der Einbildung angehörigen, objectiven Zweck, ein Bethätigungsinteresse objectiver Art, das, an sich betrachtet, ein Scheininteresse ist, dessenungeachtet jedoch zu einem höchst lebendigen und spannenden wird, weil es einerseits den Trieb der Selbstdarstellung und Kraftoffenbarung hinter sich hat, andererseits eben als ein eingebildetes die Phantasie in Thätigkeit setzt und befriedigt. Wir können in dem Spielinteresse zwei Momente unterscheiden, von denen immer das eine oder das andere vorherrscht: das Interesse der Rivalität, des Gewinnens, des Sieges, und das Interesse, ein mehr oder minder bedeutsames Ganzes von Bewegungen und Thätigkeiten zu vergegenwärtigen. Beide Interessen verlangen die Gemeinsamkeit des Spiels, welche demselben durchaus wesentlich wird, sobald der Gegensatz von Spiel und Lernarbeit hervorgetreten ist; denn wie ohne die lebendige, unmittelbare und sich unmittelbar regelnde Beziehung der Einzelnen zu einander vom Spiel überhaupt nicht die Rede sein könnte, so enthält diese Beziehung ein Hauptmoment sowohl der Befriedigung, welche das Spiel gewährt, wie des Gewinns, welcher sich aus demselben für die Entwicklung der Individuen ergibt.

Auf die allereinfachste Weise lässt sich der Gegensatz der Lernarbeit und des Spiels so ausdrücken, dass dieses, das Spiel, Genuss ist. Es wäre eine Tautologie, wenn wir hinzufügen wollten: ein thätiger Genuss, indem der Genuss im Unterschiede von der Erholung immer die Thätigkeit des Geniessenden in Anspruch nimmt und die Befriedigung über den bewährten Besitz eines Vermögens einschliesst. Indessen lässt sich doch die bloss innerliche und die zugleich äusserliche Thätigkeit unterscheiden, und es gibt Genüsse, bei denen

das Verhalten des Geniessenden ein äusserlich passives ist. Wir dürfen und müssen also das Spiel als einen Genuss characterisiren, welcher neben der Phantasiethätigkeit die äusserliche, wirksame und darstellende Thätigkeit fordert, wobei zu bemerken ist, dass das objective Material, welches für die Wirk-, Kampf- und Darstellungszwecke des Spiels herbeigezogen wird, sich auf das unbedingt Nothwendige beschränken muss, wenn das Spiel die Reinheit seines Characters und Wesens behaupten soll. Das wesentliche Mittel für die Aufführung des Spiels müssen die Spielenden selbst bleiben, die sich durch das Spiel in bestimmter und mannichfach modificirter Art zum gegenseitigen Object werden. Nur in demselben Maasse, als das mimische Spiel, das hier insbesondere in Betracht kommt, zum Kunstwerk, zur formellen, concentrirten und offenbarenden, Grund und Gesetz herauskehrenden Darstellung des geschichtlichen Lebens wird, dürfen sich die objectiven Darstellungsmittel durch das Zusammenwirken verschiedener Künste mehren, und wenn gesagt werden kann und muss, dass die Kunst überall aus dem Spiel hervorgegangen ist und in gewissem Sinne Spiel bleibt — was kein Widerspruch gegen die Würde der Kunst, vielmehr für diese Würde wesentlich ist — so kann doch von der Aufführung von Kunstwerken so lange nicht die Rede sein, als die Spielenden oder Darstellenden noch nicht zur Reife gediehen, unerfüllte Persönlichkeiten sind, sodass sie mit dem Anspruche und Versuche, ein volles Kunstwerk aufzuführen, nur eine Carricatur desselben zu produciren vermöchten. Hiermit ist eine Grenze der dem pädagogischen Spiele angehörigen mimischen Darstellung — die noch innerhalb der Volksschule einen dramatischen Character allerdings annehmen kann und soll — nach oben hin und gegen das Schauspiel bezeichnet, die auf das strengste eingehalten werden muss, für alle Stufen des Spiels aber eine bestimmte Enthaltsamkeit gefordert, ohne welche der bildende Einfluss des Spiels wesentlich beeinträchtigt wird, und zwar insoweit beeinträchtigt werden kann, dass die Spielübung, statt die harmonische Kraftentwicklung zum Resultate zu haben, blasirend wirkt, d. h. die durch die Erziehung

zu überwindende „Bedürftigkeit“ künstlich steigert. In diesem Bezug, in der bedachtlos-freigebigen Gewährung fertiger Spielmittel wird von den Eltern schon während der ersten Kindheitsperioden häufig und der Art gesündigt, dass sich der angerichtete Schaden schwer wieder gut machen lässt.

Das Spiel ist ästhetisches Bildungsmittel, und zwar ein so wesentliches und unentbehrliches, dass von einer ästhetischen Erziehung ohne die pädagogisch geregelte Spielübung schlechthin nicht die Rede sein kann. Man spricht zwar von den ästhetisch bildenden Momenten, welche die verschiedenen Disciplinen des Unterrichts enthalten, indem man sich der Meinung überlässt, dass diese Momente nur zu „gehöriger“ Geltung gebracht werden dürfen, um dem Anspruche, „auch“ für die ästhetische Bildung das „Nöthige“ zu thun, gerecht zu werden. Aber abgesehen davon, dass sich häufig, wenn man näher zusieht, worin das ästhetisch Bildende dieser und jener Disciplin gesetzt wird, die dürftigste und beschränkteste Auffassung dessen, was die ästhetische Bildung ausmacht, herausstellt, jene „Momente“ also es nur für eine solche Auffassung sind, lässt keine Lernarbeit ein allgemeines und vollkommenes ästhetisches Verhalten zu, weil jede das vorhandene Vermögen in einer abgegrenzten, mehr oder minder einseitigen Richtung in Anspruch nimmt, während das allgemeine und vollkommene ästhetische Verhalten das freie, obgleich geregelte Zusammenspiel der Kräfte ohne einen andern als den sich durch die Bethätigung unmittelbar und vollkommen erfüllenden Zweck, welcher die Momente der Selbstdarstellung und der Production der Erscheinung hat, durchaus fordert, nur aus dem ästhetischen Verhalten aber, das sich wiederholt und durch die Übung erhöht, die ästhetische Bildung hervorgehen kann. Dass jeder Unterricht ein ästhetisches bildendes Moment haben soll, versteht sich auf unserem Standpunkte ganz von selbst, indem wir überall die Ansicht vertreten, dass die gegenwärtig herrschende praktische, sowie die dieser praktischen entsprechende theoretische Pädagogik weit davon entfernt sind, die ästhetisch-bildenden

„Momente“, die in der Lernarbeit und durch sie zur Geltung kommen müssen, genügend zu würdigen, als im Bildungszwecke an sich gegebene anzuerkennen und mit ihrer Geltendmachung Ernst machen zu wollen, wofür der entscheidendste Beweis ist, dass die bestehende Schule das für die Entwicklung des Formensinnes Mögliche und Nöthige nicht thut. Aber auch vorausgesetzt, dass jeder Unterricht insoweit ästhetisch bildend wirkt, als er dazu an sich vermögend ist, und dass die Schule die zur Entwicklung des Formensinnes nothwendigen Mittel in den Umkreis des Unterrichts aufgenommen hätte, würde die ästhetische Bildung, die unter dieser Voraussetzung erreicht werden könnte, ohne dass das allgemeine ästhetische Verhalten, welches als solches dazu angethan ist, die verschiedenen Momente des ästhetischen Vermögens, wie sie heraustreten, verknüpfend in sich aufnehmen, also ohne dass das Spiel geübt würde, eine theil- und bruchstückweise, ihren Begriff nicht erfüllende sein. Denn wenn man unter der Bedingung, dass man die Einheit des Individuums von vornherein anerkennt, also von einer abstracten Scheidung weder ausgeht noch zu ihr gelangen kann, die körperliche, intellectuelle und moralische Erziehung oder die gymnastische, intellectuelle und sittliche Seite der Erziehungsaufgabe zu unterscheiden wohl berechtigt ist, kann von der ästhetischen Seite der Erziehung oder von der ästhetischen Bildung als einer zu der körperlichen, intellectuellen und sittlichen *hinzukommenden* nicht die Rede sein; vielmehr ist und bleibt die Erziehung eine unästhetische, so lange die verschiedenen Erziehungsmittel nicht zu derjenigen *Harmonie* gebracht sind, welche die Herstellung der vollen Individualität verlangt, diese Harmonie aber in einem ästhetischen Verhalten, dass die Individualität als einige herausstellt, zu einer ausdrücklichen Bethätigung kommt, die als solche zugleich ihre den Zweck durchsetzende Vermittlung ist. Die ästhetische Anregung, welche hier und dort „ästhetische“ Empfindungen hervorzubringen strebt, und die nothwendig beschränkte Ausbildung einzelner ästhetischer Productionsfähigkeiten lassen den unästhetischen Character der Erziehung bestehen; aber nur, wenn die Erziehung eine ästhe-

tische ist, wird die erzieherische Thätigkeit in der That zu einer in sich einigen.

Aus dem bisher Gesagten geht zur Genüge die Wichtigkeit hervor, die wir dem Spiel als pädagogischem Mittel beizulegen haben, oder richtiger gesprochen, die Nothwendigkeit dieses Mittels für die ihren Begriff erfüllende Erziehung. Freilich ist die Wirksamkeit dieses Mittels eine bedingte, und zwar ist ihre nächste unerlässliche Voraussetzung, dass die praktisch-ästhetische Productivität, das objectiv-sachliche Darstellungsvermögen, allseitig herausgebildet wird, indem, wie in dieser Forderung schon ausgesprochen liegt, das Spiel zwar das allgemeine — sich mannichfach modificirende — ästhetische Verhalten repräsentirt, aber das ästhetische Vermögen nur einseitig bethätigt und übt, während es eine eitle Einbildung ist, zu meinen, dass die ästhetische Genussfähigkeit als eine eingehende und allseitige entwickelt werden könne, ohne dass das ästhetische Darstellungsvermögen nach allen seinen Richtungen bis zu einer gewissen Grenze, welche in dem Zwecke der vor der Berufsbildung zu realisirenden allgemeinen Bildung gegeben liegt, geübt und verwirklicht wäre. Indessen ist es mindestens sehr unwahrscheinlich, dass sich das Spiel als pädagogisches Mittel allgemein und ausreichend zur Geltung bringt, ehe sich die Schule die Mittel, welche zur Ausbildung des Formensinns und der praktisch-ästhetischen Productivität nothwendig sind, angeeignet hat, wir haben also die Einführung an sich ausreichender und zweckgemäss gestalteter, aber der ersten Vorbedingung für ihre volle Wirksamkeit entbehrender Spielübungen kaum zu erwarten und — wenn man will — zu fürchten. Weiterhin aber folgt aus dem vorhin Gesagten, d. h. aus der Natur des Spiels, die ich kurz zu characterisiren suchte, von selbst, dass es den Fortschritt der Lernarbeit nicht direct und insofern positiv nachweisbar fördern kann und soll, weder dadurch, dass es ein Vorstellungsmaterial erzeugt, welches sich unmittelbar verwerthen liesse, noch dadurch, dass es bestimmte „Geschicklichkeiten" herausbildet, welche als solche Momente der vom Unterricht zu erzielende Fertigkeiten wären.

Die jetzt so zahlreich erfundenen und so begierig aufgenommenen Spiele, welche unmittelbar bestimmten Lernzwecken dienen sollen, gehören zu den pädagogischen Surrogaten und Missgeburten, an denen die Gegenwart leider nicht arm ist. Die naturgemässe Rückwirkung des Spiels auf die Lernarbeit ist eine indirecte, und besteht darin, dass das Spiel im Allgemeinen die Elasticität des Organismus, die Frische der Sinne und des Gemüthes fortgesetzt wiederherstellt, und dem Verhalten in der Arbeit eine gewisse Freiheit mittheilt, im Besonderen den Übungen der Formenauffassung und Formendarstellung einen idealen Hintergrund, der den Formensinn unmerklich potenzirt, dadurch schafft, dass es die lebendige, aus der fortgesetzt bestimmten Empfindung hervorgehende Vorstellung der menschlichen Gestalt vermittelt, wobei zu bemerken ist, dass die zeichnend und plastisch darstellenden Arbeiten der Volksschule wie das Zeichnen selbst als schulmässige bis zur Darstellung der menschlichen Gestalt nicht fortgehen, während bei der freien Arbeit, insbesondere bei dem freien Ausschneiden allerdings theils keck naive, theils schüchterne Versuche vorkommen, menschliche Figuren, insbesondere solche von traditioneller Ausprägung für sich oder — was gewöhnlicher ist — in Landschaftsbildern zu vergegenwärtigen. Ich gehe auf diesen Punkt — die Vorstellung und die Darstellungsfähigkeit der menschlichen Gestalt — nicht näher ein, weil er Gesichtspunkte enthält, deren Erörterung hier viel zu weit führen würde. Jedenfalls ist die indirecte und in einem gewissen Sinne unberechenbare Rückwirkung des Spiels auf den Betrieb der Lernarbeit durchaus nicht gering anzuschlagen, sondern im Gegentheile von einem unersetzlichen Werthe; wenn sie sich aber nicht bemerkbar macht, so kann dies nur in einer unzweckmässigen Gestaltung des Spiels oder in einer Methode des Unterrichts begründet sein, welche die Erhöhung der Thätigkeit durch die Belebung und Erhöhung des Triebes ausschliesst, und den Gegensatz der Lernarbeit gegen das ästhetische Verhalten zu einem unlöslich starren, selbst das Verhältniss der Ergänzung ausschliessenden macht. Obgleich indessen die Rückwirkung des Spiels auf die Lern-

arbeit nicht fehlen darf, so ist doch das grössere Gewicht auf das zu legen, was das Spiel für sich leistet, und, wenn diese Leistung eine fortschreitende sein soll, nur dadurch leistet, dass es die Ergebnisse der Lernarbeit in sich aufnimmt. Diese Ergebnisse bestehen theils in dem Material von Vorstellungen, theils in den Darstellungsfähigkeiten, welche die Lernarbeit vermittelt und ausbildet, das Spiel aber in eigenthümlicher Weise verwerthet und zur Bethätigung bringt.

Hierbei kommt insbesondere der mimische Character des Spiels in Betracht, der sich in dem rhytmischen Bewegungs- und Gesangspiel von vornherein und immer entschiedener geltend macht, bis das mimische Spiel sich als eigene Spielgattung absondert, die eine entschiedene Annäherung an das dramatische Spiel darstellt, während das zurückbleibende rhytmische Bewegungs- und Gesangspiel zur ausgeprägten, obgleich beschränkten, Darstellung des wirklichen, d. h. in der schönen, sich mannichfach modificirenden gemeinsamen Bewegung bestehenden, durch die Verbindung mit dem Gesange gehobenen und gemässigten Tanzes wird, das gymnastische Spiel aber das mimische Moment, welches in ihm enthalten ist — denn das Kampfspiel gibt sich überall, wo es angeht, mimische Motive — umfänglicher und ausgeprägter heraustreten lässt. Dass der Gesangunterricht dem Gesangspiel zu Gute kommt — wie umgekehrt — und dass die Ausbildung des Formensinnes durch die Lernarbeit nicht ohne Einfluss auf die Fähigkeit der geordneten und anmuthigen Bewegung sein kann, lässt sich nicht verkennen und übersehen. Aber der lyrische Gesang umfasst naturgemäss nur einen kleinen Kreis objectiver Vorstellungen, und wenn es auch nicht schlechthin bedeutungslose „Formen" sind, welche die der Mimik sich enthaltende „geordnete und anmuthige Bewegung" entstehen und verschwinden lässt, so liegt doch ihre Bedeutung ganz und gar in der abgemessenen und mannichfachen, durch keinen objectiven Zweck bedingten, keine objective Beziehung gestörten Vergegenwärtigung der menschlichen Gestalt, geht also aus einer Abstraction hervor, mit welcher zwar nicht die Leerheit des Vorstellens, aber die

Beschränkung desselben auf die Selbstvorstellung — diejenige Selbstvorstellung, welche die nachempfindende Anschauung der Andern einschliesst — gesetzt ist. Die Mimik dagegen hat die Tendenz, die menschliche Wirklichkeit, d. h. die menschliche Thätigkeit in ihren verschiedenen Formen, als an das Naturleben gebundene und von ihm freie, als private und als öffentliche und historische allseitig zu vergegenwärtigen, indem sie das Characteristische herausgreift und die Breite des Geschehens zweckgemäss concentrirt. Die mimische Darstellung hat also die Wirklichkeit zu einem Inhalte, den sie verarbeitet und gestaltet; insofern sie aber vermöge der Unreife der Darstellenden und der Kindlichkeit des Standpunktes, für welchen es eine geschiedene Welt der Kinder und der Erwachsenen gibt, und die letztere die noch „jenseitige" ist, an sich den Character der Beschränktheit und Naivetät hat, und um sich nicht zu verirren, sondern stufenweise zu heben, die pädagogische Formirung und Leitung erfordert, kann allerdings von einer freien Verwendung des „Stoffes", den die Wirklichkeit bietet, nicht die Rede sein. Dadurch ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass in der factisch unzureichenden, über die andeutende Symbolik nicht weit hinausgelangenden Darstellung — deren Unvollkommenheit nicht zum Bewusstsein kommt und kommen soll, indem sie, von der ergänzenden Phantasie abgesehen, eine gewisse Abrundung, die ihr gegeben werden muss, zulässt — der vorhandene, theilweise durch die Lernarbeit vermittelte Inhalt des kindlichen Bewusstsein fortgesetzt eine neue, lebendige und concrete Form gewinnt, hierdurch aber in einer Art, die sich nicht ersetzen lässt, verinnert wird. Die Darstellungsvermögen aber, welche im mimischen und dramatischen Spiel zu eigenthümlicher Bethätigung, Bewährung und Übung kommen, sind — von den allgemeinen, nur indirect hervortretenden Vermögen abgesehen — die Sprechfähigkeit und die durch das gymnastische Spiel ausgebildete Fähigkeit der zweckbedingten, objectiv motivirten, sich selber nicht bezweckenden Selbstdarstellung.

Wer die freien, von dem Traditionellen abgehenden und

damit sogleich den mimischen und dramatischen Character annehmenden Spiele der Jugend beobachtet hat, der weiss, wie ausgesprochen und energisch der mimische und dramatische Darstellungstrieb bei den gesunden Kindern aller Altersstufen etwa vom fünften Jahre ab ist, wie sie alles Neue, was sie sehen, erfahren und lernen mit einer überraschenden Leichtigkeit der Erfindung in den Kreis ihrer Darstellungen ziehen, wie aber hierbei falsche Auffassungen häufig hervortreten und meistens für das Spiel kein rechter Abschluss gefunden wird. Einen so energischen Trieb des kindlichen Wesens unbeachtet und unbenutzt lassen, ihn der Verirrung und unvollkommen bleibenden Befriedigung anheimgeben, oder ihn sogar, wie es häufig genug geschieht, durch eine ungemessene Ausdehnung der Lernarbeit zurückdrängen und ersticken, ist eine pädagogische Unterlassungs- und Begehungssünde, die kaum zu entschuldigen schiene, wenn man sich nicht überhaupt die Frage aufwerfen müsste, wo die moderne Pädagogik, welche so lange schon die Entwicklung der Individualität, die Berücksichtigung aller vorhandenen Bedürfnisse, die Entwicklung und Formirung aller vorhandenen Kräfte, die harmonische Herausbildung des Menschen zu ihren Schlagworten gemacht hat, bei einer Vergleichung dessen, was sie proclamirt und fordert, und dessen, was sie thut und nicht thut, ihre Rechtfertigung beginnen und enden will. Und doch schreien diese „Fortschrittler“, welche sich gegen jeden Versuch, mit der Verwirklichung ihres vorgeblichen Princips Ernst zu machen, heftig sträuben, beständig gegen die „Reaction“, welche, sich auf den traditionellen Boden zurückstellend, die Ziele der Schule beschränkt aber auch bestimmt, für ihre Zwecke die passenden Mittel wählt und nicht an jenem traurigen Widerspruche zwischen dem vorgeblichen Wollen und dem thatsächlichen Thun und Nichtthun „leidet“, der bei den Vertretern der „grossen Principien“, welche Pestalozzi und seine Nachfolger „zur Geltung gebracht“, und „daneben“ des unbegrenzten, zeitgemässen Fortschrittes ein so greller ist.

Über die zweckgemässe Gestaltung des Spiels in der

Schule habe ich nur noch wenig zu sagen, weil ich einerseits auf das Einzelne nicht eingehen darf, und übrigens für die Formirung einzelner Spiele der pädagogische und ästhetische Takt, der das Unnatürliche und Unkindliche auszuschliessen, das Unschöne abzuschneiden, und, wo es nothwendig ist, zu ergänzen und abzurunden versteht, die Hauptsache ist, und andrerseits die schon berührten und die noch hervorzuhebenden „Grundsätze" vollkommen ausreichen, um die Aufgabe zu umzeichnen und zu gliedern. Der Ausschluss der sogenannten Lernspiele — der sich für Jeden, welcher von dem Werthe und der Würde des Spiels einen Begriff hat, von selbst versteht, wobei noch ausdrücklich bemerkt sein mag, dass das, was man Lernspiel nennt, mit der anfänglichen, spielenden Beschäftigung, deren Zweck Formendarstellung ist, gar keine Verwandtschaft hat — und die in Bezug auf die äusseren Mittel nothwendige Sparsamkeit sind genügend motivirt. Auch ist darauf hingewiesen, dass das Spiel, welches in der Volksschule zunächst den einfachen Gegensatz des Gesang- und Bewegungsspieles und des gymnastischen Spieles, zu dem die letzte Stufe des Kindergartens gelangt, fortsetzt, obgleich insofern modificirt, als es dem gymnastischen Spiele einen weiteren Raum gewährt, sich späterhin in drei Spielgattungen gliedert, indem das mimische Moment, welches das Bewegungs- und Gesangspiel auf der einen Seite, das gymnastische auf der andern enthielten und entwickelten, zur Selbständigkeit gelangt und eine besondere Spielart begründet, die sich der dramatischen Darstellung annähert. Dabei bleibt dem gymnastischen Spiele das mimische Moment, und auch aus dem Bewegungs- und Gesangspiele, obgleich dieses jetzt die sich mannichfach modificirende und formvolle gemeinsame Bewegung ausbilden soll, kann es nicht ganz verschwinden, indem der begleitende Gesang, um nicht indifferent zu werden, entweder gewisse allgemeine Motive der jedesmaligen Bewegung zum Ausdruck bringen oder sie als eine lyrisch-poetische Handlung characterisiren muss, und hierdurch das zeitweilige Hervortreten andeutender mimischer Bewegungen bedingt. Dass bei keiner Spielart über das der Alterstufe Natürliche

hinausgegangen werden darf, möge ausdrücklich wiederholt sein; wenn es aber schwer scheint, den Begriff des Natürlichen und Kindlichen zu bestimmen, so wollen wir einerseits auf die negative Beschränkung, die in dem entschiedenen Ausschlusse jeder — nothwendig carricirenden — Nachahmung der von erwachsenen Dilettanten und Künstlern auf- und ausgeführten Darstellungen liegt, und auf den *positiven* Maassstab, den das kindliche Bedürfniss, wie es sich in dem leichten und zwanglosen Eingehen auf die betreffende Spielübung offenbart, abgibt, hingewiesen haben, andererseits als ein maassgebendes Gesetz aussprechen, dass sich die pädagogische Spielgestaltung auf den unteren Stufen einfach theils an die gegebenen, in der Volksjugend noch lebendigen, oder früher lebendig gewesenen Spiele, theils, was das mimische Gesang- und Bewegungsspiel anbetrifft, mindestens an das zur mimischen Darstellung herausfordernde Volkslied zu halten hat, um das in dieser Art Vorhandene, insofern es der Formirung bedarf, zweckgemäss zu formen, dass sie aber auch auf den oberen Stufen die willkürliche Erfindung vermeiden und fortgesetzt, wo es möglich ist, wie im Allgemeinen bei den gymnastischen Spielen, das Gegebene benutzen, wo es aber nicht möglich bleibt, bei den Bewegungs- und Gesangspielen wie bei den dramatischen Spielen, auf volksthümliche Motive und Überlieferungen zurückgehen muss. Dieses Zurückgehen kann, was die Zeit anbetrifft, ein weites sein müssen — wie z. B. die altdeutschen und mittelalterlichen Reigen und Gesangtänze, die sich insbesondere auch an die *Feier der Jahreszeiten* knüpften, verschollen und vergessen sind — es darf aber nicht versäumt werden, weil auch die unbestimmte Vorstellung, welche dadurch gewonnen wird, eine zugleich anregende und maassgebende ist.

Die Aufgabe der Erziehung in Bezug auf das Volksleben ist nach der einen Seite die Restauration, die fortgesetzte Erneuung also Erhaltung der durch den Fortschritt der Civilisation stets bedrohten Urthümlichkeit des Volkes, wie nach der anderen Seite die Aus- und Fortbildung des Volkslebens in der Richtung auf die Verwirklichung einer wahrhaft huma-

nen Cultur; nach der einen wie nach der anderen Seite aber ist die pädagogische Neugestaltung und Übung des Spiels ein wesentliches, d. h. nothwendiges Mittel. Hinsichtlich der gymnastischen Spiele möchte ich noch besonders hervorheben, dass das Kriegsspiel — das „Soldatenspiel", welches die Knaben jeder Zeit für sich selbst üben — auf der oberen Stufe zu organisiren ist, dass es an sich einen mimischen Character hat, aber eine Nachahmung der modernen Kriegführung, eine andeutungsweise Darstellung des Schiessgefechtes, nicht sein, sondern auf die „alte" Handwaffe, auf den durch die einfache Stange zu repräsentirenden Speer zurückgehen soll. Für das dramatische Spiel, zu dem sich das mimische Spiel entwickelt, indem es an die Stelle der an sich gegebenen, sich überall und immer wiederholenden Thätigkeiten allmählig den Vorgang, das Ereigniss, die Handlung eintreten lässt, geben schliesslich die entsprechenden Themen die volksthümlichen Sprüchwörter ab, welche in einfacher, aber frappanter Art, in den meisten Fällen humoristisch zu veranschaulichen sind. Hierin das Rechte zu treffen, indem man zwischen der platten Übersetzung des Worts in die Handlung und einer Complication der letzteren, welche über den Zweck der Darstellung und die vorhandene Darstellungsfähigkeit hinausreicht, die positive Mitte findet und einhält, ist allerdings nicht leicht; aber die Gestaltung des Spiels überhaupt verlangt, wie schon gesagt, pädagogischen und ästhetischen Takt, durch den die gleichfalls nothwendige schöpferische Begabung beherrscht wird, es müssen also für dieselbe die specifisch geeigneten „Kräfte", die nicht zu den „untergeordneten" gehören, überall eintreten, und wenn erst die Grundzüge einer solchen Gestaltung gegeben und angenommen sind, wird die Praxis das Übrige thun, d. h. das Vorhandene fortschreitend bestimmen, ergänzen und erfüllen.

Wie das Spiel ist auch die „Wanderung" an sich Genuss, und zwar im Gegensatze zu dem Spiele, das den Kunstgenuss in seiner Einheit mit der künstlerischen Production vertritt, der Genuss, den die freie Betrachtung der Natur und der Wirklichkeit schlechthin gewährt. Dieser Genuss, den

wir vorläufig, abgesehen von der pädagogischen Leitung, wie abgesehen von einem besonderen, schöpferischen Vermögen des Geniessenden, welches sich im Genusse geltend macht, characterisiren, hat zwei Momente oder Seiten; er besteht einerseits in der Beschäftigung und Befriedigung der Sinne und der Phantasie, welche durch die Erscheinungen — die vereinzelten und zusammenhängenden — als solche, durch den Wechsel von Bildern vermittelt und hervorgebracht werden, andrerseits in der zwanglosen Befriedigung des Beobachtungs- und Erfahrungsbedürfnisses, in einer Beschäftigung und Bethätigung der Intelligenz, die den Character der Freiheit, der Allseitigkeit und des unmittelbaren Aneignens dadurch hat und gewinnt, dass sich ihr die verschiedensten bekannten und unbekannten, die Reflexion mehr oder weniger herausfordernden Objecte in zufälliger Folge entgegenstellen und darbieten. Bezeichnen wir diese beiden Momente des aus der freien Betrachtung concreter Wirklichkeit hervorgehenden Genusses als das der ästhetischen und der Intelligenzbefriedigung, so ist zu sagen, dass hier sowohl dem ästhetischen Genuss wie der Intelligenzthätigkeit die Concentration fehlt, und dass dadurch einerseits die Formlosigkeit beider, die Zerstreutheit und Unvollkommenheit des ästhetischen Genusses, die Unbestimmtheit des „Gewinnes“, den die aneignende Thätigkeit der Intelligenz macht, andrerseits die unmittelbare, den ästhetischen Character annehmende Befriedigung der Intelligenz, die besondere Übung der umfassenden oder Gruppen von verschiedenen Erscheinungen oder Gegenständen aufnehmenden Anschauung, die im Verhältniss zu der Leichtigkeit und Raschheit der Auffassung bedeutende, wenn auch grösstentheils „flüssige“ und noch ungestaltete Fülle objectiver Vorstellungen bedingt ist, die der „zwecklose“, aber nicht in abgespannter Stimmung, sondern mit offenen Sinnen und offenem Geiste vollführte „Spatziergang“ — wer dächte nicht sogleich an den Schiller'schen? — in unserem Innern hinterlässt.

Wir sehen hierbei, wie gesagt, sowohl von der pädagogischen Leitung wie von dem besonderen Gestaltungsvermögen, das sich im Genuss bethätigt, ab. Der Schiller'sche

„Spatziergang“ zeigt aber, wie ein gestaltender Geist die wechselnden Bilder, die mannichfachen, zufälligen und contrastirenden Eindrücke, die er bei einem weiteren und einsamen Gange in's Freie erhält, zu einem sich stufenweise entwickelnden Gesammteindrucke zu sammeln, und diesen zu einer concret motivirten, und hierdurch in sich bestimmten Welt- und Gesichtsbetrachtung zu erheben vermag. Wozu nun der entwickelte und gestaltungskräftige Geist einen Gang braucht, was für ihn ein einiger Akt ist, die alles Einzelne und Besondere, das characteristisch hervortritt, beachtende und aufnehmende, aber zu vollkommener Übersichtlichkeit gelangende Auffassung eines landschaftlichen — die „Spuren“ und Erscheinungen der menschlichen Existenz einschliessenden — Ganzen, welche für dieses Ganze den Hintergrund einer umfassenden und bestimmten, den Zusammenhang der menschlichen Existenz einschliessenden Weltanschauung schafft, soll in gewisser Art und Weise das schliessliche Resultat der durch die ganze Schulzeit hindurchgehenden, pädagogisch geleiteten Wanderungen und der Verarbeitung des Stoffes, den sie abgeben, im Unterrichte sein. Es soll also — und in der Bestimmung dieses „Soll“ wird sich die verlangte „Gleichheit des Resultates“ unmittelbar als eine relative zeigen — ein vollständiges und vollkommenes, durchaus gegenwärtiges und verstandenes Bild der Heimath gewonnen werden, den „Rahmen“ dieses Bildes aber sollen die Kenntniss und das Verständniss der Tageszeiten- und Jahreszeiten-Erscheinungen, die Anschauung des Erdganzen mit seiner Luft- und Wasserumgebung, seiner Gliederung, seinen mannichfach abgestuften klimatischen Verhältnissen, seiner entsprechend modificirten vegetativen Bekleidung und thierischen Belebung, endlich die allgemeine Vorstellung der vielgestaltigen Menscheit, ihrer Vertheilung über die Erde, ihrer Existenzweisen, die übersichtliche Kenntniss der Völker, ihrer Gegenwart und ihrer Vergangenheit, bilden. Technisch ausgedrückt: die Weltkunde soll die Umschliessung der Heimathskunde, und beide sollen nicht nur gleichzeitig und mit einander, sondern

auch an einander vermittelt sein, um sich derartig zusammenzuschliessen, dass das kleine Bild zum Verständniss des grossen und umgekehrt das grosse zum Verständnisse des kleinen dient.

Auf dieses Verhältniss der Heimathkunde und Weltkunde komme ich nachher zurück; zunächst ist noch Einiges über die pädagogische Leitung und Organisation der Wanderungen zu sagen, welche der Heimathkunde und Weltkunde unentbehrlichen „Stoff" liefern sollen, deren pädagogische Bestimmung aber sich nicht auf diese eine Aufgabe reducirt.

Schon dadurch, dass wir die Wanderungen als Genuss characterisirt haben, ist ihnen noch eine andere Aufgabe gestellt als die, den heimath- und weltkundlichen Unterricht zu einem thatsächlich „anschaulichen" zu machen. Die Erziehung hat im Allgemeinen die Aufgabe, die Genussfähigkeit wie die Arbeitsfähigkeit auszubilden; wie aber die Arbeitsfähigkeit nur durch die Arbeit, so kann die Genussfähigkeit nur durch den Genuss gebildet werden. Dass die für sich und eben desshalb einseitig ausgebildete Arbeitsfähigkeit die Genussfähigkeit einschliesse, lässt sich eben so wenig behaupten, wie umgekehrt Jemand behaupten wird, dass die für sich und eben desshalb unvollkommen entwickelte Genussfähigkeit die Arbeitsfähigkeit einschliesse oder hervorbringe. Arbeitsfähigkeit und Genussfähigkeit sind neben und mit einander zu entwickelnde, sich gegenseitig hebende und zusammen die volle und einheitliche Entwicklung des menschlichen Vermögens ausdrückende Fähigkeiten. Wenn die Erziehung dessenungeachtet von der ausdrücklichen Bildung der Genuss fähigkeit absieht, so beweist sie damit ihre Einseitigkeit oder, um sogleich die Consequenz dieser Einseitigkeit mit einem schon genügend erläuterten Ausdrucke zu bezeichnen, dass sie eine unästhetische, folglich eine hinter ihrem Begriff und ihrer Aufgabe zurückbleibende — obgleich eben desshalb überall über das Nothwendige hinausgreifende — Erziehung ist. Wir haben nun der Vertretung des Kunstgenusses in der Schule, der zugleich Vertretung der künstlerischen Productivität ist, den Genuss, den die Wanderungen gewähren, als den der freien Betrachtung concreter Wirklichkeit gegen-

übergestellt, um zunächst zu zeigen, dass er ein Moment ästhetischer und ein Moment der Intelligenzbefriedigung hat, dass aber, insofern der Genuss ein unbeherrschter ist, diese doppelte Befriedigung wie die mit der Intelligenzbefriedigung sich nothwendig verknüpfende Aneignung eines objectiven Inhaltes den Character der Unbestimmtheit behält. Diese Unbestimmtheit hat die Beherrschung des Genusses — wie sie der poetisch reflectirende Geist in Bezug auf den eigenen Genuss übt und wie sie dem Pädagogen bezüglich der geniessenden Zöglinge zukommt — insoweit zu überwinden, als es möglich ist, ohne den Genuss selbst wesentlich aufzuheben, und nothwendig, um ihn zu einem fruchtbaren und ausgiebigen Genusse zu machen.

Dabei sei nachträglich erwähnt, dass das erste, am unmittelbarsten zur Geltung kommende, aber in der höheren Befriedigung verschwindende Moment des hier in Rede stehenden Genusses das Aufathmen im Freien, das wohlthuende Gefühl, sich im unbeengten Luftmeere zu befinden, die erhöhte Lebensempfindung, die Spannung der erwachten Sinnlichkeit umfasst, und für sich genommen eine Art von Erholung darstellt. Dass die Erholung sich vom Genusse durch das wesentlich passive Verhalten des sich Erholenden unterscheidet, haben wir früher bemerkt, wollen jetzt aber modificirend hinzufügen, dass auch die Erholung, wenn sie nicht einfache Ruhe, sondern Aufnahme, Stofferneuerung, Selbsterfrischung ist, eine gewisse vermittelnde Thätigkeit in Anspruch nimmt, und dass sie eben desshalb Moment des Genusses oder einer weiteren und höheren Thätigkeit werden kann, indem sie in dieser Thätigkeit zu gleicher Zeit als solche zurücktritt — das heisst aufhört für die Empfindung und Reflexion Zweck zu sein — und sich durchsetzt. Heben wir im vorliegenden Falle das Luftschöpfen als ein Hauptmoment der Erholung hervor, die der Gang in das Freie gewährt, so haben wir zu sagen, dass die vollkommene Erquickung mit Luft, die wiederbelebende Füllung der partienweise unthätig oder schlaffthätig gewordenen Lungen, die Erfrischung des Blutes durch reichliche Sauerstoffaufnahme u. s. w. nur durch

eine lebhafte Bewegung erreicht werden kann, die keine anstrengende zu sein braucht, aber dessenungeachtet an sich und insofern ihre Richtung und ihr jedesmaliges Ziel zu bestimmen sind, die Empfindung und Reflexion beschäftigt. Was die pädagogisch geleiteten Wanderungen anbetrifft, so ist bei ihnen, wie wir sogleich sehen werden, die Übung der Beweglichkeit ausdrücklich als ein Zweck zu setzen, der in bestimmter Art nur vermittelst der Wanderungen erfüllt werden kann und sich mit den übrigen Zwecken derselben, die wir im Allgemeinen schon bezeichnet haben, leicht zusammenschliesst.

Die freie Betrachtung der concreten Wirklichkeit würde den Character der Freiheit einbüssen und dadurch aufhören Genuss zu sein, wenn der mehr oder weniger überraschende Wechsel der Bilder und das beliebige Verweilen bei denselben, das zufällige Hervortreten oder die Entdeckung von Gegenständen, die ein subjectiv bedingtes Interesse hervorrufen und fesseln, der unvermittelt erscheinende Übergang von einem Betrachtungsobjecte zum andern möglichst ausgeschlossen, die Betrachtung also, ohne sich ergehen zu dürfen, von einem Gegenstande zum anderen in vorausbestimmter Folge geleitet oder unvermittelt als übersichtliche, das Ganze umfassende und sich erst nachträglich auseinandersetzende Betrachtung in Anspruch genommen werden sollte. Der Zufall, der Wechsel, die Überraschung und Entdeckung, das beliebige Fixiren der Aufmerksamkeit müssen in ihrem Rechte bleiben, und der die Wanderungen leitende Erzieher hat in diesem Bezug dem Bedürfnisse der Zöglinge, welche Theilnahme an ihren Entdeckungen, Auskunft, Erklärungen und Mittheilungen verlangen, gerecht zu werden, also seine eigene Aufmerksamkeit auf diesen Stein, diese Pflanze, dieses Thier, jenen Berg, jenen Bach, jenes in der Ferne erscheinende Dorf, jene Ruine, jene Mühle oder Fabrik, diese weithin mit dem Auge zu verfolgende Strasse, dieses eben auftauchende Schiff, diese Gruppe wandernder Menschen richten zu lassen, die bezüglichen Fragen zu beantworten und Mittheilungen anzuknüpfen. Eine Schaar gesunder und nicht zu scheuer Zurückhaltung erzogener Zöglinge wird den Erzieher

in dieser Art beständig in Anspruch nehmen, und schon hierdurch ist er genöthigt, in seinen Antworten und Mittheilungen kurz zu sein, sich auf die eben nothwendigen Angaben und Erläuterungen zu beschränken und wo er zu schildern oder darzustellen hat, dies mit wenigen, aber frappanten, sich einprägenden Zügen zu thun. Da der theoretische Unterricht, was auf den Wanderungen gesehen, erlebt und erfahren wird, reproducirend verwerthet, so würde es ohnedies überflüssig sein, in der unmittelbaren Besprechung über das gerade Nothwendige hinauszugehen, einen weiteren Grund aber, sich bezüglich der von den Zöglingen veranlassten Auslassungen zu beschränken, hat der Erzieher darin, dass er seinerseits auf Gegenstände und Erscheinungen, welche, weniger frappirend, der Aufmerksamkeit der Zöglinge entgehen und doch bemerkenswerth sind, nicht selten aufmerksam machen, ausserdem aber, was noch wichtiger ist, schon bei der unmittelbaren Besprechung für die verschiedenartigen Erscheinungen und Thatsachen verknüpfende Gesichtspunkte herausstellen und zur Auffassung der Landschaft im Ganzen hin- und anleiten muss.

In ersterer Beziehung darf beispielsweise durchaus nicht versäumt werden, die Gleichzeitigkeit bestimmter Naturerscheinungen und bestimmter Entwicklungsmomente des Pflanzen- und Thierlebens, also das Zusammentreffen des Knospens, Aufblühens, Fruchtansetzens u. s. w. verschiedener Pflanzen, der Entpuppung oder sonstigen Metamorphose dieses oder jenes Insekts, der Ankunft, des Brütens u. s. w. dieser oder jener Vögelart mit gewissen Arbeiten des Fischers, Landmanns, Gärtners, Winzers, Jägers in einem betimmten, zwar nicht schlechthin feststehenden, aber durch die besondere Rauhigkeit oder Milde, Trockenheit oder Feuchtigkeit des Jahreszeiten- oder Monatswetters sich nur wenig verfrühenden oder hinausrückenden Zeitraume nachdrücklich hervorzuheben. Was aber die Anleitung zur Auffassung der Landschaft anbetrifft, so muss der Lehrer, der die Wanderungen leitet, so oft sich eine neue An- oder Aussicht darbietet, auf die Umgrenzungslinien derselben, auf die characteristische Grundform und Be-

kleidung, auf die herrschend hervorspringenden, sich dem Auge aufdrängenden Gegenstände auf den Vorder-, Mittel- und Hintergrund in einer den Zöglingen verständlichen Art aufmerksam machen, er muss sich ferner die Wandrer fortgesetzt orientiren, also angeben lassen, welche Lage der Berg, das Thal, die Ortschaft, wo sie sich gerade befinden, zu anderen, bekannten Punkten und Stellen hat, er muss Punkte aufsuchen, die eine weitere Übersicht gewähren, um die Gliederung des überschaubaren Ganzen zu möglichst bestimmter Anschauung und Auffassung zu bringen. Dass er hierbei die Zöglinge der verschiedenen Altersstufen bezüglich der Ansprüche, die er an ihre Verständnissfähigkeit macht, zu unterscheiden hat, versteht sich von selbst; bei den jüngeren wird es oft genügen, wenn er ihnen betimmte Abschnitte der Landschaft bezeichnet, die sich zur Darstellung durch das Ausschneiden eignen, ein Hinweis, mit welchem er sicher eine scharfe Auffassung der betreffenden Partien erzielt, wenn die Lust und Fähigkeit, mit der Scheere kleine Landschaften zu vergegenwärtigen, so entwickelt sind, wie sie es bei rechter Leitung des Ausschneidens immer sein werden. Für die kurze Characteristik der bestimmten Landschaft müssen dem gelegentlich Lehrenden die schärfsten und treffendsten Bezeichnungen zu Gebote stehen; wie weit er aber in dem ausdrücklichen Hervorheben landschaftlicher Schönheiten gehen darf, muss ihn ein richtiger Takt lehren, und jedenfalls ist die äusserste Enthaltsamkeit in dieser Beziehung der Anwendung trivialer Redensarten und dem breiten Ausmalen des der Anschauung Gebotenen weit vorzuziehen, oder vielmehr sind die bezeichneten, den Geschmack der Jugend verderbenden, ihre Schönheitsempfindung erstickenden oder verfälschenden „Sünden“ ästhetisirender Redseligkeit auf das strengste zu vermeiden. Kinder, deren Formensinn, deren ästhetisches Gefühl überhaupt entwickelt ist, und welche eben desshalb nicht blos nachzusprechen, sondern zu sprechen, die eigene Empfindung und Beobachtung einfach aber zutreffend auszudrücken gelernt haben, überraschen den Erzieher nicht selten mit lebhaften und bestimmt characterisirenden Äusserungen über die

Schönheit einzelner Gegenstände und landschaftlicher An- und Aussichten, diese unbefangenen Äusserungen aber, die der Erzieher nicht provociren darf, um ihnen nicht die Unbefangenheit zu nehmen, die er abwarten muss und unter den bezeichneten günstigen Umständen nicht vergebens erwartet, darf und soll er ergänzen, und wird es sicher in angemessener Weise thun, wenn er sie versteht, wozu mancher ästhetisirende „Redner“ unfähig sein möchte.

Wie der Erzieher nach dem, was wir eben geltend gemacht, nicht davon absehen darf, die verschiedenartigen Anschauungen, Eindrücke und Bilder, welche eine Wanderung mit sich bringt, obgleich er dem Zufall und der scheinbaren Willkür, mit der die Aufmerksamkeit der Zöglinge dieses oder jenes Object ergreift, ihr Recht lässt, in geeigneter Weise zu verknüpfen und zur Auffassung des relativ Ganzen anzuleiten, so kann und wird er, um eines bestimmten „Gewinnes“ aus allen Wanderungen sicher zu sein und den Zweck, die Kenntniss der „Heimath“ zu vermitteln, planmässig verfolgen zu können, nicht versäumen, der jedesmaligen Wanderung ein Ziel und einen Mittelpunkt des Interesses zu geben. Dieses Ziel wird bald eine merkwürdige Ruine, an die sich historische Erinnerungen knüpfen und die noch in ihrer Zerfallenheit die alte Bauart vergegenwärtigt, bald eine Fabrik, deren innere Einrichtung besehen werden darf, bald ein hervorragender Berg, der schöne und weite Aussichten gewährt — oder in flacher Gegend eine die Fläche beherrschende Erhöhung — bald ein Thal oder ein Abhang, wo sich die Quellen eines bekannten Baches finden, bald eine ferner liegende Ortschaft, die man überhaupt kennen lernen will, oder schöne und merkwürdige Gebäude in einer schon mehr oder weniger bekannten Ortschaft, bald eine Stelle, wo sich stetig der Verkehr concentrirt, z. B. ein Platz, wo Kähne oder Schiffe landen und abgehen, bald ein gelegentlicher Zusammenfluss von Menschen, ein Jahrmarkt oder ein Volksfest u. s. w. u. s. w. sein. Jede Gegend, jede bestimmte Heimath bietet Besonderes, und mit jeder sollen die Zöglinge, die ihr angehören, allmählig und planmässig, und zwar wie mit der geographi-

schen Gestalt, Bekleidung und Bedeckung, so mit den Bewohnern, ihrer Arbeitsthätigkeit, ihrem Verkehr, ihren Sitten vertraut gemacht werden, wobei es sich von selbst versteht, dass nicht irgend eine politische Abgrenzung — das Amt, der Bezirk u. s. w. — obgleich die Zöglinge dieselben kennen lernen sollen, das Gebiet der Wanderung, also der Heimath abschliessen darf, sondern in diesem Bezug einestheils die relative geographische Zusammengehörigkeit, anderntheils die für die Ausdehnung der Wanderungen gegebene Möglichkeit maassgebend sein müssen, und von einer abstracten, schlechthin Bekanntes und schlechthin Unbekanntes scheidenden Grenze überhaupt nicht die Rede sein kann. — Das Ziel der Wanderung — welches übrigens zuweilen einfach ein besonders „schöner“ Spielplatz sein kann — soll, wie wir schon früher bemerkt haben, nicht auf den bequemsten Wegen aufgesucht, sondern bald umgangen, bald, wo dies eben Schwierigkeiten macht, in gerader Richtung erreicht werden. Die Überwindung von zufälligen und aufgesuchten „Terrainschwierigkeiten“, das Hinüberkommen über einen Bach, der da, wo man ihn überschreiten will, keine Stege oder Brücken hat, das sich Bahn brechen durch ein dichtes Gebüsch, das Erklimmen steiler Bergstellen und das Herabsteigen an solchen u. s. w. gibt und soll ein besonderes Moment der Wanderungen abgeben, das der umstandgemässen, sich der That oder Handlung annähernden praktischen Thätigkeit, welches ihnen aus einem doppelten Grunde nicht fehlen darf: weil es sonst nirgends in gleicher Weise zur Geltung zu bringen ist wie eben bei den Wanderungen, und weil es den Genuss und Nutzen dieser wesentlich erhöht, indem es ihren Begriff, der ein anderer ist als der des „Spatzierganges“, zu vollständiger Erfüllung bringt.

Bei dem Worte „Spatziergang“ denken wir an den verhältnissmässig bequemen, sich durch eine sehr mässige Anstrengung vermittelnden, in der freien und wechselnden aber ruhigen Betrachtung sich fortsetzenden und entwickelnden Genuss der Landschaft; der Begriff der Wanderung schliesst den eines Unternehmens, bei dem die Wege zu bestimmten Zielen

frei gewählt werden und das Zwischenereignisse, Erlebnisse, kleine Abentheuer, also die gelegentliche Nothwendigkeit des Handelns nicht nur zu-, sondern erwarten lässt, ein. Dass nun der jugendliche Sinn, dem die Kraftbewährung Bedürfniss ist und der eigentlich jede freie Bethätigung, in welche sich die Phantasie einmischen kann, also zunächst das Spiel, aber nicht blos dieses, als ein Nachspiel der dem jugendlichen Vermögen und theilweise dem jugendlichen Verständniss noch jenseitigen, folglich in gewissem Sinne vergrössert vorgestellten Thätigkeit der Erwachsenen und als ein Vorspiel der eigenen künftigen Thaten, Handlungen und Leistungen auffasst, wenn auch mit mehr oder minder klarem Bewusstsein, die Wanderung und nicht den „Spatziergang“ verlangt, welcher erst dem reiferen Alter — d. h. abgesehen von dem weiblichen Geschlechte, dem in seinem Berufe wirksamen Manne zukommt, bedarf wohl kaum einer weiteren Begründung und Auseinandersetzung. Der Erzieher hat also den Begriff der Wanderung zu erfüllen, indem er die Überwindung gelegentlicher Verlegenheiten und Schwierigkeiten zu einem Momente derselben macht, d. h. es theils auf das Eintreten solcher Verlegenheiten und Schwierigkeiten durch die Art, wie er die Wanderung leitet, ankommen lässt, theils sie geflissentlich herbeiführt. Abgesehen davon, dass sich hierdurch der Reiz der Wanderungen und die Stimmung steigern — was eben genügend hervorgehoben ist — trägt einerseits der Kampf mit Terrainschwierigkeiten wesentlich dazu bei, die Vorstellung des Terrains zu bestimmen, andrerseits ist dieser Kampf eine unersetzbare gymnastische Übung, da sich die Spiele, obgleich sie sich hier und da „gelegentliche Hindernisse“ setzen, im Allgemeinen auf einem gegebenen Terrain, in gegebenen Formen uud Regeln bewegen und ihrer Natur nach den factisch-praktischen Zweck ausschliessen, folglich die Fähigkeit, das an sich vorhandene gymnastische Vermögen, die herausgebildete Kraft und Gewandtheit umstandgemäss, sich der Bestimmtheit eines sich aufdrängenden praktischen Zweckes entsprechend bestimmend zu verwenden, nicht genügend entwickeln und sicher stellen.

Zwar ist zu erwähnen, dass die Gartenarbeiten und selbst einige Formenarbeiten die gelegentliche, ja in gewissem Sinne auch die stetige Bethätigung und Bewährung des im Spiel gebildeten gymnastischen Vermögens nicht nur zulassen, sondern fordern; aber diese „praktische Anwendung" bleibt eine beschränkte und ungenügende, weil die Arbeiten zwar zweckbedingte, aber zugleich bestimmt abgegrenzte und, jede für sich genommen — dem Spiel, obgleich dasselbe geregelt ist, gegenüber — einseitige Thätigkeiten darstellen. Ebenso wird zwar dadurch, dass man die zugerichteten Spielplätze zuweilen verlässt und Spielräume, die gelegentliche Hindernisse bieten, aufsucht, für die umstandgemässe Anwendung des im Spiel erworbenen gymnastischen Vermögens bei dem Spiele selbst ein etwas weiteres „Feld" gewonnen; sollte aber in dieser Beziehung das Mögliche geschehen, so dürfte man sich nicht auf die nächste Umgebung des Wohnortes beschränken; man würde sich also genöthigt sehen, des Spieles wegen Wanderungen zu unternehmen, wie wir denn unter den Zielen der Wanderung den „schönen Spielplatz" mit aufgeführt haben, und man käme so zu Wanderungen, ohne dass diese, auf den ausgesprochenen Zweck beschränkt, nur annähernd das sein könnten, was sie als selbständige, ihren Begriff allseitig erfüllende sind. Die Forderung, die sich hieraus ergibt, ist die, das Spiel, und insbesondere auch das Kriegsspiel, zu den Wanderungen, die als solche unersetzbar sind, in ein bestimmtes, zeitweilig hervortretendes Verhältniss zu setzen. Dieses Verhältniss ist, wenn wir über den Umkreis der Volksschule hinaussehen und das Jünglingsalter in das Auge fassen, einer Entwicklung und Gestaltung fähig, welche für die Entwicklung und Gestaltung der volksthümlichen Wehrkraft die höchste Bedeutung haben würde, da die beiden, zur Einheit zu bringenden Momente der nicht mechanischen, sondern organischen, dem wehrhaften Volke „immanenten" militärischen Befähigung die allgemeine gymnastische Durchbildung und die wenigstens relativ allgemeine „praktische Terrainkunde", die Fähigkeit, gegebene Terrainverhältnisse unmittelbar aufzufassen und ausgiebig zu benutzen, sind. Dass ich dieses Thema

hier nicht weiter verfolgen darf, versteht sich von selbst; indessen liegt es schon in der Aufgabe der Volksschule als solcher, dass sie wie die gymnastische Ausbildung so auch mit der Heimathkunde die Terrainkunde, und zwar nach ihrer praktischen und theoretischen Seite zu einem vorläufigen Abschlusse zu bringen, sie also innerhalb der Grenzen, welche mit der Altersstufe und mit dem Zwecke, vor der Berufsbildung die allgemeine Bildung zu realisiren, gesetzt sind, in zusammenhängender und allseitiger Weise zu vermitteln.

Was die Wanderungen ergeben — also unter Anderem auch die Terrainanschauungen, die allerdings schon, um bestimmte zu sein, eine gewisse Abstractionsfähigkeit in Anspruch nehmen — soll der Unterricht reproduciren, zusammenfassen, verarbeiten und befestigen. Dies thut theilweise schon der Arbeitsunterricht, und es sind in diesem Bezug ausser dem Ausschneiden, auf das ich ausdrücklich hingewiesen habe, auch das Stäbchenlegen und die Erbsenarbeiten, insofern sie architectonische Formen vergegenwärtigen, und das Modelliren, insofern zu den Aufgaben desselben auch Terraindarstellungen gehören, zu erwähnen. Dabei ist ausdrücklich zu bemerken, dass der Arbeitsunterricht im Allgemeinen, indem er den Formensinn entwickelt, für die Wanderungen ebensowohl vorbereitet, also die Fähigkeit der Beobachtung und Auffassung steigert, wie er umgekehrt durch die Wanderungen Anregungen und Stoffe, deren er bedarf, empfängt und das Empfangene vermittelst der Reproduction zum eigentlichen Eigenthum des Zöglings macht, dass aber ganz dasselbe Verhältniss auch zwischen dem theoretischen Unterrichte und den Wanderungen eintreten muss. Das concentrirte, sich also in bestimmter Abgrenzung darstellende Wissensresultat, das sich aus diesem Verhältnisse ergibt, ist oder soll, wie schon ausgesprochen und theilweise auseinandergesetzt, die möglichst vollkommene Heimathkunde mit dem Hintergrunde der allgemeinen Weltkunde sein. Wie indessen dieser nothwendige Hintergrund, ohne welchen die Kenntniss der Heimath eine äusserliche, trotz aller Reflexionen,

welche der Lehrer machen und veranlassen wollte und könnte, wesentlich unreflectirte bleiben würde, zum grösseren Theil, d. h. wesentlich durch einen Unterricht, welcher nicht mehr aus der unmittelbaren Erfahrung schöpft, vermittelt werden muss, sodass nach dieser Seite die Ergebnisse der Wanderungen, obgleich sie ihrerseits für die lebendige Vorstellung des der Anschauung Jenseitigen unentbehrlich sind, bei weitem nicht ausreichen, so geht andrerseits der Zweck der Wanderungen, wie wir ihn aufgefasst und dargestellt haben, in der Stofflieferung für die Gestaltung eines positiven Wissens nicht auf, reicht vielmehr über diese besondere Aufgabe mehrseitig und weit hinaus. Die Wanderungen sind, wie wir gesehen haben, ein wesentliches Mittel für die Entwicklung des praktischen und ästhetischen Vermögens, das allerdings als solches ein bestimmtes Wissen einschliesst, eben hierdurch aber als Mittel erscheinen lässt, und weiterhin müssen sie, insofern sie dazu dienen sollen, eine allgemeine Weltanschauung zu vermitteln, also vor Allem das Vermögen des theoretischen Anschauens zu entwickeln, dieses Vermögen zunächst und fortgesetzt als ästhetisches, als Fähigkeit der ästhetischen Auffassung und Betrachtung entwickeln, wozu sie an sich geeignet und wirksam sind, insofern sie den Character des Genusses haben und behalten, aber auch die unmittelbare und mittelbare „Anleitung“ des Erziehers, die Vermittlung des Unterrichts in Anspruch nehmen. Die Nothwendigkeit der hiermit ausgesprochenen Aufgabe ist schon darin begründet, dass die Erziehung verpflichtet ist, die Genussfähigkeit, also auch die Fähigkeit der geniessenden Natur- und Weltbetrachtung auszubilden; es ist aber zugleich geltend zu machen, dass, wenn diese Fähigkeit unentwickelt und ungebildet bleibt — und sie kann am allerwenigsten nachträglich entwickelt und gebildet werden — das Wissen nothwendig einen mechanischen Character annimmt und behält, d. h., statt die Reproduction der concreten Wirklichkeit im Bewusstsein zu sein, die einzelnen Objecte, Erscheinungen und Thatsachen äusserlich — trotz des Zusammenhang und Ursachen „entdeckenden“

Verstandes — zusammenfügt und ebenso äusserlich zum Zwecke der Übersicht eintheilt.

Dass nun einerseits der Arbeitsunterricht nicht ausreicht, um die Fähigkeit einer ästhetischen Natur- und Weltbetrachtung zu entwickeln, während andrerseits der sich an die Wanderungen unmittelbar anknüpfende Unterricht nur ein vorläufiger und vorbereitender ist, also auf den Schulunterricht hinweist, der heimath- und weltkundliche Unterricht aber sich sogleich auf seinen Zweck concentriren muss, folglich einen allgemeineren Unterricht, welcher die Vermittlung der ästhetischen Natur- und Weltbetrachtung als eine seiner Aufgaben zu setzen vermag, voraussetzt, muss für Jeden, der den bisherigen Erörterungen gefolgt ist, klar sein, ist aber ein Satz, der sich einestheils auf die gegenwärtige Gestaltung und den gegenwärtigen Betrieb des Schulunterrichts gar nicht anwenden lässt — weil ja diesem Unterrichte die Wanderungen und die Arbeit wesentlich fehlen, wenn sie auch hier und da ansatzweise vertreten sind — anderntheils gegen die herrschend gewordene Unterrichtsmethode und Unterrichtsgestaltung — d. h. Umgrenzung und Gliederung — den allerentschiedensten Widerspruch enthält und ausdrückt. Wir haben auf diesen Widerspruch, soweit es der uns zugemessene Raum gestattet, einzugehen, aber noch vorher ein bisher nur gelegentlich erwähntes und motivirtes, von dem gegenwärtigen Unterrichte entweder gar nicht oder nur sehr ungenügend benutztes Bildungsmittel, das für die fruchtbare Reproduction der Wanderungs-Ergebnisse und desshalb für die unmittelbare Erhöhung dieser Ergebnisse wesentlich ist, wenn auch nur umrissweise, so doch mit bestimmter Bezugnahme auf die übrigen Mittel des Volksschulunterrichts zu würdigen und zu characterisiren. Ich meine das Bildbetrachten, welches unter den Mitteln des Kindergartens aufgeführt und für seine Aufgabe motivirt worden ist, von der Volksschule aber so wenig „aufgegeben“ werden kann, dass es sich viel mehr durch alle Stufen des Volksschulunterrichts bis zum Abschluss desselben, in zweckgemäss modificirter, der allmähligen Scheidung der Disciplinen sich anfügender Formirung,

fortsetzen muss, ohne jedoch, wie eben schon angedeutet, eine selbständige „Disciplin“ darzustellen.

Das Bildbetrachten gibt zunächst einen Theil oder eine Seite des Sprachunterrichtes ab, desjenigen Unterrichtes, der in der Elementarclasse den Arbeitsübungen gegenüber im Allgemeinen und wesentlich — d. h. von dem Religionsunterrichte, der sich besondern muss, von der „Mathematik“, die zwar einen theoretischen Character annimmt, aber die Arbeitsübungen zur Unterlage hat und sie in bestimmter und begrenzter Art, wie wir später sehen werden, reproducirt, und von dem Singen und Zeichnen, die als „Kunstübungen“ eine besondere Stellung einnehmen und zu Spiel und Arbeit ein bestimmtes Verhältniss haben, abgesehen — die theoretische Disciplin schlechthin ist oder sein muss, folglich den Sachunterricht einschliesst oder einzuschliessen hat und nur hierdurch den Character der Allgemeinheit gewinnt, der ihn in der vorhin angedeuteten Weise zur Voraussetzung und Unterlage des heimath- und weltkundlichen Unterrichts macht. Wir kommen auf diese „Bestimmungen“ des elementaren Sprachunterrichtes zurück, indem wir jetzt hervorzuheben haben, dass er die „Mittel“ in sich trägt und benutzen muss, um jene poetische Weltanschauung, ohne welche das erkennende Ergreifen der Wirklichkeit kein zusammenhängendes bleiben kann und als ein auseinandergehendes, als „getheilte Arbeit“, sich überall vereinseitigt und bornirt, zu erzeugen und zu formiren — eine Formirung, die selbstverständlich, insofern und weil sie dem systematischen weltkundlichen Unterrichte voraufgeht, nur eine vorläufige, eine der Füllung und Ausgestaltung bedürftige „Anlage“ sein kann. Sollen die Begriffe der poetischen und ästhetischen Weltanschauung in ein bestimmtes Verhältniss gesetzt werden, so ist zu sagen, dass einerseits die ästhetische Weltanschauung die poetische einschliesst, indem sie mit und ausser derselben das Vermögen enthält und ausdrückt, die Formenschönheit besonderer Objecte und Objectgruppen in bestimmter, für die unmittelbare Reproduction geeigneter Weise aufzufassen, dass aber andrerseits die poetische Weltanschauung eben desshalb die-

jenige Seite der ästhetischen darstellt, nach welcher sie zu einer freien, umfassenden und sich abschliessenden wird, folglich das bezeichnete Vermögen, insofern sie nicht eine sich voreilig formirende, durch die Abstraction zur Freiheit und zum Abschluss gelangende, also zugleich unbestimmte und beschränkte sein soll, voraussetzt. Mit diesem Verhältnisse ist, wie sich aus den bisherigen Darlegungen leicht ergibt, zugleich das ausgesprochen, in welchem der Sprachunterricht zu den Arbeits- und Kunstübungen der Schule, insofern dieselbe die ästhetische Bildung bezweckt, steht oder stehen soll. Fassen wir nun, dies Verhältniss festhaltend, das Bildbetrachten in das Auge, so ist klar, dass dasselbe, wenn es einen Theil oder eine Seite des Sprachunterrichtes abgeben soll, wie wir es für die Elementarclasse fordern, die den Arbeitsübungen und der sich an sie anschliessenden Kunstübung zugekehrte Seite des Sprachunterrichtes, also eine Vermittlung beider abgibt, welche nach dem eben über das Verhältniss der poetischen und ästhetischen Weltanschauung Gesagte eine nothwendige ist. Das Bildbetrachten überträgt die „materialen und formalen“ Ergebnisse der Arbeitsübungen — die Anschauungen und Vorstellungen, welche sie erzeugen, und die Fähigkeiten, die sie bilden — in das Gebiet des freien und umfassenden Genusses, wo sie zu einer Erweiterung und Verwerthung gelangen, durch welche das beschränkte ästhetische Vermögen zum Momente der poetischen Weltanschauung wird. Indem sich aber im Bildbetrachten diese „Vermittlung“ der Arbeitsübungen und des theoretischen Unterrichts vollbringt und weil es zu derselben specifisch geeignet ist, vermittelt es zugleich die Reproduction der Wanderungs-Ergebnisse in so umfassender Weise, wie dies ausserdem schlechthin unmöglich ist.

Man kann das Bildbetrachten geradezu als eine theoretische Wanderung bezeichnen, die sich von der praktischen dadurch unterscheidet, dass sie einen weiteren oder vielmehr — denn der negative Ausdruck ist hier der richtigere — keinen localen Umkreis hat, und mit der anschauenden die Vorstellungsthätigkeit anders und zwar unmittelbarer und ener-

gischer in Anspruch nimmt, indem das Bild einerseits schon desshalb, weil es als pädagogisch verwendbares Zeichnung sein und bleiben muss, ohne die ergänzende Phantasiethätigkeit nicht aufgefasst werden kann, andrerseits nicht, wie die stellenweise angeschaute Wirklichkeit, in der mitangeschauten weiteren Umgebung und, sofern es sich um „Scenen" handelt, in dem Fortschritte der Bewegung oder Handlung, den der Anschauende verfolgt, seine „Erklärung" findet, folglich zur Vorstellung einer weiteren Umgebung und der vorangegangenen Momente der Handlung nöthigt, welche Vorstellung, um keine willkürliche zu sein, von der Reflexion ausgehen muss. Unterscheiden wir hiernach die an die sachliche Anschauung sich anknüpfende, aus ihr sich entwickelnde und die wesentlich innerliche, nur durch Zeichen oder Symbole angeregte und bestimmte Phantasie- und Verstandesthätigkeit, so müssen wir sagen, dass bei dem Bildbetrachten schon die letztere hervortritt und zur Darstellung kommt, obgleich das Vorzustellende nicht bloss symbolisch, sondern in Umrissen, welche die Phantasie unmittelbar erfüllt und ergänzt, vergegenwärtigt wird. Ist ferner das Vernehmen der Rede die reinste und vollkommenste Darstellung der durch eine Folge von Symbolen fortgesetzt angeregten und bestimmten, vermöge ihrer Innerlichkeit selbständigen, d. h. von der unmittelbaren Spannung auf die gegenwärtige Objectivität freigewordenen Phantasie- und Verstandesthätigkeit, so folgt aus dem eben Gesagten, dass es keine Willkür ist, die Bildbetrachtung und das Bildbesprechen in den Sprachunterricht aufzunehmen und als einen Theil oder auch als ein Mittel desselben — welches, wie jedes rechte Mittel, schon für sich einen Zweck erfüllt, der zwar ein Moment des anderweitigen Zweckes abgibt, aber nicht in ihm verschwindet — zu behandeln. Dies gilt in unbedingter Weise, d. h. das Bildbetrachten wird nur als Theil und Mittel des Sprachunterrichtes „prakticirt", so lange dieser zugleich Sachunterricht in dem Sinne ist, dass ausser ihm ein besonderer Sachunterricht — den Religionsunterricht, dessen Object ein überwirkliches ist, ausgenommen — nicht existirt. Allerdings ist die

Frage berechtigt, ob nicht das Betrachten und Besprechen biblischer Geschichtsbilder, die für den Zweck des Religionsunterrichtes und insbesondere für seine Vermittlung mit dem weltlichen Unterrichte von grosser Wichtigkeit sind, unmittelbar den „Religionsstunden" einzufügen sei. Wir können aber ohne weitere Erörterung diese Frage dahin erledigen, dass das Bild zwar auch in der Religionsstunde verwandt werden soll, aber nur, um die durch andere Mittel hervorgebrachte Stimmung zu erhöhen oder um eine Wirkung auf das Gemüth zu erzielen, die eine unmittelbare sein muss und durch die Besprechung nur gestört werden könnte, dass eine solche Verwendung des Bildes besondere Veranlassungen und die hervorzubringende Wirkung eine bestimmte Art von Bildern — in manchen Fällen wo möglich Gemälde — erfordert, dass aber die nur durch das Bedürfniss des Unterrichtes motivirte Betrachtung biblischer Bilder, die eine eingehende Besprechung zulässt und verlangt, in das Bereich des Sprachunterrichtes gehört, obgleich sie zu der Correspondenz mit den praktischen Wanderungen, die wir für das Bildbetrachten im Allgemeinen in Anspruch nehmen, nicht wohl passt oder zu passen scheint, so wenig wie die Betrachtung des Märchenbildes, welches nach unserer Ansicht auch noch in der Elementarclasse, wenn auch sparsam, vertreten sein soll.

Zur sofortigen Erledigung dieses Punktes möge bemerkt sein, dass, was das Märchen anbetrifft, die Wanderung nicht eine ununterbrochene Folge von Anstrengungen, Beobachtungen und Umblicken sein kann, sondern Ruhepausen verlangt, und dass, wenn die Wanderer sich an einer einsam schönen Waldstelle oder in der Nähe einer verfallenen Burg, an deren Mauern der Epheu emporsteigt und auf deren Schutt seltene Blumen blühen, gelagert haben, die Erinnerung an dieses oder jenes Märchen sich unwillkürlich aufdrängt, wie denn die Sagen, die sich an bestimmte Ruinen knüpfen, nicht blos historischen, sondern oft auch märchenhaften Characters sind, dass also die praktische Wanderung des Märchenerzählen nicht ausschliesst; dass aber im Allgemeinen, wenn die Correspondenz des Bildbetrachtens und der Wanderung recht aufgefasst

werden soll, der vorhin kurz characterisirte Unterschied beider gehörig berücksichtigt und gewürdigt werden muss. Die theoretische Wanderung ist nicht an eine bestimmte Localität, eine Gegend, eine beschränkte Heimath gebunden; das Gebiet, auf dem sie sich frei bewegt, ist von vornherein die weitere Heimath, das Vaterland, und zuletzt die Heimath des Menschen schlechthin, die Erde. Allerdings soll sie sich fortschreitend Grenzen setzen und diese nicht voreilig ausdehnen; wenn aber die praktische Wanderung theoretische Mittheilungen herausfordert, welche in die geographische und geschichtliche Ferne übergreifen — wenn beispielsweise die Fragen, wohin dieser gegenwärtige Strom führt und wo er mündet, welche Küsten und Länder jenseits dieses gegenwärtigen Meeres liegen, wohin man gelangt, wenn man das von fern sichtbare Gebirg übersteigt, wenn diese Burg zerstört wurde und welches Geschlecht sie bewohnte, was man von den Anfängen dieses Ortes weiss, was diese Inschrift, dieses Symbol bedeutet, wen diese Bildsäule darstellt und was er war und that u. s. w. beantwortet werden müssen — so kann man erstens der theoretischen Wanderung, welche der theoretischen Mittheilung gegenüber Anschauungen bietet, keine engeren Grenzen setzen wollen als dieser — was der Bedenklichste unbedenklich zugestehen wird, sofern der Grundsatz angenommen ist, dass die theoretische Mittheilung niemals eine willkürliche sein darf, sondern immer eine thatsächlich veranlasste sein und sich innerhalb des Nothwendigen halten muss — zweitens aber hat die theoretische Wanderung, das Bildbetrachten, die bestimmte Aufgabe, durch den Contrast des geographisch und geschichtlich Fernen mit dem geographisch und geschichtlich Nahen, den es darstellt, das Verständniss dieses Nahen, das oft fälschlicher Weise als das an und für sich Verständliche oder doch unmittelbar verständlich zu Machende angesehen wird, zu vermitteln. Diese Vermittlung aber findet am einfachsten und consequentesten so statt, dass sich derjenigen Heimath, die das Gebiet der unmittelbaren Anschauung ist, eine andere, in der sich die Phantasie einzubürgern hat, gegenüberstellt. Zu einer solchen zweiten Hei-

math den Boden zu machen, auf dem sich die biblische Geschichte bewegt, liegt nahe, oder es ist vielmehr geschehen und geschieht, seit und wo biblische Geschichte gelehrt wird — wenn auch die Schüler mit der zweiten Heimath nur unvollkommen vertraut wurden und werden wie mit der ersten — ist also eine Consequenz der christlichen Bildung und des christlichen Schulencharacters, welcher sich die praktische Pädagogik nicht entziehen kann, wenn sie es auch wollte, und, sofern sie eine einsichtige ist, sich nicht entziehen wollen, sondern sie zu der gegenwärtig möglichen pädagogischen Ausprägung bringen wird.

Die Correspondenz des Bildbetrachtens mit den praktischen Wanderungen, die nicht trotz sondern wegen oder vielmehr unter der Voraussetzung der eben hervorgehobenen Unterschiede zu fordern ist — denn ohne sie würde das Bildbetrachten den theoretischen Character, der ihm den praktischen Wanderungen gegenüber zukommt, nicht entwickeln — besteht darin, dass beide Objectgruppen und Scenen vergegenwärtigen, welche für sich Etwas sind, also in der That „Bilder" abgeben, und deren Folge zunächst als eine mehr oder minder zufällige erscheint, die aber dessenungeachtet einen an sich vorhandenen und für das Bewusstsein herauszustellenden Zusammenhang haben. Der Character der Zufälligkeit, den die Folge der Bilder bei den Wanderungen und bei dem Bildbetrachten hat und zeigt, ist ein objectiv und subjectiv bedingter: objectiv bedingt dadurch, dass einestheils das thatsächlich zusammen Bestehende, also sich der Betrachtung nach einander Darstellende, keineswegs ein vermöge einer unbedingten Nothwendigkeit Zusammengehöriges ist, indem vielmehr das concrete Ganze, welches ein thatsächlicher Zusammenbestand abgibt, möglicher Weise ein anderes, wenn auch nur ein modificirt anderes sein könnte — man denke z. B. an die möglichen Modificationen der bestimmten Landschaft durch die möglichen Unterschiede des Anbaus, der nur theilweise an die besonderen Naturbedingungen geknüpften Industrieentwicklung u. s. w. —, anderntheils die lebendigen Scenen und Gruppirungen, das

mannichfache Geschehen, die Ereignisse gewöhnlicher und ungewöhnlicher Art, die aus dem menschlichen Thun und Treiben hervortreten und selbst theilweise die Naturereignisse, von der Localität, die ihr Boden und Hintergrund ist, zum grossen Theile durchaus unabhängig sind. Ihre subjective Bedingtheit dagegen hat jene Folge darin, dass einestheils die Aufmerksamkeit und der Beobachtungstrieb der Betrachtenden durch das in der jedesmaligen Subjectivität gestaltete Interesse gespannt und beherrscht, diese und jene der sich darbietenden Erscheinungen oder dieses und jenes Moment der sich abschliessenden Erscheinung vor den übrigen, welche mehr oder weniger unberücksichtigt bleiben, herausgreifen, anderntheils die objectiv gegebene Zusammengehörigkeit noch nicht zum Bewusstsein gebracht ist, sondern erst dazu gebracht werden muss.

Allerdings ist streng gefasst diese doppelte Bedingtheit des Zufälligkeitscharacters, den die Folge der zur Betrachtung kommenden Bilder hat, eine gegebene nur bei den Wanderungen und nicht bei dem Bildbetrachten, für welches die Bilder geschaffen oder ausgewählt werden und sich „beliebig" an einander reihen lassen. Wie aber der Erzieher bei den Wanderungen die Aufgabe hat, durch seine Leitung und durch die Besprechung des Erfahrenen und Erschauten den Character der Zufälligkeit, der für die Folge der Objecte und Erscheinungen ein objectiv und subjectiv bedingter, immer aber gegebener ist, bis zu einer gewissen Grenze und ohne jede Gewaltsamkeit zu überwinden und aufzuheben — eine Aufgabe, die vermöge des Gegebenseins der Zufälligkeit seine erste, und, positiv gefasst, seine einzige ist — so haben wir umgekehrt als die erste pädagogische Aufgabe bezüglich des Bildbetrachtens die auszusprechen, den nicht gegebenen Zufälligkeitscharacter ausdrücklich herzustellen, was selbstverständlich durch die Schöpfung oder Wahl der Bilder und ihr Aneinanderreihen geschehen muss, als die zweite aber die auszusprechen, den inneren Zusammenhang der geschaffenen und zusammengereihten Bilder — der im Bewusstsein des Erziehers liegen muss, wenn er der Bilderfolge ausdrücklich

den Character der Zufälligkeit gibt — zum Bewusstsein der Schüler zu bringen. Der Erzieher, der die Wanderungen leitet, wird seine erste und einzige Aufgabe um so vollkommener erfüllen, je mehr er pädagogischer Künstler ist, je mehr er es also versteht, die subjective Bedingtheit der zufälligen Bilderfolge, die als Bewusstlosigkeit der objectiven Zusammengehörigkeit durchaus aufgehoben werden muss, allmählig und ohne vorhandene Interessen zurückzudrängen, nicht vorhandene erzwingen zu wollen, aufzuheben, aber nicht nur die objective Zusammengehörigkeit als nothwendige vorstellig und begreiflich zu machen, sondern auch das als möglich Wirkliche zu motiviren, und selbst die auf dem gegebenen Boden in der That zufälligen Erscheinungen und Ereignisse so zu verwenden und zu verwerthen, dass auch sie ihm dazu dienen, die Vorstellungen des Fernen und der Anschauung Jenseitigen dem sich allmählig zusammenschliessenden und ausfüllenden Bilde der Umgebung oder Heimath einzuweben. Der Pädagog aber, welcher Bilder schafft oder schaffen lässt, welche wirklich den Character von Bildern haben, d. h. mehr als die „Veranschaulichung“ bestimmter Objecte sind, und diese Bilder derartig aneinanderreiht oder vielmehr gruppirt, dass sie der oberflächlichen Reflexion als zufällig verbundene erscheinen, der rascher eindringenden ihre Zusammengehörigkeit, wenn auch zunächst nur unbestimmt, offenbaren, nähert sich als pädagogischer dem ästhetischen Künstler an oder ist beides bis auf die Ausführung der Bilder, für welche er nur ausnahmsweise befähigt sein wird. Er thut dasselbe, was der ästhetische Künstler thut, indem er einen Zusammenhang oder eine Einheit, die in seinem Bewusstsein liegt und nur als innerliche besteht, derartig veräussert oder offenbart, dass sie dem Betrachtenden nothwendig vorstellig wird, ohne zu einem unmittelbaren Ausdrucke gebracht zu sein, wodurch der Eindruck des Gemachten entstehen würde, während der des concret Erwachsenen und Gewordenen entstehen soll. Dabei ist indessen noch zu bemerken, dass, während der ästhetische Künstler — der Plastiker oder Maler — seine Idee in einem Bilde darstellen kann, der pädagogische Künstler, der

sich componirend verhält, im Allgemeinen auf Bildercyclen, im Besonderen auf Bildergruppen — d. h. auf Bilderbogen, die mehrere Bilder enthalten — angewiesen ist, und dass, wenn wir wieder die Correspondenz des Bildbetrachtens und der Wanderungen in's Auge fassen, ein Bilderbogen einer Wanderung zu entsprechen hat. Was den ausführenden, d. h. hier den Bilder erklärenden Pädagogen im Unterschiede von dem componirenden anbetrifft, so hat er wie derjenige, welcher die Wanderungen leitet, nur eine Aufgabe, und zwar die, die an sich gegebenen, ein Bild mit dem andern mannichfach verknüpfenden Beziehungen durch die Besprechung herauszustellen.

Die wesentlichen Gesichtspunkte für die Gestaltung und den Betrieb des Bildbetrachtens sind in dem Bisherigen enthalten, und es ist hier nicht der Ort, sie nach ihren verschiedenen Seiten zu entwickeln. Insbesondere ist es jetzt so wenig nöthig wie möglich, näher auseinanderzusetzen, welche Ansprüche einerseits an das Bild, das seinem Zweck entsprechen soll, in formeller Beziehung, also an die klare und schöne Zeichnung zu machen sind, und in welches bestimmte Verhältniss andrerseits die Bilderfolge zu den Wanderungen zu setzen ist; noch weniger bedarf es noch einer psychologischen Begründung, dass und wie durch das Bildbetrachten das Anschauungsvermögen erhöht wird. In Bezug auf den ersten Punkt genügt es auszusprechen, dass die fortschreitende Civilisation die Vervielfältigung guter Bilder immer mehr erleichtert und hierdurch ein Culturmittel schafft, welches durchaus nicht unbenutzt bleiben darf, wobei noch bemerkt sein mag, dass die Wiederaufnahme des lange vernachlässigten Holzschnittes als eine glückliche Wendung des Geschmackes zu bezeichnen ist. Bezüglich des zweiten Punktes sei sogleich ausdrücklich hervorgehoben, dass der Fortschritt des Bildbetrachtens in der Elementarclasse selbstverständlich dem Fortschritte des elementaren Sprachunterrichtes entsprechen muss, dass aber dieser, obgleich er seiner Natur nach, was die Wissensvermittlung anbetrifft, Gelegenheitsunterricht ist, ein „förmliches“ Verhältniss zu den Wanderungen, also

zur propädeutischen Vermittlung der Heimaths- und Weltkunde dadurch gewinnt, dass er die Darstellung der Tages- und Jahreszeiten, soweit er ein sachlich darstellender wird, zu seiner stetigen und alle übrigen vermittelnden Aufgabe macht. Hierbei ist aber zu beachten, dass der schildernde und auseinandersetzende „Vortrag“ überall wie von den Ergebnissen der Wanderungen so von dem Bildbetrachten, also von den einen oder von dem anderen auszugehen hat, und nicht umgekehrt das Bild zur „Veranschaulichung“ des Vortrags herbeizuziehen ist, wie überhaupt auf den ersten Stufen des Unterrichts, welche als die der Anschaulichkeit insbesondere bedürfenden angenommen zu werden pflegen, das momentane Veranschaulichen der sich selbständig fortsetzenden Mittheilung insofern unberechtigt ist, als es den Mangel der Anschaulichkeit beweist. Auf den höheren Stufen gewinnt die momentane Veranschaulichung insofern eine Berechtigung, als das Vorstellungsvermögen für das Verständniss des Vortrages ausreichend entwickelt ist, was nur durch einen thatsächlich, nicht blos scheinbar anschaulichen Unterricht auf den unteren Stufen erreicht werden kann.

Die Wanderungen, das Bildbetrachten und der Sprachunterricht, der das letztere einschliesst, haben in der Elementarclasse, wie schon ausgesprochen, die Heimaths- und Weltkunde „propädeutisch“ zu vermitteln, weil diese noch nicht zu einer besonderen Disciplin geworden ist. Heimaths- und Weltkunde sind aber fortgesetzt gleichzeitig zu vermitteln, und es gibt nichts Verkehrteres als die Heimathskunde als eine Stufe und zwar als die unterste Stufe der Weltkunde betrachten und behandeln zu wollen, was theilweise, d. h. sofern die bezügliche Praxis der Theorie unmöglich entsprechen kann, ein blosser Wille bleibt, eben desshalb aber das positive Resultat, das hier zu erreichen ist, die wirkliche und von der Weltkunde umschlossene Heimathskunde unmöglich macht. Dass die Heimathskunde, welche die Elementarclasse vermitteln kann, eine sehr beschränkte, an und für sich kaum in Betracht kommende ist, also ihren Werth darin hat, dass sie eine zu realisirende, d. h. zu erweiternde

und auszufüllende Anlage darstellt, liegt auf der Hand, und lässt sich unmöglich läugnen, obgleich Viele den Erfolg des betreffenden Unterrichtes noch weit überschätzen, insofern sie die mangelnde Unterlage regelmässiger und organisirter Wanderungen sowie eines pädagogisch gestalteten Bildbetrachtens — eine Unterlage, ohne welche das Unterrichtsergebniss ein verschwindendes ist — nicht vermissen. Dass aber die Erweiterung und Ausfüllung des Gegebenen mit dem Fortschritte des theoretischen, zur Weltkunde sich ausdehnenden Unterrichtes sich „von selbst" machen werde, ist eine leere Einbildung, über welche man sich freilich nicht wundern kann, wenn man weiss, in welchem Umfange sich unsere Pädagogen trotz ihres „Anschaulichkeitsprincipes" und trotz ihrer Tendenz zum „Praktischen" auf die abstracte Wissensvermittlung verlassen. Sie sind im Allgemeinen, also auch bezüglich der Heimaths- und Weltkunde, vollkommen zufrieden mit sich selbst, wenn sie von der Anschauung — obgleich sich das Anschauungsvermögen nur mit dem Vorstellungs- und Begriffsvermögen entwickeln kann — ausgegangen und dem Grundsatze: vom „Nahen zum Fernen" gerecht geworden sind. Über die Einseitigkeit und praktische Belanglosigkeit oder — falls eine irgend consequente Anwendung versucht wird — praktische Schädlichkeit dieses „Grundsatzes" noch Worte zu verlieren, müsste man sich scheuen und schämen, wenn nicht die ebenso frucht- wie gedankenlose, also nachtheilige Pedanterie, welche „methodisch" vorzugehen meint, indem sie von der „Schulstube" aus, den „Kreis der Betrachtung immer mehr erweiternd", zum „Weltganzen" fortschreitet, noch in so weiten Kreisen herrschend wäre. Aus solchen Grundsätzen aber ist das zusammengesetzt, was so Viele mit Stolz und mit verächtlichen Seitenblicken, z. B. auch auf die „methodisch ungebildeten" Lehrer der Gelehrtenanstalten, Methodik nennen. Wir sind aber wenigstens hier nicht genöthigt oder es ist uns vielmehr nicht erlaubt, uns auf eine Kritik des ausgesprochenen Grundsatzes, in dessen Gemässheit man die Heimathkunde zur ersten Stufe des weltkundlichen Unterrichts machen zu dürfen oder zu müssen

glaubt, einzulassen; und können uns begnügen auszusprechen, dass die Heimathskunde in gewisser Beziehung für den weltkundlichen Unterricht, wie weit er sich ausdehnen möge, Zweck bleibt, also das sich erweiternde und ausgestaltende Ergebniss desselben sein muss, wie sie allerdings andrerseits für das wirkliche Verständniss des weltkundlichen Unterrichts Mittel ist, dass aber ihre Natur und ihr Wesen einer selbständigen theoretischen Darstellung widerstrebt. Diese letztere Behauptung möge sofort durch die Forderung erläutert werden, den heimathkundlichen Unterricht, so weit er sich besondern soll und muss, wie einerseits an die Ergebnisse bestimmter Wanderungen, so andrerseits an die andeutend zeichnende Darstellung des Heimathsgebietes, also an ein Kartenzeichnen, das die einzelnen Partieen dieses Gebietes wie das Ganze wiederholt, in Gemässheit des stufenweisen Unterrichtsfortschrittes, vergegenwärtigt, durchweg anzuknüpfen.

Diese Forderung schliesst nicht aus, dass die durch die Wanderungen gewonnenen Anschauungen und Begriffe in dem systematisch fortschreitenden weltkundlichen Unterrichte unmittelbar theils entwickelt, theils angewandt und verwerthet werden, was durchaus nothwendig ist und wofür der Fortschritt des weltkundlichen Unterrichts im Ganzen und Einzelnen geeignet sein muss. Es handelt sich eben um den besonderen heimathkundlichen Unterricht, dessen Besonderung in Consequenz der methodischen Grundsätze, die wir bisher geltend gemacht, eine motivirte sein muss und es durch den Darstellungszweck wird, der seinerseits aus dem durch die Wanderungen erzeugten Bedürfnisse hervorgeht, aber auf der höheren Stufe auch zum Motiv von bestimmten Wanderungen werden darf, wie denn derselbe Unterricht, der die Ergebnisse der Wanderungen verarbeitet, die Wanderungsfähigkeit, deren Momente die Fähigkeit der theoretischen Beobachtung und die praktische des „sich zurecht Findens“ und der über Verlegenheiten und Schwierigkeiten hinwegführenden Combination sind, fortgesetzt zu erhöhen und hierdurch seine Ergiebigkeit zu bewähren hat. Was das Bildbe-

trachten anbetrifft, so dient es auf den höheren Stufen, wo es wie bei dem Religions- und Sprachunterrichte so bei dem heimath- und weltkundlichen Unterrichte vertreten ist, dem ersteren, sofern er sich besondert, als Anregungs-, dem letzteren als Veranschaulichungsmittel, was es jetzt werden darf. Dass aber der heimathkundliche mit dem weltkundlichen Unterrichte, sofern er also ein umschlossener und dadurch systematischer wird, Voraussetzungen hat, zu deren Realisirung der Unterricht der Elementarclasse, der eben dazu ausreicht, angethan sein muss, folgt, wie aus den früheren Erörterungen so aus der Forderung, die wir zuletzt ausgesprochen und auseinandergesetzt haben. Denn das Kartenzeichnen mit Versuchen zu beginnen, deren völlige Unzulänglichkeit sie zu nichtssagenden macht, ist durchaus nicht gerathen, vielmehr zu verlangen, dass vor dem Beginn nicht nur die nöthige Fertigkeit im Zeichnen schlechthin, sondern auch, was das Wesentliche ist, die Fähigkeit, die Terrainverhältnisse, welche durch das Kartenzeichnen andeutend dargestellt werden, als solche aufzufassen, und die damit zusammenhängende, aus und an der Karte die schon vorhandene Vorstellung des Terrains zu reproduciren oder auch schon eine noch nicht vorhandene Vorstellung zu produciren, bis zu einem gewissen Grade herausgebildet sein müssen, weil sonst die Übung, sofern sie kein unsicheres, unzulängliches und resultatloses Probiren bleiben soll, unter der Hand zu einem mechanischen Nachzeichnen wird, d. h. gemacht wird. Der heimathkundliche Unterricht muss also wie der weltkundliche schlechthin in jeder Beziehung vorbereitet sein, was die Elementarclasse zu leisten hat und nur so leisten kann, dass der Unterricht die Anschauungen und Vorstellungen, welche sich aus den Wanderungen ergeben und bei dem Bildbetrachten entwickelt und aufeinander bezogen werden, gelegentlich aber fortgesetzt reproducirt, um für die zusammenhängende und zusammenfassende Betrachtung allmählig zu befähigen — eine Fähigkeit, die sich bei den Wanderungen und bei dem Bildbetrachten selbst als sich entwickelnde zu bethätigen und zu bewähren hat.

Dass sich die „zusammenhängende und zusammenfassende Betrachtung“ nicht unmittelbar in Anspruch nehmen lässt, und dass, wenn sie erzwungen werden soll, der Unterricht ein abstracter wird, liegt auf der Hand, dass aber das Auskunftsmittel des sogenannten „Anschauungsunterrichtes“ — den unsere Pädagogen ohnedies, weil „jeder Unterricht anschaulich sein soll“, aufgegeben haben, sodass er nur noch hier und dort fortgetrieben wird — ein durchaus unzulängliches sein muss, folgt daraus, dass ihm an sich gegebene Motive fehlen und desshalb seine Auswahl der Anschauungsobjecte eine willkürliche ist. Er würde aber, selbst wenn er sich, was nicht der Fall ist, an die Wanderungen und das Bildbetrachten hielte und anknüpfte, eine belang- und erfolglose Anstrengung bleiben. Denn für den Unterricht handelt es sich um die „Reproduction“ der Anschauungen, und diese muss sich, wenn sie ihren Zweck, das Angeschaute zum „geistigen Eigenthum“ zu machen, erfüllen soll, von der unmittelbaren Beziehung auf die bestimmte Anschauungsthätigkeit und ihre Ergebnisse loslösen, folglich zunächst als eine freie erscheinen und sodann, um nicht der Willkür zu verfallen und Form zu gewinnen, eine besonders motivirte sein. Sie findet aber ihre fortgesetzte Motivirung und wird, obgleich sie als gelegentliche erscheint, eine zusammenhängende im Sprachunterrichte, sofern dieser noch eins mit dem Sachunterrichte ist, d. h. allen Sachunterricht einschliesst.

Dass der Sachunterricht ein Moment des Sprachunterrichtes und umgekehrt dieser ein Moment des Sachunterrichtes trotz ihrer Scheidung und wie weit sie fortgeführt werden mögen, behält, dass aber ihre unmittelbare Einheit — die als solche ein unmittelbares Gleichgewicht der Momente ist — zur ausdrücklichen Darstellung kommen muss, was nur auf der ersten Stufe des Schulunterrichtes überhaupt geschehen kann, ist früher ausgesprochen, und, was die Forderung betrifft, durch eine Vergleichung motivirt worden. Ich habe jetzt nur hinzuzufügen, dass der sachliche Unterricht einen systematischen Character, der im „sachgemässen“ Fort-

schritte besteht, nicht annehmen darf, wenn nicht der Lehrer gewiss ist, dass der Schüler sich die Sprache in einer gewissen Ausdehnung — d. h. in einem gewissen Sinne vollständig — angeeignet hat, dass also die Sprachaneignung vorher vermittelt sein muss, dass es sich aber hierbei nicht blos um die Aneignung der Sprachformen, sondern vor Allem um die Aneignung des Sprachinhaltes handelt, der in den Vorstellungen besteht, welche die Sprache in den Worten zum symbolischen Ausdruck gebracht hat, folglich um eine „etymologische" Sprachkenntniss. Der Schüler muss die Bedeutung der Wörter, welche die Sprache hat, vor dem Beginn des systematischen Sachunterrichtes insoweit kennen gelernt haben, als es sich nicht um „technische" Bezeichnungen handelt, es muss ihm also der „Wortschatz" der Sprache mit der nöthigen Erläuterung ausdrücklich vergegenwärtigt worden sein — weil ohnedies der vortragende Lehrer der ausreichenden Sprachkenntniss, also des Verständnisses nicht gewiss ist, vielmehr die Sprachkenntniss als eine lückenhafte und stellenweise unbestimmte vorauszusetzen hat, der hiermit ausgesprochene zwiefache Mangel aber durch keine „Katechese" ersetzt wird — und wenn diese Aufgabe eine unerlässliche ist, so kann sie auch, recht angegriffen, für den ersten Sprachunterricht und gerade für ihn nicht zu schwierig sein.

Dass die Schwierigkeit bei den Ursprachen, welche aus einzelnen Wurzeln ausgedehnte Wörterfamilien nach einem gewissen Gesetze entwickeln, eine geringere ist wie bei den Mischsprachen, in welchen sich die Wörter vermöge der Ableitung aus elementarisch unterschiedenen und zum grossen Theil verschwindenden Wurzeln und Stämmen weit mehr vereinzeln, lässt sich nicht verkennen, und dieser „Umstand" weist von selbst darauf hin, in welcher Weise der Sprachunterricht als etymologischer vorzugehen hat. Dem Schüler müssen zuerst die Stammwörter der Sprache — indem den Wurzeln die Bestimmtheit der Form und des Sinnes noch fehlt oder doch eine einseitige ist — in einem gewissen, irgendwie motivirten Zusammenhange und so, dass einzelne

Umformen und Sprossformen allmählig herausschlagen, sodann die Sprossformen und Zusammensetzungen in gleicher Weise vergegenwärtigt werden, wobei die Erläuterung keine zerstückte, von Wort zu Wort unvermittelt übergehende sein darf, sondern die Begriffe, indem sie einzelne Momente derselben besonders herauskehrt, in einer freien und frappanten Art verknüpfen muss. Diese Verknüpfung des Auseinanderliegenden, die mehr oder weniger überraschende Beziehung von beziehungslos erscheinenden Erscheinungen und Thatsachen befriedigt ein Bedürfniss, dass dem kindlichen Geiste gerade in dieser Periode als Entwicklungsbedürfniss insbesondere eignet und in Bezug auf die Phantasiethätigkeit schon früher characterisirt worden ist, sich aber auch bezüglich der combinirenden Reflexion geltend macht; sie befriedigt es jedoch, weil und insofern sich die Combination einerseits an gegebene Wörtergruppen bindet, andrerseits das Merken und Reproduciren von Seiten des Schülers im Auge hat, nicht in willkürlicher Weise, sondern ist eine durchweg motivirte und bildet allmählig die Fähigkeit wie das Bedürfniss der auf die objective Zusammengehörigkeit gerichteten, die Beziehungsbedürftigkeit des Nächstliegenden entdeckenden Reflexion.

Hiermit sind schon genügend die Einwände beseitigt, welche gegen ein „zu lange fortgesetztes Wörterlesen“ — statt des möglichst raschen Überganges zum Sätzelesen — erhoben werden könnten, und der gegenwärtig herrschenden Lesemethode gegenüber erhoben werden dürfen. Im Allgemeinen aber ist hier zu sagen, dass die gegebene Form für den ersten Sprachunterricht, den der Elementarclasse, das „Lesen und Schreiben“ ist — an welches sich das Bildbetrachten anzuschliessen hat — dass demnach das abstracte Fürsicherzielen des Lesen- und Schreibenkönnens der Berechtigung entbehrt und dieses Können nur das Ergebniss des gesammten und zum Abschluss kommenden Elementarunterrichtes sein darf, weil es nur als dieses Ergebniss ein wahres und vollkommenes Können wird, während es als vorweg geübtes und erzieltes, als welches es ein Mittel des Sprachunterrichtes nicht ist und sein kann, eine die Entwicklung der Fähigkeit hemmende

Fertigkeit abgibt, dass also die von den Methodikern angestrebte Beschleunigung des Lesenlernens an sich kein Gewinn — wenn auch im Vortheil gegenüber der auf denselben Zweck abzielenden, aber weniger zweckgemässen Methode — sondern vielmehr eine Beeinträchtigung wie des Sprachunterrichtes schlechthin so der anzustrebenden Lesefähigkeit insbesondere ist. Die Erzielung dieser soll das fortgesetzte, veräusserte Motiv der Sprachübung sein — wobei die Veräusserung darin besteht, dass das Mittel als Zweck erscheint — die Sprachübung aber, wie wir sie auffassen, das fortgesetzte Motiv des Sachunterrichtes, obgleich dieser nicht als „letzter Zweck" aufgefasst werden darf, da das „Wissen" für das Sprachvermögen, das receptive und productive, insoweit Mittel ist, als dieses Vermögen Wirkungen, und zwar praktische und ästhetische, für welche die Empfänglichkeit und die Wirkfähigkeit herausgebildet werden müssen, wo von wirklicher Bildung die Rede sein soll, einschliesst. Je weniger das Sprachvermögen in diesem Sinne entwickelt und gestaltet ist, um so weniger kommt das „Verhältniss des Menschen zum Menschen", um so weniger also die Gemeinschaft, welche die Grundbedingung der Menschlichkeit ist, zur Darstellung und Verwirklichung.

Da das Motiv einen selbständigen Zweck verlangt, so muss die Sprachübung, um Motiv des Sachunterrichtes werden zu können, die hörbare Gestalt der Sprache — sowohl ihrer an sich vorhandenen, obgleich nur in bedingter Zusammenfügung hervortretenden „Bestandtheile" wie ihrer sich fortgesetzt abschliessenden Zusammenfügungen, sowohl der Wörter wie der Sätze — zur vollen und klaren Empfindung und Auffassung bringen. Wort und Satz gewinnen aber für das Ohr dadurch Gestalt, dass der Ton sich formt, und dass sich einzelne Töne vor andern in einer gewissen Abstufung vermöge des stärkeren und schwächeren Nachdrucks der Stimme hervorheben. Im Klange individualisiren sich die Töne, durch den zu- und abnehmenden Nachdruck der Stimme nehmen die verbundenen Töne eine Gestalt an, die mit der hörbaren Bewegung, welche die Abstufung des Stimmennachdrucks dar-

stellt, hervortritt und verschwindet. Klang und Rhytmus sind also die Bedingungen und Erscheinungsformen der hörbaren Gestalt; der Klang aber kommt einestheils, indem er als Unterschied des Ähnlichen und Gleichen erscheint, also durch Anklang und Gleichklang, anderntheils in der rhytmischen Bewegung, welche bald diesen, bald jenen Klang hervorhebt und dem Ohre aufdringt, zu voller Empfindung und Reflexion, während dasselbe bei dem Rhytmus durch die regelmässige Abwechselung bestimmter Rhytmen geschieht. Für den vollsten sinnlichen Eindruck der Sprache sind also Anklang, Gleichklang und zweckmässiger Rhytmenwechsel eine nothwendige Bedingung, wobei einestheils zu bemerken ist, dass das eine oder das andere Mittel, um den vollen sinnlichen Eindruck der Sprache hervorzubringen, vorherrschend oder auch einseitig angewandt werden kann, und dass anderntheils mit dem sinnlichen Eindruck die gleichzeitig aufgefasste Bedeutung des Worts und der Rede nothwendig verschmilzt. Hierauf beruht die Wirkung der poetischen Sprachform, welche übrigens bei allen Völkern nicht bloss für die eigentlich poetische Darstellung, sondern überhaupt da angewandt wurde, wo ein dem Bewusstsein gewonnener, des sprachlichen Ausdrucks fähiger Inhalt zum vererbbaren „öffentlichen Eigenthum“ ausgeprägt werden sollte. Sofern es sich also um die in bestimmter Gestaltung festgehaltene Rede handelt, ist die poetische Form überall älter als die prosaische, und sie behauptete überall ihren Vorrang auch noch dann, wenn schon die Schrift dem Gedächtniss zu Hülfe kam. Für die Sprachübung sind diese Thatsache und ihr Grund nicht gleichgültig; sie weist vielmehr eindringlich darauf hin, dass dieselbe, um die gleichzeitige, die volle Empfindung einschliessende Reflexion auf die Gestalt und den Gehalt der Sprache, die sie sozusagen neu entstehen lässt, fortgesetzt hervorzubringen und demnach auszubilden, von der Darstellung des Gleichklangs und des Rhytmus ausgehen und sie in geeigneter Weise fortführen muss. Was die Schrift anbetrifft, welche die hörbare Wortgestalt in eine sichtbare übersetzt und die Rückübersetzung in Anspruch nimmt, so ist sie wie der An-

fang der Cultur so vermöge der Übersetzung und Rückübersetzung, die mit ihr gegeben und gefordert ist, das angemessenste Mittel der ersten Sprachübung, vorausgesetzt, dass zunächst — von andern, schon erörterten Bedingungen abgesehen — die Versichtbarung des Wortes, wie es in den ältesten Zeiten der Fall war, das Gedächtniss nicht in den Ruhestand setzt, sondern ihm zu Hülfe kommt.

Auf den Anschauungen und Grundsätzen, die wir eben auseinandergesetzt haben, beruht die in der Levana angenommene und für die Praxis ausgebildete Methode des Lese- und Schreibunterrichts, welche mit dem Bildbetrachten die Form und Umschliessung des Sprachunterrichtes abgeben. Diese Methode weitläufiger darzustellen und eingehender, als es schon im voraus geschehen, zu begründen, müssen wir uns hier versagen, indem uns höchstens eine kurze Characteristik gestattet ist, und wir übrigens auf schon veröffentlichte Darstellungen — in der Löv'schen Monatsschrift, Jahrgang 1853, die „vorgrammatische Methode des Lese- und Schreibunterrichtes“ und „über die Sprachlehre in der Volksschule“, Jahrgang 1856, in der „Bildewerkstätte“, Band II, im „social-pädagogischen Arbeiter“, Jahrgang 1858 und 1859, in dem Heindle'schen Repertorium, und in der bei Dittmarsch und Zamarski in Wien erscheinende „Levanafibel“ — hinweisen können. — Vor Allem ist zu sagen, dass die Methode das Lautiren und Syllabiren ausschliesst; es werden von Anfang an Wörter und zwar Stammwörter „gelesen“, zu welchen um so mehr tonlose Anfügungen kommen, je mehr der Unterricht fortschreitet. Das „Stammwörterbuch“ beginnt nicht mit den einfachsten, auslautlosen, also ungestalteten Stammwörtern, sondern mit den am meisten — durch den verstärkten Auslaut — ausgestalteten, und schliesst mit den ungestalteten, die aber als zuletzt kommend die meisten Anfügungen — Vor- und Nachsilben — haben. Die Gestalt der Wörter hat sich der Schüler „gedächtnissmässig“ einzuprägen, er wird aber hierin dadurch, dass die Wörter nach den Auslauten gruppirt sind, sowie durch die Besprechung, welche die Wörter einer Gruppe mannichfach combinirt, wesentlich unterstützt.

Über die Besprechung ist das Nöthige bereits gesagt, und ich füge jetzt nur hinzu, dass der Lehrer so viel wie möglich die Wörter derselben Gruppe in Reimsätzen zu verknüpfen hat, und dass die Gelegenheit nicht versäumt werden darf, auf einzelne Wörter schon eingeübter Gruppen wie auf die der nächsten Gruppen angehörigen Umlautungen, auf Wörter, die bis auf die Verstärkung oder auch bis auf den Auslaut gleichlauten, und auf solche, die verschieden lautend einen verwandten Sinn haben, zurückzuweisen. Der Schüler wird bald auf die Correspondenz der Lautgestalten und Zeichencombinationen aufmerksam, und fängt allmählig an, ohne zu analysiren, aber durch die sich ihm aufdrängende Analogie bestimmt, dem Lehrer vorzugreifen, d. h., wenn eine Gruppe eröffnet ist, einzelne Wörter, statt sie sich vorsagen zu lassen, selbständig zu lesen. Nach unserer Erfahrung lesen die meisten Schüler, wenn sie bei der letzten Abtheilung des „Stammwörterbuchs" angekommen sind, fast alle Wörter einer eröffneten Gruppe von selbst. Dabei ist zu bemerken, dass die Schüler von vornherein nicht bloss die Gruppen des Stammwörterbuches, sondern auch zunächst bei dem Bildbetrachten die „Unterschriften" der Bilder — sodann die einfachsten Gedichte aus der „poetischen Abtheilung" der Fibel lesen — ein Lesen, das allerdings nur ein uneigentliches, ein „Auswendigkönnen und Sprechen" mit dem Anhalte ist, den die in dem betreffenden Lesestücke vorkommenden bekannten Wörter und die durch dasselbe zu noch oberflächlicher Bekanntschaft gelangten gewähren. Nach dem Übergange zu der zweiten Abtheilung der Fibel, welche mehrere Wörter in bestimmten Rhytmen zusammenfügt, macht die Lesefertigkeit nach unserer Erfahrung überraschend schnelle, gegen das sehr allmählige Hervortreten der selbständigen Auffassung bei dem Durchgehen des Stammwörterbuchs auffallend abstechende Fortschritte, sodass die Schüler, die im Gedichtelesen fortfahren, sehr bald zum eigentlichen Lesen und zwar zu einem Lesen, das nur hier und da noch anstösst, aber natürliches, obgleich vom Rhytmus beherrschtes Sprechen ist, gelangen. Allerdings liest der Schüler in der Regel nur was ihm vorgelesen wurde —

eine Regel, an welcher die ganze Elementarclasse hindurch und noch jenseits derselben festgehalten wird — während wir die Erfahrung gemacht haben, dass unsere Methode des Leseunterrichts das Gedächtniss ausserordentlich entwickelt, sodass manche Schüler nur einmal vorgesprochene kleine Gedichte ungesäumt und mit geringfügigen Abweichungen hersagen können. Hiernach könnte man vermuthen, dass das Lesen auch jetzt noch ein Auswendighersagen sei. Indessen überzeugt man sich, wenn man ausnahmsweise nicht vorgelesene Gedichte oder Prosasätze lesen lässt, sogleich, dass der Schüler im eigentlichen Sinne lesen gelernt hat, d. h. mit der Correspondenz der Zeichencombinationen und der Lautgestaltungen im Allgemeinen vertraut geworden ist.

In grammatischer Beziehung führt die zweite Abtheilung der Fibel „Wortegefüge und Betonungsbilder" — die Sprossformen, die nicht mehr erkennbaren Zusammensetzungen — mit Ausnahme der schon im Stammwörterbuch enthaltenen Vorsylben, die Zusammensetzungen und das durch eine Wörtercombination verschiedenartig erweiterte Substantiv in der Subject-, Object- und Adverbstellung vor, das letztere aber nicht für sich, sondern im Anschluss an die Wörtergruppen, durch welche die verschiedenen Sprossformen — natürlich nur in Beispielen — vertreten sind. Die Besprechung geht immer auf das Grundwort zurück und wird dadurch zu einer Begriffsentwicklung anderen Characters als es die Erläuterung der Stammwörter war. Mit der Vorführung der Sprossformen und des erweiterten Substantivs — denn die Zusammensetzungen machen eine Ausnahme — verbindet sich die Darstellung des Rhytmus in der Art, dass bei jeder Sprossform von den einfachen Rhytmen — Jamben, Daktylen, Choriamben u. s. w. — zu rhytmischen Combinationen, wie sie die Zeilen oder Theile von Versmaassen bilden — z. B.: ◡ – ◡ ◡ | – ◡ ◡ | – ◡ ◡ – ◡ ◡ | – ◡ ◡ | – ◡ – . . . – fortgegangen wird, wobei dieselbe Combination durch die Verlegung des Hauptones, wenn auch nicht durchgängig, modificirt wird, z. B.: ´ ◡ ◡ | – ◡ ◡ | – . . . – ◡ ◡ | ´ ◡ ◡ | – . –

Die dritte Abtheilung der Fibel — „Satzgebilde und Lese-

stücke“ — bringt Prosasätze, welche nach einem doppelten Gesichtspunkte gruppirt sind, indem die Sätze jeder Gruppe dieselbe rhytmische Combination, obgleich mit kleinen Abweichungen, darstellen, und, obgleich unverbunden und unvermittelt, wie es schon aus der Gleichheit des Rhytmus folgt, einen inneren Zusammenhang haben, den die Besprechung, zugleich sprachlich vermittelnd, d. h. ein Prosa-Lesestück vergegenwärtigend, herausstellen muss. Kleine Lesestücke machen den Schluss. — Die poetische Abtheilung der ganzen Fibel enthält Unterabtheilungen für die einzelnen Stufen; indessen sollen die Gedichte nicht nacheinander gelesen, sondern dem jedesmaligen Bedürfniss gemäss ausgewählt werden. Die poetische Darstellung der Tages- und Jahreszeiten gibt für die Gedichtgruppen die engere und weitere Umgrenzung ab oder anders ausgedrückt eine Mitte, an welche sich Gedichte mit verschiedenartigen Motiven anschliessen. — Über den Schreibunterricht wollen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, nur bemerken, dass er den fortschreitenden Leseunterricht überall gegensätzlich ergänzt, z. B. während im „Stammwörterbuche“ die Wörter mit verstärktem Auslaut, also, mit wenigen Ausnahmen, nur „geschärfte Laute“ gelesen werden, die mit den Liquiden und dem H gebildete Wörter vorführt, und so, sich in einem engen Kreise von Lauten bewegend, die Schärfung und Dehnung vergegenwärtigt, später denselben Anlauten verschiedene Auslaute anfügt, die Umlautung ausdrücklich und in weitester Ausdehnung darstellt, die Deklinations- und Conjugationsformen erst an einzelnen Wörtern, dann in kleinen Sätzen aufzeigt und durchführen lässt u. s. w.

Wir können mit den Resultaten, die unser elementarer Sprachunterricht, selbst bei weniger consequenter Durchführung erzielt hat, wohl zufrieden sein, da ein richtiges, wohlbetontes und ausdrucksvolles Lesen bis zum Abschlusse der Elementarclasse bei den gesunden Zöglingen durchweg erreicht wurde, und die Auffassungsfähigkeit für die gesprochene und geschriebene Rede sowie die Sprechfähigkeit sich in einer Art entwickelt zeigte, wie es bei der herrschenden Unter-

richtsmethode nach unserer Erfahrung nicht geschieht. Dass der Unterricht nach unserer Methode bedürfnissgemäss ist, bewies uns das lebhafte Interesse der Schüler, welches sich mit dem Beginn des Unterrichts entwickelte und bis zum Abschluss desselben nicht abschwächte. Ein entsprechendes Interesse zeigten auch die Idioten, denen Leseunterricht ertheilt wurde, und machten, wenn auch langsam, so doch für ihre geistige Entwicklung belangvolle Fortschritte, worauf wir noch besonders zurückkommen werden.

Neben dem Sprachunterrichte geben in der Elementarclasse der Religionsunterricht, die Mathematik, das Zeichnen und der Gesang besondere „Disciplinen" ab. Das Zeichnen und der Gesang vertreten die einfachsten Kunstübungen, das Zeichnen aber verlangt, um in der Volksschule überhaupt bis zu wirklichen, obgleich immerhin beschränkten Leistungen durchgesetzt werden zu können, wie früher gezeigt worden ist, die Unterlage der darstellenden Arbeiten, insbesondere das „Modelliren", während der Gesangunterricht das Singen bei der religiösen Feier und bei dem Spiel zugleich nachübt und vorübt, womit sein nothwendiges Verhältniss zu beiden und zugleich der maassgebende Gesichtspunkt für seine Methode ausgesprochen ist. Die Mathematik der Volksschule und zunächst der Elementarclasse ist die einem wesentlichen Momente der praktischen Arbeiten entsprechende und sich daher auf und aus der Unterlage derselben entwickelnde, zugleich aber die logische Auffassung aller concreten Verhältnisse durch die Entwicklung des wegen seiner Allgemeinheit und Äusserlichkeit maassgebenden und in gewissem Sinne symbolischen Grössenverhältnisses vorbereitende und vermittelnde theoretische Disciplin, welche also die Mitteldisciplin zwischen der praktischen Arbeit und der Heimaths- und Weltkunde ist. Indem die letztere — zunächst im Sprachunterricht vertreten — als eigene Disciplin hervortritt, was in der Mittelclasse geschieht, findet die Scheidung der Mathematik in „Rechnen" und „Formenlehre" statt. Eine weitere Scheidung des Unterrichts in besondere Disciplinen lässt die Volksschule, sofern das Gesetz des organischen

Zusammenhangs und der organischen Gliederung seine Geltung behalten oder vielmehr erlangen soll, nicht zu.

2.

Die Theilnahme der Idioten an den Wanderungen. — Die Nothwendigkeit dieser für die Gesundheit und Entwicklung der Idioten; ihr Verhalten dagegen. — Das Ungenügende und Nachtheilige blosser „Spaziergänge". — Das Verhalten und die Behandlung der Idioten der verschiedenen Formen bei den Wanderungen. — Die Theilnahme der Idioten an dem gewöhnlichen und an dem in der Levana eingeführten Leseunterrichte; der Gewinn des Lesens für die geistige Entwicklung und die Bedingungen des Erfolges. — Das Verhalten der Idioten zu der biblischen Geschichtserzählung. — Die Gestaltung des Religionsunterrichts in der Volksschule. — Die „confirmationsfähig" gemachten Idioten. — Idiotische „Rechner". — Ansicht eines Pädagogen über die Vorübung der mechanischen Fertigkeit. — Alte und neue Methode des Rechnenunterrichts. Die Isolirung des Rechnens von den übrigen Disciplinen; der Mangel eines Verhältnisses zur Geometrie. — Das Princip der „Anschaulichkeit" an sich und in seiner Anwendung auf den Rechnenunterricht. — Unzulänglichkeit der „Veranschaulichungsmittel", — die Raumformen als wesentliches, obgleich nur uneigentlich zu nennendes „Veranschaulichungsmittel" des Rechnenunterrichts und die Unterlage praktisch darstellender Arbeiten. — Der praktische Zweck der Volksschul-Mathematik. — Der an die Formenzusammensetzung geknüpfte Rechnenunterricht der Elementarclasse. — Die Zahl als Zeitmesser und die zur Zeitmessung nöthigen Übungen und Auseinandersetzungen.

Ehe wir auf eine weitere Darstellung des Volksschulunterrichtes — wie er nach unserer Ansicht zu gestalten ist — ergänzend eingehen, haben wir noch das Nöthige über die Theilnahme der Idioten an den „Wanderungen" zu sagen.

Es versteht sich von vornherein, dass die Wanderungen für idiotische Kinder niemals dasselbe werden können wie für gesunde Kinder, weder was die Genussmomente derselben,

noch was die zusammenhängende Intelligenzbethätigung und Intelligenzbefriedigung anbetrifft. Sie ist aber als geregelte vor Allem für die Idioten noch nothwendiger und in gewissem Sinne weit nothwendiger wie für gesunde Kinder. Die Schulen, in denen regelmässige Wanderungen eingeführt sind, sind zu zählen und fast nur Privaterziehungsanstalten, wobei noch in Frage steht, in wie weit die Wanderungen, wo sie so genannt werden — denn hier und da ist nur von gemeinsamen Spaziergängen die Rede — den Namen einigermaassen verdienen.

Was durch diesen Mangel der Jugend entgeht, muss sich aus dem, was wir über die positive Bedeutung und den positiven Gewinn der Wanderungen gesagt haben, für Jeden ergeben, der auf die gegebene Auseinandersetzung eingegangen ist. Dessenungeachtet und trotz der Mangelhaftigkeit, an welcher das herrschende Erziehungswesen überhaupt leidet, während und weil es vom „Bedürfniss der Zeit“ und vom „Geiste des Fortschrittes“ unablässig „entwickelt“ wird, gilt die aufwachsende Generation als eine gesunde, vor den früheren weit bevorzugte, und es gibt nur Wenige, welche die Krankhaftigkeit der jetzt einander folgenden Jugendgenerationen, welche sich unter dem Scheine eines lebhaften Interesses und Wesens, unter der Fieberröthe eines künstlich geweckten und genährten „Strebens“ verbirgt, um immer allgemeiner und bedrohlicher zu werden, klar erkennen und in dieser Erkenntniss eines der Motive für die von ihnen vertretene gründliche Reform finden. Dabei ist nicht zu übersehen und zu läugnen, dass auch jetzt noch ein Theil der Volksjugend wie früher gegen das hart und äusserlich mechanische, so jetzt gegen das „entwickelte“, künstlich mechanische Erziehungs- und Unterrichtswesen reagirend, in sich selber die Mittel sucht und findet, um dem wirklichen von der Erziehung unbeachteten und zurückgedrängten Bedürfnisse eine immerhin heilsame, wenn auch noch so unvollkommene Befriedigung zu schaffen, und dass es besonders glücklich angelegte und energische Naturen gibt, deren Reactions- und Ergänzungsvermögen ihnen eine verhältnissmässig selbständige Entwicklung

oder Entfaltung sichert. Dies Alles zusammengenommen, muss man sagen, dass die Nothwendigkeit pädagogisch geleiteter Wanderungen, die ihrem Begriffe genügen, nicht unmittelbar zu Tage tritt und in gewissem Sinne eine relative ist. Dagegen ist an eine entschiedene Besserung der Idioten ohne regelmässige und wohl geleitete Wanderungen nicht zu denken, und zwar dürfen diese Wanderungen auch bei Idioten oder vielmehr bei ihnen noch weniger wie bei gesunden Kindern einfache und einförmige Spaziergänge bleiben, sondern müssen dem, was im Begriff der Wanderung liegt, annäherungsweise entsprechen.

Zunächst ist bei den Idioten allerdings das Moment der Erholung, das wir als ein im Genuss verschwindendes bezeichnet haben, zu betonen. Die meisten Idioten bedürfen vor Allem, dass sie oft und dass sie gründlich frische Luft schöpfen, und das gründliche Luft schöpfen, das eine Thätigkeit der Lungen und der Haut zugleich ist, kann nur durch eine möglichst anhaltende und energische Bewegung im Freien vermittelt werden. Hiernach geben die Wanderungen ein unentbehrliches diätetisches Mittel ab, gegen dessen Anwendung sich viele Idioten, Luft- und Bewegungsscheu, wie sie sind, lange sträuben. Ist aber die Opposition überwunden, so würde der gewöhnliche Spaziergang auf gewohnten Wegen, indem er ein diätetisches Mittel bliebe, einestheils als solches keine Steigerung erfahren, anderntheils für die weitere Entwicklung des Idioten durchaus belanglos sein. Wenn die stumpfsinnigen und der grössere Theil der beschränkten und auch der melancholischen Idioten — denn die narrenhaften und beschränkt-narrenhaften verhalten sich abweichend — sich gleichmässig und innerhalb gewohnter Umgebungen, so wenig sie dieselben schon irgendwie bestimmt aufgefasst haben, weiter bewegen, versinken sie in den Zustand der geistigen Passivität, bei welcher kein Eindruck zu entschiedener Reflexion kommt, der Dumpfheit, die ein träges Aufgehen in der Selbstempfindung ist, des Brütens, bei welchem sich, während sich Spannung und Aufmerksamkeit auf die Umgebung verliert, unbestimmte Vorstellungen aneinander reihen. Man kann also sagen, dass ein solches Spazierengehen dem Idioten ein Mittel wird, um die Anre-

gungen, welche sonst auf ihn ausgeübt werden, sozusagen auszugleichen und sich in seinem Zustande, den er instinctiv zu conserviren strebt, zu befestigen. Dabei findet er bald die für ihn bequemste, einförmigste Bewegung heraus, wodurch der diätetische Erfolg, welcher mit der Bewegung gesteigert werden muss, umgekehrt geschwächt wird.

Man könnte nun die Idioten zu einer zeitweilig rascheren und sich modificirenden Bewegung nöthigen, aber damit würde man sich einestheils von Neuem den Kampf gegen ein oppositionelles Verhalten auflegen — ein Kampf mit dem zwar der Zweck erreicht wird, den Idioten aus der Einförmigkeit der Bewegung und der Dumpfheit, von der er sich befangen lässt, herauszureissen, der aber sowohl ihn selbst als die Gesunden, welche an dem Spaziergange Theil nehmen und sich fortgesetzt aufgehalten oder zu einer zwecklosen Beschleunigung des Ganges genöthigt sehen, verstimmt — anderntheils sind zu dem wirklichen Erfolge Kräfte erforderlich, die sich kaum vorfinden, wenn nicht alle Gesunden sich beständig mit den Kranken abmühen sollen.

Man muss sich also durchaus die doppelte Aufgabe stellen, den Idioten erstens für die Umgebung zu interessiren, ihn zur Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Gegenstände zu bringen, die sich den Sinnen darbieten, und zweitens ihn für die gelegentlich nothwendige Bewegung zu gewinnen oder ihm Motive für die freiwillige Anstrengung zu leihen. Der erstere Zweck verlangt den Wechsel der Umgebungen, die Überraschung durch das Neue, das auf den Idioten relativ ebenso anregend wie auf den Gesunden einwirkt, der zweite, dass die Nothwendigkeit gelegentlicher Anstrengung eintritt, dass diese Nothwendigkeit irgendwie zum Bewusstsein kommt, und dass der Wille sich anzustrengen, theils durch das Beispiel der Gesunden, welche bei solchen Gelegenheiten die Schwachen lieber unterstützen, als wenn die beschleunigte und modificirte Bewegung eine zwecklose ist, theils durch die Aussicht, mittelst der Anstrengung irgend eine Überraschung zu gewinnen, oder sich einem zur Vorstellung gebrachten Ziele rascher anzunähern, angeregt wird.

Es ist leicht zu sehen, wie die bezeichneten Zwecke zusammengreifen und dass es auch für die Idioten darauf ankommt, die Wanderungen zu dem zu machen, was sie ihrem Begriffe und Wesen nach sein müssen. Wie auch der Idiot, sobald er überhaupt auf die Umgebungen reflectirt — und dazu muss er, wenn er auf besonders niedriger Stufe steht, durch die auf die Wanderungen sich fortsetzenden „Sinnenübungen", wie wir sie früher characterisirt, gebracht werden — das Neue und Überraschende verlangt und eben, indem dieses Verlangen befriedigt wird, ein bestimmter auffassendes Auge für das Bekannte und für die hervorstechenden Objecte überhaupt gewinnt, so weiss er die zwecklose von der zweckbedingten Bewegung sehr zu unterscheiden, und kann für die letztere jedenfalls leichter gewonnen werden, wie für die erstere.

Was die narrenhaften, die beschränkt-narrenhaften und denjenigen Theil der beschränkten Idioten, den wir vorhin ohne nähere Characteristik von den übrigen ausgeschlossen haben, anbetrifft, so ist die Aufgabe, die ihr Wesen und ihr Zustand bezüglich der Wanderungen stellt, eine andere wie bei den stumpfsinnigen, melancholischen und dem andern Theile der beschränkten Idioten — denjenigen, deren Sinnlichkeit besonders angeregt werden muss — und theilweise weit leichter, theilweise schwieriger zu erfüllen. Insofern die narrenhaften Idioten bewegungsfähig, wenn auch muskelschwach sind, nehmen sie an gelegentlichen Anstrengungen, wenn ihnen nicht zu viel zugemuthet wird und die Unterstützung nicht fehlt, gern Theil, während sie zur Aufmerksamkeit auf ihre Umgebungen nicht gebracht zu werden brauchen, da sie nicht nur das an sich Auffallende sehr wohl bemerken, sondern auch häufig durch Gegenstände angezogen werden, welche normale Kinder unter gewöhnlichen Umständen, und wenn ihre Aufmerksamkeit nicht ausdrücklich darauf gerichtet wird, unbeachtet lassen. Aber die Aufmerksamkeit der Narrenhaften ist meist eine ganz flüchtige und unmotivirt von Gegenstand zu Gegenstand überspringende, während sie ausnahmsweise von bestimmten Gegenständen,

die für sie ein eigenes, oft unbegreiflich erscheinendes Interesse haben, sich nicht losmachen können. Die Aufgabe ist also hier, dem beständigen Abspringen von dem Gegenstande der Betrachtung zu wehren, die Aufmerksamkeit zu fixiren und womöglich zur Auffassung zu erheben, welcher letztere Hauptzweck bei vielen melancholischen Idioten, wenn sie einmal in Spannung auf ein Object gesetzt sind, und selbst bei Stumpfsinnigen milderen Grades leichter erreicht wird, als bei manchen narrenhaften Idioten, die sich entschieden dagegen sträuben, bei einem Gegenstande längere Zeit festgehalten zu werden. Die beschränkt-narrenhaften Idioten entwickeln oft eine sehr hartnäckige Opposition gegen die Zumuthung, sich in einer vorgeschriebenen oder durch die Gelegenheit gegebenen Weise angestrengter zu bewegen; wenn aber diese Opposition überwunden ist, gewinnen sie ein Interesse daran, es den Anderen gleich zu thun. Übrigens bleiben sie in Bezug auf die Fixirung und Bestimmung ihrer Aufmerksamkeit eigensinnig, indem sie sich bald willig und eingehend, bald entschieden abweichend und trotzig indifferent verhalten. Denjenigen unter den beschränkten Idioten, deren Beweglichkeit eine entwickelte und beherrschte ist, welche sich also auch gern bewegen, ist die gelegentliche Anstrengung ein Spiel; während sich aber ihre Sinne durch die Schärfe und ein schnelles Erfassen der Gegenstände und Vorgänge auszuzeichnen pflegen, ist doch dieses Erfassen durch kein theoretisches Interesse bedingt, sondern einestheils durch eine gewisse allgemeine Spannung, welche alle hervorstechende Gegenstände, insbesondere aber alle Regungen und Bewegungen zu augenblicklicher Reflexion bringt, die indessen den Character der Äusserlichkeit behält, sofern die bemerkten Gegenstände und Bewegungen praktisch indifferent erscheinen, d. h. weder Besorgniss noch Verlangen einflössen, anderntheils durch das praktische Interesse, welches nach Objecten und Gelegenheiten wie der sinnlichen Befriedigung so der Befriedigung des Thätigkeitstriebes, der bei dem Kinde der ersten Kindheitsstufen und bei dem Idioten noch auf den späteren Altersstufen insbesondere als Zerstörungstrieb und als Spieltrieb

auftritt, unablässig ausspäht. Als Repräsentanten dieser Art idiotischer Beschränktheit, welche es leicht macht zur Theilnahme an den gelegentlichen Anstrengungen der Wanderung zu bringen, aber sehr schwer, die Aufmerksamkeit zu dirigiren, an bestimmte Gegenstände zu fesseln und zur Betrachtung zu erheben, führen wir den öfter erwähnten, sprachlosen Vollidioten an, der sich ebenso durch die Schnelligkeit und Sicherheit des sinnlichen Erfassens wie durch die Gewandtheit und Zweckmässigkeit seiner Bewegungen auszeichnete (T. III. F. 4.), und den Idioten mildesten Grades (T. II. F. 6.), dessen geistige Beschränktheit oder Einseitigkeit durch die entschiedene moralische Entartung gesteigert wurde.

Über das Verhalten der Idioten zu dem „Bildbetrachten“, des dem geregelten Sprachunterrichte — der mit dem „Lesen“ und „Schreiben“ beginnt — vorausgeht, und sodann einen Theil dieses Unterrichtes abgibt, haben wir uns bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen und in der ersten Abtheilung des gegenwärtigen Vortrags auch das Verhalten zum Lesen und Schreiben berührt. Wir beabsichtigen daher nicht, noch einmal und besonders darauf einzugehen, wollen aber — dem gewöhnlichen Betrieb des Sprachunterrichtes, der bei Idioten nur insoweit modificirt wird, als es ihre Schwäche nothwendig macht, gegenüber — ausdrücklich hervorheben, dass wir die mechanische Lesefertigkeit, die in manchen Idiotenanstalten erzielt und als ein wesentliches Resultat betrachtet wird, für einen sehr zweifelhaften Gewinn halten, während das bei unserer Methode in der That erzielte Lesenkönnen ohne einen bedeutenden Fortschritt in der Intelligenzentwicklung gar nicht denkbar ist. Allerdings würde bei dem Idioten, der überhaupt zu den Leseübungen nach unserer Methode befähigt ist, das Lesenlernen in unserem Sinne eine Zeit von mindestens 4—5 Jahren, also in manchen Fällen eine noch längere, in Anspruch nehmen, und wir haben schon erwähnt, dass wir noch nicht in der Lage waren, den Leseunterricht eines Idioten bis zum Ziele durchzusetzen. Aber die Möglichkeit, dies zu thun, unterliegt für uns dessenungeachtet keinem Zweifel, da wir aus Erfahrung

wissen, dass und wie der idiotische Leseschüler in der Aneignung der Wörtergruppen weiter geht, und einen sich allmählig beschleunigenden Fortschritt hier wie bei den Gesunden anzunehmen berechtigt sind, auch den Übergang zum zweiten rhytmischen Theile der Levanafibel und zum Gedichtlesen nicht für schwierig halten. Ein Idiot der narrenhaften Gattung (T. II. F. 5.), der später einer merkwürdigen Abspannung verfiel, hatte sich die ersten Gruppen des „Stammwörterbuchs" der Art angeeignet, dass er nicht nur mit der Gestalt der Wörter — viele ihm unverständliche waren ausgelassen worden — sondern auch mit ihren Begriffen und bei der Besprechung entwickelten Beziehungen vertraut war, und dass diese Vertrautheit trotz einer langen Unterbrechung des Leseunterrichts, durch die unüberwindliche Abspannung des Patienten bedingt, sich erhielt und gelegentlich hervortrat, was der Unmöglichkeit, den Leseunterricht mit ihm wieder aufzunehmen und fortzusetzen, gegenüber als eine überraschende Erscheinung gelten darf. — Ein anderer, gleichfalls narrenhafter Idiot (T. I. F. 4.), dessen ausserordentliche Unstetigkeit erst überwunden werden musste, schreitet in der Aneignung der Gruppen rüstig vorwärts und liest — selbstverständlich nur im uneigentlichen Sinne, da, nach unserer Auseinandersetzung, das sprechweise Hersagen zwar an der Gestalt der mehr oder weniger bekannten Wörter einen Anhalt hat, aber wesentlich auf der Erfassung des Sinnes und der gedächtnissmässigen Einprägung des Ganzen beruht — eine Menge von Reimsprüchen unter eingehend betrachteten Bildern.

Wie sich die Idioten gegen die „biblische Geschichte" verhalten — nämlich im Allgemeinen indifferent und der Auffassung unfähig — ist schon öfter erwähnt worden. Nach unserer Ansicht hat sich der Religionsunterricht der Elementarclasse auf die Erzählung biblischer Geschichten des alten und neuen Testaments, von denen insbesondere die letzteren zweckmässig auszuwählen sind, auf die Vorbereitung und die Feier der „christlichen Feste", wozu ausführlichere Erzählungen, Schilderungen und Festlieder gehören,

und auf das Lesen-, Auswendiglernen- und Singenlassen „sonstiger Lieder“, z. B. religiöser Morgenlieder und Jahreszeitenlieder nebst dem Besprechen und Einprägen einzelner ausgewählter Sprüche zu beschränken. Diese Beschränkung durch die Natur des Gegenstandes und die Altersstufe der Zöglinge bedingt, kann um so weniger beengend, die nothwendige religiöse Anregung verkürzend gefunden werden, als das religiöse Moment auch in der poetischen „Lectüre“ der Elementarclasse enthalten ist, und überall, ohne sich breit entfalten zu dürfen, durchschlägt, als ferner sich der Erzählung der biblischen Geschichten die Betrachtung und Besprechung biblischer Geschichtsbilder anschliesst, und der Sprachunterricht im Allgemeinen die Gelegenheit religiöser Vorstellungen zu reproduciren, nicht versäumen soll. Hinsichtlich der Lieder mag noch bemerkt sein, dass es den Character, welcher der Religionsstunde zukommt, beeinträchtigen würde, wenn man Lieder, die nicht der Ausdruck der momentanen Stimmung sein können, z. B. religiöser Abendlieder, in ihr lesen und singen wollte, dass solche Lieder also den Lesestunden zuzuweisen sind, bei denen das „Sichversetzen“ in verschiedenen Situationen und Stimmungen nicht im Widerspruche zu dem Character des Unterrichts steht, obgleich in Bezug darauf das rechte Maass eingehalten werden muss. Das Auswendiglernen und die Erläuterung dogmatischer Sätze — der Katechismus — und die rednerische Ausführung wie die „katechetische“ Auseinandersetzung beliebiger oder auch aus gegebenen Unterlagen, z. B. aus den Sonntagsevangelien und Episteln, abgeleiteter religiöser Themen sind nach unserer Auffassung dessen, was der Religionsunterricht erreichen kann und soll, gleich unberechtigt, und zwar nicht nur in der Elementarclasse, sondern auch noch in der Mittelclasse, wo die biblische Geschichte in relativer Vollständigkeit zu geben, und Erbauliches aus dem alten und neuen Testament — ausgewählte Stücke aus den Psalmen und Spruchbüchern, aus den Reden Christi, aus den apostolischen Briefen — zu lesen ist. Dabei ist zu erwähnen, dass einzelne der Gleichnisse Christi schon in der Elementarclasse zu er-

zählen sind, und in der Mittelclasse andere, schwerer verständliche hinzukommen.

Erst die Oberclasse lässt das regelmässige Lesen der Evangelien und Episteln und schliesslich — wenn es sich um die unmittelbare Vorbereitung zur Confirmation handelt — die zusammenhängende an einen „Katechismus“ sich anschliessende Darstellung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre zu. Mit dieser anzufangen und sie durch die ganze Volksschule fortzusetzen — wie viel oder wenig dabei erläutert werden mag — ist ein widernatürlicher Zwang, den man dem kindlichen Geiste anthut, und aus welchem nur eine sich an die Formel bindende und daher abergläubische, unfreimachende Religiosität oder die religiöse Indifferenz hervorgehen kann. Gleich schädlich aber und in gewisser Beziehung noch schädlicher, wenn auch in anderer Art, wirkt auf das Kind jene bald mehr rhetorische, bald mehr „verständige“ religiöse Anregung und Belehrung ein, bei welcher sich die Subjectivität des Lehrenden möglichst breit macht, indem er, ohne sich an ein objectiv Gegebenes zu halten und zu binden, die religiös-sittliche Gesinnung und die religiöse Erkenntniss mit dem moralischen Bewusstsein in seinem Sinne vermitteln will. Die Rhetorik dieser „Subjectiven“ betäubt und blasirt das Kind, ihr Katechisiren aber ist ganz und gar dazu angethan, die verfrühte, unreife und selbstgefällig altkluge Reflexion über den Inhalt des Glaubens und die verschiedenen „Pflichten“ hervorzubringen, die sich auf der äussersten Oberfläche des Gegenstandes bewegen muss, um nicht in unlösliche Widersprüche zu gerathen, aber sich selber nur um so klarer und übersichtiger vorkommt — eine Reflexion, welche, zur Gewohnheit und Fertigkeit geworden, für die Entwicklung des religiösen Gefühls und die Ausbildung des sittlichen Characters völlig fruchtlos bleibt, den Trieb der tieferen religiösen Erkenntniss möglichst zeitig abschwächt und erschöpft, und schliesslich entweder jene flachpathetischen Schwätzer über Religion und Moral, religiöse und moralische Themata, welche niemals zum Kern der Sache gelangen, oder jene indifferenten oberflächlichen und eiteln Kritiker abgibt, welche sich auf ihr Er-

habensein über die religiöse Befangenheit, ihre Aufklärung, die sie den Widersinn der Glaubenssätze ohne weiteres erkennen lässt, möglichst viel zu Gute thun.

Wir schliessen unsrerseits, was die Art und Weise, die Methode des Religionsunterrichtes anbetrifft, weder die religiöse „Ansprache“ noch die „Katechese“ aus; beide aber sollen keinen zu breiten Raum einnehmen und immer besonders motivirt sein, was die Ansprache dann ist, wenn sie eine religiöse Feier einleitet oder abschliesst, um Character, Inhalt und Bedeutung derselben in eindringliche Worte zu fassen, die Katechese, wenn der Lehrer für die nothwendig erscheinende Erläuterung eines Spruches, eines Liedes, und hier und da auch einer Erzählung Anknüpfungspunkte in der unmittelbaren Auffassung der Schüler und somit den rechten Standpunkt gewinnen, oder wenn er die Reproduction, die er von dem Schüler verlangt, einleiten und vermitteln will. Dabei ist aber zu bemerken, dass erstens im Allgemeinen das, was dem Schüler vorgetragen wird und was er liest oder singt, seinem Gefühl und Verständniss an sich nahe liegen muss, wesshalb die Auswahl des jeder Altersstufe Angemessenen keine flüchtige und experimentirende sein darf, und, dass sich zweitens die Katechese an ihr jedesmaliges Object zu halten hat, sich also nicht von diesem Objecte, indem sie den Schüler durch Fragen und Erörterungen, die ihm zunächst ganz unmotivirt erscheinen, zu einem einfach nachgiebigen, willenlosen Reflectiren nöthigt, entfernen, und auf Umwegen zu demselben zurückkehren darf, so „geschickt“ diese Rückkehr bewerkstelligt werden und so überraschend sie für den Schüler sein mag, dem sie den Gegenstand unter einem neuen Gesichtspunkte zeigt. Diese Manier des plötzlichen Abgehens und des allmähligen Zurückkehrens, die man immerhin als die sokratische bezeichnen mag, ist ein überflüssiges Manövriren, wenn das Object ein wohl gewähltes, dem Gefühl und Verständniss des Kindes nahe liegendes ist, was es sein muss, und nur berechtigt, wenn und wo der zu Belehrende dem Lehrer nicht ahnungs- und willenlos folgt, sondern wenigstens ein unklares Bewusstsein hat, wesshalb

der Umweg eingeschlagen wird, und sie widerspricht endlich insbesondere der Natur und Aufgabe des Religionsunterrichtes, der durchaus und durchweg den einheitlich zusammengehaltenen Eindruck verlangt. Damit wollen wir nicht läugnen, dass auch hier zeitweilig das Bedürfniss einer sich freier ergehenden, ausbreitenden, den Character des Feierlichen abstreifenden Reproduction und Reflexion bei den Lehrern und den Schülern eintritt, und das Recht auf Befriedigung hat; eben desshalb aber halten wir es für nothwendig, dass die Lesebücher aller Classen das religiöse Moment stellenweise hervortreten lassen, und zwar so, dass dadurch kein Contrast entsteht, sondern der religiöse Gefühlsausdruck und die religiöse Reflexion sich leicht und ungezwungen den poetischen „Weltbetrachtungen" naiver Form, wie sie die Lesebücher enthalten, anfügen; wir legen ferner auch darum der Betrachtung und Besprechung biblischer „Geschichtsbilder" eine so grosse Wichtigkeit bei, indem gerade durch sie für sich frei entwickelnde und verknüpfende geschichtliche, psychologische und moralische Erläuterungen, des biblisch Erzählten die geeignete und mannichfachste Gelegenheit und Veranlassung geboten wird.

Die Aufgabe des Religionsunterrichtes ist nach unserer Ansicht einfach die, an gegebenen, durch die Jahrhunderte fortgepflanzten und fortgestalteten Schöpfungen des religiösen Geistes, an überlieferten, dem christlichen Culturleben eingeprägten Stoffen und Formen die religiöse Phantasie, das religiöse und sittliche Gefühl, die religiöse Sinnigkeit zu entwickeln oder vielmehr sich entwickeln zu lassen, ohne sie zudringlich und vorzeitig bestimmen zu wollen, da ein solches Bestimmenwollen den innerlichen Process, aus dem die individuelle und doch nicht willkürlich geformte, sondern von den religiösen Gedanken der Menschheit getragene und umschlossene Religiosität hervorgeht, nur stören, unterbrechen und verfälschen kann. Erst der ausdrückliche Eintritt in die Kirche, der eine Confession, ein Bekenntniss einschliesst, rechtfertigt die Normirung des Glaubensinhaltes für den Eintretenden, und diese Formirung liegt eigentlich schon

ausserhalb der Aufgabe des pädagogischen Religionsunterrichtes.

Wir haben Berichte über die Vorbereitung idiotischer Kinder zur Confirmation und über die von ihnen erlangte Kenntniss der Glaubens- und Sittenlehren gelesen, die uns in Erstaunen setzen müssten, wenn wir nicht einerseits der Idiotismus der betreffenden Kinder als einen von Haus aus sehr mildgradigen, andrerseits die von ihnen erlangte Kenntniss als eine ziemlich äusserliche und gedächtnissmässige vorauszusetzen hätten. Die Frage, ob Idioten tieferen Grades, bei denen sich der Idiotismus nicht als ein grossen Theils anerzogener, sondern als ein organisch begründeter herausstellt, jemals im strengen Sinn des Worts „confirmationsfähig" werden können, haben wir indirect schon beantwortet und finden uns nicht veranlasst, auf den Begriff der Confirmationsfähigkeit näher einzugehen und ihn zu bestimmen, um die Erörterung weiter zu führen. Insofern wir auf die Erfahrung gestützt, und indem wir die erfahrungsmässige Thatsache in vollständiger Übereinstimmung mit unserer Auffassung dessen sehen, was das Wesen der Idiotie ausmacht, behaupten müssen, dass die Idioten für religiöse Vorstellungen — obgleich nicht durchweg für das religiöse Ceremoniell, das vielmehr manche Idioten der narrenhaften Gattung besonders anzieht — äusserst unempfänglich sind, desshalb aber äusserst schwer und nur annäherungsweise zu religiösen Begriffen gelangen — eine Behauptung, auf die wir jetzt eben wieder zurückgekommen sind, nachdem wir schon öfter die in ihr enthaltene Thatsache hervorgehoben haben — müssen wir auch läugnen, dass Idioten, wie wir sie vorhin bezeichnet, dahin gebracht werden können, die christliche Glaubens- und Sittenlehre als inhaltsvolle und in ihrem Zusammenhange aufzufassen. Entweder wird also mit der Confirmationsfähigkeit eine solche Auffassung nicht gefordert, oder der Begriff dieser Fähigkeit muss für die Idioten wesentlich modificirt, die in ihm enthaltenen Ansprüche beschränkt werden.

Was wir für das durch den Religionsunterricht und die religiöse Feier — von einer besonderen Vorbereitung auf die

Confirmation abgesehen, Erreichbare, obgleich nicht leicht Erreichbare halten, ist die Erzeugung und relative Formirung einzelner religiöser Vorstellungen, besonders solcher, die sich an die hervorragenden Feste knüpfen, und für welche die wiederkehrende Festfeier nicht nur Gedächtnissstützen, sondern auch den Hintergrund der eigenthümlichen Feststimmung geschaffen hat. Die Formirung dieser Vorstellungen bleibt eine relative, weil der Idiot die historische Auseinandersetzung derselben, z. B. die Geschichten von der Verkündigung Christi und von den Ereignissen bei seiner Geburt, nicht zu umfassen, den Begriff, der ihnen ihre religiöse Bedeutung gibt, also beispielsweise den Begriff des Gottessohnes im Allgemeinen und den Begriff des zur Erlösung der Menschheit menschgewordenen Gottessohnes insbesondere nicht zu erfassen vermag. Was ausserdem noch die besondere Vorbereitung auf die Confirmation leistet, geht nach unserer Ansicht über die nähere aber unvollkommen bleibende Verknüpfung der vorhandenen Vorstellungen und die gedächtnissmässige Einprägung der Glaubenssätze, die mit dem Einlernen von Gebetsformeln und ceremoniellen Akten — welches wir übrigens, obgleich es ein äusserliches bleibt, wegen der Theilnahme an religiösen Feierlichkeiten nothwendig finden — auf gleicher Stufe steht, insofern kein Wunder geschieht, nicht hinaus. Dieselben Idioten aber, welche nach dieser Seite hin über eine gewisse Grenze nicht hinaus zu führen sind, können nicht nur bestimmte mechanisch-praktische Geschicklichkeiten bis zu einem ungewöhnlich hohen Grade ausgebildet haben, sondern auch bezüglich der Formendarstellung sich erfinderisch — wenn auch in engen Kreisen — erweisen und dahin gebracht sein, über Gegenstände, die im Umkreise ihrer Anschauung liegen und selbst über solche, die ihnen nur durch Bild und Wort vorstellig geworden sind, verständige Auskunft zu geben.

Ebenso wenig aber wie zu einer religiösen, sind die wahren Idioten zu einer concentrirten „weltlichen" Weltanschauung zu erheben.

Derjenige theoretische Unterricht, der nach unserer Erfahrung nächst dem Religionsunterrichte bei Idioten die gröss-

ten Schwierigkeiten bietet, ist der Rechnenunterricht. Auch in Bezug auf diesen müssen wir erwähnen, dass die Berichte, die wir hier und da über die Leistungen finden, zu denen Idioten im Rechnen gebracht worden sind — abgesehen von den Mittheilungen über kretinische „Zahlenfexe“ — mit unsern Erfahrungen schlecht zusammen stimmen, dass wir uns aber vollkommen berechtigt glauben, diese Leistungen als „mechanische“ und die Idioten, welche dazu gebracht wurden, als solche des mindesten Grades anzunehmen. Der öfter erwähnte, an sich sehr mildgradige Idiot, der eine fast allseitige moralische Entartung darstellte (T. II. F. 6.) war, als er uns nach dem mehrjährigen Besuche verschiedener Schulen, von denen ihn keine behalten wollte, übergeben wurde, in den Zahlenoperationen bewandert, wie er „fertig“ und mit einer Geschwindigkeit, auf welche er besonderen Werth legte, las und auch für das Schreiben eine gewandte Hand besass. Alle diese Fertigkeiten aber waren durchaus mechanischer Art; er las mit einförmiger Betonung und ohne das Gelesene aufzufassen, vermochte keinen eigenen Gedanken orthographisch und sprachlich richtig niederzuschreiben und rechnete nach der „Regel“, ohne sich der Gründe des Verfahrens irgendwie bewusst zu werden und für irgend eine Aufgabe den Zahlenansatz machen zu können. Wir zweifeln nun durchaus nicht, dass sich etwas tiefer stehenden Idioten, ohne dass es dazu einer besonderen methodischen Kunst bedürfte, dieselben „Fertigkeiten“ wie sie eben characterisirt sind, „beibringen“ lassen, vermögen aber nicht, dem Besitze derselben irgend welchen Werth beizulegen.

Den von einem bekannten Pädagogen der Gegenwart mit Vorliebe vertretenen „methodischen“ Grundsatz, dass überall erst die mechanische „Fertigkeit“ vollkommen durchzusetzen und sodann die verständige Anwendung derselben zu lehren sei, dass also z. B. erst das mechanische Lesen zur Fertigkeit gebracht und sodann die richtige und schöne Betonung angestrebt werden, erst die Zahlenoperationen vollkommen eingeübt und sodann zur Anwendung gebracht werden müssten, halten wir für grundfalsch. Das mechanische

Lesenkönnen gewährt für die Übung des betonten, d. h. wirklichen Lesens nicht den mindesten Vorsprung oder Vorgewinn, verdoppelt vielmehr — wenn damit genug gesagt ist — die Schwierigkeit der Aufgabe, da jetzt die Veräusserung des Sprachgefühls, die Gewöhnung an das Widernatürliche mühsam überwunden werden muss und in den meisten Fällen, wenigstens vollständig nicht überwunden wird. Sonach ist die erlangte Fertigkeit nicht nur eine an sich werthlose, sondern auch eine relativ, als Vorübung, unnütze und nicht nur eine relativ unnütze, sondern entschieden schädliche Aneignung. Ebenso verhält es sich mit der mechanischen Rechnenfertigkeit, die wesentlich ein beschleunigtes und zusammenfassendes Zählen ist, zu dem die Schüler theils durch Gedächtnisshülfen, theils durch die fortgesetzte Übung gelangten. Indessen ist es unnöthig, über und gegen diese Art des Rechnenlehrens, auch wenn es sich nur um eine Vorstufe handeln soll, etwas Weiteres zu sagen, da die bei uns herrschende, d. h. theoretisch anerkannte und auch praktisch im Allgemeinen angewandte Methode des Rechnenunterrichtes ein mechanisches Einüben der Operationen nicht zulässt, sondern sie von Anfang an als eine Darstellung von Zahlenverhältnissen zum Begriff bringen will, wobei der „Zahlenkreis" allmählig erweitert werden soll, so dass der erwähnte Pädagoge sich zu der herrschenden Ansicht und Praxis, was eben den Rechnenunterricht anbetrifft, in Opposition befindet, während sich dasselbe von dem Leseunterrichte nicht in gleicher Weise sagen lässt, da dieser durchweg zunächst mechanische Einübung ist, wenn auch der mechanische Character des ersten Unterrichts durch verschiedene Mittel verdeckt werden soll und das Ziel des mechanischen Lesenkönnens — welches man nicht erst bis zur vollkommenen Fertigkeit durchzusetzen sucht, ehe man es „anwendet" — in kurzer Zeit erreicht wird. Denn so wenig Zeit die eigentlich mechanische Übung in Anspruch nehmen mag, so bleibt sie doch nicht ohne nachtheilige Folgen für das Sprachgefühl, während die systematische Übung des Sinnes für Anklang, Gleichklang und Rhytmus — eine Übung, durch welche das schöne Lesen begründet

wird und die im ersten Sprachunterrichte stattfinden muss — versäumt wird, wie wir früher auseinandergesetzt haben, um eine entschiedene Reform des betreffenden Unterrichtes zu fordern. Eine solche scheint der Rechnenunterricht nicht zu bedürfen, und es hier nur darauf anzukommen, die Reste des alten Schlendrians und das theilweise Zurückfallen in denselben durchgängig zu überwinden.

Wir lassen diese Meinung augenblicklich auf sich beruhen, um unsere Überzeugung auszusprechen, dass die Idioten, von deren Gewandtheit im Rechnen wir lesen, diese nicht der neuen und herrschend gewordenen, sondern der alten, überall, wo das Unterrichtswesen nicht stagnirt, verdrängten Methode zu verdanken haben. Diese Überzeugung stützt sich zunächst darauf, dass bei mildgradigen Idioten für äusserliche Objecte oder Zeichen ein bisweilen auffallendes Gedächtniss vorhanden und durch Übung leicht auszubilden ist, während ihnen wie die selbständige Abstraction zur Formirung abstracter Begriffe, so die selbständige Auseinandersetzung und Combination gegebener Begriffe ausserordentlich schwer fällt, so dass sie kaum dazu gebracht werden können, die Zahlenoperationen in kleinen Zahlenkreisen als die Darstellung von correspondirenden oder gegensätzlichen Zahlenverhältnissen aufzufassen.

Wenn also Idioten nach der herrschend gewordenen Methode unterrichtet werden, so kann ihr Fortschritt nur ein äusserst langsamer sein, um so mehr als das „Princip der Anschaulichkeit trotz der Veranschaulichungsmittel“, welche herbeigezogen werden, im Rechnenunterrichte wie sonst nicht zu seinem Rechte, d. h. zu seiner Verwirklichung gelangt, aus Gründen, auf die wir sogleich zurückkommen. Zunächst haben wir für die Behauptung, die wir eben ausgesprochen, bestimmter als es schon geschehen, auf unsere Erfahrung berufen.

Alle Idioten, die wir im Rechnen unterrichtet haben, so wie ein Schwachsinniger mit besonders schwachem Gedächtniss, den wir früher characterisirt haben (T. III. F. 1.), sind nur sehr langsam vorwärts gekommen und keiner von ihnen

hat einen auch nur niedrigen Grad von Gewandtheit im Operiren mit Zahlen erreicht, obgleich die meisten unserer Beschäftigungen und Arbeiten die verschiedenen Formen des Zählens, also die Zahlenoperationen — das Zu- und Abzählen, das zusammenfassende Zu- und Abzählen, also auch das eintheilende Zählen — fortgesetzt entweder an sich in Anspruch nehmen oder Gelegenheit geben, sie zu üben, obgleich ferner dieses an Beschäftigung und Arbeit geknüpfte Zählen ein durchaus „anschauliches", der Ausdruck für körperliche Zusammensetzungen oder Theilungen, für Raumgrössen und Raumgrössenverhältnisse, ein mit der geometrischen Anschauung und Auffassung unmittelbar verbundenes ist, obgleich endlich unser Rechnenunterricht als solcher sich von dem geometrischen Anschauen und Auffassen nicht ablöst, sondern vielmehr die gleichzeitige Vertretung der beiden Seiten der Mathematik ist.

Wir können unmöglich umhin, in allen diesen „Umständen" Unterlagen und Vortheile zu sehen, welche den „Fortschritt" in demjenigen Rechnen, welches von vorherein und durchweg Auffassen und Begreifen der Zahlenverhältnisse sein soll, wesentlich fördern müssen. Wenn wir dessen ungeachtet an den im Rechnen von uns unterrichteten Idioten die ausgesprochene Erfahrung gemacht haben, so kann es uns nicht zweifelhaft sein, dass ohne die Förderung und Unterstützung, welche in den angeführten anderswo nicht in gleicher Art vorhandenen „Umständen" liegt, noch viel weniger zu erreichen ist, sofern der Rechnenunterricht als Verstandesübung und nicht als Gedächtnissübung betrieben wird, dass demnach die Gewandtheit im Rechnen, zu welcher Idioten in verhältnissmässig kurzer Zeit gelangt sein sollen, und thatsächlich gelangt sein mögen, nur durch mechanische Übungen erzielt sein kann. Wir brauchen uns aber über die Werthlosigkeit einer auf diese Weise erzielten „Fertigkeit" — gerade bei Idioten nicht weitläufiger auszusprechen, da es sich von selbst versteht, dass sie zu einer selbständigen Verwerthung derselben durchaus nicht im Stande sind, während gesunde Individuen das mechanische, unbegriffen angeeignete Können all-

mählig auf concrete Verhältnisse anwenden lernen, so wenig die Übung der Fertigkeit als solcher mit dieser Fähigkeit der Anwendung zu thun hat, oder für sie von Nutzen gewesen ist.

Demnach ist es eine unverzeihliche Zeitverschwendung, wenn man Idioten auf mechanische Weise mit Zahlen operiren lässt, bloss um einen Erfolg zu haben, von dem man sprechen und den man auf- und nachweisen kann, obgleich damit für die geistige Entwicklung und das praktische Vermögen der Eingeübten nicht das Geringste gewonnen wird.

Um bei den Idioten diesen Doppelgewinn durch den Rechnenunterricht nach Möglichkeit zu erzielen, um also die Zeit nicht zu verschwenden, muss man allerdings Zeit haben — wie wir es auch bezüglich des Leseunterrichts geltend gemacht haben — und es gehören einige Jahre dazu, um die idiotischen Rechnenschüler darthun lassen zu können, dass sie „Etwas gelernt" haben. Dieses Etwas aber, das wirklichen Werth hat, weil es ohne Steigerung des geistigen Vermögens nicht erzielt werden kann, wird leider Vielen, die sich um die Leistungen der Idiotenanstalten zu bekümmern Veranlassung haben und die bezügliche „öffentliche Meinung" machen helfen, als ein geringer Erfolg gegenüber dem erscheinen, der sich durch ein mechanisches Einexerciren bei mildgradigen Idioten in kürzerer Zeit erreichen lässt.

Wenn bei dem Rechnenunterrichte der Gesunden eine ähnliche Verkennung des wirklichen Erfolges nicht zu besorgen ist, insofern der Rechnenunterricht nach der als „rationell" geltenden Methode Erfolge ergibt, welche auch dem Laien als solche in die Augen fallen und imponiren, so könnte sich dennoch bei näherer Untersuchung finden, dass diese Erfolge durch ein einseitiges Vorgehen erreicht werden, und die Entwicklung des theoretischen und praktischen Vermögens keineswegs in dem Grade bewähren und voraussetzen, als es den Anschein hat, vielmehr theilweise den Character jener Schulleistungen haben und annehmen, welche — die Forderung *vitae non scholae discimus* factisch umkehrend — nur für die Schule, d. h. für das Herausstellen eines scheinbar über die

Forderungen des Lebens hinaus reichenden Wissens und Könnens Werth und Bedeutung haben.

Die Anwendung von Zahlenverhältnissen — deren Ausdruck sich reduciren und deren unbekannte Glieder aus den bekannten finden lassen — auf concrete Verhältnisse wird offenbar zu einer mechanischen, wenn entweder die letzteren immer nur als Beispiele für die Reductionen von Verhältnissausdrücken und die Bestimmungen von Verhältnissgliedern, die eben eingeübt worden sind, vergegenwärtigt, d. h. herbeigezogen werden, oder wenn bestimmte Arten concreter Verhältnisse, die man aus allen übrigen herauslöst, für besondere Rechnungsarten den Namen abgeben und ihnen einen praktischen Endzweck leihen.

Die Gefahr, in ein solches mechanisches Verfahren — sei es vorherrschend das eine oder das andere — zu verfallen, ist um so grösser, je mehr der Rechnenunterricht von den übrigen Disciplinen isolirt erscheint und wirklich ist, indem der „organische Zusammenhang“ der Disciplinen in dem vorliegenden Falle fordert, dass der Rechnenunterricht die von andern Disciplinen fortgesetzt und unmittelbar gebotenen concreten Verhältnisse zum Zahlenausdruck bringe und hierdurch das Verständniss derselben nach einer bestimmten Seite hin oder von einer bestimmten Seite her durchsetze. Wenn der Rechnenunterricht dies nicht thut, sondern, um die Zahlenoperationen — zu denen die Reduction und Ergänzung von Verhältnissen gehören — anzuwenden, über die Schule und das von der Schule Gebotene hinausgreift, kann dies nur in der Tendenz begründet sein, seine Bedeutung für die zukünftige Praxis unmittelbar darzustellen, dagegen der unmittelbaren Anwendung auf sich fortgesetzt darbietende — nicht herbeigezogene und aus dem weiten Gebiet der Lebenspraxis ausgelöste — Verhältnisse, der Nöthigung, die Operationen in einer Weise, die sich nicht mechanisiren lässt, fortgesetzt zu bestimmen und zu modificiren, auszuweichen. Die Schulleistungen, die scheinbar weit über die Schule hinausgreifen, sind eben diejenigen, welche nur für die Schule in dem vorhin bezeichneten Sinne Werth

haben. Ist aber die eben ausgesprochene Tendenz des Rechnenunterrichtes, die nothwendig zu einer glänzend verdeckten Mechanisirung desselben führt, in demselben Maasse vorhanden, in welchem sich dieser Unterricht isolirt, so kann ihr Vorhandensein unmöglich bezweifelt werden, wenn sogar zwischen dem Rechnen und derjenigen Disciplin, welche an sich die andere Seite desselben Gegenstandes und derselben Aufgabe darstellt, von vornherein keine eigentliche und sich fortsetzende Beziehung, also noch weniger ein bestimmtes Verhältniss besteht.

Diese mit dem Rechnen zusammengehörige Disciplin, die Geometrie, ist in vielen Schulen bis jetzt noch gar nicht vertreten; wo sie aber vertreten ist, tritt sie von vornherein abgeschieden vom Rechnenunterrichte auf, und die Beziehungen zwischen diesem und ihr sind nur gelegentliche, so dass die zweiseitige Einheit der Mathematik, welche die mathematische Wissenschaft trotz der Scheidung ihrer arithmetischen und geometrischen Theile behauptet, d. h. fortgesetzt herstellt, in der Volksschule nicht zur Darstellung kommt, obgleich sie hier — nach dem Princip der stufenweisen Gliederung und Scheidung — zu unmittelbarer Darstellung kommen müsste.

Wie wir fordern, dass in der Elementarclasse der Sach- und Sprachunterricht, die niemals zu einer absoluten Scheidung gelangen, thatsächlich und unmittelbar eins sein sollen, so haben wir dasselbe in Bezug auf die „Arithmetik“ und „Geometrie“ zu verlangen, indem wir behaupten, dass ohne die unmittelbare Verknüpfung beider im elementaren Unterrichte ihre Beziehung stets eine äusserliche bleibt, und der einseitige Rechnenunterricht, wie „rationell“ er angelegt werde, einem Mechanismus verfällt, der in Folge der rationellen Anlage ein überkleideter wird. Wir haben diese Behauptung im Vorigen schon begründet, müssen aber noch hinzufügen, dass der einseitig begonnene, mit der „Geometrie“, wie sie eben in der Elementarclasse vertreten sein kann, nicht verknüpfte Rechnenunterricht der „Anschaulichkeit“ entbehrt, also an den Folgen des Anschaulichkeitsmangelns — welche die Pe-

stalozzianer der Gegenwart theoretisch auseinander zu setzen oft genug versucht haben — leiden muss.

Ist der Unterricht anschaulich, so lässt er die Vorstellungen und Begriffe entstehen oder durch den Schüler gewinnen, womit an sich und von vornherein die selbständige Verknüpfung derselben geübt wird, und befähigt zur selbständigen Anwendung des angeeigneten Wissens und Könnens, weil er diese Anwendung unmittelbar in Anspruch nimmt. Der Unterricht, welcher der Anschaulichkeit entbehrt, muss die Vorstellungen und Begriffe „beibringen“, wodurch sie zu formalen, wenn nicht inhaltlosen, so doch nur einen dürftigen Inhalt einschliessenden und nur durch ein unbestimmtes Vorstellen sich erweiternden und ausfüllenden werden; derselbe Unterricht muss also auch die Combination der Vorstellungen und Begriffe, ihren Ausdruck und ihre Anwendung beibringen: er führt zum Mechanismus der theoretischen Thätigkeiten und des Könnens, welches diese voraussetzt.

Das willkürliche und phantastische Vorstellen, das sich gleichzeitig mit diesem Mechanismus da erzeugt oder erzeugt wird, wo sich das Bedürfniss der geistigen Freiheit und Fülle nicht verloren hat, kann eine Mangelhaftigkeit, deren Folge und Ausdruck es ist, nicht aufheben, während allerdings in einer bestimmten Periode der kindlichen Entwicklung die Willkür der Phantasiethätigkeit, unbedingt durch ein oppositionelles Ergänzungsbedürfniss, das die Folge falscher pädagogischer Einwirkungen ist, wohl aber bedingt durch das gleichzeitige ahnungsvolle Gefühl der Schwäche und Stärke, die Schwingen des kindlichen Geistes entbindet, und die Tendenz desselben, der Welt mächtig zu werden, wie offenbart so vorgreifend befriedigt. In dieser Periode ist es, wo sich aus dem verlangenden Gemüth heraus das Erkenntnissbedürfniss entwickelt und die über das Einzelne und Nächste hinausgreifende Erkenntnissfähigkeit sich begründet. Die Erkenntnissfähigkeit wird stufenweise zur eigentlichen Denkfähigkeit, das Denken aber, das sich der Wirklichkeit thatsächlich bemächtigen soll, setzt die Anschauung derselben, die eine äusserliche wäre, wenn sie nicht die Vorstellungsthätigkeit

unmittelbar einschlösse, voraus, und diese Anschauung, folglich auch das Denken selbst, werden stets einen einseitigen, oberflächlichen und abstracten Character haben, wenn sich nicht der noch unentwickelte Mensch mit allen seinen Organen, also auch praktisch der Wirklichkeit bemächtigt hat. Das theoretische Bedürfniss kann sich nur aus und mit dem praktischen, die theoretische Fähigkeit nur aus und mit der praktischen entwickeln, so dass sich nichts verkehrteres denken lässt als eine Erziehung, welche die praktischen Fähigkeiten nicht zur Bethätigung und Übung bringt, sondern vielmehr die betreffenden Bedürfnisse zurückdrängt, um zunächst die theoretischen Fähigkeiten auszubilden, und das für die Praxis nothwendige Wissen zu vermitteln sucht, um nachträglich die Anwendung dieses Wissens in bestimmten praktischen Thätigkeiten entweder ausdrücklich in Anspruch zu nehmen oder, was der gewöhnliche Fall ist, den Zöglingen und denen, die sie für ihren Beruf auszubilden haben, zu überlassen. So lange und so weit die Erziehung an dieser Verkehrtheit leidet, thut sie wie für die Entwicklung des praktischen so für die des theoretischen Vermögens, so glänzende Resultate sie zu erzielen scheint, das Mögliche und Nothwendige nicht. Insbesondere aber darf sie sich nicht rühmen, dem überall pathetisch proclamirten — im Grunde aber auch theoretisch noch wenig verarbeiteten — „Principe der Anschaulichkeit“ thatsächlich gerecht zu werden.

Alle „Veranschaulichungsmittel“, die der erste Rechnenunterricht herbeiziehen mag, sind nur Surrogate; sein natürliches und wesentliches Veranschaulichungsmittel, das doch kein blosses Mittel ist — und hier liegt durchweg das Kriterium des nothwendigen Mittels — besteht in den für sich und als Grössenformen aufzufassenden Raumformen, deren zweckbedingte Anschauung sich consequent fortzusetzen hat und hierdurch die Bedingung erfüllt, die nicht unerfüllt bleiben darf, wenn die „Veranschaulichung“ nicht eine fortgesetzt gesuchte und gemachte, eben desshalb aber lückenhafte und unzulängliche, sondern eine ungezwungene, naturgemässe und ausreichende sein soll. Durch das gesuchte Veranschaulichungs-

mittel wird die Anschauung als solche nicht motivirt, nur die motivirte Anschauung aber ist eine eingehende, und nur dann, wenn die Anschauung für sich einen Zweck erfüllt, kann sie zum weiteren Motiv für die Thätigkeitsübung dienen, die aus ihr hervorgehen soll und sich in ihrer Bestimmtheit als die Durchsetzung und Vollendung des nächsten Zweckes der Anschauung darstellen muss.

Wir haben hiernach wiederholt zu behaupten, dass das Herbeiziehen von „Veranschaulichungsmitteln" den Mangel der wirklichen Anschaulichkeit des Unterrichts beweist, oder kürzer, dass die Anschaulichkeit und die Veranschaulichung sich widersprechen.

Wenden wir dies auf das Rechnen an, so geben die zunächst für sich aufzufassenden „Raumformen" das einzige schlechthin angemessene „Veranschaulichungsmittel" des Rechnenunterrichtes ab, weil sie, streng genommen, die Bezeichnung eines Veranschaulichungsmittels nicht zulassen, sondern vielmehr, indem sie vorerst als solche zu betrachten, sodann als Raumgrössen aufzufassen und desshalb zu einem Zahlenausdrucke zu bringen sind, die Berechnung oder die Thätigkeit des Rechnens fortgesetzt motiviren, folglich auch bestimmen, was nach der früheren Auseinandersetzung nothwendig ist, wenn das Rechnen nicht unmerklich einen mechanischen Character annehmen soll.

Nun muss aber weiterhin auch die theoretische Betrachtung der Raumformen eine motivirte sein, und sie wird es dadurch, dass mittelst der Übung im praktischen Darstellen von Raumformen einestheils das Vorhandensein allgemeiner, von der jedesmaligen Ausdehnung der Form unabhängiger, folglich eines abstracten Ausdrucks, der eben die Zahl ist, fähiger Verhältnisse, anderntheils die Nothwendigkeit, zum Behufe der sichern und des Probirens nicht bedürftigen Darstellung diese Verhältnisse zu kennen, zum Bewusstsein kommt, folglich das Ermitteln und der einfache Ausdruck derselben zum Bedürfniss wird.

Damit fordern wir für den mathematischen Unterricht schlechthin die Unterlage von praktisch darstellenden Ar-

beiten, welche, indem sie das Bedürfniss der Formendarstellung im Allgemeinen und das der Darstellung regelmässiger Formen insbesondere befriedigen, die Raumformenverhältnisse auf das mannichfachste vergegenwärtigen und zur Vorstellung bringen. Es folgt hieraus, dass unsere Methode des Rechnenunterrichts solche Arbeiten voraussetzt, wie aus dem früher Gesagten folgt, dass sie trotz oder auch wegen dieser Voraussetzung das Rechnen wesentlich an die Darstellung geometrischer Formen knüpft, welche nicht mehr dem Darstellungsbedürfnisse dient, sondern von der Auffassung der gegebenen Form zur Betrachtung ihrer Grössenverhältnisse, also zur Unterscheidung und Vergleichung ihrer Theile, folglich zum Eintheilen und Ausmessen fortführt und unmittelbar fortführen kann, weil sie sofort das Ganze als ein aus seinen Theilen sich zusammensetzendes vergegenwärtigt.

Wir halten diese Methode für eine das Princip der Anschaulichkeit in der That realisirende, wobei wir nicht unterlassen wollen, den Gesichtspunkt des „praktischen Nutzens" noch besonders — wenn auch gewissermaassen nachträglich hervorzuheben.

Der mathematische Unterricht entwickelt eine theoretische Fähigkeit, im Umkreise der Volksschule aber muss er sie so entwickeln, dass sie unmittelbar auch eine praktische Fähigkeit ist. Dass nur, indem dies in der That geschieht, das theoretische Vermögen ein selbständiges und relativ durchgebildetes wird, so weit es beides bis zum Abschluss des Volksschulunterrichts, also bis zu dem Übergangsalter werden kann wie muss, ist früher genügend gezeigt. Wie aber die Volksschule, aus welcher die meisten ihrer Zöglinge nicht in höhere Schulen, sondern unmittelbar in's praktische Leben übergehen, in einem gewissen Sinne „fertig" zu entlassen, also eine relativ abgeschlossene Bildung — welche auch für die in höhere Schulen übergehenden Zöglinge die „beste Unterlage" ist — zu vermitteln hat, so muss sie insbesondere ihre Zöglinge für das praktische Leben in allgemeiner und allseitiger Art befähigt haben, wenn sie dieselben entlässt, was nur geschieht, wenn diese Fähigkeit eine geübte und bewährte ist; allgemein

gefasst aber hat sie die Aufgabe, das praktisch-productive Vermögen des Volkes in möglichst directer Weise zu erhöhen. Für die praktisch-productiven Vermögen aber ist wie die Fähigkeit des Formens so die Fähigkeit Formen aufzufassen, ihre Raumverhältnisse zu beurtheilen und sie, wo es nöthig ist, zu berechnen, eines der wesentlichsten Momente, folglich von der Ausbildung dieser Fähigkeit die Höhe des praktisch-productiven Vermögens abhängig.

Wird nun Jemand behaupten können, dass der einseitige Rechnenunterricht, wie ihn die Volksschule durchgängig hat, gerade diese am allgemeinsten durch die Praxis in Anspruch genommene positive Fähigkeit auszubilden angethan sei, oder dass selbst die hier und da vertretene „Geometrie", wie sie verteten ist, der Praxis wesentlich zu Gute komme?

Eine solche Behauptung ist unmöglich, und es muss eingestanden werden, dass der mathematische Unterricht der Volksschule nach dieser Seite hin so gut wie unfruchtbar ist, dass aber dafür die Übung in Zins- und anderen Rechnungen, welche die meisten anzuwenden gar nicht in die Lage kommen, überhaupt das auf diverse ökonomische Verhältnisse bezogene Rechnenkönnen keinen Ersatz gewährt. Die grosse Mehrzahl kommt in den ökonomischen Verhältnissen, unter denen sie lebt, mit der einfachsten Rechnenkunst aus, Viele aber, die niemals rechnen lernten, finden sich auch in complicirteren ökonomischen Verhältnissen, im Handel und Wandel, ausgezeichnet zurecht. Wie „praktisch" man den Rechnenunterricht durch Beispiele aus dem praktischen Leben — die bald vergessen werden, weil sie herbeigeholt sind — zu machen sucht, er bleibt unpraktisch, so lange man das Nothwendigste versäumt, die Geometrie nicht in ihr Recht einsetzt und das praktische Vermögen durch unmittelbare Übung ausbildet.

Es ist hier nicht der Ort, die Methode unseres Rechnenunterrichtes eingehender auseinanderzusetzen, nachdem wir die Grundsätze, auf denen dieselbe beruht, ausführlich genug entwickelt haben, was wir gleichfalls zu unterlassen gehabt hätten, wenn es uns nicht angemessen erschienen wäre, die Ge-

sichtspunkte für die Gestaltung des Volksunterrichtes, von denen wir ausgehen, an der einen und der andern Disciplin bestimmter, als es mittelst einer allgemeinen Erörterung möglich, herauszustellen. Wir beschränken uns daher bezüglich der Praxis unseres Rechnenunterrichtes, der in der Elementarclasse kein einseitiger Rechnenunterricht, sondern die Vertretung der „Mathematik" ist, auf einige andeutende Bemerkungen, mit denen wir wesentlich bei der Elementarclasse stehen bleiben, weil die Gestaltung dieser, also der ersten Unterrichtsstufen Consequenzen hat, die sich von selbst geltend machen, folglich die Gestaltung der höheren Classen und ihres Unterrichts im Voraus bestimmt.

Dass unser Rechnen sich wesentlich — d. h. von gewissen Vorübungen wie von gewissen Anwendungen der Zahlenverhältnisse, durch welche der Rechnenunterricht seine Beziehung zu andern Disciplinen gewinnt, abgesehen — an die Darstellung geometrischer Formen knüpft, dass aber diese Darstellung nicht mehr den Character einer Darstellungsarbeit hat, sondern unmittelbar dem Unterrichtszwecke dient und eine zusammensetzende Darstellung ist, haben wir als eine nothwendige Folge aller vorausgehenden Erörterungen ausgesprochen. Wir konnten aber auch nicht in Zweifel sein, welches die zweckdienlichste Art der zusammensetzenden Darstellung sei, da es sich darum handelt, die Eintheilung und Ausmessung von Raumformen unmittelbar zu vergegenwärtigen. Für die Flächenmessung ist der gegebene Maassstab das Quadrat, für die Körperausmessung der Würfel; die abgestufte Grösse des Messquadrates und des Messcubus, also der Linie, durch welche beide einfach auszudrücken sind, muss selbstverständlich eine conventionell festgesetzte sein, und es ist ohne Zweifel angemessen, den Quadraten und Cuben, mit denen man beim Rechnen Flächen- und Körperformen zusammensetzt, eines der conventionellen Maasse zu geben, wozu sich als die geeignetste Grundlinie der „Zoll" darbietet. Die Längenmessung mit dem Zollstabe bringt an sich alle Zahlenoperationen zur Anwendung. Die Zollquadrate sind Täfelchen, folglich wird sich das elementarste Rechnen an ein „Täfelchenlegen" knüpfen,

welches sich von dem darstellenden dadurch unterscheidet, dass es nicht darauf ausgeht „Zierformen“, also durchbrochene regelmässige Figuren darzustellen, sondern zunächst die mannichfachen Grössenverhältnisse von Rechtecken und die der durch fortgesetzte Zusammensetzung entstehenden Quadrate — welches die Quadrate der aufeinander folgenden Zahlen sind — zu vergegenwärtigen hat. Die spätere Zusammensetzung der Würfel ist eine entsprechende Wiederholung des „Bauens“, und es lässt sich auch bei der Beschränkung auf Quadrate und Würfel immerhin eine ziemliche Mannichfaltigkeit von Formen, die einen architectonischen Character haben, wie von Hohlformen erreichen, wovon trotz oder vielmehr wegen des Unterrichtszweckes, d. h. obgleich oder weil die dargestellten Formen, wie wir früher auseinandergesetzt, sogleich ein Mittel für die Darstellung von Zahlenverhältnissen sind, nicht abgesehen werden darf. Indessen würde es den Unterricht — die Formendarstellung als solche und die Darstellung der durch Zahlen auszudrückenden Raumgrössenverhältnisse — mehr als nöthig und zulässig beengen, wenn man bei den Quadraten und Würfeln für die Zusammensetzung stehen bleiben wollte. Hiernach müssen Dreiecke und was die Körper anbetrifft, ausser den Säulen auch den Dreiecken entsprechende Prismen hinzukommen, obgleich hierbei über eine gewisse Grenze nicht hinauszugehen ist. Die durch die Theilung des Quadrates herzustellenden Dreiecke gleicher Form, von denen das eine die Hälfte des andern ist und die entsprechenden Prismen — deren Länge eine verschiedene sein kann — genügen, indem sie die Zusammensetzung einer bestimmten Anzahl von Dreiecken, Vierecken, Prismen und vierkantigen Säulen ermöglichen. Hierzu sind die Winkel- und Grössenverhältnisse in Figuren und Körpern, die durch das „Stäbchenlegen“ und die Erbsenarbeiten dargestellt werden, zu vergegenwärtigen.

Die Beschränkung der Formen, welche sich mit diesen Dreiecken und Prismen darstellen lassen, muss von den Schülern selbst durch Probiren gefunden werden, und dass sie zum Bewusstsein kommt, ist für die Bildung des geometrischen

Anschauens und Denkens sehr wichtig. Jenseits der Elementarclasse, wo die Scheidung des Rechnens und der Geometrie eintritt, hört die zusammensetzende Darstellung auf; in der Geometrie tritt die zeichnende an ihre Stelle, während die durch die Arbeiten dargestellten Figuren und Körper fertige Lehrmittel abgeben.

Auch schon in der Elementarclasse hat sich — nach dem, was wir vorhin bemerkt — das Rechnen theilweise von der geometrischen Darstellung abzulösen, und zwar, weil die Zahl auch als Zeitmesser wie als Raummesser vergegenwärtigt werden muss. Es handelt sich zunächst darum, die durch Akte sowohl auszufüllende wie zu markirende Zeiteintheilung „auf Zahlen zu bringen", also um die Übersetzung rhytmischer oder taktmässiger Bewegung und „Ausströmung" in den Zahlenausdruck. Hiermit ist die directe Beziehung des Rechnens auf die Gesang- und Sprechübungen, die indirecte auf das „rhytmische Spiel" ausgesprochen. Weiterhin sind die mechanischen Zeitmesser — die Uhren — in Betracht zu ziehen, wie der Rechnenunterricht überhaupt auf sachliche Verhältnisse und concrete Gegenstände erklärend einzugehen hat, so weit es solche sind, die der Unterricht überhaupt nothwendig zum klaren Bewusstsein zu bringen, auf welche also speciell eingegangen werden muss, und welche der Rechnenunterricht insbesondere seinerseits der Betrachtung unterwerfen kann, ohne dass er damit willkürlich, wie es mit dem Heranziehen von allerhand Beispielen geschieht, über sich selbst und seine nothwendigen Aufgaben hinausgriffe, insofern sie den Zahlenausdruck entweder unbedingt fordern, oder wie die Uhren, an sich einen solchen vermitteln.

Was die Idioten anbetrifft, so fehlt es vielen — wie bereits früher bemerkt — nicht an der Anlage für geometrische Arbeiten, d. h. für solche, die eine instinctive geometrische Combination in Anspruch nehmen, wie für die Erbsenarbeiten, das Falten, das geometrische Ausschneiden und selbst das einfache Zuschneiden. Das darstellende Täfelchenlegen wird manchen, wie gleichfalls angeführt, sehr leicht und solchen Idioten bietet die Auffassung der Form bei dem Täfelchenlegen

des Rechnenunterrichtes selbstverständlich keine Schwierigkeiten, ja sie fassen auch das Verhältniss der Raumgrössen unmittelbar und ungefähr auf, ohne es zum Ausdruck bringen zu können. Das einfache Zählen macht keine Schwierigkeiten, grössere das zusammenfassende; der gewonnene Zahlenausdruck eines Verhältnisses entschwindet dem Gedächtniss schnell. Indessen lassen sich diese Schwierigkeiten durch lange Übung überwinden, wogegen es besondere Anstrengung kostet, die Fähigkeit zu erzielen, durch Zahlen bestimmte Formenverhältnisse auf die Darstellung von Formen ohne vorgängiges Probiren, also so anzuwenden, dass von dem Zahlenausdrucke ausgegangen wird. Einen wirklichen Begriff von der Zeiteintheilung, wie das Verständniss der Uhr, gewinnen auch tiefer stehende Idioten, wenn man sich die Mühe, sie in dieses Verständniss einzuführen, nicht verdriessen lässt. Für die rhytmische Bewegung besitzen die meisten Sinn und Auffassungsfähigkeit.

Die beiden noch übrigen Disciplinen des Elementarunterrichts sind das Zeichnen und der Gesang. Über den ersteren und sein Verhältniss zu den Arbeiten haben wir uns wiederholt ausgesprochen, und wollen hier nur bemerken, dass wir nicht so glücklich gewesen sind, einen Idioten zum consequenten Fortschreiten im Zeichnen zu bringen, wogegen im Gesange sehr günstige Resultate erzielt wurden. Das nähere Eingehen auf die Methode des Zeichnens und Singens — welche bei der Gestaltung des Unterrichts, die wir verlangen, in mannichfacher Weise vorgeübt und wieder angewandt werden — würde uns den Raum, dessen wir noch bedürfen, unnöthiger Weise verkürzen.

Zwölfter Vortrag.

1.

Das Verhältniss der Hülfs- und Heilpädagogik zur Gesundenerziehung. — Das selbständige Vorgehen der hülfs- und heilpädagogischen Praxis; ihre Beziehung auf die Zwecke und Mittel der allgemeinen Pädagogik. Die Thätigkeit der Hülfs- und Heilpädagogik als Vorarbeit. — Die prophylaktische Aufgabe der allgemeinen Erziehung. — Die Erforschung der Entartungsursachen. — Die Leistungsfähigkeit der Heil- und Hülfspädagogik und ihre Schranken. — Die territorialen Einflüsse. — Der Kretinismus und die Civilisation. Der Begriff der Hypercivilisation. — Die Unabhängigkeit und Abhängigkeit der heilpädagogischen Praxis von der Erkenntniss des organischen Krankheitsgrundes und den Fortschritten der exacten Physiologie. — Das Verhalten der Ärzte zu der Idiotenfrage. Seguin. — Das Verhältniss zwischen Medicin und Pädagogik. — Die Physiologie und Psychologie als Theile der Anthropologie. Die psychologisirenden Pädagogen. Der relative Werth der Psychologie als pädagogischer Vorwissenschaft. „Jeder Pädagog soll Anthropolog sein.“

Wir sind in den vorigen Vorträgen von der Pflege bis zu derjenigen Gestaltung des theoretischen Unterrichts, welche nach unserer Ansicht dem Bedürfniss der Volksschule und zunächst der Elementarclasse entspricht, fortgegangen, und zwar der Art, dass wir aus der Aufgabe der Pflege die der gymnastischen und Sinnenübung — das erstere Wort im weiteren Sinne genommen — abgeleitet, für diese Übungen aber das Spiel, die Wanderung und die praktische Arbeitsübung nothwendig gefunden und wiederum in ihnen eine „Unterlage“

oder Voraussetzung erkannt haben, welcher der theoretische Unterricht, um seinen Zweck zu erfüllen, bedarf, und deren „unterrichtsgemässe“ Gestaltung dem diätetischen Zwecke so wenig widerspricht, dass dieser vielmehr ohne sie nicht durchzusetzen ist. Sind wir bei diesen Ableitungen und Nachweisen nicht willkürlich vorgegangen — und wir glauben einen solchen Vorwurf nicht zu verdienen — so dürfen und müssen wir als erwiesen achten, dass einerseits der Unterrichtszweck allerdings alle übrigen erziehlichen und mit ihnen auch die diätetischen Aufgaben einschliesst, folglich den einfachsten wie den höchsten Ausdruck der Gesammtthätigkeit abgibt, welche das Aufziehen der Jugend in Anspruch nimmt, dass aber andrerseits und consequenter Weise der Unterricht nur dann seinen Zweck erfüllt, d. h. für den recht gefassten Zweck die rechten Mittel entwickelt, wenn er sich die Unterlagen, deren er bedarf, schafft und als vermittelte Einwirkung „diätetisch“, also die Gesundheit erhaltend oder vielmehr herstellend wirkt. Mit anderen Worten: die Pflege für sich vermag es nicht, den gesunden Menschen herzustellen, vielmehr muss, wenn dieser Zweck erreicht werden soll, entweder die Herstellung des vollkommenen, des seinen Begriff erfüllenden Menschen von vornherein in das Auge gefasst, oder Pflege und Erziehung gleichzeitig auf ein Minimum reducirt, d. h. bei diesem Minimum belassen werden, wogegen jede Erziehung, welche nicht als solche die Herstellung der im Civilisationszustande fortgesetzt herzustellenden Gesundheit ist, sondern vielmehr an sich die Gesundheit beeinträchtigt und sie desshalb — im günstigen Falle — „berücksichtigt“ oder „schont“, sich als eine einseitige erweist und den „vollkommenen Menschen“ eben desshalb nicht herzustellen vermag, weder in seiner Ganzheit — für welche die Gesundheit Bedingung und Ausdruck ist — noch auch nur in derjenigen Richtung, welche sie einseitig verfolgt. Wir könnten demselben Satze noch die mannichfachsten Wendungen geben, um die einzelnen Momente, welche er enthält, wechselnd hervorzukehren; dies ist aber schon in den bisherigen Erörterungen zur Genüge, und wenn auch theilweise nur indirect,

so doch durchweg mit bestimmter Bezugnahme auf diätetische und erziehliche Aufgaben geschehen, während wir hier und jetzt eine zusammenfassende Anwendung auf die Heilpädagogik bezwecken, die das Verhältniss dieser zur Gesundenerziehung schliesslich — denn wir haben es, wie sich von selbst versteht, fortgesetzt berücksichtigt und hier und dort eingehender besprochen — zu einem entschiedenen Ausdruck bringen und in Bezug auf diesen und jenen Punkt eine ergänzende sein soll.

Die Heilpädagogik hat es mit Individuen zu thun, welche — sei es ursprünglich oder in Folge tief eingreifender und nachhaltig wirksamer ungünstiger Einflüsse —, an ausgesprochenen Organisationsfehlern leiden oder, auch ohne dass solche nachweisbar wären, derartig entartet sind, dass sie, um der „Normalität" wieder angenähert zu werden, einer besonderen Behandlung bedürfen und als noch unentwickelt oder in der Entwicklungszeit begriffen, mit Aussicht auf Erfolg zulassen. Was den zuerst ausgesprochenen Unterschied des ursprünglich gegebenen oder des nachträglich durch ungünstige Einwirkungen hervorgebrachten Zustandes anbetrifft, so ist seine praktische Bedeutung eine geringe, weil überall, wo die Entscheidung darüber sich nicht von selbst ergibt, sondern besondere Schwierigkeiten bietet, verschiedene und zu verschiedenen Zeiten eingetretene Ursachen nahezu gleiche Wirkungen hervorgebracht haben, jedenfalls aber die Behandlung sich an die gegenwärtige Erscheinung und Äusserung des Übels halten muss. Wir haben uns überhaupt gegen die specielle „ätiologische" Eintheilung der Heil- und Besserungsbedürftigen und gegen die Scheinbarkeit eines „exact wissenschaftlich begründeten" Verfahrens — das auch bei anderen Voraussetzungen als den jetzt vorhandenen für sich genommen, ein unzulängliches bleiben würde — zu erklären gehabt, und müssen der Praxis die Berechtigung zusprechen, ohne sich von der theoretischen Bestimmung der Krankheits- oder Entartungsursachen abhängig zu machen, die im Allgemeinen als zweckmässig erkannten Mittel so anzuwenden, dass sie dieselben sogleich und fortgesetzt nach der Bestimmtheit des

jedesmaligen Zustandes, wie er sich aus der Reaction gegen die diätetischen und pädagogischen Einwirkungen ergibt, modificirt. In dieser Beziehung unterscheidet sich die Heilpädagogik von der Gesundenerziehung nur durch das nähere Eingehen auf die Individualität, zu dem sie genöthigt ist, und dadurch, dass sie ausgeprägtere organische Hemmnisse oder tiefer liegende Entartungen wenn nicht zu überwinden, so doch zu umgehen und auszugleichen hat.

Andrerseits aber ist geltend zu machen und von uns geltend gemacht worden, dass erstens die Behandlung, um nicht durch die Absonderlichkeit der Erscheinungen und den oberflächlichen Zustandswechsel fortgesetzt beirrt zu werden, um also eine bestimmte Richtung und Gestalt anzunehmen, an der Erkenntniss und Unterscheidung der Grundformen, in denen das Übel auftritt, und ihrer wie verschiedenartigen so wechselnden Erscheinungen einen Halt gewinnen muss, und dass zweitens die „im Allgemeinen zweckgemässen" Mittel als solche erkannt und gefunden werden wollen, wozu weder das „freie" noch das schon angewandte probirende Experimentiren ausreicht, sondern die Aufgaben der Pflege und Erziehung bis zum Ergebniss der nothwendigen Mittel auseinandergesetzt, insofern sie aber durch absonderliche oder abnorme Zustände bedingt sind, auf den Erziehungszweck schlechthin ausdrücklich zurück bezogen werden müssen. Zu dieser ausdrücklichen Beziehung gehört, dass die Heilpädagogik sich erstens nicht äusserlich an die gegebenen Mittel wie an die gegebenen Zwecke der Gesundenerziehung hält, um sich dieser gradweise anzunähern, sondern ihre Aufgabe selbständig angreift und die ihr entsprechenden Mittel wählt und formt, zweitens aber den allgemeinen Erziehungszweck, die Verwirklichung des Menschlichen, niemals aus den Augen verliert, sondern aus der Beobachtung der Mangelhaftigkeit oder Entartung, mit der sie es zu thun hat, einen bestimmteren Begriff der Normalität zu gewinnen, aus diesem die allgemein nothwendige Thätigkeitsregelung und ihre Mittel abzuleiten und zu diesen Mitteln diejenigen, auf welche der abnorme Zustand hinweist, in ein bestimmtes Verhältniss zu

setzen strebt. Dieses Verhältniss muss stattfinden, weil die Aufgaben der Heilpädagogik nothwendig in denen der Gesundenerziehung momentan enthalten sind, indem es keine „wiederherstellende" Bethätigung geben kann, welche nicht zugleich eine bildende wäre, und umgekehrt keine bildende Bethätigung, welche nicht durch ihre besondere Übung zur Beseitigung oder Ergänzung eines besonderen Mangels dienen, also zur wiederherstellenden werden könnte, sowie jede Restriction von Bedürfniss- oder Triebbefriedigungen, die sich auf dem Gebiete der Heilpädagogik als nothwendig erweist, auch auf dem der Gesundenerziehung vertreten ist. So lange hiernach die Heilpädagogik nicht im Stande ist, die Mittel, zu welchen sie durch abnorme Zustände gedrängt wird, als allgemein ergiebige und daher bedingungsweise allgemein nothwendige zu erkennen und nachzuweisen, so lange ist sie auch nicht sicher, dass ihr Verfahren kein willkürliches oder einseitiges sei, als welches es nur einen im doppelten Sinne zweifelhaften Erfolg haben kann; sie hat sich aber, um die Berechtigung ihrer Mittel aus dem Begriffe der allgemeinen Erziehung abzuleiten, also das als nothwendig ausgesprochene Verhältniss zu finden, nicht an das, was die Gesundenerziehung ist, zu halten, sondern darf und muss sich berechtigt wissen, von dem Standpunkte aus, den sie gewinnt, die Mangelhaftigkeit der bestehenden Gesundenerziehung zu erkennen und ihrerseits das allgemein Nothwendige zu fordern.

Wir sprechen hiermit schon eine Bestimmung der Heilpädagogik aus, welche sie gegenwärtig noch keineswegs erfüllt, und zwar, weil sie einerseits zu wenig selbständig vorgeht, indem sie ihre Zwecke und Mittel der bestehenden Gesundenerziehung entnimmt, andrerseits aber sich auf ihren verschiedenen Gebieten absondert und ihre mit Bezug auf die gegebenen „Ziele" der allgemeinen Erziehung einseitig gefassten Aufgaben theils durch eine absonderlich ausgebildete Methode des an sich gegebenen Unterrichts theils aber auch durch mehr oder weniger willkürliche Experimente zu erreichen sucht. Sonach besteht zwischen dem, was die Heilpädagogik ist und was sie sein kann und soll, eine Differenz,

welche wir im ersten Bande unserer Vorträge verschiedentlich erörtert haben und auf welche wir auch jetzt zurückkommen müssen. Den Weg, welcher eingeschlagen und eingehalten werden muss, wenn die Heilpädagogik ihre Bestimmung erkennen und erfüllen soll, haben wir eben wieder angedeutet: sie hat sich zu der Gesundenerziehung, indem sie ihr vorarbeitet, in ein bestimmtes Verhältniss zu setzen. Wenn sie aber hierbei sich nicht einfach annehmend in Bezug auf die Zwecke und Mittel der Erziehung verhalten darf, sondern vielmehr auf ihrem eigenen Gebiete schöpferisch vorgehen und gegen den Bestand des allgemeinen Erziehungswesens einen kritischen Standpunkt einnehmen, d. h. gewinnen soll, so versteht es sich doch andrerseits für jeden Verständigen von selbst, das einestheils das Erziehungswesen, wie es ist, als ein historisch erwachsenes und gegebenes sich nicht in abstracter Weise negiren lässt, sondern wie das Object der pädagogischen Kritik so für die pädagogische „Neugestaltung" — die immer Reduction und Erweiterung zugleich ist — den Boden abgibt, und dass anderntheils die pädagogische Idee ihre die Vorarbeiten der Heilpädagogik ebensowohl bedingende als durch sie bedingte Entwicklung hat. Obgleich wir also immer wieder geltend zu machen haben, dass die Erkenntniss und der Wille des Nothwendigen aus dem unmittelbaren Kampfe mit der Noth, folglich auch die Erkenntniss und der Wille des pädagogisch Nothwendigen aus dem pädagogischen Kampfe mit der Noth, wie er in den Noth- und heilpädagogischen Anstalten unternommen wird, theils hervorgehen, theils ihre praktische Form gewinnen, so sind wir doch keineswegs der Ansicht, dass die allgemeine Pädagogik auf die Ergebnisse der Nothschulen und der Heilpädagogik passiv zu warten habe.

Praktisch betrachtet ist die Wirksamkeit der Hülfs- und Heilpädagogik eine verschwindende gegenüber dem, was die allgemeine Erziehung als prophylaktische — welchen Character die Heilpädagogik nur in sehr beschränkter Weise und die Heilpädagogik nur insofern hat, als sie bei vereinzelten Individuen die vollständige Entartung verhütet — leisten kann

und muss. Wenn also „Gefahr im Verzuge“ ist, und wenn diese Gefahr, das Wachsen der sich mannichfach und theilweise gegensätzlich abstufenden Noth und Entartung im Bereiche der gegenwärtigen Civilisation, allgemeiner empfunden wird, hat sich die allgemeine Erziehung zu einer prophylaktischen Wirksamkeit ausdrücklich zu bestimmen, und so lange dies nicht geschieht, fehlt den hülfs- und heilpädagogischen Bestrebungen der Hinterhalt: sie bleiben vereinzelte und für das Ganze resultatlose, so „schöne“ Erfolge sie im Einzelnen erzielen mögen. Wie aber die Gleichgültigkeit gegen die wachsende Gefahr ohne Zweifel eine bedenkliche Erscheinung ist und keineswegs Muth und Kraftgefühl, mögen diese ausdrücklich geheuchelt werden oder nicht, sondern das Gegentheil beweist, so würde es nicht minder bedenklich sein, wenn diese Gleichgültigkeit in ein Rettungsbedürfniss umschlüge, durch welches der prophylaktische Zweck — der dies dann kaum noch im strengen Sinne wäre — der Art in den Vordergrund gestellt würde, dass die im idealen Sinne positive Aufgabe der hier in Betracht kommenden gesellschaftlichen Institutionen „vorläufig“ aufgegeben erschiene. Denn es gilt von der Gesellschaft, was von dem Einzelnen, dass die Gesundheitssorge, welche zum ausgesprochenen und herrschenden Motive des Gesammtverhaltens wird, die Gesundheit nicht erhält, sondern schwächt und untergräbt, wie wir von der Pflege behauptet haben, dass sie für sich, also von der Erziehung abgesondert, die Gesundheit nicht herzustellen vermöge, sondern in demselben Maasse, in welchem sie als unpädagogische ausgedehnt und ausgebildet werde, einen krankhaften Zustand theils schon voraussetze, theils herbeiführe. Hiernach finden wir den „normalen Fortschritt“ des Erziehungswesens in der Begegnung des im engeren Sinne pädagogischen, von der Idee des vollkommenen Menschen und der vollkommenen Gesellschaft ausgehenden und die Verwirklichung dieser Idee als Aufgabe setzenden Gedankens mit der Erkenntniss des in den allgemeineren Noth- und Entartungszuständen ausgesprochenen Reformbedürfnisses. Der pädagogische Gedanke gelangt nicht zur Praxis, weil nicht zur

Erkenntniss der für die Verwirklichung des Menschlichen nothwendigen Mittel, so lange und soweit er von der Nothwendigkeit einer prophylaktischen Wirksamkeit der Erziehung abstrahirt, diese prophylaktische Wirksamkeit aber bleibt eine oberflächliche, äusserliche und unzulängliche, soweit sie ausgreifen möge, wenn sie nicht ihren Zusammenhang mit der sittlichen Idee und in dem Willen der Culturverwirklichung das „rechte Heil" findet. Die prophylaktische Aufgabe der Erziehung ist ein nothwendiges Moment der Erziehungsaufgabe schlechthin, sie muss also als besondere Aufgabe begriffen und energisch durchgeführt werden, darf aber eben desshalb keinen unpädagogischen Character annehmen, was dann geschieht, wenn sie als eine Nebenaufgabe der Erziehung, die durch abnorme Zustände aufgedrängt erscheint, betrachtet und behandelt und der Erfolg wesentlich in negativen Maassnahmen statt in der positiven Ergänzung und naturgemässen Gestaltung der Bildungsmittel gesucht und erwartet wird.

Soll die prophylaktische Wirksamkeit der Erziehung eine planmässige sein, so setzt sie die Erkenntniss der Entartungsursachen voraus, die im Allgemeinen durch sociale Zustände bedingt sind. Daraus folgt, dass die Hülfs- und Heilpädagogik, insofern sie der allgemeinen Erziehung wesentlich, und zwar theoretisch wie praktisch vorzuarbeiten hat, sich allerdings die Aufgabe stellen muss, die Entartungsursachen ihrerseits, also durch die Nachforschung in den einzelnen Fällen und die fortgesetzte, auf den Grundmangel oder die Grundentartung zurückgehende Beobachtung zu ermitteln. Sie hat also, um die beiden Seiten der hiermit ausgesprochenen Aufgabe bestimmter auseinanderzusetzen, einestheils den Verhältnissen, unter denen die individuelle Entartung entstanden ist, und den Einflüssen, welche sie möglicher Weise hervorgebracht oder doch gefördert haben, nachzuforschen, anderntheils das Übel, mit dem sie es jedesmal zu thun hat, als ein entwickeltes und sich entwickelndes, also die hervortretende Schwäche, Mangelhaftigkeit und Verkehrtheit als die Consequenz bestimmter Voraussetzungen aufzufassen. Diese letztere

Aufgabe fällt mit der, den organischen Grund des Übels zu ermitteln, nicht zusammen, da es sich „nur" um die allgemeinere und grundgebende Form des sich darstellenden, in einem bestimmten Verhalten „erscheinenden", also darin bestehenden Übels, nicht aber um die Bestimmtheit der ursprünglichen physiologischen Entartung oder die im medicinischen Sinne tiefer gefassten Krankheitsursachen handelt. Mit anderen Worten: der Heilpädagog hat es wie der Pädagog überhaupt vor Allem und schliesslich mit der Auffassung der anthropologischen Thatsachen zu thun, die als solche genügend erkannt werden können, ohne dass der physiologische Grund des bestimmten Zustandes auseinandergesetzt wäre, und er hat diese Thatsachen, indem er sich an die Äusserung, Bethätigung und Entwicklung des Lebens hält, also an das, was den eigentlichen Lebensinhalt ausmacht, als mit einander gegebene und auseinander hervorgehende zu beobachten und festzustellen. Indem er dies thut, wie er es für seine Praxis thun muss, erkennt er, und zwar, weil er mit ausgesprochenen Mängeln und Entartungen fortgesetzt zu kämpfen hat, bestimmter als der Erzieher, dessen Zöglinge sich einer relativen Normalität erfreuen, in welchen Vermögen der Grund, in welchen Functionen und Thätigkeiten die Bedingtheit der menschlichen Normalität und einer normalen, also gesunden Entwicklung liegt. Denn insofern das, was den Verkümmerten und Entarteten wesentlich und durchgängig fehlt, was also unter gewissen ungünstigen Voraussetzungen ihren Zustand abgibt, auch bei relativ normalen Individuen nur dürftig entwickelt erscheint, kann ihre Kraftentwicklung überhaupt nur als eine einseitige und das menschliche Vermögen in einseitiger Zuspitzung darstellende gelten — als eine Entwicklung, welche auf die Verringerung des Lebensfonds hinweist und seine Erschöpfung ist, wenn auch die Thatsache der Erschöpfung erst nach der Ablösung verschiedener Generationen als eine allgemeine und unzweideutiger Weise hervortreten kann. Soll aber die prophylaktische Thätigkeit einen Zweck haben, so muss das Werden der Thatsache beobachtet werden, und für diese Beobachtung ist es

wichtig, die theils nur scheinbare, theils wirkliche Gegensätzlichkeit der aus demselben Grunde hervorgehenden Erscheinungen, z. B. die Frühreife des Verstandes bei der Mehrzahl und die völlige Unfähigkeit zu einem sich in Abstractionen bewegenden Denken bei der Minderzahl gehörig zu würdigen, wozu die Heilpädagogik im Allgemeinen und die Idiotenerziehung insbesondere durch die Erfahrungen, die sie bietet, und die Vergleichungen, die sie nahe legt, so zu sagen nöthigt.

Hiermit ist ausgesprochen, dass die Ausbildung der Heilpädagogik nach ihrer theoretischen Seite — eine Ausbildung, welche eine zugleich unabhängige, für ihren Zweck positive Mittel hervorbringende, und eine den Zusammenhang mit der allgemeinen Erziehung festhaltende Praxis voraussetzt — durch sich selbst Gesichtspunkte für die prophylaktische Thätigkeit der allgemeinen Erziehung, d. h. für die unter besonderen Umständen und in Folge der Richtung, welche die Civilisation genommen hat, besonders nothwendige Stärkung der aufwachsenden Generation abgeben muss. Wie aber die Heilpädagogik auf diesem Wege dem prophylaktischen Zwecke der allgemeinen Erziehung direct — d. h. von vornherein pädagogische Gesichtspunkte und Mittel hervor- und entgegenbringend — dienen kann und soll, so darf sie auch nicht davon absehen, sich über die möglichen und wahrscheinlichen „objectiven Ursachen“ der Verkümmerung, Mangelhaftigkeit und Entartung in den einzelnen Fällen Auskunft zu verschaffen, um hierdurch zu einer bezüglichen Übersicht zu gelangen, obgleich zunächst die Mittel, welche den Vertretern der Heilgymnastik für solche Ermittlungen zu Gebote stehen, nur sehr beschränkte und unzulängliche sind, und sodann, abgesehen davon, dass mit der Kenntniss der am häufigsten und wirksamsten erscheinenden Verkümmerungs- und Entartungsursachen noch keineswegs die Erkenntniss des zur prophylaktischen Abhülfe Dienlichen und Nothwendigen, also noch weniger der Wille und die Fähigkeit der Abhülfe gegeben sind, die allgemeine Erziehung, welche durch die Heilpädagogik zu ihrer prophylaktischen Thätigkeit bestimmt werden soll, für

sich das Nothwendige nicht zu leisten vermag. Mit diesem doppelten oder auch dreifachen „obgleich“ ist das Eintreten des Staates — und zwar für die Ermittlungen, auf welche die Heilpädagogik in prophylaktischer Tendenz hinweist, für die heilpädagogische Praxis, welche als Privatpraxis, wie wir schon öfter ausgeführt, ihre Bestimmung nicht erfüllen kann, für eine zusammenhängende und zweckgemässe Gestaltung des allgemeinen Erziehungswesens und endlich für den prophylaktischen Zweck, auf den sich die Erziehungsthätigkeit ihrerseits richtet, der aber das Zusammenwirken verschiedener Factoren in Anspruch nimmt, schlechthin — gefordert, folglich als ein noch zu verlangendes ausgesprochen. Dass wir aber in diesem Bezug wie sonst dem „Abwarten“ der Staatshülfe nicht das Wort reden, geht aus demselben „obgleich“ hervor, wie es denn an sich klar ist, dass wir die Thätigkeit des Staates für eine gründliche Neugestaltung des Volkslebens nur insoweit erwarten können, als sich der zwischen Staat und Volk bestehende Dualismus gelöst hat. Die Heilpädagogik wie die Pädagogik überhaupt muss leisten, was sich unter den gegebenen Umständen leisten lässt, beide aber haben den Staat für die Verwirklichung des Nothwendigen unablässig in Anspruch zu nehmen, weil sie damit das einige und geeinigte Interesse der Gesellschaft in Anspruch nehmen. Eine Pädagogik, welche sich der sogenannten Unterrichtsfreiheit in die Arme wirft oder in die Arme zu werfen strebt, um sich der Maassregelung des gegenwärtigen Staates zu entziehen, gibt mit dem Kampfe, der ihr lästig geworden, ihre eigentliche Aufgabe auf, oder es ist vielmehr vorauszusetzen, dass ihr weniger die Verkümmerung dessen, was die algemeine Schule sein sollte, durch bureaukratische Maassregelung als die beständige Vergegenwärtigung dieses „Sollte“, d. h. die Idee der allgemeinen Schule widerwärtig ist, und dass sie lieber dem „Publicum“ als der Gesellschaft dienen möchte. Andrerseits ist eine Pädagogik, welche sich ihre Thätigkeit einfach vorzeichnen und abgrenzen lässt, ohne die gegebene Möglichkeit in ihrem Verhältniss zu dem Nothwendigen zu wissen und ohne die selbständige

Gestaltung zu beginnen, wo es möglich ist, als „Pädagogik“ nicht zu rechnen.

Wenn wir für die Ermittlung der Verkümmerungs- und Entartungsursachen die Hülfe des Staates in Anspruch nehmen, so geschieht dies, weil nur der Staat einen gleichen Ermittlungsmodus überall in Anwendung und das Gesammtergebniss zu übersichtlicher Darstellung bringen, also eine „Statik“ der Übelstände, aus welchen die ausgesprochenen Übel, mit denen es die Heilpädagogik zu thun hat, hervorgehen, herstellen kann. Durch das aber, was der Staat in dieser Beziehung leisten kann, wird den Vertretern der Heilpädagogik die ihnen zukommende bezügliche Arbeit der Nachforschung und Combination keineswegs erspart werden, sondern nur einen umfassenden äussern Anhalt, eine fortgesetzt umzubildende Umrahmung und Unterlage erhalten, die sie zu einer zusammenhängenden macht und hierdurch ihren Fortschritt sichern und beschleunigen mag. Denn erstens hat die umfassende Ermittlung überall mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, welche den Nachforschungen des Einzelnen die Unwissenheit und Unwahrheit derer, welche über die Verhältnisse und Vorkommnisse Auskunft geben könnten und sollen, entgegensetzen, sodass die allgemeine Statistik, wenn sie sich auf das, was zweifellos zu ermitteln ist, zu beschränken hat, nur die extremsten und offenkundigsten Thatsachen zur Übersicht bringen kann; zweitens müssen die ermittelten Thatsachen nach ihrem geringeren oder grösseren Belange unterschieden, zu einander und zu den allgemeineren Zuständen, die ihren Hintergrund abgeben, in Beziehung gesetzt und als Folgethatsachen wie als ursächliche begriffen werden — eine Arbeit, welche der sich ausdehnenden und concentrirenden, in Bezug auf Vollständigkeit und Werth fortschreitenden statistischen Zusammenstellung ebenso voraufgehen muss, wie sie derselben als Unterlage bedarf. Was aber die Ermittlung der Thatsachen als solche betrifft, so haben die Vertreter der Hülfs- und Heilpädagogik wenigstens punktweise Gelegenheit wie Veranlassung, Verhältnisse und Zustände, von denen die officielle „Aufnahme“ absehen muss und welche überhaupt

der verborgenen Seite der gesellschaftlichen Existenz angehören, wie beispielsweise die innere Gestalt oder Ungestalt des ehelichen und Familienlebens, näher kennen zu lernen, und dürfen diese gelegentlichen und weitreichenden Einblicke für ihre Combinationen verwerthen, während sie bezüglich dieser, also bezüglich derjenigen Arbeit, welche den statistischen Zusammenstellungen Richtung und Bedeutung gibt, unzweifelhaft einen vorzugweisen Beruf haben, weil sie auf dieselben durch Praxis und Studium angewiesen sind, wobei zu bemerken ist, dass die höhere Fähigkeit der Combination wohl die Weite des Beobachtungskreises zu ersetzen vermag, aber nicht umgekehrt diese die Unfähigkeit der Combination.

Für die Combination der „objectiven Verkümmerungs- und Entartungsursachen“ ist selbstverständlich die Beobachtung der individuellen Entartungszustände als sich entwickelnder von dem grössten Belange, und es findet von vornherein ein Zusammengreifen der auf die objectiven Verhältnisse und Zustände und der auf die Zuständlichkeit des Individuums als entwickelte und sich entwickelnde gerichtete Beobachtung statt, weil das Individuum schliesslich nicht als gegebenes und isolirtes, sondern nur als Product, als das Erzeugniss vorhandener, sich in einer gewissen Bestimmtheit fortsetzender Factoren aufgefasst werden kann. In dieser Beziehung kommen zunächst die Erzeuger als solche, ihr Verhältniss zu einander und der materielle und sittliche Character des Familienlebens, die Lebensweise und Lebensart in Betracht, sodann die ökonomische und sociale Bedingtheit dieses Characters, also die socialen Verhältnisse und Umgebungen, die im Allgemeinen auf die werdende Generation einen durch die Familie organisch vermittelten wie einen unmittelbaren, also mehr „objectiven“ Einfluss ausüben müssen. Der eingehende Beobachter wird sich in der Auffassung des Individuums als Ehe- und Familienproductes dadurch nicht beirren lassen, dass öfter das verkümmerte oder entartete Kind als eine „merkwürdige“ Ausnahme in der Familie erscheint, da er selbstverständlich von vornherein nicht anstehen wird, unglückliche Zufälle und mo-

mentane, unter allen Voraussetzungen mögliche Einwirkungen als Verkümmerungs- und Entartungsgrund gelten zu lassen, aber andrerseits auch die scheinbare Ausnahme als solche zu erkennen und die gegensätzlichen Formen der Verkümmerung und Entartung auf denselben Grundzustand zurückzuführen im Stande ist. Die Schwäche und Überreizung der Eltern kann in der Individualität der Kinder verschiedene Gestalt annehmen, indem sie sich irgendwie potenzirt, und dies wird durchgängig der Fall sein, sofern nicht die Einflüsse der materiellen Lebensweise — welche als weniger stark ausgeprägte, weil durch die sittliche Form des Familienlebens bedingte die einmal gegebene Organisation nur modificiren — überwiegende und durchgreifende sind, wie wir es da finden, wo die individuelle Gestaltung der einzelnen Familien unter der Herrschaft einförmig gestalteter Erwerbs- und Ernährungsverhältnisse kaum noch in Betracht kommt, sowie da, wo die Naturumgebung nicht nur die Lebensweise der Bevölkerung bestimmt, sondern auch auf den Gesundheitszustand derselben direct und unverkennbar einwirkt. In dem letzteren Falle scheint die Erforschung der „socialen" Entartungsursachen durch die der „territorialen", also durch naturwissenschaftliche Untersuchungen der terrain- und climatischen Verhältnisse abgelöst werden zu müssen; wie indessen die Naturumgebung überall zu berücksichtigen ist, wo ein vollständiges Bild der Verhältnisse und Einwirkungen, unter denen sich das Individuum und eine bestimmte Bevölkerung gestaltet haben, gewonnen und gegeben werden soll, so lässt sich der individuelle und der allgemeine Gesundheitszustand niemals einseitig auf territoriale Einflüsse zurückführen, da sich diese nach den Unterschieden der Reactionskraft und der socialen Befähigung modificiren müssen.

Wir sind auf diesen Punkt wiederholt, wo wir uns mit der endemischen Idiotie zu beschäftigen hatten, eingegangen und dürfen darauf nicht ausführlicher zurückkommen, werden uns aber von unserer gegenwärtigen Aufgabe — der schliesslichen Formulirung dessen, was die Heilpädagogik zu leisten hat — nicht entfernen, wenn wir gelegentlich ein Missver-

ständniss berichtigen, das uns selbst bei einsichtigen Lesern und Beurtheilern des ersten Bandes der Vorträge begegnet ist — dem Missverständniss, als wenn nach unserer Ansicht der Kretinismus sich nur in Gegenden mit zurückgebliebener Civilisation fände, wenn man bei diesem Zurückgebliebensein an eine uncivilisirte oder halbcivilisirte Lebensweise denkt. Wir läugnen weder, dass der Kretinismus durch territoriale Einflüsse bedingt ist, noch behaupten wir, dass Gegenden, wo er herrscht, nicht in das Bereich der Civilisation hineingezogen werden könnten; wir halten es aber — wie Zillner, welcher indessen den besonderen Character des Kretinismus negiren möchte — für „erfahrungsmässig“, dass der wirkliche Fortschritt der Civilisation als energischer und spontaner das Übel nicht entstehen lässt, als angenommener es reducirt, ohne dass wir desshalb der Civilisation ohne Weiteres einen bessernden Einfluss auf die Volksgesundheit zuschreiben, da wir vielmehr, indem wir die Begriffe der Cultur und Civilisation auseinanderhalten, unter der letzteren nur die Vervielfältigung der Arbeiten und Genussmittel verstehen und ihre ungehemmte Entwicklung für degenerirend ansehen, wenn ihr das fehlt, was die wahrhafte Cultur begründet, die gesunde ästhetische Bildung. Bei den Naturvölkern findet sich der Kretinismus nicht und ebenso wenig da, wo sich die Civilisation ungehemmt entwickelt hat; sein eigentlicher Boden ist also allerdings die Halbcivilisation in jenen beiden Stadien, welche Zillner mit richtigem Blick als das der Rohheit — oder Verrohung — und das der Verweichlichung unterschieden hat. Ob nun eine kretinisch gewordene Bevölkerung sich durch sich selbst über die Halbcivilisation erheben könne, ist mehr als zweifelhaft, wogegen sich nicht zweifeln lässt, dass sie theils durch die Belebung des Verkehrs, durch die Einpflanzung neuer Industrieen, durch eine bessere Verwerthung der Naturproducte u. s. w., also durch günstige ökonomische Veränderungen, die eine mannichfachere Berührung mit fremden Elementen einschliessen, theils durch ausdrückliche civilisatorische Einwirkungen auf eine höhere Stufe der Civilisation gebracht werden kann. Findet dabei eine Mischung mit fremden

Elementen und eine irgend beträchtliche Einwanderung aus nicht kretinischen Gegenden statt, so wird sich das Zurücktreten des Kretinismus in sehr kurzer Zeit beobachten lassen, weil eben in diesem Falle die Bevölkerung nicht die alte bleibt. Ist die günstige Veränderung der ökonomischen Verhältnisse eine langsame und überhaupt das Hineingezogenwerden in die Civilisation ein allmähliges, die Theilnahme an derselben eine relative, so wird die Umbildung der Bevölkerungsconstitution, in und mit welcher sich der Kretinismus verliert, eine lange Reihe von Generationen in Anspruch nehmen.

Hiernach kann es durchaus nicht auffallen, wenn der Kretinismus sich in „einzelnen Dörfern" vorfindet, die ganz dieselben „Civilisationsverhältnisse" wie die benachbarten, vom Kretinismus freien darstellen. Wir haben hier entweder Überreste des früher ausgedehnteren und intensiveren, wenn auch weniger beobachteten Übels zu sehen oder anzunehmen, dass die unbekannten territorialen Ursachen desselben in einem sehr beschränkten Umkreise wirken, also locale im engeren Wortsinne sind, und dass die „dörfliche" Civilisation der Gegend nicht stark genug ist, um diese Wirkung aufzuheben — wie dies auch von der städtischen und industriellen Civilisation gilt, wo sie einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung fast unberührt lässt oder ihn in das „Weichlichkeitsstadium" versetzt, ohne seine Energie zu steigern und ohne überhaupt ein durchgreifender Erregungsfaktor zu sein. Hierbei ist einerseits zu beachten, dass nach Zillners Beobachtung, wo der Kretinismus abnimmt, diese Abnahme sich zunächst in den milderen Graden zeigt, während die Fälle der schweren Entartung lange constant bleiben — was darauf hinweist, dass die zunehmende Reactionskraft theils in dem Zufalle besonders intensiver Einwirkung, theils in der vorbereiteten Entwicklung des Übels, in der entschiedenen Anlage, die sehr wohl eine latente sein und über das eben lebende Geschlecht hinausreichen kann, eine ihre Wirksamkeit zunächst durchaus ausschliessende Grenze hat; andrerseits dürfen wir die Veränderung der Volksconstitution allerdings nicht in abstracter

Weise als einfachen Grund für das Zurücktreten des Übels auffassen, sondern müssen auch die gleichzeitig stattfindende, mit dem Fortschritte der Civilisation immer gegebene „Naturveränderung“ in Betracht ziehen, haben aber zu berücksichtigen, dass in dieser Beziehung, so lange die territorialen Ursachen des Übels nicht ausdrücklich aufgesucht und beseitigt werden und aufgesucht und beseitigt werden können, der Zufall nicht ausgeschlossen ist, indem möglicher Weise in der einen Gegend durch den erweiterten Anbau oder einen bestimmten Industriebetrieb die den Kretinismus bedingenden Natureinflüsse aufgehoben oder gemildert werden, in einer andern aber trotz ähnlicher Fortschritte nicht. Wenn also der Kretinismus einer eingepflanzten Civilisation — denn nur eine solche, nicht die spontan sich entwickelnde kommt hier in Frage — in einem Zeitraume, der sich von gegenwärtigen Beobachtern übersehen lässt, nicht oder nur sehr langsam weicht, so gibt es hierfür Erklärungsgründe genug, und wir können also trotz dieser Erscheinung, wie wir es müssen, die Behauptung aufrecht erhalten, dass sich der Kretinismus mit der Civilisation nicht verträgt.

Dass wir damit eine die Gesundheit schlechthin erhöhende Wirksamkeit der Civilisation **nicht** behaupten, ist vorhin schon ausgesprochen; wir dürfen aber eben desshalb von der eben erörterten Frage, **wie** der Kretinismus der vordringenden Civilisation weicht, nicht abgehen, ohne noch kurz auf die Möglichkeit hingewiesen zu haben, dass die kretinische Idiotie ihren eigenthümlichen Character verlieren, und, indem sie endemisch bleibt, in die nichtkretinische übergehen kann. Wir führen allerdings die Erscheinung der nichtkretinischen, gewöhnlich sporadisch auftretenden Idiotie zuletzt auf die „Hypercivilisation“ mit ihren widernatürlichen Überreizungen und Erschlaffungen zurück, und von einer solchen kann, wie es scheint, da nicht gesprochen werden, wo eine Bevölkerung in das Bereich der Civilisation erst hineingezogen oder doch von der lebhafteren Bewegung derselben zuerst ergriffen und ihren Centren näher gerückt wird. Wenn aber die Hypercivilisation in der einseitigen Vermehrung der Reiz- und Schutz-

mittel besteht, und wenn bei kretinösen Bevölkerungen, indem sie zur Halbcivilisation oder zum „Verweichlichungsstadium" derselben gelangen, die gleiche einseitige Tendenz unmittelbar, folglich als Tendenz zu möglichst unmittelbaren Befriedigungen und nach einem Schutze, der die Thätigkeit nicht ermöglicht, sondern erspart, zur Geltung kommt, so besteht offenbar zwischen dieser Halbcivilisation und der Hypercivilisation eine Correspondenz oder ihr Unterschied nur darin, dass die letztere die Entwicklung der Energieen, welche mit der Civilisation hervortreten, hinter sich hat. Wenn also weiterhin die kretinöse Bevölkerung in die Bewegung der Civilisation hineingezogen wird, so müssen zwar hierdurch ihre zurückgebliebenen und „schlummernden" Energieen geweckt werden, aber, da die bezeichnete Grundtendenz nicht gehoben wird, sich in dem Streben nach einem erhöhten Raffinement der Befriedigungsmittel sofort erschöpfen, sodass das Ergebniss eine Art verfrühter Hypercivilisation und daher das Zusammentreffen der noch fortbestehenden Entartungsneigung mit neuen Entartungsursachen, d. h. eine grössere Mannichfaltigkeit der Entartung, durch welche sich diese an sich von dem kretinischen Character entfernt, ist oder sein kann.

Findet eine weitere Besserung statt, indem die endemische Idiotie zur sporadischen wird, so ist wohl in allen Fällen die Beseitigung oder Milderung der territorialen Krankheitsursachen von grossem Belange; dabei kann aber entweder die innere Kräftigkeit der Bevölkerung in der That zunehmen — wozu nach unserer Ansicht ausser der Beimischung fremder gesunder Elemente eine zweckgemässe Erziehung am wesentlichsten beizutragen vermag — oder die andauernde und fortschreitende Degeneration anderweitige Formen annehmen. In diesem Falle wird sich zwar nicht nur das Verhältniss der Idioten zu den Nichtidioten bis zu einer gewissen Grenze hin fortgesetzt günstiger stellen, sondern auch die äusserliche Productivität in Folge einer zweckgemässen Mechanisirung sich erhöhen, aber gleichzeitig die körperliche Gebrechlichkeit vermannichfachen, die Beschränktheit, der Stumpfsinn und der Schwachsinn unter civilisirter Oberfläche einen breiten Raum

einnehmen und dazwischen hier und dort die frühreife Geistigkeit emporschiessen, die sich nach kurzem Glanze verliert, oder sich jene zäheren, einseitigen Intelligenzen entwickeln, die ihre „Höhe“ nur auf Unkosten der Leiblichkeit und des Gemüthes zu erreichen vermochten. Es werden mit einem Wort die Erscheinungen der Hypercivilisation hervortreten, ohne dass die Voraussetzung einer energisch und kräftig entfalteten Civilisation oder auch die Unterlage einer halbbarbarischen, aber ungeschwächten Bevölkerung — eine Unterlage, welche die Vergangenheit und Gegenwart bei künstlich aufgepflanzter Civilisation und Hypercivilisation im grossem Umfange zeigt — vorhanden wären. Wir werden aber eine besondere — unter günstigen Umständen abnehmende — Häufigkeit einer nichtkretinisch erscheinenden Idiotie nicht bloss da finden, wo sich der Kretinismus verloren hat, sondern auch da, wo die Barbarei und die Hypercivilisation — die an sich nur einen äussern Gegensatz darstellen — zusammen bestehen, indem die letztere als übertragene die Corruption, welche sie überall einschliesst, am raschesten und verderblichsten entwickelt.

Bei dem Ausdrucke Hypercivilisation denkt man durchgängig an das höchste Raffinement der Befriedigungsmittel, welches als solches ein entsprechendes Raffinement der Arbeiten und „Leistungen“ in Anspruch nimmt, und wir haben im Vorhergehenden das Wort gleichfalls in diesem Sinne gebraucht. Indessen ist jede einseitig entwickelte, weil auf die Befriedigungsmittel statt auf die Befriedigungsfähigkeit, auf die Vervielfältigung statt auf die Erhöhung der Bedürfnisse gerichtete Civilisation eine übermässige und könnte als solche, auf so niedriger Stufe sie verhältnissmässig stehen mag, Über- oder Hypercivilisation genannt werden. Wo und insoweit die Hypercivilisation hervortritt, ist die Gegenwart oder Zukunft der Cultur bedroht, und wenn die Erziehung ein wesentliches Mittel für die Verwirklichung der Cultur ist, so hat sie der hervorgetretenen Hypercivilisation ausdrücklich entgegenzuwirken. Da aber die Cultur das, was wir Civilisation nennen und dessen Unterlage die „Theilung

der Arbeiten" ist, als ein nothwendiges Moment einschliesst, so hat die Erziehung, indem sie zur Civilisation befähigt, den Entartungen derselben, die mit dem Hervortreten der Hypercivilisation an sich gegeben sind, vorzubeugen und die nachtheiligen Wirkungen, die von ihr unzertrennlich sind, im voraus auszugleichen. Die Nothwendigkeit dieser vorbeugenden und ausgleichenden Wirksamkeit offenbart sich in der Noth, d. h. darin, dass die Civilisation mit dem Reichthum die Armuth, mit dem Luxus das Elend hervorbringt, und, indem sie nach der einen Seite die Triebe einschränkt und die Leidenschaften mässigt, nach der andern schleichende Laster und leidenschaftliche Missneigungen zeugt und nährt. Gegen diese Übel hat die Gesellschaft um ihrer Selbsterhaltung willen zu kämpfen; sie kann dies aber mehr oder weniger human, und wenn die humanste Art, das Übel zu überwinden, zugleich die nachhaltig wirksamste ist, und sich in dem Streben bewährt, zu retten und umzubilden, so weit Rettung und Umbildung möglich sind, so kann auch von dem pädagogischen Kampfe gegen das schon hervorgetretene Übel nicht abgesehen werden. Denn nur in und mit dem pädagogischen, also wesentlich auf die Umbildung gerichteten Vorgehen gegen das ausgebrochene und entschiedene Übel offenbart und entwickelt sich der Wille, die Besserung zu einer gründlichen zu machen; nur in und mit demselben Vorgehen bildet sich die Einsicht in die Nothwendigkeit und in die Möglichkeit einer sich über den Umkreis der ausgebrochenen Übel hinaus und zwar weit hinaus ausdehnenden Umbildung des Volkskörpers. Der pädagogische Kampf gegen das Übel ist der humanste wie der wirksamste, wenn seine Wirksamkeit auch am langsamsten stattfindet und von verschiedenen Seiten unterstützt werden muss; er nimmt nothwendig einen prophylaktischen Character an, weil jede pädagogische Thätigkeit nach ihrer negativen Seite an sich eine prophylaktische ist, er greift daher eben so nothwendig mit der prophylaktischen Aufgabe der allgemeinen Erziehung zusammen und wird für diese der positivste — weil ein zugleich drängender und Ziel und Mittel gebender — Impuls, den sie erhalten kann,

während es an sich keine prophylaktische Wirksamkeit gibt, die umfassender und positiver wäre als die der allgemeinen Erziehung.

Wir kommen hiermit wieder darauf zurück, dass die Hülfs- und Heilpädagogik „entschlossen“ vorzugehen haben, ohne für die Lösung ihrer theoretischen und praktischen Aufgaben die Hülfe des Staats auf der einen, die Mit- oder Vorarbeit der allgemeinen Pädagogik und der physiologischen Wissenschaft auf der anderen Seite abzuwarten, obgleich sie jene Hülfe und diese Mit- und Vorarbeit unausgesetzt fordern müssen, weil für die Lösung zunächst ihrer besonderen und sodann und desshalb für die Lösung der allgemeinen Aufgabe, durch welche die besondere bedingt ist und in welcher sie ihre Erweiterung hat, die allgemeine, d. h. eine allseitige Thätigkeit erforderlich ist. Die Hülfs- und Heilpädagogik können für sich Etwas leisten wie sie es müssen und zwar in doppeltem Sinne müssen, da sie einestheils vorläufig der zunächst wünschenswerthen und schliesslich nöthigen Unterstützung entbehren, und anderntheils nicht nur in der Hülfe fordernden Noth die Nöthigung, sondern auch vermöge des Gesellschaftsbedürfnisses und ihrer Leistungsfähigkeit die Bestimmung des „Bahnbrechens“ haben; aber diese Leistungsfähigkeit ist, wie hiermit schon ausgesprochen, eine beschränkte, und sie werden selbst das, was sie an und für sich leisten können, nicht leisten, so lange sie sich nicht berufen und verpflichtet wissen, die allgemeine Theilnahme und Mitwirksamkeit für ihre Bestrebungen energisch in Anspruch zu nehmen, und so lange dieser Anspruch keinen Anklang findet und mit ihrem Vorgehen das auf den angrenzenden Gebieten nicht correspondirt. Sie müssen also, ohne sich abwartend zu verhalten, mit der Erwartung vorgehen, dass sie nicht „im Stiche gelassen werden“.

Was die physiologische Wissenschaft insbesondere anbetrifft, so haben wir allerdings dabei stehen zu bleiben, dass die Fortschritte der heilpädagogischen Praxis keineswegs von ihren Fortschritten schlechthin abhängig sind, und dass es ein durchaus unberechtigtes Ansinnen an dieselbe wäre, nicht

weiter vorzugehen, als es die Kenntniss des Krankheitsgrundes im physiologisch-medicinischen Sinne gestattet, also ihrerseits eine Schwäche, sich diesem Ansinnen zu fügen. Wenn die Medicin auf ihrem eigenen Gebiete, insofern sie überhaupt praktisch sein will, ihr „Handeln“ von der exacten Kenntniss des Krankheitsgrundes und der Möglichkeit eines exacten Nachweises, wie die krankhafte materielle Zuständlichkeit durch bestimmte Medien zweckgemäss verändert wird, nicht abhängig machen kann und in der That nicht abhängig macht, so ist sie nicht berechtigt, der heilpädagogischen Praxis Bedingungen auferlegen zu wollen, die sie selbst nicht erfüllt, oder doch „achselzuckend“ die Kranken, die sie selbst aufgibt oder auch von vornherein — ohne exacten Nachweis — für unheilbar erklärt, den Pädagogen oder ihrem „unwissenschaftlichen“ Experiment zu überlassen; sie ist hierzu um so weniger berechtigt, als das mechanische, wenn auch noch so raffinirt mechanische Experiment, indem es die Processe des organischen Lebens „isolirt“ und weil es dies thut, zur Erkenntniss des organischen Lebens in seinem inneren Zusammenhange an und für sich nicht führt, sondern der Ergänzung des die natürlichen, d. h. in ihrem natürlichen Zusammenhange verbleibenden und erscheinenden Lebensäusserungen stetig modificirenden „Experiments“, also der zweckbedingten und zwar durch den Zweck der zusammenhängenden Modification und Einwirkung fortgesetzt motivirten Beobachtung organischer Thätigkeiten durchaus bedarf, wenn eine wissenschaftliche Anthropologie hergestellt werden soll, und als diese consequente Beobachtung nur bei der pädagogischen Praxis stattfinden kann, aber freilich auch auf diesem Gebiete eine blosse Combination abstract aufgefasster und einregistrirter Thatsachen nicht sein darf, da sich die Natur ihr „Geheimniss“ eben so wenig „abregistriren“ wie nach dem Ausspruche des Mephistopheles „abschrauben“ lässt. Man kann hiernach behaupten, dass die medicinische Praxis, insofern für sie das exacte anthropologische Wissen nothwendig ist, der mittelbaren Vorarbeit der pädagogischen Praxis durchaus nicht entbehren kann. Wenn aber sowohl die pädagogische

wie die medicinische Praxis, indem sie ein zusammenhängendes Experimentiren darstellen, zur Vermittlung der wissenschaftlichen Anthropologie dienen und unentbehrlich sind, so folgt hieraus erstlich, dass sie in gewisser Beziehung der Wissenschaft voraufgehen, also „unwissenschaftlich" vorgehen müssen, und zweitens, dass dies nicht bloss eine vorläufige Nothwendigkeit ist, sondern dass sie vielmehr niemals dahin kommen können und dürfen, ihre Gesichtspunkte und Regeln einseitig aus der exact-wissenschaftlichen Kenntniss ihres Objectes abzuleiten. Denn um sich ihre praktischen Erfolge zu sichern und um für die Wissenschaft Ergebnisse zu liefern, darf ihr Vorgehen kein plan- und zielloses Experimentiren sein und ist es nicht, insofern sie sich einerseits durch die unmittelbare, aber wirkliche Erfahrung und Beobachtung, andrerseits durch die Idee des Normalen und Nothwendigen, welche das Product der historischen Anschauung und Erfahrung und des sich mit innerer Nothwendigkeit entwickelnden, das Wesen, das seinen an sich gegebenen Inhalt ausmacht, herausstellenden Gedankens ist, bestimmen lässt. Das exact-wissenschaftliche Wissen aber umfasst, so weit es sich ausdehnen mag, niemals die mögliche Erfahrung und bleibt für den Gedanken das Material, an und aus dem er sich bestimmt und gestaltet.

Wir haben diese „Verhältnisse" schon wiederholt erörtert, wozu eine bestimmte Nöthigung eben darin liegt, dass die Vorurtheile, durch welche sich die Indifferenz gegen die heilpädagogischen Bestrebungen „beschönigt" und erhält, theilweise von Seiten der exact-wissenschaftlichen oder exact-wissenschaftlich scheinen wollenden Medicin genährt und begünstigt werden. Daher können wir auch nicht umhin, indem wir von weiteren Bemerkungen über dieses medicinische Verhalten absehen wollen und müssen, auf das zu verweisen, was darüber der Franzose Seguin in seinem Buche „*traitement moral, hygiène et éducation des idiots*" sagt und mittheilt, einem Buche, dem sich keines der in Deutschland über Idiotenheilung und -Erziehung erschienenen, was die umfassende und knappe, consequente und praktische Behandlung

des Gegenstandes betrifft, an die Seite stellen lässt. Seine Äusserungen über das Verhalten der Ärzte gegen die Idiotenfrage haben eine Schärfe, auf welcher wir uns nicht berechtigt glauben würden, und sind durch Beispiele gehörig illustrirt; wenn er aber dem bedächtigen und billigen Leser zu weit zu gehen scheint, so liegt dies theilweise oder vielmehr vorzugsweise in der Art seines Ausdrucks, der sich durch das Streben nach Bestimmtheit und Entschiedenheit characterisirt. Im Allgemeinen müssen wir die Lectüre des Seguin'schen Buches Jedem empfehlen, der sich für die Idiotenfrage interessirt, da es ungemein anregt und keine Seite des Gegenstandes unberührt und unentschieden lässt, indem es überall eine ausgeprägte Ansicht herausstellt. Wir können es aber um so weniger versäumen, auf das Seguin'sche Werk aufmerksam zu machen und hinzuweisen, als es einestheils von manchen Schriftstellern über den Idiotismus, praktischen und theoretischen, partienweise benutzt scheint, ohne ausdrücklich angeführt zu werden, und als anderntheils eine eingehende Berücksichtigung desselben uns selber nicht möglich gewesen ist und bis zu einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben muss. Wo unsere Ansichten mit den Seguin'schen zusammentreffen und wo sie von ihnen abweichen, wird dem aufmerksamen Leser bei der Entschiedenheit, mit welcher sich Seguin ausdrückt, nicht entgehen können, und wenn die Übereinstimmung mit ihm — einem so eifervollen, erfahrenen und scharf denkenden Fachmanne, wie es gewiss wenige andere gibt — wie uns so den Lesern von Werth und Gewicht sein muss, so werden diese doch auch, wie wir hoffen, in den Differenzpunkten solche erkennen, die wenigstens noch einer Erörterung bedürfen, und hinsichtlich deren die Seguin'sche Ansicht als eine zu voreilig abgeschlossene erscheint.

Indem wir, wie es jetzt wiederum geschehen, die der Heilpädagogik zukommende Selbständigkeit betonen, haben wir keineswegs die Absicht, den Werth dessen, was die Medicin im Allgemeinen für die Bewältigung endemischer Übel leisten k a n n und thatsächlich wenigstens zum Theil leistet, und insbesondere den Werth der exact-wissenschaftlichen Physiologie

herabzusetzen, vielmehr sind wir gerade jetzt auf das Verhältniss der Heilpädagogik zur Medicin nur zurückgekommen, um ein solches, d. h. ein wirkliches Verhältniss in Anspruch zu nehmen, was wir einestheils nicht könnten, wenn wir die der medicinischen Wissenschaft und Praxis mögliche Wirksamkeit nicht zu würdigen wüssten, während anderntheils — und eben desshalb mussten wir das Recht, welches die Heilpädagogik an und für sich hat, von Neuem hervorheben — von einem „wirklichen Verhältniss“ überall nur unter der Voraussetzung der relativen Selbständigkeit die Rede sein kann. Wir sind jetzt davon ausgegangen, dass die Hülfs- und Heilpädagogik, indem sie in praktischer und theoretischer Beziehung ihre Aufgaben entschieden und selbständig angreifen, die entsprechende, also die Mitwirksamkeit anderer Factoren, des Staates, der allgemeinen Pädagogik und der medicinischen Wissenschaft und Praxis zu fordern haben, und es kann, was die letztere anbetrifft, ihre entsprechende und Mitwirksamkeit nur darin bestehen, dass sie zunächst die Aufgabe der Heil- und Hülfspädagogik „auch“ zu der ihren macht — was ein praktisches Zusammenwirken und eine theoretische Verständigung bedingt — und weiterhin ihre Thätigkeit überhaupt zu einer prophylaktischen, d. h. zur positiven „Sorge“ für die Volksgesundheit erweitert und erhöht. Dass insbesondere die Heilpädagogik und zwar wiederum insbesondere die Idiotenbehandlung der ärztlichen Mitwirkung bedarf, lässt sich nicht in Frage stellen; wir meinen aber damit nicht nur, dass jede Idiotenanstalt für die Behandlung acuter Fälle, die bestimmt angezeigte medicinische Einwirkung und die Ordnung der Diät einen Arzt haben muss, sondern verlangen auch, dass sich dieser mit dem Pädagogen über die gesammte Behandlung der Idioten schlechthin und der einzelnen Patienten verständigt, also die medicinisch-physiologischen Gesichtspunkte, von denen er ausgeht, zu entwickeln, geltend zu machen und zu modificiren nicht verschmäht und auf pädagogische Gesichtspunkte wirklich eingeht. Wir verlangen ferner, dass diese Privatverständigung zu einer allgemeinen werde, und der Fortschritt dieser allgemeinen Verständigung wird

sich darin zeigen, dass einestheils die Medicin die Thätigkeitsregelung als wesentlichen Factor der organischen Umbildung, also auch als Heilfactor immer mehr anerkennt und ihrerseits, d. h. unabhängig von der Heilpädagogik benutzt, anderntheils die Heilpädagogik sich die physiologische Betrachtungsweise insoweit aneignet, dass sie dieselbe der allgemeinen Pädagogik entgegen und zubringen kann, die anthropologische Wissenschaft aber als ein Gemeineigenthum, an welchem die pädagogische und die medicinische Wissenschaft gleichmässig Theil nehmen und gleichmässig zu arbeiten haben, zur Anerkennung und Geltung kommt, d. h. thatsächlich ein solches Gemeineigenthum wird.

Jede allgemeine Wissenschaft nimmt eine „Theilung der Arbeit“ in Anspruch und wird dadurch zum Gemeingute, dass die Ergebnisse der verschiedenen Arbeiten zur Kenntniss aller Mitarbeiter, hierdurch aber zu einer stetigen und regelmässigen Vermittlung gelangen. Dass die exact-wissenschaftliche Physiologie in diesem Sinne ein nothwendiger und wesentlicher „Theil“ der Anthropologie ist, wird von Niemand bestritten werden, ausser etwa von denen, welche in ihr die ganze Anthropologie oder die Anthropologie schlechthin sehen möchten und gegen welche wir nichts mehr zu sagen haben, wogegen wir ausdrücklich hervorheben wollen, dass die Idee der „natürlichen“ Bestimmtheit und Bestimmung des Menschen ohne die exacte physiologische Forschung, d. h. ohne den zeitgemässen Fortschritt derselben zu einer mehr oder weniger willkürlichen wird, und dass, insofern die Ziele und Mittel der Praxis aus einer solchen „vorgefassten“ Idee abgeleitet oder durch sie bestimmt werden, die unmittelbare Beobachtung, die sich an die Praxis anknüpft, eine beschränkte und befangene bleibt, dass daher in demselben Maasse als die wissenschaftliche Anthropologie überhaupt zum theoretischen und praktischen Bedürfnisse wird, auch die Nothwendigkeit einer exact-wissenschaftlich ermittelten Kenntniss des menschlichen Organismus eintritt. Je entschiedener wir aber diese Nothwendigkeit als die Folge des praktischen und theoretischen Bedürfnisses und zwar des gegenwärtigen, durch

unsere Civilisation bedingten Bedürfnisses und demnach dieses Bedürfniss selbst anerkennen, um so entschiedener müssen wir auch ein wirkliches Verhältniss derjenigen Wissenschaften, welche für die Anthropologie arbeiten oder Theile derselben sind, d. h. die thatsächliche Herstellung der Gesammtwissenschaft verlangen, die in so lange und in so weit nicht stattgefunden hat und nicht stattfinden kann, als die „Arbeitstheilung“ eine abstracte ist, d. h. ihr Object in abstracter Weise auseinandersetzt, um die mehrfach einseitige Auffassung desselben für eine mehrfach geschiedene Praxis unmittelbar zu verwerthen. So lange und so weit hiernach die physiologischen Disciplinen die Leiblichkeit, die psychologischen das Seelenleben des Menschen abstract und selbstgenügsam zu ihrem Gegenstande machen, solange und soweit sind der Wille und die Möglichkeit, ihre Ergebnisse gegenseitig zu verwerthen, also zu vereinbaren, nicht vorhanden, d. h. es besteht zwischen ihnen kein wirkliches Verhältniss und die Wissenschaft der Anthropologie bleibt ein Postulat. Obgleich daher der Anspruch der Physiologie, für sich die Anthropologie zu sein oder werden zu können, wie derselbe Anspruch der Psychologie unberechtigt sind — denn ihre Scheidung ist eine so wohl begründete wie irgend eine wissenschaftliche Arbeitstheilung und keine kann die andere „absorbiren“, weil keine von ihren Ausgangspunkten aus bis zu denen der andern gelangt oder doch nur so, dass sie ihre characteristische Methode, wo es sich um einen solchen Übergriff handelt, aufgibt, also aufhört das zu sein, was sie ist — so dürfen wir doch die Tendenz, die solchen Ansprüchen zu Grunde liegt, vorausgesetzt, dass es keine tendenzlose also leere Ansprüche sind, insofern willkommen heissen, als sie das Bedürfniss der einheitlichen Wissenschaft ausdrückt und bei der Negation der gegenüberstehenden Disciplinen um so weniger verharren kann, je weiter sie in ihrer Erfüllung kommt. Wir brauchen also nicht daran zu zweifeln, dass sich schliesslich die Nothwendigkeit der gegenseitigen Ergänzung geltend machen wird, und sehen diese Ergänzung trotz oder wegen des negativen Verhaltens, das die Physiologie

hier und dort gegen die Psychologie und umgekehrt die Psychologie gegen die Physiologie ausdrücklich annimmt, thatsächlich eingeleitet, eben weil es ein tendenziöses ist und demselben die Berücksichtigung und Aneignung der auf der andern Seite gewonnenen Resultate, wenn sie auch noch eine äusserliche ist, parallel geht.

Diejenige Praxis, für welche bisher die wissenschaftliche Psychologie mit einiger Consequenz und Stetigkeit „verwerthet“ worden ist oder zu verwerthen versucht wurde, ist die pädagogische, und zwar ist es erst die moderne Pädagogik, welche das Bedürfniss einer „psychologischen Unterlage“ für ihre Thätigkeit herausgestellt und „zum Theil befriedigt“ hat. Es verhält sich aber mit der Behauptung der modernen Pädagogen, die wissenschaftliche Unterlage der Psychologie zu bedürfen und zu haben, ähnlich wie mit der Behauptung der modernen Mediciner, dass die medicinische Praxis erst durch die gegenwärtigen Fortschritte der exacten Physiologie und der organischen Chemie zu einer rationellen werden könne und geworden sei. Beide setzen zunächst ihre Praxis fort, wie sie dieselbe fortsetzen müssen, ohne von der Wissenschaft, die sie als die Voraussetzung eines rationellen Verfahrens behaupten, eine andere als eine bis zum Schein oberflächliche oder doch höchst dürftige Anwendung zu machen und machen zu können. Dies gestehen die Mediciner, welche sich mit der Physiologie und organischen Chemie am gründlichsten beschäftigt haben, am leichtesten ein, und es gibt unter ihnen „Nihilisten“, die es sich zum Gesetz machen, am Krankenbette so wenig wie möglich zu thun, d. h. positiv zu verfahren. Dagegen gestehen die Pädagogen, welche Psychologie oder eine Psychologie „studiert“ haben, nur schwer ein, dass ihr praktisches Verfahren sehr weit davon entfernt bleibt, die Anwendung dieser Psychologie zu sein, während die Menge, obgleich jeder aus ihr gelegentlich von der Nothwendigkeit einer wissenschaftlich-psychologischen Unterlage spricht, mit einigen psychologischen Sätzen und den aus ihnen abgeleiteten Regeln zufrieden ist und nicht darüber zum Bewusstsein kommt, dass sie diese Regeln auch nicht von Weitem consequent anwendet, und zwar glück-

licher Weise, insofern schon die theilweise Anwendung Schaden genug bringt, aber unglücklicher Weise, insofern der Versuch einer strengen Consequenz die bis zur Verkehrtheit gehende Einseitigkeit jener Regeln unzweideutig herausstellen würde.

In Bezug auf diese Differenz zwischen der postulirten Unterlage eines rationellen Verfahrens und der thatsächlichen Praxis — eine Differenz, die theils gar nicht zum Bewusstsein kommt, theils durch eine Anweisung auf die Zukunft leichthin ausgeglichen wird — ist vor Allem geltend zu machen, dass das Bedürfniss der wissenschaftlichen Psychologie für die pädagogische Praxis ein relatives ist. So lange und soweit einerseits der Begriff der normalen Menschlichkeit ein unverfälschter und lebendiger, andrerseits die sociale Bestimmung der Einzelnen eine einfache und mit dem Begriffe der vollkommenen Individualität unmittelbar zusammenfallende oder doch leicht vereinbare ist, bedarf die „Kunst“ der Erziehung überhaupt keiner Kunstwissenschaft, also auch nicht der wissenschaftlichen Psychologie, welche, um dies sofort zu bemerken, nur ein Theil der Kunstwissenschaft sein kann. So hatte die griechische Erziehung, obgleich der Hauptfactor der griechischen Cultur, das Bedürfniss einer pädagogischen Kunstwissenschaft nicht und am allerwenigsten das Bedürfniss einer die Seelenthätigkeiten secirenden Psychologie. Die Nothwendigkeit der pädagogischen Kunstwissenschaft und mit ihr die Nothwendigkeit einer pädagogischen Psychologie ist durch eine Entwicklung der Civilisation bedingt, welche die sociale Bestimmung fortgesetzt vermannichfacht und vereinseitigt, folglich ihre Vereinbarung mit dem Begriffe der vollen und vollkommenen Individualität immermehr erschwert, überhaupt aber zwischen der socialen Wirklichkeit und der Idee der menschlichen Bestimmung, deren Ausdruck zunächst nur ein religiöser sein kann, eine Differenz setzt, welche, abgesehen von ihrer grösseren oder geringeren Tiefe, wenigstens eine unendlich breite ist. Ist aber in einer solchen Civilisation das Bedürfniss einer pädagogischen Kunstwissenschaft unzweifelhaft anzuerkennen, so bezeichnet es doch — und

dies ist das Zweite, was wir hervorzuheben haben — die halbbewusste und durchaus unzulängliche Auffassung der durch dieselbe Civilisation bedingten pädagogischen Aufgabe, wenn ein Theil der pädagogischen Kunstwissenschaft, wie es die Psychologie ist, als die ganze Kunstwissenschaft oder doch als ihr ganzer theoretischer Theil gilt. Denn die umfassende wissenschaftliche Pädagogik hat erstens den ganzen Menschen und zwar als einen sich entwickelnden in das Auge zu fassen, zweitens aber zwischen der „natürlichen" und „socialen" Bestimmung des Menschen das „unter allen Umständen" herzustellende Verhältniss, folglich den Begriff der naturgemässen Cultur zu finden, um sodann hieraus die Zwecke und Mittel der allgemeinen Erziehung abzuleiten. Hiernach ist das einseitige „Psychologisiren" eine Verirrung des Halbbewusstseins und die Psychologie, die dem Halbbewusstsein theils genügt, theils aus ihm resultirt, nothwendig eine einseitige, beschränkte und da, wo sie zur Anwendung gebracht werden soll, verkehrte. Drittens ist noch zu sagen, dass es zu allen Zeiten Künstler gibt, welche ohne eine eigentliche wissenschaftliche Vorbildung auskommen, d. h. Etwas leisten, dass also die Nothwendigkeit einer solchen Vorbildung auch für die Pädagogen eine relative bleibt, und dass der unwissenschaftliche Pädagog, wenn er einen besonders entschiedenen künstlerischen Takt, ein lebhaftes und sicheres Gefühl für das Nothwendige besitzt, jedenfalls demjenigen, der nach den Regeln verfährt, die aus einer unzulänglichen Psychologie abgeleitet wurden, vorzuziehen ist.

Dass der Pädagog Anthropolog, also nicht bloss einseitiger Psycholog, sein müsse, ist neuerdings mit solchem „Beifall" ausgesprochen worden, dass wir nicht daran zweifeln können, es werde mehr und mehr nachgesprochen und gewissermaassen zum Modeworte werden. Darüber, dass der Pädagog auch und zwar wesentlich Socialist — wenn auch nicht im französischen Sinne — sein müsse, wird vorläufig noch geschwiegen. Aber die Anthropologie ist noch lange nicht hergestellt, also auch nicht praktisch verwendbar, wenn den psychologischen Kenntnissen einige physiologische angefügt

werden, obgleich die letzteren immerhin von praktischem Werthe sein würden, wenn man ehrlich, d. h. entschlossen genug wäre, daraus diejenigen Folgerungen für die pädagogische Praxis zu ziehen, welche sich daraus ziehen lassen. Die Heil- und Hülfspädagogik hat die Forderung, dass der Pädagog Anthropolog sein müsse, ihrerseits auszusprechen, also von ihrem Standpunkte und von ihren Erfahrungen aus zu motiviren und zu bestimmen, und zwar wird ihre Motivirung eine dringliche, ihre Bestimmung eine praktische sein können und müssen, weil sie durch ihre Aufgabe, d. h. durch die Noth, über die psychologisirende Erziehungsweise hinaus und zu praktischer Anwendung physiologischer Erfahrungen und Gesichtspunkte hingetrieben wird, wie sie von socialen Erfahrungen und Gesichtspunkten unmöglich absehen kann. Damit geben wir dem Verhältniss zwischen der allgemeinen und der Hülfs- und Heilpädagogik aufs neue Ausdruck, müssen aber, um es für die Aufgabe des Unterrichts noch näher zu bestimmen und zwar mit Berücksichtigung der verschiedenen Zweige der heil- und hülfspädagogischen Thätigkeit, nochmals auf die Punkte zurückkommen, an welchen die allgemeine Pädagogik, wie sie sich bisher entwickelt hat, den Forderungen der Heil- und Hülfspädagogik zuvorkommend zu begegnen scheint, also auf das Princip der Anschaulichkeit, auf die Sinnen- und auf die Leibesübungen. Ferner müssen wir den Begriff der „praktischen Bildung“ auf die Leistungen der allgemeinen Schule und der heil- und hülfspädagogischen Anstalten näher beziehen und die Ausscheidung der in verschiedenem Sinne krankhaften Elemente, welche durch die Hülfs- und Heilanstalten in demselben Maasse, als sich dieselben ausdehnen, durchgesetzt wird, noch einmal unter allgemeine, d. h. sociale und speciell pädagogische Gesichtspunkte bringen, um schliesslich durch einen kritischen Umblick die Frage zu beantworten, wie sich das, was die Hülfs- und Heilpädagogik ist, zu dem verhält, was sie sein kann und soll.

2.

Die Einführung des Turnens und der Sinnenübungen. — Zweifelhaftigkeit des Fortschrittes. — Das Bedürfniss der Heilpädagogik und die allgemeinpädagogische Nothwendigkeit. — Der nothwendige Unterschied der heilpädagogischen und allgemeinpädagogischen Mittel. — Beziehung der Sinnenübungen auf die Gesundheitsfrage, ihre Aufgabe und ihre Begrenzung in der Heilpädagogik. — Die Sinnenübung bei den Tauben und Blinden. — Die Modification der Spiele, Beschäftigungen und Arbeiten in der Taubstummen- und Blindenerziehung. — Die Verwerthung der Wanderungen. — Der Unterricht in den Taubstummen- und Blindenanstalten. Die Sprachbildung. Die Methode des Leseunterrichts. Taubstumme und Stotterer. — Die pädagogische Aufgabe der Tauben- und Blindenerziehung und die Erzielung der Erwerbsfähigkeiten. Die Talente der Blinden und Tauben. — Die Erwerbsfähigkeit der Idioten. Die Überleitung zur Berufsthätigkeit. — Die Erleichterung der Schule und der Gesellschaft durch die Ausscheidung und Absonderung der Heil- und Besserungsbedürftigen, der Heilbaren und der Unheilbaren. — Die Vermehrung der Heil- und Hülfsanstalten und der Asyle. Die Furcht vor dieser Vermehrung und die illusorische Hoffnung einer Verminderung der Hülfsbedürftigkeit und der Verbrechen durch den Fortschritt der Civilisation. — Die Theilung der heilpädagogischen Arbeit. — Die Armen- und Arbeitsschulen und die Volksschule. Das Waisenhaus. — Das Wirkmittel der Diätregelung in den verschiedenen Zweigen der Heil- und Hülfspädagogik. Die Besserungsanstalten. Die Strafe und Belohnung als „Besserungsmittel". Modification der betreffenden allgemein-pädagogischen Grundsätze bei den Besserungsbedürftigen und den Idioten. — Die diätetisch wirksamen Thätigkeiten und die vermittelte und unmittelbare Erregung der centralen Organe. Der Missbrauch unmittelbarer Erregungen. — Die medicinischen und pädagogischen Experimente. Dr. Guggenbühl und seine Misserfolge. — Die Unheilbarkeit der Kretinen. Professor Stoy. — Grundsätze bezüglich der Thätigkeitsübung und Modification derselben für die Idiotenerziehung. — Das übermässige Individualisiren bei der Behandlung der Idioten. Seguin. — Kleine und grosse Anstalten. Die Unterbringung in die Familien und die „Familienhäuser". Die ärztlichen Vertreter der Familienhäuser. — Die Reaction gegen die Staatswirksamkeit. — Äusserungen Damorow's. Die Vorbereitungen in Österreich. — Die Berichte der deutschen Idiotenanstalten. Dr. Heyer und Hr. Bösch. — Die Berichte von „Hubertusburg". Dr. Kern. Dr. Brandes. — Die Preisfrage der „Rheinischen psychiatrischen Gesellschaft".

Wie man neuerdings von der Forderung: der Pädagog sei Psycholog: zu der andern: der Pädagog sei Anthropolog,

fortzugehen Miene macht, so fängt man an, den Grundsatz der Anschaulichkeit des Unterrichts durch die Forderung der Sinnenübung zu ergänzen und zu bestimmen, während man zugleich die „Leibesübungen" unter diesem Namen oder unter dem des Turnens oder einem sonstigen allgemein in die Volksschule einzuführen bemüht ist. Die Forderung, dass die Sinne ausdrücklich geübt werden müssen, ist allerdings weniger von eigentlichen, d. h. Fach-Pädagogen als von solchen Nichtpädagogen, die sich um das Erziehungswesen bekümmert haben, insbesondere von Ärzten ausgegangen, wie sie denn z. B. von dem zu früh geschiedenen Heilgymnastiker Schreber eifrig und unablässig geltend gemacht wurde; sie hat indessen in der pädagogischen Welt Anerkennung und Anklang gefunden, worüber man sich billig nicht wundern darf. Was das Turnen anbetrifft, so ist es in den höhern Schulen ziemlich allgemein, und es sind auch bereits Ansätze gemacht worden, es in den Volksschulen einzubürgern. Gegenwärtig nehmen verschiedene Regierungen die Sache energisch in die Hand und man kann daher erwarten, dass binnen einiger Jahrzehnten in den meisten Volksschulen mehr oder weniger geturnt wird.

Dass hierin wie in dem Drängen auf Sinnesübungen ein Fortschritt zum Bessern, nämlich zu einer gesunden und naturgemässen Erziehungsweise oder doch die Tendenz eines solchen Fortschrittes liegt, lässt sich nicht verkennen und abläugnen. Aber einerseits fragt es sich, ob diese Tendenz energisch genug ist, um die Hindernisse, welche Gewohnheit, Schlendrian, Trägheit und Vorurtheile, so wie die socialen Verhältnisse ihr entgegensetzen, wirklich zu überwinden, ob also nicht der Fortschritt in der Halbheit stecken bleiben und eine blosse Abfindung mit dem Nothwendigen werden wird, andrerseits aber kann die Aufgabe falsch aufgefasst und verkehrt angegriffen werden, und in Folge davon der Schaden, welcher angerichtet wird, den Nutzen überwiegen. Die erste Möglichkeit, die einer halben und oberflächlichen Durchführung, die eine blosse Concession bleibt, hängt mit der zweiten, der Möglichkeit positiv verkehrter Maassnahmen und

Einrichtungen insofern zusammen, als die Halbheit oder die Abfindung mit dem Nothwendigen nicht nur die oberflächliche, sondern auch die einseitige Auffassung desselben bedingt — denn die Äusserlichkeit ist an sich einseitig — der Mangel des ernsten Willens aber eine mehr oder weniger bewusste Verfälschung oder eine heuchlerische Anwendung der Grundsätze, die man proclamirt. Wir haben nun auf die Abwege, welche bei der ausdrücklichen Sinnenübung, wie bei der Einführung der Gymnastik in die Volksschule eingeschlagen werden können und schon eingeschlagen worden sind, wiederholt hingewiesen, müssen aber hier darauf zurückkommen, um das Verhältniss der Heilgymnastik zu der Gesundenerziehung — das schliesslich zu formuliren uns oblag und obliegt — gerade nach dieser Seite noch etwas bestimmter zu characterisiren als es schon geschehen.

Die allgemeine Pädagogik, die es mit der Erziehung der relativ Gesunden zu thun hat, scheint, wie wir sagten, den Ansprüchen, welche die Heilpädagogik von ihrem Standpunkte aus an sie zu machen hat, durch die Einführung des Turnens, und die Betonung der Nothwendigkeit, die Sinne zu üben, entgegen zu kommen, und da sie dabei von Rücksichten auf die Gesundheit ausgeht und überhaupt die Gesundheitsfrage aufwirft, so erkennt sie die Jugend, welche die allgemeine Schule umfasst, ausdrücklich als eine relativ gesunde, d. h. als eine gesund zu machende an und stellt sich damit eine durchgreifende heilpädagogische Aufgabe, so dass sie unerwartet rasch weiter zu gehen oder weiter gehen zu wollen scheint, als es die Vertreter der Heilpädagogik bis jetzt gefordert haben und selbst fordern können, womit in gleicher Weise die Forderungen, zu denen die Heilpädagogiker gelangen müssen, überflüssig gemacht, weil im Voraus anerkannt und theilweise befriedigt, und die theoretischen und praktischen Vorarbeiten, die wir der Heilpädagogik zugewiesen haben, als abgethan erscheinen. Eben hierin aber liegt der Beweis, dass die allgemeine Pädagogik die Aufgabe, welche sie mit der Einführung der Sinnenübungen und der Gymnastik in die Volksschule „erledigen“ will, oberflächlich und falsch auffasst.

Wenn die Heilpädagogik durch ihre Praxis auf die ausdrücklichen Sinnesübungen und auf die Heilgymnastik — die ausdrückliche Übung der Glieder — hingeführt wird, so ist dies bei der Gesundenerziehung nicht der Fall, und die Einführung des Turnens und der Sinnenübungen theils eine blosse Concession, theils eine aus gewissen allgemeinen Grundsätzen voreilig gezogene Consequenz, sofern zwischen dem, was die Heilpädagogik leistet oder leisten muss und zwischen dem, was die Schulpädagogen leisten wollen, nur ein gradweiser Unterschied besteht. Denn der normale Zustand, wenn er auch nur relativ normal ist, verlangt offenbar etwas Anderes als der abnorme, und wenn demnach die allgemeine Schule und die praktische Heilpädagogik zu denselben pädagogischen Mitteln gelangen, so muss man entweder die Entartung als eine so weit und so tief ausgebreitete annehmen, dass sich die Unterscheidung der ausgesprochenen Abnormität und der relativen Normalität nicht mehr rechtfertigen lässt, oder den Grund in einem voreiligen — wenn auch vielleicht widerwilligen — Erfassen und Formiren des Zweckes und der Mittel suchen. Diese Voreiligkeit aber kann nicht wohl der Heilpädagogik zugesprochen werden, da sich bei dieser der Zweck wie die Mittel durch die Ausgeprägtheit des abnormen Zustandes, also durch die Praxis bestimmen, indem sie den Ausgangspunkt einer an sich ausgesprochenen, freiwillig gewählten Aufgabe haben und trotz alles Experimentirens oder vielmehr wegen desselben, wohl im Einzelnen, aber nicht im Ganzen zu einem willkürlichen Verfahren kommen können, sondern, wo und in soweit das Verfahren ein gleiches wird, ohne Zweifel einer in der Sache liegenden Nöthigung folgen.

Unvollkommen und einseitig mag auch ein solches gemeinsam gewordenes Verfahren sein, und ist es nach unseren früheren Erörterungen dadurch, dass die Heilpädagogik nach der einen Seite von der allgemeinen, nämlich von der herrschenden Pädagogik zu abhängig geblieben, nach der andern Seite sich zu rasch von ihr abgelöst und ihre eigenthümlichen Aufgaben zu absonderlich gefasst und angegriffen

hat; insofern sie aber ihre Mittel der allgemeinen Pädagogik, wie sie besteht, nicht entlehnt, und diese Mittel dennoch ein Moment der Allgemeinheit haben, was sie haben müssen, wenn die allgemeine Pädagogik gleichfalls darauf kommt und zwar ohne sie ihrerseits der Heilpädagogik zu entlehnen — so können wir, wenn hier wie sonst die Anwendung wesentlich gleicher Mittel bei wesentlich verschiedenen Zuständen nur durch die Voreiligkeit und Oberflächlichkeit auf der einen Seite bedingt sein kann, diese Voreiligkeit und Oberflächlichkeit nur auf der Seite der allgemeinen Pädagogik, welcher die Herstellung der Gesundheit eine Nebenaufgabe ist, nicht auf Seite der Heilpädagogik sehen, welche sie zu ihrer einzigen Aufgabe gemacht hat. Dabei tritt indessen das eigenthümliche Verhältniss ein, dass die Herstellung der Gesundheit für die allgemeine Pädagogik insolange und insoweit eine Nebenaufgabe bleibt und als Nebenaufgabe von ihr behandelt wird, so lange und insoweit sie dieselbe zum Motive von pädagogischen Mitteln macht, die ihr ausserdem unmotivirt erscheinen, die sie also nicht unmittelbar aus der Idee der nothwendigen Bildung ableitet. Denn wenn der allgemeine pädagogische Zweck die Herstellung der Gesundheit einschliesst, müssen auch die durch jenen Zweck bedingten Mittel an sich gesundheiterhaltende oder herstellende sein, woraus folgt, dass, wenn die Pädagogik besondere Mittel zur Erhaltung und Herstellung der Gesundheit braucht und anwendet, der Zweck dieser Erhaltung und Herstellung ein Nebenzweck ist, der als solcher die oberflächliche Auffassung und Behandlung bedingt.

Das eben Gesagte scheint allerdings nur auf die Gymnastik, nicht aber auf die Sinnenübungen und zwar auch auf jene nicht mehr zu passen, seit die Pädagogen auch das ästhetische Moment der Gymnastik „berücksichtigen“. Wir haben uns aber in Bezug auf den letzteren Punkt schon früher ausgesprochen, und können uns hier begnügen, zu wiederholen, dass es nicht auf die Motive, die zum Ausdruck kommen, sondern auf diejenigen ankommt, durch welche die Mehrzahl thatsächlich bestimmt wird, falls jedoch die „Rücksicht“ auf

die Gesundheit nicht in der Ausdehnung das allein wirksame Motiv wäre, wie es in der That der Fall ist, der Begriff des Ästhetischen mit denen, welche ihn für eine mit der Krankengymnastik verwandte Gymnastik anwenden oder anzuwenden sich die Miene geben, erst erörtert werden müsste, was wir bereits, so weit es nothwendig erschien, gethan haben, obgleich wir dabei eigentlich nur diejenigen im Auge hatten, mit denen eine Verständigung keine allzu grossen Schwierigkeiten bietet.

Was die Sinnenübungen anbetrifft, so scheint für diese der Zweck der Gesundheitsherstellung nicht maassgebend sein zu können und bei der Forderung derselben, so weit sie von Pädagogen aufgestellt oder wiederholt wurde, maassgebend gewesen zu sein. Sie ist es aber dennoch, wofür schon der Umstand spricht, dass sie zuerst von ärztlicher Seite geltend gemacht wurde. Mit der bereits alten Forderung der Anschaulichkeit des Unterrichts fällt sie weder zusammen, noch kann sie als eine einfache Consequenz derselben angesehen werden. Denn bei einem anschaulichen Unterrichte, was man darunter versteht, werden die Sinne nur gelegentlich, nicht aber ausdrücklich geübt, und wenn man die ausdrückliche Übung derselben in Anspruch nimmt, muss man dafür ein anderes Motiv haben als die Nothwendigkeit des anschaulichen Unterrichts, den man damit zu gleicher Zeit als unzulänglich für den besonderen Zweck der Sinnenübungen anerkennt, wenn man nicht etwa die Sache umgekehrt fasst; und die Durchführung des anschaulichen Unterrichts unter den gegebenen Umständen, d. h. bei der Zuständlichkeit der Schüler für unmöglich erklären will. In dem letzteren Falle würde man allerdings die Sinnenübungen als eine nothwendige Vorbereitung für den anschaulichen Unterricht betrachten, also seinen Zweck dem des Unterrichts unterordnen, aber der Grund der nothwendigen Vorbereitung wäre ganz derselbe, wie das besondere Motiv, welches man für die ausdrücklichen Sinnenübungen dann hat oder allein haben kann, wenn man den Unterricht für die an sich nothwendige Sinnenübung für unzulänglich ansieht. Denn in dem einen und dem anderen Falle

handelt es sich darum die Sinne zu „schärfen“ und zu „stärken“; wenn man aber eingesteht, dass die Sinne einer besonderen Schärfung und Stärkung bedürfen, so gesteht man einen krankhaften oder Schwächezustand derselben ein, der gehoben werden muss, weil allerdings alle Organe zu ihrer Entwicklung geübt werden müssen, aber nur dann, wenn sie schwache, zurückgebliebene, mangelhafte oder entartete sind, die Nothwendigkeit einer abstracten, nicht in der organischen Gesammtbethätigung, wie sie sich fortgesetzt modificirt, begriffenen Übung eintritt. Der Grund dieses Schwächezustandes, der unter allen Umständen eingestanden wird, wo und wenn man besondere Sinnenübungen für nothwendig hält, wird von denen, welche die Sinnenübung als Vorübung für den anschaulichen Unterricht verlangen, aus der Schule hinaus und der häuslichen Erziehung, oder den gegebenen socialen Verhältnissen überhaupt zur Last gelegt, während diejenigen, welche den Unterricht trotz seiner Anschaulichkeit für unzureichend halten, die Sinne wie sie es bedürfen zu schärfen und zu stärken, ohne sich dessen bewusst zu sein die Wirksamkeit der gegenwärtigen Schule für eine mehr als unzulängliche erklären. Denn wie jede Lebensweise, welche die Sinne nicht als solche entwickelt, sondern vielmehr schwächt und abstumpft, eine widernatürliche genannt werden muss, so documentirt sich die pädagogische Thätigkeitsregelung, wenn sie die Entwicklung der Sinne nicht an sich einschliesst, als eine ungesunde oder der Gesundheit schädliche, so dass die Pädagogik, welche die Nothwendigkeit die Sinne für sich zu üben „erkennt“ und eingesteht, den Willen bekundet, was sie verschuldet wieder gut zu machen, oder ihre eigenen schwächenden Einwirkungen auszugleichen. Dieser Wille wird bezüglich der Gymnastik, wir können sagen in naiver Weise ausgesprochen — denn man hört oft genug sagen, dass der Überreizung, die durch den Unterricht „leicht“ hervorgebracht werde, durch körperliche Bewegung entgegengewirkt werden müsse — während bezüglich der Sinnenübungen dasselbe Eingeständniss ein verstecktes und halbbewusstes bleibt. Mag aber die Pädagogik die Schwäche der Sinne bei der aufwach-

senden Generation vorzufinden glauben oder sie ihrerseits zu fördern und als Dienerin der Civilisation fördern zu müssen sich mehr oder minder deutlich bewusst sein, jedenfalls dürfte sie nicht nebenbei aber unmittelbar Heilpädagogik sein und ähnliche Mittel wie diese anwenden, sondern müsste die durch den Erfolg als ungenügend und schädlich documentirte Thätigkeitsregelung des herrschenden Systems zweckentsprechend, d. h. dem pädagogisch gefassten Begriffe der Gesundheit oder dem Begriffe der gesunden, also naturgemässen Erziehung, also schliesslich dem Begriffe der vollkommenen Erziehung gemäss — denn die unvollkommene Erziehung wird immer die naturwidrige, und die Naturwidrigkeit beweist die Unvollkommenheit der Erziehung — zu reformiren streben. Sie müsste mit andern Worten sich durch die Thatsache, die sie direct und indirect anerkennt, dass die gegenwärtig aufwachsende Generation in „physischer Beziehung" als eine geschwächte erscheint oder durch die herrschende Lebensweise geschwächt wird, zu einer gründlichen Reform treiben lassen, bei dieser aber auf ihrem Gebiete bleiben, d. h. von entschieden pädagogischen Gesichtspunkten ausgehen. Geschähe das, so würde sie allerdings zu einer Vertretung der Gymnastik in der Volksschule und zu ausreichenden Sinnenübungen gelangen; aber jene würde den naturgemässen Character der Altersstufe und mit der Heilgymnastik keine Verwandtschaft haben, diese sich aus der Ausgestaltung — der Erweiterung und Concentration des Unterrichtes — gewissermaassen von selbst ergeben, womit die Reflexion auf das, was die Heil- und Hülfspädagogik ihrerseits leisten, keineswegs ausgeschlossen ist, insofern für die Ausgestaltung des Erziehungswesens die Ausbildung der wissenschaftlichen Pädagogik nach der anthropologischen und nach der socialen Seite als ein gegenwärtiges, d. h. durch die Civilisation überhaupt und durch die gegenwärtige Civilisation insbesondere bedingtes Bedürfniss anerkannt werden muss. Denn die Vorarbeit, welche die Heil- und Hülfspädagogik der allgemeinen Pädagogik leistet oder zu leisten hat, besteht zunächst darin, dass sie die Nothwendigkeit der Reform zum Bewusstsein bringt oder dieses Bewusstsein zu-

gleich bestimmt und zum Willen drängt, weiterhin darin, dass sie anthropologische und sociale Gesichtspunkte, die nur durch sie genügend herausgestellt werden können, aber von allgemeinem pädagogischen Belange sind, fortgesetzt abgibt, und endlich darin, dass sie die von ihr ausgebildeten Mittel mit denen der allgemeinen Pädagogik zur Vergleichung bringt und aus dieser Vergleichung sich ergibt, was die Gesundenerziehung noch zu leisten, und was sie in der Gestaltung ihrer Mittel zu vermeiden hat. Denn wie das, wodurch die Heil- und Hülfspädagogik besonders auffallende Wirkungen erzielen, von der allgemeinen Pädagogik berücksichtigt werden muss und überhaupt jedes wirksame Besserungsmittel in modificirter Weise Erziehungsmittel ist und umgekehrt, so darf doch eben diese nothwendige Modification, der Unterschied, der zwischen der „rein" erziehlichen und der heilpädagogischen Gestaltung und Anwendung eines Mittels bestehen muss, nicht aus den Augen gesetzt werden. Indem aber die Heil- und Hülfspädagogik der allgemeinen Pädagogik eben so zeigen, was sie nicht zu thun, als was sie zu thun haben — wie sich denn in gewisser Weise sagen lässt, dass sie durch ihre Experimente der allgemeinen Pädagogik solche ersparen — dürfen sie ihrerseits nicht davon absehen, dass ihre Mittel Modificationen der allgemeinen Erziehungsmittel — nicht mehr und nicht weniger — sein sollen, und desshalb den Unterschied nicht auf die äusserste Spitze treiben wollen, was schon desshalb unzulässig ist, weil die Patienten, mit denen sie es zu thun haben, die verschiedensten Grade des Leidens oder der Abnormität darstellen.

Wir haben bei den Idioten sowohl die besonderen Sinnenübungen wie die Anwendung der Heilgymnastik auf das „Nothwendige" beschränkt und die Grenzlinie für das Nothwendige in der Fähigkeit oder Unfähigkeit gefunden, an den Beschäftigungen, Arbeiten und Spielen mit Erfolg Theil zu nehmen. Diejenigen Idioten, welche auch an den Wanderungen gar nicht Theil nehmen können oder doch nur erfolglos, wenigstens hinsichtlich der Weckung der Sinnenvermögen Theil nehmen, gehören, sofern nicht etwa eine Fusslähmung die

Theilnahme unmöglich macht, entweder zu denen des untersten Grades oder doch zu denen, bei welchen zunächst die diätetisch-medicinische Behandlung die Hauptsache ist. Dass sich die Erzieher und Helfer, welche die Wanderungen leiten, bei denselben in anderer Art mit den Idioten wie mit gesunden Kindern beschäftigen müssen, versteht sich von selbst; insbesondere sind die Wanderungen zu den gelegentlichen Sinnenübungen zu benutzen, die wir früher erwähnt haben und die sich von dem Gelegenheitsunterrichte der Gesunden, der bei den Wanderungen statt hat, nur dadurch unterscheiden, dass davon abgesehen wird — so weit nämlich davon abgesehen werden muss — die Gegenstände der Anschauung in ihrer Ganzheit, also noch mehr davon, sie in dem Zusammenhange, den sie mit einander haben, vorstellig zu machen, so dass die Aufgabe vorzugsweise darin besteht, einestheils die Auffassung und die Unterscheidung einzelner Erscheinungsweisen, Eigenschaften, Merkmale an den Dingen — wie der einfachen Grössenunterschiede, der Farben, der Grundformen, der Härte oder Weichheit, der Schwere oder Leichtigkeit, der Beweglichkeit oder Unbeweglichkeit etc. — unablässig zu veranlassen, anderntheils für die Bethätigung und dann zunächst für die Bewegung beständig kleine Ziele zu stecken, die als solche wie das Auffassen der Entfernungen, so das der zu Zielen gemachten Gegenstände erfordern und herbeiführen. Dabei sind „alle Sinne“ zu berücksichtigen, wie es sich von selbst versteht, dass mit ihrer Übung sich die Sprachübung, wo sie überhaupt möglich ist, von selbst verbindet. Für die einzelnen Sinne sind besondere Übungen, die nicht den Character des Gelegentlichen haben, zu „erfinden“, aber so, dass dieselben sich der Beschäftigung oder dem Spiele möglichst annähern. Ohne Spannung, also ohne Motivirung der Aufmerksamkeit ist es überhaupt nicht möglich, den Sinn zu üben, da die Anschauung die Vorstellung voraussetzt und der Wille, die Vorstellung zu bestimmen, sich niemals in unbedingt abstracter Weise in Anspruch nehmen lässt, sondern irgend wie gewonnen werden muss. Hiernach kann der Unterschied zwischen den besonderen und den mo-

tivirten Sinnenübungen nur ein relativer, nämlich nur ein Unterschied der Motivirung sein, der Unterschied der Motive aber muss in dem Unterschiede der Bedürfnisse, welche beschränktere und momentan zu befriedigende und weitere, eine zusammenhängende Befriedigung verlangende sind, und sodann in dem Unterschiede der Fähigkeiten, von denen dasselbe gilt, gesucht werden. Dabei ist allerdings der Wille ausdrücklich in Anspruch zu nehmen, weil die selbstthätige Befriedigung des Bedürfnisses in Anspruch zu nehmen ist, und hierzu wird es häufig, insbesondere auch bei den Idioten nöthig, die Schlaffheit oder den oppositionellen Character des Willens durch das Motiv der Furcht zu überwinden. Jedenfalls aber ist es unpädagogisch, den Willen fortgesetzt ohne das Interesse in Anspruch nehmen zu wollen, was sich schlechthin nicht durchsetzen lässt, indessen doch mehr oder minder geschehen kann, und den Erfolg des Unterrichts mindestens zum grossen Theile zu einem scheinbaren macht.

Hiernach lassen sich zwar die besonderen Sinnenübungen, worunter wir nur Übungen, bei denen eine momentane Spannung der Aufmerksamkeit, deren Zweck und Ziel die einfache Begriffsbildung ist, in Anspruch genommen wird, verstehen können, durch die Einwirkung, die auf den Willen geübt werden kann, weit genug ausdehnen; es ist aber auch klar, dass sie nur in so weit berechtigt sind und Erfolg haben, als es nicht möglich ist, die Spannung zu entwickeln und die Aufmerksamkeit zu fesseln, indem man der Reflexion eine freie Bewegung lässt, folglich nur in so weit, als wir es mit einer an sich gebrochenen oder nur mit beständigen Unterbrechungen hervortretenden Reflexionsthätigkeit zu thun haben. Besondere Sinnenübungen, wie wir sie definirt haben — und eine andere Definition ist nicht wohl möglich — mit geistig gesunden Kindern müssen diese „langweilen" und sie lassen durch dieselben nur scheinbar ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, indem sich ihre Reflexion nebenbei beliebig bewegt, während dieselben Übungen idiotischen Kindern allerdings natürlich und interessant sein können. Die Übung der Sinne — welche die Schärfung und Stärkung derselben

einschliesst — muss stattfinden, und gibt, in so fern sie mehr oder weniger stattfinden kann, einen Maassstab für die Güte des Unterrichts ab; eben desshalb aber kommt es darauf an, sie auf die rechte Weise, den Umständen und den Individuen gemäss, zu vermitteln. Wird sie zu wenig oder falsch vermittelt, so erreicht man nicht einmal ihre äusserliche Schärfung und Stärkung: das Weitsehen und Scharfsehen, das Weithören und Scharfhören, das die formelle Kenntniss der sichtbaren und hörbaren Objecte einschliesst.

Bei denjenigen Zöglingen, welche eines Sinnes ermangeln, den Blinden und Tauben, wird die Frage der Sinnenübung allerdings eine besondere. Hier handelt es sich um den möglichsten Ersatz des fehlenden Sinnes durch die besondere Ausbildung der andern, so dass sich die Sinnenbildung als eine unmittelbare und unerlässliche Aufgabe von selbst darstellt. Da aber die „Natur“ selbst die fehlenden Sinne zu ersetzen strebt und durch eine Entwicklung der vorhandenen Sinne ersetzt, die als eine abnorme bezeichnet werden muss, so dass sich von der Bildung neuer Sinne sprechen lässt — wie wir es in früheren Vorträgen gethan — so müssen wir uns erstens hüten, als einen Erfolg der Erziehung anzusehen, was zwar nicht ohne Erziehung schlechthin, aber doch ohne eine ausdrücklich darauf gerichtete pädagogische Thätigkeit gleichfalls eintritt oder eintreten würde, und haben zweitens hier wie sonst geltend zu machen, dass die Erziehung schädlich wirkt oder doch das Nothwendige versäumt, wenn sie das Überflüssige thut, während sie allerdings andrerseits, um das Nothwendige nicht zu versäumen, der gegebenen Möglichkeit gerecht werden muss. Hieraus folgt, dass die Schärfung und Verfeinerung der Sinne als solcher nicht die Aufgabe der Taubstummen- und Blindenerziehung ist, dass sie aber die vorhandene, abnorm entwickelte Sinnlichkeit zu der Entwicklung und Formirung menschlicher und socialer Fähigkeiten benutzen muss. Da nun die wirkliche Entwicklung und Formirung menschlicher Fähigkeiten die Sinnenbildung — die Steigerung der betreffenden Nervenerregbarkeit und die Aus- und Zusammenbildung der betreffenden Reflexionsorgane —

einschliesst, was die Gesundenpädagogik leicht übersieht und verkennt, und zwar in der Art, dass sie entweder an die Sinnenbildung überhaupt nicht denkt, oder sie voreilig als eine eingeschlossene annimmt, und daher nicht zum Maassstab den wirklichen menschlichen Fähigkeiten macht, während die Taubstummen- und Blindenerziehung von der Nothwendigkeit der Sinnenbildung unmöglich absehen kann, wenn sie sich nicht darauf beschränken will, die des Sinnes Ermangelnden in durchaus äusserlicher und desshalb scheinbarer Weise den Vollsinnigen oder die Leistungsfähigkeit dieser der Leistungsfähigkeit jener, „so weit es eben geht" oder zu gehen scheint, anzunähern, so gewährt die besondere Aufgabe dieses Zweiges der Heilpädagogik den pädagogischen Vortheil auf eine Gestaltung des Unterrichts, welche die Sinnenbildung in der That einschliesst, hinzudrängen und sie als ein Moment der wirklichen Fähigkeit zu klarem Bewusstsein zu bringen oder bringen zu können. Denn beschränkt die Taubstummen- und Blindenerziehung ihre Aufgabe in der eben angegebenen Weise, so bleiben ihre Leistungen an sich nothdürftige — auch wenn sie durch die Ausbildung von Fertigkeiten, die bei Tauben und Blinden „unmöglich" scheinen, „überrascht" — und sind für die allgemeine Pädagogik, deren Aufgaben einfach angenommen und mit „Hindernissen" durchgeführt werden, belanglos. Dagegen würde sie sich verirren und in Experimente verfallen, deren unausbleibliche Schädlichkeit durch den etwaigen Nutzen nicht aufgewogen würde, wenn sie die abnorme Ausbildung der Sinne ausdrücklich zu ihrem Zweck machen, und Kunststückleistungen erzielen wollte, die mit der Entwicklung der Menschlichkeit und des socialen Vermögens nichts zu thun haben. Sie würde sich dann auf das Überflüssige — was bei einer nothdürftigen, ihre Aufgaben von der herrschenden Pädagogik empfangenden Taubstummen- und Blindenerziehung allerdings auch, aber unbewusst und ohne absonderliche Resultate „betrieben" wird — ausdrücklich werfen und mit den abnormen Erfolgen, die sie dem abnormen Zustande verdanken würde, ohne sonstigen Nutzen nur die Erfolg-Eitelkeit befriedigen.

Wir haben hiernach bezüglich der Sinnenübung der Blinden und Tauben den Satz auszusprechen, dass sie ebenso wie die der Vollsinnigen überall eine genügend motivirte sein, dass sie aber die abnorme Sinnenentwicklung, welche vorhanden ist, zur Ausbildung wirklicher Fähigkeiten verwerthen muss; in welcher Verwerthung der Abschluss oder die Formirung der abnormen Sinnenentwicklung, die der Mangel eines Sinnes bedingt, enthalten ist. Spiele und Beschäftigungen, Arbeiten und Wanderungen wie der theoretische Unterricht, der auf dieser Unterlage möglich ist, haben die Sinnenbildung der eines Sinnes Ermangelnden wie der Vollsinnigen zu vermitteln; aber die Spiele und Beschäftigungen, die Arbeiten und der Wanderungsgenuss, endlich auch der Unterricht können selbstverständlich bei den Blinden und Taubstummen nicht durchweg dieselben sein, wie bei den Vollsinnigen, und sollen desshalb nicht dürftiger ausfallen, sondern in gewissen Richtungen, in so weit es nämlich die abnorm entwickelte Sinnlichkeit ermöglicht, weiter ausgedehnt und entwickelt werden, als es bei den Vollsinnigen möglich und zulässig ist. Diejenigen Spiele der Vollsinnigen, welche auch von den Blinden und Tauben ausgeführt werden können, sind für sie mehr oder weniger bildend, und es versteht sich von selbst, dass die mehr bildenden bevorzugt werden, d. h. dass sie dieselben öfter spielen als es die nöthige Verhältnissmässigkeit bei den Vollsinnigen gestattet. Andere müssen für sie modificirt werden, weil sie dieselben, wie sie die Vollsinnigen spielen, nicht ausführen können, mögen sie nur am Spiel Theil nehmen oder unter sich spielen. Für die Tauben ist der Umkreis dieser Spiele, welche mit den Vollsinnigen oder ihnen nachgespielt werden — weiter als für die Blinden, welche darin im Allgemeinen auf diejenigen rhytmischen Gesang- und Bewegungsspiele, die keine improvisirten Bewegungen und keine Beobachtung solcher in Anspruch nehmen, beschränkt sind, von denselben aber mehr Genuss und Verständniss haben wie die Tauben, welche an ihnen äusserlicher Theil nehmen, so weit sie nicht eine ausgeprägte Mimik enthalten, während sie sich an einer grossen

Anzahl gymnastischer Spiele, von denen die Blinden ausgeschlossen sind, betheiligen oder sie selbständig, d. h. ohne Vollsinnige ausführen können.

Die hiermit berührte Frage, ob es, wenn nicht nothwendig, so doch zweckmässig ist, die Blinden und Tauben mit Vollsinnigen zu erziehen — wobei natürlich die Gemeinsamkeit des Unterrichts, das Wort im weitesten Sinne genommen, nur eine theilweise sein kann — müssen wir, da wir die Umgebung eines gesunden Elementes als nothwendig ausgesprochen haben, bejahen, ohne uns desshalb — so wenig wir hinsichtlich der Idioten — für eine Vertheilung in „erzieherische" Familien oder für eine theilweise Theilnahme an dem öffentlichen Schulunterrichte zu erklären, indem wir vielmehr überzeugt sind, dass eine solche Vertheilung oder eine solche Anweisung auf die öffentliche Schule nicht auf eine Lösung, sondern auf ein Umgehen der erzieherischen Aufgabe, welche hier zu lösen ist, also der Pflicht, welche die Gesellschaft gegen die von Haus aus Unglücklichen zu erfüllen hat, hinauslaufen. Durch welche Combination sich den heilpädagogischen Anstalten das gesunde Element, das sie brauchen, verschaffen liesse, ist eine weitere Frage, die wir bezüglich der Idiotenanstalten nach unserer unmaassgeblichen Ansicht beantwortet haben, überhaupt aber nicht maassgebend beantworten wollen, da sie zu den Fragen des Tages noch eine geraume Zeit nicht gehören wird.

Jedenfalls sind die Spiele, und sodann auch die Beschäftigungen und Arbeiten, an welchen die Blinden und Tauben nicht Theil nehmen oder sie nicht für sich in der Art der Vollsinnigen ausführen können, so zu modificiren, dass sie für sie ausführbar werden, und ausserdem ihrem besonderen Bedürfniss und ihrer besonderen Fähigkeit entsprechende Spiele, Beschäftigungen und Arbeiten zu finden oder zu schaffen. So sind beispielsweise für die Blinden jene Spiele der Vollsinnigen, bei denen es sich um ein Errathen der Person aus der Stimme und um ein Finden der Andern mit zugebundenen Augen handelt — Spiele, bei denen die Blinden, wenn sie an denselben Theil nehmen, den Vollsinnigen überlegen sind —

in zweckgemässer Gestaltung zu vervielfältigen, indem man den Raum, auf welchem gespielt wird, allmälig erweitert. Ähnlich sind Spiele, welche auf das Errathen der Person bei flüchtiger Betastung hinauslaufen. Um die nöthige energische Bewegung zu bewirken, bedürfen die Blinden einiger Turnübungen an Geräthen — an Reck und Barren — die für das Alter der Volksschule nach unserer Ansicht an sich verfrüht sind. Manche einfache gymnastische Spiele, wie das Hin- und Herschleudern eines grossen und ziemlich schweren hängenden Balles, sind für die Blinden schwerer auszuführen als für die Vollsinnigen, gewinnen aber auch für sie eine andere Bedeutung als Übung der Sinne, deren besondere Feinheit von vornherein in Anspruch genommen wird, der Berechnung der Bewegungslängen und ihrer Schnelligkeit und des Gedächtnisses, in so fern das Spiel bis zum Zuruf oder Namennennung dessen, dem der fortgeschleuderte Ball gelten soll, durchgeführt wird.

Die Taubstummen bedürfen, so lange sie im kindlichen Alter stehen, keiner Turnübungen wie die Blinden, die gymnastischen und mimischen Spiele aber sind für sie zu vermannichfachen, wobei es bei den gymnastischen Spielen darauf ankommt, den Schnellblick und die Feinheit des Gefühls für Luftbewegung und Erschütterungen in Anspruch zu nehmen, die Schnellbeweglichkeit und Geistesgegenwart auszubilden, bei den mimischen darauf, den an sich vorhandenen Sinn für characteristische Stellungen und Bewegungen in geeigneter Weise zu potenziren.

Bei den Beschäftigungen muss im Allgemeinen nach ähnlichen Grundsätzen verfahren werden. Von den Arbeiten, welche wir als die der Volksschule zusammen- und dargestellt haben, müssen die Blinden diejenigen lernen, welche sie ausführen können, und da dies wenige sind, so müssen sie möglichst vermannichfacht werden. Die Flechtarbeiten, die mit der Hand ausgeführt werden, und bei denen die verschiedenfarbigen Streifen auch für das Gefühl, nämlich für das der Blinden unterscheidbar sein müssen, und das Modelliren in weichen Stoffen stehen im Vordergrunde. Dass die Blin-

den nicht auf einen weichen Stoff — den Thon — beschränkt werden, wie es für die Volksschule geboten ist, gehört zu der Vermannichfachung der Arbeit, die ihnen Bedürfniss ist; ausser dem Stoff aber ist auch die Form zu vermannichfachen, und die Reliefdarstellungen desshalb besonders zu berücksichtigen, weil sie am meisten geeignet sind, einen Begriff der Figur, der einseitigen aber einheitlichen Erscheinung der Gestalt zu geben, wie aus demselben Grunde von einem „Bildbetrachten der Blinden", wie es sich durch Reliefdarstellungen vermitteln lässt, durchaus nicht abgesehen werden darf.

Die Tauben sind für alle Arbeiten — Garten- und Formenarbeiten — und für die letzteren wenigstens in gewisser Beziehung besonders befähigt und diese Fähigkeit muss so ausgiebig wie nur irgend möglich in Anspruch genommen werden. Die Wanderungen geben ihnen an sich eine reiche Ausbeute, und es kommt nur darauf an, diese zu fixiren, wozu eine besondere Ausbildung ihres die Anschauung reproducirenden Darstellungsvermögens, nämlich die Fähigkeit, einer schnell und sicher andeutenden Darstellung, ein Schnellzeichnen erforderlich ist, das uns überhaupt ein wichtiges Mittel für ihren Fortschritt im zusammenhängenden und geregelten Auffassen der Objectivität scheint. Die Blinden sind bei den Wanderungen zunächst und vorzugsweise in der fortgesetzten Orientirung, im beständigen Beobachten der Entfernungen, der Steigungslinien, der Wendungswinkel, der mehr oder minder gebrochenen Luftströmung etc. zu üben, sodann aber mit neuen Objecten, welche sich gelegentlich darbieten und für sie erfassbar sind, bekannt zu machen.

Die Gesichtspunkte für die Gestaltung des Unterrichts der Blinden und Tauben ergeben sich theilweise aus dem Bisherigen und wir müssen auf eine zusammenhängende Erörterung derselben verzichten, uns also begnügen, Einzelnes hervorzuheben.

Die besondere Fähigkeit der Blinden zur Musik, die derjenigen der Tauben zum Zeichnen entspricht, muss, weil sie vorhanden ist, ausgebildet und verwerthet werden, wobei man

von dem Erlernen verschiedener Instrumente nicht wie sonst im Alter der Volksschule abzusehen hat. Die dem entgegenstehende Meinung, welche sich auf die Gefahr stützt, die für die Blinden die Aussicht haben soll, sich mit einem Instrumente „halb bettelnd" durchzubringen, halten wir aus Gründen, die wir nachher im Allgemeinen auszusprechen haben, für unberechtigt, eher ist das zu berücksichtigen, was über nachtheilige Einflüsse des frühzeitigen Musicirens auf die Gesundheit gesagt worden ist, und desshalb allerdings Vorsicht nöthig, aber keineswegs Abstinenz. Von dem gemüthbildenden Einflusse der Musik brauchen wir nicht zu sprechen; sie soll aber bei den Blinden auch dazu verwandt werden, einestheils die Fähigkeit der Stimmenunterscheidung so weit zu entwickeln, dass dadurch die Unterlage einer „Stimmenphysiognomik" gewonnen wird, anderntheils die Vergegenwärtigungsfähigkeit von Tonreihen, das musikalische Gedächtniss und die Auffassung der Tonverhältnisse, den musikalischen Verstand zu üben, also anders gefasst, eine Verstandesübung an dem bestimmten Stoffe abzugeben, wesshalb bei den Blinden ein weiteres Eingehen auf die Theorie der Musik zulässig und angezeigt ist, wie bei den Vollsinnigen.

Die Sprachbildung, welche durch die musikalische nach einer bestimmten Seite gefördert wird, hat allerdings bei den Tauben und Blinden eine besondere Wichtigkeit, und zwar aus dem entgegengesetzten Grunde, bei den Tauben, weil sie an sich die Sprache entbehren und ihnen Verständniss und Gebrauch derselben so weit wie möglich vermittelt werden muss, was nur künstlich geschehen kann, bei den Blinden, weil sie im Allgemeinen eine besondere Auffassungsfähigkeit für die Sprachgestalt theils in ihrem feinen Gehör, theils in ihrem Gedächtniss für das Gehörte, besitzen. Diese Fähigkeit muss bei ihnen verwerthet, d. h. möglichst ausgebildet werden, während die Taubstummen von der Stummheit keineswegs schlechthin erlöst, also nur unvollständig in den Besitz der Sprache gesetzt werden können, aber doch in so weit gesetzt werden müssen, als es für ihre Vermenschlichung und das sociale Bedürfniss der Verständigung nothwendig ist.

Dies kann unmittelbar nicht geschehen, weil die natürliche, die Empfindung anregende, und die conventionelle Symbolik der Lautsprache den Tauben verschlossen ist und die erstere es zum grossen Theile bleibt. Daher kann die natürliche Sprache der Taubstummen, die Geberden- und Zeichensprache nicht umgangen werden; sie ist ein nothwendiges Mittel zur Einführung in die conventionelle Symbolik der Lautsprache, und wenn man, statt sie als solches zu benutzen und demnach zu bestimmen, sie zu unterdrücken sucht und zum Gebrauch der Lautsprache zu nöthigen, so macht man die Aneignung der letzteren zu einer mechanischen und sie bleibt nach der geistigen Seite hin zum grossen Theil eine „todte Sprache", wie das Sprechen der Taubstummen unter allen Umständen das ungenügend controllirte Spielen einer Maschine bleibt. Leider wird innerhalb der „deutschen Schule" der Taubstummenbildung der Zweck des Sprechenlehrens vielfach in der angegebenen Art, also abstract, verfolgt, während die „französische Schule", indem sie sich auf das Verständniss der sichtbaren Darstellung der Lautsprache in der Schrift concentrirt und desshalb die Geberdensprache mit der veräusserten Symbolik der Lautsprache zu parallelisiren sucht, in ein abstractes Bestimmen der Begriffe und eine unpsychologische Entwicklung derselben verfällt. Der Vortheil, den das Sprechenlehren gewährt, dass die Beobachtung und Auffassung der die Lautsprache hervorbringenden Bewegungen an der Beobachtung und Auffassung des physiognomischen Ausdrucks angeknüpft und hierdurch die Sprache als Symbolik der inneren Bewegung unmittelbar vergegenwärtigt wird — ein Vortheil, der dem praktischen Nutzen des sich Äussernkönnens vorangestellt werden muss — wird, wie selbstverständlich von denen, welche die Aufgabe des Sprechenlehrens zurückstellen, weil sie die Schwierigkeit für eine im Verhältniss zum Nutzen zu grosse halten, so auch von denen nicht gehörig gewürdigt, welche die Geberdensprache zu Gunsten des Sprechenlernens unterdrücken zu müssen glauben, er geht aber da, wo man ihn nicht gehörig würdigt und ausdrücklich in das Auge fasst, zwar nicht ganz verloren, aber doch zum grössten Theil, und

es möchte sich demnach der Verlust, der durch das Absehen vom Sprechenlehren und derjenige, der durch die Unterdrückung der Geberdensprache entsteht, so ziemlich ausgleichen.

Um wirklich in den Besitz der Sprache zu setzen, so weit es eben möglich ist, müssen einestheils die Vorstellungen, die den Inhalt der Sprache ausmachen, für sich also nicht bloss mittelst der Sprache — die erst angeeignet werden soll und immer nur in soweit sie schon angeeignet ist, Mittel sein kann — vermittelt, anderntheils diese Vorstellungen so entwickelt und bestimmt werden, wie sie sich in der besonderen Sprache allmälig entwickelt und bestimmt haben. Bei den Tauben und Blinden ist also in der ersteren Beziehung die vorhandene, im Mangel des bestimmten Sinnes begründete Mangelhaftigkeit der Vorstellungen möglichst auszugleichen, d. h. von den nicht vorhandenen und in ihrer Fülle und Ganzheit durchaus nicht herstellbaren Vorstellungen wenigstens eine „Vorstellung", ein aus correspondirenden Empfindungen abgeleiteter Begriff zu erzeugen, in der zweiten Beziehung aber die Wortbegriffe der Lautsprache nicht ohne Weiteres mit den Begriffen, welche durch nachahmende, mehr oder minder symbolische Zeichen ausgedrückt werden, in Parallele zu setzen, sondern etymologisch zu entwickeln und hierbei die correspondirenden Momente, welche die Entwicklung des Begriffes in der Lautsprache und in der Geberdensprache hat, hervorzuheben.

Wir können auf die hiermit gestellte Aufgabe nicht näher eingehen, müssen aber auf die Wichtigkeit hin- und zurückweisen, welche nach unserer Ansicht für die Begriffserzeugung bei den Blinden ihr „Bildbetrachten" — das „Durchfühlen" zusammenhängender Reliefdarstellungen — bei den Tauben die an das Bildbetrachten geknüpfte Sprachübung und die beständig in Anspruch genommene Berücksichtigung des physiognomischen Ausdrucks haben, und nochmals als eine bei den Tauben geboten erscheinende Vermittlung zwischen dem darstellenden Zeichnen und der Schrift das andeutende Schnellzeichnen erwähnen, indem wir hinzufügen, dass sich dieses

zu einer Art Hieroglyphenschrift ausbilden lässt. Ferner wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass wir die früher characterisirte, in der „Levana“ eingeführte Lesemethode auch für die Blinden und Tauben anwendbar und fruchtbar finden, wenn sie, wie es sich von selbst versteht, deren Zustande gemäss modificirt wird. Man kann den Blinden nicht zumuthen, die Wörter des „Stammbuchs“ von vornherein zu fühlen, den Tauben nicht, sie von vornherein auszusprechen; bei den einen und bei den andern müssen also dem Leseunterrichte Vorübungen vorausgegangen sein, die von dem Princip nicht abzuweichen brauchen, wie sie es nicht dürften. Offenbar aber erleichtern die gleichen Ausgänge den Blinden ungemein das Lernen des Fühllesens, den Tauben die Auffassung und Aussprache der Wörter, und für die Blinden tritt, sobald die nöthige Übung erreicht ist, der volle Vortheil der Methode ein, indem ihnen ihr feines Gehör eine ungewöhnlich rasche Auffassung und Reproductionsfähigkeit bezüglich aller Momente der systematisch eingeübten Betonung sichert, während die Tauben, indem sie rhytmisch richtig sprechen lernen, was durch die Methode mit Hülfe eines die Stärke und Schwäche des Stimmendrucks veranschaulichenden Tactschlagens sehr wohl zu erreichen ist, nicht nur wohlklingender als es bei der gewöhnlichen Methode erzielt wird, sondern auch besonnener und gehaltener sprechen werden. Der Vortheil, dass die Methode die Sprache entstehen lässt oder als sich bildende veranschaulicht, kommt den Tauben und Blinden in gleicher Weise zu Gute. Was die Stotterer anbetrifft, so haben sich bei ihnen die Leseübungen nach der Methode als ausserordentlich fördernd bewährt. Sie werden auch den älteren Personen, wie sie meist zur Behandlung kommen, durchaus nicht langweilig, und erhöhen, ohne sie durch unerwartet aufstossende Schwierigkeiten ängstlich und unsicher zu machen, wie spielend das Bedürfniss und die Fähigkeit des sich abrundenden Sprechens, also die Selbstbeherrschung und den Überblick, die dazu nöthig sind. Der Anfang ist bei den erwachsenen Stotterern mit der zweiten Abtheilung der Fibel zu machen, während das

„Stammbuch“ weiterhin zu Sprechübungen benutzt werden kann.

Der Einwand, der gegen Ansprüche, welche an die Taubstummen- und Blindenerziehung erhoben werden, am nächsten liegt, dass „die Zeit fehle“, dürfen wir nicht gelten lassen. Allerdings nehmen die Spiele und Arbeiten, die wir fordern auf der einen, die Sprachbildung, wie wir sie verlangen, auf der andern Seite „sehr viel Zeit weg“, und es könnten dabei vielleicht andere Gegenstände „zu kurz kommen“. Wenn aber solche zu kurz kommen müssen, so mögen sie es, und wir glauben allerdings, dass sich der systematische weltkundliche Unterricht bei den Blinden und Tauben auf das Nothwendigste beschränken muss, weil er „auch aus inneren Gründen“ sich lange nicht so weit wie der der Vollsinnigen ausdehnen darf, müssen jedoch zugleich bemerken, ohne darauf ein besonderes Gewicht zu legen, dass jede „Anstalt“ das ganze Tagesleben zu einem bildenden machen kann und soll, worin ein Vortheil gegenüber der öffentlichen Schule liegt, und dass manche zerstreuende Momente, die den Unterricht der Vollsinnigen hier und da erschweren, hinwegfallen. Was die Taubstummen insbesondere betrifft, so scheint es uns, wenn sich die Unterrichtszeit durchaus nicht ausdehnen lässt, zweckmässiger, sie früher in die Anstalten aufzunehmen und zu entlassen, als bis zum achten, neunten Jahre mit der Aufnahme zu warten, indem uns der dafür angeführte Grund, dass der Sprachunterricht erst nach dem Zahnwechsel consequent und ungestört fortschreiten könne, bei der vorhin ausgesprochenen Ansicht über die nothwendige Vermittlung dieses Unterrichts nicht für entscheidend gelten kann.

Die erste Aufgabe der Blinden- und Taubstummenerziehung ist die, die durch den Mangel des Sinns bedingte geistige und gemüthliche Mangelhaftigkeit möglichst aufzuheben, also die möglichst volle Theilnahme an dem menschlichen Bewusstsein zu vermitteln, die zweite, jene praktischen Fähigkeiten auszubilden, welche die Arbeits- und Verdienstfähigkeit ausmachen. Wir verlangen von unserem Standpunkte, dass die Erziehung im Allgemeinen die Arbeitsfähig-

keit des Volkes praktisch, d. h. durch Arbeiten entwickeln soll, müssen uns aber entschieden dagegen erklären, wenn die Aufgabe, die Blinden und Tauben erwerbsfähig zu machen, bei ihrer Erziehung in den Vordergrund gestellt und eben desswegen einseitig aufgefasst und angegriffen wird, wie es hier und da im Gegensatze zu dem ebenso verwerflichen Streben, überraschende, zuletzt auf Kunststücke hinauslaufende theoretische Fertigkeiten zu erzielen, in der That hervortritt. Dass die Blinden und Tauben der Gesellschaft „Etwas leisten" ist billig und für ihr Selbstgefühl nothwendig; es ist aber ein Beweis inhumaner Zustände oder drückt ein inhumanes Prinzip aus, wenn die Gesellschaft die Opfer, die sie bringt, möglichst abzukürzen sucht und diejenigen, für die sie gebracht werden mussten, den allgemeinen „Existenzbedingungen" zu unterwerfen sich beeilt. Diese inhumane Übereilung verfehlt ihren Zweck insofern, als die möglichst rasch zu gewissen, hierzu geeigneten Arbeiten abgerichteten Blinden und Tauben in diesen mit den Vollsinnigen niemals concurriren können und dabei theilweise noch der überwachenden Leitung und der Fürsorge für die Verwerthung der Producte bedürfen, was besonders von den Blinden gilt, so dass sie entweder der Gesellschaft, ohne Almosenempfänger zu sein, fortgesetzt Opfer kosten, wenn sie auch nur theilweise von derselben erhalten werden und der geleistete Zuschuss ein indirecter ist, oder in der dürftigsten Art, welche den früheren Aufwand für die Erziehung kaum noch als eine Wohlthat erscheinen lässt, existiren müssen, wenn nicht die Privatwohlthätigkeit zur Erleichterung ihres Looses eintritt, was meistens geschieht, so dass sie zuletzt doch zu eigentlichen Almosenempfängern werden. Würde dagegen ihre Erziehung im Allgemeinen durchgesetzt und insbesondere ihre Arbeitsfähigkeit derartig entwickelt, dass ihre besonderen Talente und zwar sowohl diejenigen, welche ihnen durchgängig bis zu einem gewissen Grad eignen, d. h. unter günstigen Bedingungen hervortreten, als diejenigen, welche bei ihnen wie sonst ausnahmsweise sind, zur Geltung gelangen könnten und ausgebildet würden, so wäre eine dem gemachten Aufwand ausgleichende Verwerthung

des in ihnen gegebenen und zwar theilweise vermöge ihrer Abnormität gegebenen Fonds von Kräften eingeleitet und gesichert. Es gilt also hier wie überall: dass der halbe Aufwand der theuerste ist, und dies muss, wie zunächst in Bezug auf diejenigen Blinden und Tauben, welche das Privilegium einer besonderen Ausbildung geniessen, so weiterhin in Bezug auf dieses Privilegium, das bis zum Verschwinden auszudehnen wäre, betont werden, obgleich sich kaum hoffen lässt, dass das darin enthaltene Motiv zu einem durchgreifend bestimmenden wird, so weit und so lange die Ehrlichkeit und Entschiedenheit der humanen Gesinnung fehlt.

Es wäre noch mancher hierher gehörige Punkt zu erörtern, insbesondere was die Blinden anbetrifft, da die vielseitige Leistungsfähigkeit der Tauben bei gehöriger Vorbildung nicht zu bezweifeln ist. Indessen müssen wir uns darauf beschränken, hervorzuheben, dass die Blinden bei verhältnissmässiger Anlage nicht nur zu guten Musikern, sondern auch zu guten Musiklehrern und ebenso zu guten Sprachlehrern — obgleich nur für das „höhere“ Bedürfniss — ausgebildet werden können, und dass Viele auch für manche plastische Arbeiten in weichen Stoffen, wie in Wachs, Meerschaum, bei gehöriger Vorbildung eine besondere, wenn auch einseitige Leistungsfähigkeit entwickeln würden. Wenn man freilich von dem Grundsatze ausgeht und dabei stehen bleibt, dass die Ausbildung künstlerischer und theoretischer Talente ein Privilegium der Vermögenden sei, und dass die Gesellschaft nicht die Pflicht, ja nicht einmal das Recht habe, dieses Privilegium durch die Unterstützung einzelner Talente zu alteriren oder „auf allgemeine Unkosten diesen und jenen zu einer höheren Lebensstellung, wie sie mit der Ausbildung des Talents verknüpft ist, zu erheben“, so ist bei dem Hintergrunde, den das Festhalten dieses Grundsatzes hat, kaum eine weitere Erörterung möglich, obgleich er eigentlich auf das, was wir verlangen, gar nicht angewandt werden kann. Denn das, was wir für die Volksschule und für die Taubstummen- und Blindenerziehung fordern, ist nicht die Ausbildung zu besonderen Berufsarten, auch wenn sich das Talent dazu frühzeitig zeigt,

sondern — was die Arbeit im engeren Sinne anbetrifft — die Ausbildung der allgemeinen Arbeitsfähigkeit, soweit sie vorhanden ist, aber eben der Arbeitsfähigkeit, die mit der Abrichtung zu bestimmten mechanischen und mechanisirten Arbeiten nicht erzielt wird, sondern nur durch bildende, mit dem Gesammtunterrichte zusammengreifende Arbeitsübungen, und sodann, was die Leistungsfähigkeit im Allgemeinen angeht, die allseitige Ausbildung des Individuums so weit sie möglich ist, die Ausbildung besonderer Anlagen, sofern die Erziehung auf diese angewiesen ist, um den Zögling nicht überhaupt zurückbleiben zu lassen. Das letztere gilt für die abnorm angelegten Individuen, also im entschiedensten Sinne für die entschieden abnormen Individuen und die Anstalten, welche es mit diesen zu thun haben, in relativer Art für die relativ abnormen Individuen, also auch für die allgemeine Schule, obgleich nur, insofern es sich um eine zeitweilige Abnormität oder um eine von der Norm abweichende Entwicklung handelt. Denn diejenigen Individuen, bei denen sich eine Abnormität befestigt hat, müssen nach unserer Ansicht von der allgemeinen Schule ausgeschieden werden, und diese darf sich auf die Entwicklung von Fähigkeiten oder Talenten, die abnorm bedingt sind und verfrüht hervortreten, niemals einlassen. Gegen diejenigen aber, welche bei den Blinden und Tauben — also consequent bei Allen, für welche die Gesellschaft „wohlthätig“ eintritt — die Erwerbsfähigkeit und zwar die einfachste Erwerbsfähigkeit unmittelbar in das Auge gefasst wissen wollen, möchten wir noch bemerken, dass selbst der gemeine blinde Musiker, der von Saal zu Saal und selbst von Haus zu Haus wandert, seinen Lebensunterhalt ebenso gut verdient wie derjenige, welcher etwa Matten oder Körbe flicht, da er denen, welche auf seine Musik hören, ein „Vergnügen“ verschafft, und die Vergnügen und Nutzen schaffenden Arbeiten sich einander nicht unterordnen wie überhaupt nicht abstract entgegensetzen lassen; wenn aber die stille Appelation an das Mitleid in Betracht kommen soll, die blinden Korbflechter dieses Mitleidens, denen sie sich allerdings nicht öffentlich aussetzen, ebenso bedürfen und es durchgängig

ebenso geniessen wie die Blinden, Wandermusiker, deren übrigens bei einer Blindenerziehung, die nicht unmittelbar die Erwerbsfähigkeit in's Auge fasst, aber sie um so besser erreicht, nur eine verhältnissmässig kleine Zahl aus den Anstalten hervorgehen werden, oder, wenn man will, gar keine, da man für diejenigen Blinden, welche selbst durch die Lehrlingsschule zu einer gewissen Virtuosität in einer bestimmten Leistung oder Arbeit nicht zu erheben sind, in Versorgungsanstalten zusammenhalten und beschäftigen kann und sollte. Denn nur der in irgend einer Leistung — sei es die musikalische oder eine andere, z. B. eine plastische — Virtuos gewordene Blinde vermag sich bei der Hülflosigkeit im Verkehr, die allen anhaften bleibt, vollkommen zu „ernähren". Die übrigen bedürfen wenigstens der Unterstützung, die in dem Aufwande der Fürsorge und Leitung liegt, und ihre geringern Kräfte verwerthen sich offenbar für die Gesellschaft und für sie selbst besser, wenn sie unter einer einsichtigen, mit ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten vertrauten Sorge und Leitung zusammen arbeiten, als wenn sie hier und dort ein Unterkommen finden. Dies gilt mindestens von denen, welche entweder keine Familie mehr haben oder in dieser die Stütze, die sie brauchen, nicht finden würden.

Was die Berufs- oder Erwerbsthätigkeit der Idioten anbetrifft, so sind die eben geltend gemachten Grundsätze für sie allerdings wesentlich zu modificiren, aber doch nur zu modificiren. Werden sie überhaupt so weit gebessert und entwickelt, als es möglich ist, was nur durch die Entwicklung der bei ihnen vorhandenen Arbeitsfähigkeit geschehen kann, so werden sie in den verschiedensten Arbeitszweigen „verwendbar" sein. Wie aber bei ihnen von der Entwicklung einer höheren Leistungsfähigkeit nicht die Rede sein kann, so werden fast alle fortgesetzt einer Art Bevormundung bedürfen, welcher sich selbst von den Blinden und Tauben, und zwar selbst bei einer ausreichenden Erziehung nur wenige ganz zu entziehen im Stande sein werden. Ferner kommt bei den Idioten die Gefahr des „Rückfalls" in Betracht, und diese macht einestheils die Wahl der Vormünder und Arbeits-

leiter; anderntheils die Wahl der Arbeiten nothwendig. In der ersten Beziehung ist die Rückkehr in das elterliche Haus fast am meisten zu fürchten, obgleich es hier den mehr oder weniger Geheilten an Sorgfalt und Beobachtung nicht zu fehlen pflegt, ja sie deren eher zu viel als zu wenig haben, während sich ausser dem elterlichen Hause die nöthige Überwachung und Rücksicht nur selten voraussetzen lassen. Die zu treffende Wahl ist demnach schwierig und die Gefahr einer mangelhaften Fürsorge und unrechten Behandlung um so grösser, als die Lehrlingszeit mit dem Durchbrechen der geschlechtlichen Entwicklung zusammenfällt, die Geschlechtsentwicklung aber an sich den Rückfall und zwar einen nicht mehr zu überwindenden herbeiführen kann, wenn sie nicht mit kundigem Blicke beobachtet und durch die rechten Ein- und Gegenwirkungen unschädlich oder vielmehr — denn sie hat die Natur einer Krisis — fruchtbar gemacht wird. Daher wäre es für die meisten Idioten wo nicht unbedingt nothwendig, so doch das Sicherste und Beste, wenn sie in „Lehrlingsschulen“, die mit den Idiotenanstalten unmittelbar verbunden wären und unter gleicher Oberleitung ständen, für ihre Berufsthätigkeit vorbereitet und befähigt werden könnten, Inwieweit diese Berufsthätigkeit Erwerbsarbeit wird, steht dahin; ein Theil der Idioten wird dahin gebracht werden können, den Aufwand für den Lebensunterhalt vollkommen zu verdienen, ein anderer nicht, und nur wenige werden sich zu voller Selbständigkeit, was die Verwerthung ihrer Arbeit und die Lebenseinrichtung anbetrifft, zu erheben vermögen. Die Hauptsache ist, dass sie jedenfalls Etwas leisten, durch diese Leistung sich nützlich wissen und vor dem Zurücksinken in die krankhafte Verdumpfung oder Haltlosigkeit bewahrt bleiben, wesshalb nicht blos die armen, sondern auch die wohlhabenden Idioten — die in Privatanstalten mindestens die Mehrzahl ausmachen — zu einer bestimmten Berufsthätigkeit erzogen werden müssen. Wegen dieses Hauptzweckes aber will die Berufsthätigkeit der Idioten gewählt sein, und der erste Anspruch, der an sie gemacht werden muss, ist der, dass sie gesund ist, und insbesondere dem Körper die nöthige

Bewegung verschafft, der zweite, dass sie keinen rein mechanischen Character hat, sondern die Aufmerksamkeit und Reflexion, obgleich selbstverständlich nicht in einer die Fähigkeit des Idioten übersteigenden Weise, in Anspruch nimmt. Ausserdem sind die Individualität und die gegebenen Verhältnisse zu berücksichtigen. Diejenigen Idioten, welche zu gar keiner oder nur zu einer ganz mechanischen Arbeit befähigt sind, sollten in besonderen Asylen untergebracht werden, da sie hier am ersten in einem erträglichen Zustande erhalten werden können, während sie den Familien und grösseren Kreisen, in denen sie sich bewegen oder nicht bewegen, eine „unnütze und widerwärtige Last“, zuweilen auch der Gegenstand rohen Scherzes und Übermuthes werden. Auf keinen Fall dürfte man solche armselige Wesen, die meistens hässliche Carricaturen der menschlichen Erscheinung sind, öffentlich herumlungern, betteln oder gelegentliche Dienste verrichten lassen. Die Ausscheidung und Absonderung ist in diesem Falle ästhetisch geboten, also mindestens sittlich erlaubt, wenn sie auch gegen manche der Idioten eine grosse Härte, trotzdem, dass das Asyl sich als Wohlthätigkeitsanstalt ankündigt, einzuschliessen scheint.

Die Asyle verschiedener Art sind neben den Gefängnissen eine sociale Nothwendigkeit, in welchem Begriffe der Zweifel, ob eine Maassnahme oder Einrichtung mehr inhuman oder human sei, verschwinden muss. Während wir aber die Ausdehnung der Gefängnisse nicht wünschen dürfen — wenn auch viele, denen das Gesetz nichts anhaben kann, ebenso gut und noch eher darin sein müssten, wie die thatsächlichen Insassen — sind die Asyle für diejenigen, welche derselben in ihrem Interesse wie im Interesse der Gesellschaft bedürften, überall viel zu wenig. Wir haben also die Vermehrung und Ausdehnung derselben zu fordern, indem wir der Ansicht sind, dass ihr Mangel und ihre Mangelhaftigkeit bei einer übermässigen Ausdehnung und Ausfüllung der Gefängnisse und auch ohne dieses Übermaass, sofern wir uns auf christlichem Culturboden befinden, weit entfernt, die physische und sittliche Gesundheit der Bevölkerung zu beweisen, vielmehr ein

Beweis einer krankhaften Zuständlichkeit sind, welche überwunden werden muss, wozu theilweise die Asyle selbst beitragen werden, weil die Ausscheidung lästig hemmender, widerwärtiger und krankhafter Elemente, vorausgesetzt, dass sie in humaner Art stattfindet und demnach mit der Tendenz der Heilung und Umbildung, die als solche eine prophylaktische ist, parallel geht, wie eine unmittelbare so eine nachhaltig vortheilhafte Erleichterung und Befreiung ist.

Durch die prophylaktischen, also wesentlich pädagogischen, d. h. hülfs- und heilpädagogischen Maassnahmen und Anstalten wird eine entsprechende Erleichterung und Befreiung der öffentlichen Erziehungsgemeinschaften bewirkt, vorausgesetzt, dass die Schulen in der That Erziehungsgemeinschaften sind oder werden — eine Voraussetzung, die „glücklicher Weise“ obgleich nicht zufällig in demselben Maasse, in welchem sich die hülfs- und heilpädagogischen Anstalten vermehren und ausdehnen, sich verwirklichen wird, da die Tendenz zu dieser Vermehrung und Ausdehnung mit der Richtung auf eine erzieherische Lebensgestaltung, also auf diejenige Umgestaltung der Schulen, die sie aus Unterrichtsanstalten zu w i r k l i c h e n Erziehungsanstalten macht, innerlich zusammenhängt. Bisjetzt aber ist das „Maass“ der für die Gegenwart und der schlechthin nothwendigen Asyle und heil- und hülfspädagogischen Anstalten noch lange nicht erreicht, und dass dieses Maass jemals überschritten werde — ein Übermaass, das wie der Mangel einen krankhaften Gesellschaftszustand ausdrücken würde — ist schon desshalb nicht vorauszusehen, weil nur eine kräftig producirende, also überhaupt kräftige Gesellschaft den Aufwand, den die noch mässige Ausdehnung der Asyle und der hülfs- und heilpädagogischen Anstalten erfordert, bestreiten kann. Dabei ist zu sagen, dass der mässige Bestand dieser Anstalten einen normalen Gesellschaftszustand ausdrückt, und dass der Glaube, es müssten sich die Asyle und die prophylaktischen Noth- und Hülfsanstalten wie die Gefängnisse durch die Besserung der Gesellschaftszustände f o r t g e s e t z t vermindern, eine Illusion ist und zwar einestheils, weil sich der Begriff der Hülfsbedürftigkeit mit der Vervoll-

kommnung der Gesellschaft nothwendig erweitert, anderntheils, weil die Bedingungen der Volkskräftigkeit die Ursachen moralischer Krankheiten und sittlicher Verwilderung und Entartung so wenig ausschliessen, dass sie vielmehr theilweise mit ihnen zusammenfallen. Wo sporadische Krankheiten psychischer und sittlicher Art nicht oder „auffallend“ selten hervortreten, ist auch keine wirkliche Gesundheit, d. h. keine Kräftigkeit vorhanden; allerdings aber kommt es darauf an, welcher Art und Gestalt diese Krankheiten und Entartungen sind. Wie die Vorherrschaft bestimmter Verbrechen und Laster ist die bestimmter Krankheiten und Gebrechen nicht nur für den Grad, sondern auch für den Character der Civilisation bedeutsam, und so lange man hierauf nicht eingehende und umsichtige Rücksicht nimmt, sind die Folgerungen, die man aus statistischen Zusammenstellungen zieht, nicht nur oberflächliche und unzutreffende, sondern häufig ganz verkehrte.

Wir dürfen indessen hier auf dieses Thema nicht weiter eingehen, und begnügen uns daher noch zu bemerken, dass die Angst, es möchten sich die Asyle und Versorgungsanstalten, wenn sie einmal ausgedehnt und neu constituirt werden, in Folge des Verlassens darauf progressiv vermehren und füllen, nur dann eine begründete ist, wenn der Bevölkerung die sittliche Kraft fehlt und man die Steigerung und Stärkung derselben nicht für möglich und nothwendig hält, und dass es nur eine heuchlerische Humanität sein kann, welche sich gegen die energische Ausscheidung des Krankhaften, Gebrechlichen, Entarteten und Störenden aus dem Kreise der gesunden Gemeinschaft erklärt, eine Humanität, welche einfach den Willen des Nichtsthuns hinter sich hat und eine Beschönigung dieses Willens ist oder zu unbeschönigtem Ausdrucke kommt, wenn die theoretischen und praktischen Nationalökonomen d. h. Privatökonomen „unter sich“ sind. Die Reaction des gesunden Gefühls gegen die Allgegenwart des Siechthums und der Entmenschlichung und der Wille, für die Unglücklichen zu sorgen — pädagogisch, so weit als möglich, gewährend, so weit es nicht möglich — schliessen sich nicht aus, sondern ein, und entsprechend gehen der mehr oder weniger „grund-

sätzliche“ Wille, für die Unglücklichen Nichts zu thun, mit der Stumpfheit des Gefühls gegen die Erscheinung und Gegenwart des physisch und moralisch Hässlichen Hand in Hand. Glücklicher Weise lässt der Wohlthätigkeitssinn desshalb nicht nach, weil für das Princip des Egoismus scheinwissenschaftliche Phrasen gefunden werden, und es kommt zunächst nur darauf an, dass die Wohlthätigkeit sich mehr als früher organisirt, nachdem die alten Organisationen derselben veraltet und aufgelöst sind, die zerstreute Wohlthätigkeit aber eine unwirksame ist und bleibt.

Diejenigen Zweige der Heilpädagogik, welche bis jetzt zu einiger Ausbildung gelangt sind, haben eine bestimmt abgegrenzte Aufgabe. Dies gilt von der Blinden- und Taubstummenerziehung — welche nicht sowohl zu heilen als zu ergänzen hat, was in einem gewissen Verstande auch von der Idiotenerziehung und selbst von der Verbesserung sittlich verwahrloster Kinder zu sagen ist — von der Behandlung des Stotterübels, die als eine pädagogische allerdings erst in der neuesten Zeit angegriffen worden ist, während früher ein medicinisches Universalmittel das andere ablöste, von der heilgymnastischen Behandlung Gebrechlicher, insbesondere Skoliotischer und Kyphotischer, die als gymnastische eine pädagogische ist, es aber in weiterem Sinne werden müsste und immer noch, obgleich am wenigsten von der bessernden Erziehung, welche in der neuesten Zeit mit einem ungemeinen Eifer angegriffen wurde, aber noch mehr entschiedene Erfolge erzielt hätte, als sie anerkanntermaassen erzielt hat, wenn die Abgrenzung ihrer Aufgabe, also zunächst des Übels selbst, eine so einfache wäre wie bei den übrigen Zweigen der Heilpädagogik. Sie ist es aber nach unseren früheren Auseinandersetzungen nicht, weil die sittliche Entartung sehr verschiedene, ja geradezu entgegengesetzte Charactere hat und auf verschiedene Ursachen zurückgeführt werden muss, wobei physische Übel, obgleich oder weil sie hier mehr oder weniger versteckte sind, nicht ausser Acht gelassen werden dürfen. Noch complicirter und zugleich umfassender ist die Aufgabe der Idiotenerziehung, in welcher alle übrigen Zweige

der Heilpädagogik zusammenlaufen, da sie es mit physischen Gebrechen, mit Schwäche und Stumpfheit der Sinne, mit extremer Hartnäckigkeit oder Schlaffheit des Willens und mit der durch diese Übel theils bedingten, theils nicht bedingten Abnormität der geistigen Vermögen zu gleicher Zeit zu thun hat. Daraus folgt, dass die Idiotenerziehung am spätesten zu einer Gestaltung gelangen kann und wird, welche die möglichen praktischen Erfolge sichert und dass sie das, was in den übrigen Zweigen der Heilpädagogik geleistet wird, fortgesetzt berücksichtigen und benutzen muss. Es folgt aber auch, dass die Heilpädagogik als eine zusammenhängende, also das Verhältniss ihrer Aufgaben zu einander und zu den Aufgaben der allgemeinen Pädagogik nur in der Idiotenerziehung zur praktischen Darstellung und zum Bewusstsein kommen kann, und dass diese demnach ein nothwendiges Mittelglied zur Verwirklichung eben dieser Verhältnisse, die thatsächlich noch nicht bestehen, ist.

Wenn aber die Heilpädagogik für die Gesundenerziehung thatsächlich wird, was sie für sie werden kann und soll, müssen sich einerseits ihre Mittel als Modificationen der Mittel der Gesundenerziehung herausstellen, wesshalb die letztere ihre Mittel wie zu concentriren so zu vervollständigen hat, andrerseits muss der Gegensatz der heilpädagogischen und der allgemeinpädagogischen Behandlung der Individuen und der Gegenstände der Art zur Erscheinung und Geltung kommen, dass die Gesundenerziehung — wie von den hemmenden und störenden Elementen, welche sie theilweise jetzt noch fortschleppen muss — so von derjenigen Ausprägung ihrer Unterrichtsmethode, welche nur durch abnorme Zustände eine Berechtigung erhält, frei wird. In der letzteren Beziehung haben wir wie wiederholt die Sinnenübungen und die Gymnastik, die erst jetzt in der Volksschule Eingang finden, so die längst ausgebildeten Unterrichtszweige, bei denen eine unberechtigte Auseinandersetzung des Objects und der Thätigkeit stattfindet, kritisch berücksichtigt. Was aber die Ausscheidung hemmender und störender Elemente anbetrifft, so haben die Privatschulen darin „freie Hand“, ihre „Politik

der freien Hand“ besteht aber, wie es auch sonst der Fall ist, nicht selten im Unterlassen, d. h. darin, dass sie von Abweisungen und Ausscheidungen, die im Interesse der relativ gesunden Zöglinge geboten wären, absehen, während die öffentliche Schule, d. h. die Volksschule, wie sie überhaupt vieler Orten nur den übrig bleibenden Theil der Jugend, für den keine andere Wahl bleibt, in sich aufnimmt, so nicht daran denken darf, voraussichtlich oder unzweifelhaft störende und hemmende Elemente abzuweisen und auszuscheiden. Man kann ihr aber in der That das Abweisungs- und Ausscheidungsrecht nur unter zwei Bedingungen zusprechen, wenn sie erstens zur Volksschule im vollen Sinne geworden ist, d. h. die ganze Jugend in sich aufnimmt, und wenn zweitens Anstalten zur Aufnahme der Abgewiesenen und Ausgeschiedenen in genügender Menge vorhanden und der Art sind, dass auch die Eltern und Vormünder kein Bedenken zu tragen brauchen, zu ihnen ihre Zuflucht zu nehmen. Hierbei kommen die Blinden und Tauben, die jetzt noch zum grossen Theil ihrem Schicksal, d. h. der Gunst oder Ungunst zufälliger Verhältnisse überlassen werden, da sich die Schule gegen sie abweisend verhält, was sie bei der ausgesprochenen Unfähigkeit, am gewöhnlichen Unterrichte Theil zu nehmen, thun darf und muss, nicht in Betracht, und die Zahl der Stotterer und Stammler, sowie der Gebrechlichen, welche die Volksschule mit „durchmachen“, ist eine verhältnissmässig kleine. Um so grösser ist, wenigstens in manchen Gegenden, die Zahl der Besserungsbedürftigen sowie der Schwachsinnigen, der nicht-idiotisch Stumpfsinnigen und abnorm Beschränkten, welche der Volksschule übergeben und überlassen werden, und mit deren hemmender und störender Anwesenheit sie zu kämpfen hat, ohne dass selbst bei günstigeren Voraussetzungen, als sie durchweg vorhanden sind, an eine Besserung der hemmenden und störenden Individuen zu denken wäre. Wenn auch die am entschiedensten Entarteten entweder im älterlichen Hause zurückgehalten werden oder in Anstalten kommen, so bleiben doch von den Besserungsbedürftigen Kategorien zurück, deren Einfluss ein höchst schädlicher ist, wie die Ona-

nisten, die Näscher und Kleindiebe, die schadenfrohen Unruhstifter, während jene Kategorien, die eine Annäherung an die Idiotie darstellen, um so lästiger sind, als der Lehrer nicht umhin kann, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Dass die Ausscheidung leichter vor sich gehen würde, wenn verschiedene Classen oder Arten der Besserungsanstalten und der Anstalten für Idiotische vorhanden wären, ist möglich und sogar wahrscheinlich; wir glauben indessen, dass eine Theilung der Arbeit vorläufig nicht im Interesse des heilpädagogischen Fortschrittes wäre und begnügen uns daher, die Vermehrung und Ausdehnung der Besserungs- und Idiotenanstalten auf der einen, die Füllung der Volksschule auf der andern Seite zu befürworten. Die Unterscheidung der Idiotischen insbesondere hat grosse Schwierigkeiten, und wenn manche Unternehmer die mildeste Bezeichnung für ihre Anstalten wählen, so glauben wir, dass sie entweder trotz oder auch wegen des „Schildes" eigentliche Idioten verschiedener Art erhalten und behalten, oder, falls sie die eigentlichen Idioten abweisen und nachträglich ausscheiden wollen, immerhin einem Bedürfniss dienen mögen, aber vermöge der Scheu, sich mit den schwierigen Fällen einzulassen, auf die belangvollere, wenn auch nicht unmittelbar lohnende Wirksamkeit verzichten. Wir werden indessen trotzdem gegen die Theilung der Arbeit auf diesem Gebiete, da sie nicht ohne Vortheil ist, nicht unnachgiebig eifern, sofern sie als das einzige Mittel erscheint, um die Zahl der Anstalten dem Bedürfniss einigermaassen entsprechend zu vermehren.

Was die Noth- und Hülfsanstalten, die Waisenhäuser, die Armen- und Arbeitsschulen anbetrifft, so können wir die Ausscheidung der auf Verdienst angewiesenen Armenkinder nur als eine vorübergehende Nothwendigkeit und den Vortheil, den sie gewährt, nur als einen bedingten anerkennen. Denn wenn sie stattfindet, während sich gleichzeitig die höheren Stände, indem sie ihre Kinder in Privatanstalten und „höhere" Schulen bringen, von der Volksschule zurückziehen, so schrumpfen diese letztern bis zum Verschwinden zusammen, wohin es in der That hier und dort schon gekommen ist; bleibt

aber der Mittelstand, der in grösseren und kleineren Städten und wieder in Dörfern ein anderer ist, der Volksschule „treu", so ist dies nicht selten nur eine Folge der Ausscheidung der Armen oder diese die Bedingung des Verharrens, das einen Sieg des Classenhochmuthes und des Vorurtheils bezeichnet, jedenfalls aber ist diejenige „Erleichterung", welche für die allgemeine Schule durch die Ausscheidung der Armenkinder bewirkt wird, keine Erleichterung, sondern eine Ersparung des Fortschrittes: das Umgehen einer Aufgabe, welche durch die Noth bedingt ist, deren Lösung aber zu der im idealen Sinne nothwendigen Neugestaltung der Volksschule führen würde. Wenn wir daher dennoch in der Einrichtung von Armen- und Arbeitsschulen einen bedingungsweisen Vortheil sehen, so haben wir erstens das nächste Bedürfniss der Armenkinder, selbst zu erwerben, was leider vorhanden ist und den Besuch der allgemeinen Schule zu einem sehr unterbrochenen und wenig förderlichen macht, zweitens die Möglichkeit im Auge, dass die Armen- und Arbeitsschulen in gewisser Beziehung zu Musterschulen für die allgemeine Schule werden, wie wir dies schon im ersten Cyclus unserer Vorträge ausgesprochen und auseinandergesetzt haben. Sehen wir aber die Nothwendigkeit der Arbeitsschulen als eine vorübergehende an, so bleibt nur das Waisenhaus als die unbedingt nothwendige Nothanstalt übrig, oder ist die Nothanstalt schlechthin, wird aber, wenn sie dies geworden und um es zu werden, einer wesentlichen Ausdehnung bedürfen, d. h. auch diejenigen Kinder, welche mehr als familienlos sind, weil sie in ihrer Familie dem Verkommen oder der Verderbniss entgegengehen, aufnehmen müssen.

Alle heilpädagogischen Anstalten — und auch die Nothanstalt, von der wir eben gesprochen, das Waisenhaus — können sich im Unterschiede von der öffentlichen Schule nicht auf die Thätigkeitsregelung beschränken, sondern müssen, um ihrer Aufgabe zu genügen, das Leben ihrer Zöglinge schlechthin regeln, folglich, sofern sie es mit abnormen Zuständen zu thun haben, auch durch die Bestimmtheit der Diät wirken. Dies gilt von den Blinden- und Taubstummeninstituten, so

wie von den Besserungsanstalten nicht minder wie von den Anstalten für Gebrechliche und von den Idiotenanstalten. Denn abgesehen davon, dass die „scrophulöse“ Körperbeschaffenheit bei Blinden und Tauben theils als angeborene, theils als anerzogene häufig ist, bedingt der Zustand selbst bei den Blinden eine mangelhafte Bewegung und eine Vorherrschaft des Innengefühls, in der auch die Neigung zur Onanie wurzelt, bei den Tauben eine einseitige und stetige Spannung nach aussen und mit ihr eine Unruhe, die, wo sie mit der Reflexion auf die Tendenzen und Absichten der Andern zusammentritt, eine ungewöhnliche Reizbarkeit bezüglich der reagirenden Gefühle einschliesst; um aber diesen Zuständen und ihren Folgen entgegenzuwirken, muss auch die Diät im engeren Sinne, die Ernährungsweise mit Einschluss der Hautpflege, des Bades und des Luftgenusses zweckgemäss bestimmt werden. Bei den Besserungsbedürftigen sind zum grossen Theile verschiedenartige constitutionelle Übel, sowohl angeborene wie erworbene vorhanden, auf welche nothwendig Rücksicht genommen werden muss, was bei ihnen eben wegen der Verschiedenartigkeit des Zustandes schwieriger ist, wie bei den Blinden oder den Tauben; ausserdem aber gibt die Diät, wie wir früher auseinandergesetzt, bei der normalen Erziehung ein Mittel der sittlichen Bildung, bei der Erziehung entarteter Kinder ein Mittel der Besserung ab, welches von den Besserungsanstalten, was die zeitweilige Beschränkung bestimmter Erholungen und Genüsse, sowie die Steigerung diätetischer Akte, z. B. des Badens anbetrifft, noch eingreifender wie von den Idiotenanstalten benutzt werden kann, weil einestheils die Constitution der Besserungsbedürftigen durchweg kräftiger ist wie die der Idioten, anderntheils bei ihnen die Reflexion auf den eigenen Zustand hervorgerufen werden kann und muss, was bei den Idioten in weit geringerem Maasse möglich und erlaubt ist. Es kommt aber darauf an, das dies in der rechten Weise geschieht, während die diätetischen Beschränkungen, Entziehungen und Steigerungen den Zustand in der That angemessene, in gesundheitlicher Beziehung nicht schädliche, sondern nützliche sind. Nach unserer Ansicht entspricht es dem

Besserungsbedürfnisse bei den Besserungsbedürftigen, den Begriff der leiblichen und sittlichen Gesundheit zu verknüpfen und in dieser Einheit zu einem wirksamen, die Reflexion beherrschenden zu machen, was bei gesunden Kindern, von denen die Reflexion auf die eigene Zuständlichkeit abgehalten werden muss, nicht erlaubt ist, wie überhaupt die Gesundenerziehung das durch die Abnormität Bedingte zu vermeiden hat. Für den ausgesprochenen Zweck müssen die diätetischen Beschränkungen, Entziehungen und Steigerungen für die Besserungsbedürftigen selbst als durch ihren Gesundheitszustand bedingt motivirt werden, aber immer dann eintreten, wenn sich üble Eigenschaften und Neigungen wie Trägheit, Genäschigkeit, der Onanietrieb, die Widerspenstigkeit auf's Neue oder frappant documentirt haben. Dagegen sind Vergehen, welche bis zu einem gewissen Grade die Freiheit des Willens und das Raffinement voraussetzen und Offenbarungen der rücksichtslosen Selbstsucht, der Missachtung fremder Rechte und der eigentlichen Boshaftigkeit sind, unter den rein sittlichen Gesichtspunkt zu stellen und daher auf andere Weise, entweder durch die Züchtigung oder durch die Entziehung der Gemeinschaftsgenüsse, des Spieles und der Wanderungen etc. zu bestrafen.

Bei den Idioten ist man in beiden Beziehungen weit beschränkter, weil die Strafe möglichst unmittelbar eintreten muss und nicht von langer Dauer sein oder fortgesetzt werden darf. Man hat sich aber desshalb bei den Idioten des Straf- und Besserungsmittels der Beschränkung und Entziehung nicht zu begeben, so weit es eben unmittelbar angewandt werden kann, so wenig wie des Reizmittels der Belohnung, welches auch bei den Besserungsbedürftigen, eben durch die Abnormität bedingt, in einem weiteren Umfange wie bei den Gesunden zulässig ist. Bei diesen muss die Belohnung auf den Preisgewinn bei Wettkämpfen oder Leistungen äusserlicher Art, die eine Art von Wettkampf zulassen, beschränkt bleiben — was darüber hinausgeht, wie die Belohnungen, oder Preise für sittliches Wohlverhalten, für Fleiss, für geistige Productionen, und überhaupt für Leistungen, bei denen

ein Wettkampf nicht stattgefunden hat und stattfinden darf, wirkt entsittlichend —; bei den Besserungsbedürftigen darf man die Belohnung auf den ganzen Umkreis der Leistung ausdehnen, indem man die Zulässigkeit des Wetteifers und Wettkampfes weiter fasst, muss sich aber hüten, für die einfache Enthaltsamkeit oder Pflichterfüllung Belohnungen zu versprechen und zu gewähren, obgleich dies sogar in Gesundenerziehungsanstalten nicht selten geschieht. Die Versprechungen, die man den Idioten macht, müssen solche sein, deren Erfüllung nicht zu weit hinausliegt und man darf mit solchen bei ihnen freigebiger sein wie bei den Besserungsbedürftigen, insofern es darauf ankommt, sie überhaupt zu einem Zusammennehmen des Willens zu vermögen und darin zu üben.

Dass die Thätigkeitsregelung mit der Regelung der Diät zusammengreifen muss und die letztere ohne die erstere eine halbe oder unfruchtbare bleibt, haben wir wiederholt ausgesprochen und nachgewiesen. Soweit das Gebiet der Heilpädagogik berechtigter Weise reicht, ist eine Heilung oder Besserung durch medicinische Mittel und die einfache Diätregelung unmöglich, und umgekehrt reicht das berechtigte Gebiet der Heilpädagogik gerade soweit als diese Unmöglichkeit reicht, wobei es sich natürlich um die umfassende consequent fortgesetzte, nicht um eine vorübergehende Thätigkeitsregelung handelt, welche den Ärzten als solchen zukommt und noch zu wenig benutzt wird. Die Thätigkeiten können aber in den Ernährungsprocess mehr oder weniger vermittelt ein- und mit ihm zusammengreifen, wie sie mehr den Verlauf und die allgemeinen Ergebnisse dieses Processes oder seine besondere Gestaltung beeinflussen können. Handelt es sich darum, den partienweise entarteten oder missgeformten Organismus umzubilden, so müssen offenbar vor Allem die Ernährungsprocesse als solche, die Ausscheidung und Neubildung in der angemessenen Richtung verstärkt oder beschleunigt und sodann überall die Formirung der verhältnissmässig peripherischen Organe, die mit der Stärkung und Entwicklung der verhältnissmässig peripherischen Vermögen stattfindet, zunächst in das Auge gefasst werden.

Mit der organischen Abnormität, die sich in der Schwäche oder Verkehrtheit der Functionen offenbart, ist die Schwäche oder Verkehrung der Ernährung gegeben, wobei sich Ursache und Folge nicht abstract auseinander halten lassen; die Formation und Transformation aber verlangen vor Allem den nöthigen Stoff, also einen angemessenen Stoffwechsel, bei dem es entweder mehr auf das Zurückhalten oder auf den rascheren Umsatz des Stoffes ankommt. Kann aber der Stoffwechsel durch gewisse Thätigkeiten verändert werden, so ist es einerseits zunächst nothwendig, die Möglichkeit der Veränderung zu realisiren, und andrerseits ist die Einwirkung der Thätigkeit auf den Stoffwechsel an sich schon das Hervortreten der die Ernährung bestimmenden Energie. Ferner ist klar, dass zwar die Functionen der peripherischen und centralen Organe in gegenseitiger Abhängigkeit stehen, dass aber jedes Organ um so weniger unmittelbar zur Thätigkeit veranlasst oder gereizt werden kann, je mehr es ein centrales ist, während, je mehr ein Organ den Character des Peripherischen hat, seine Function oder Thätigkeit um so eher und leichter entweder durch äussere Reize und Einwirkungen — die Wirkung auf die Sensibilität und die mechanisch erzwungene Bewegung — oder durch die Erregung des Willens, nämlich desjenigen Willens, der seine Realisirung unmittelbar im Gefolge hat, sobald er nur da ist, hervorgerufen werden kann.

Aus diesen Sätzen, die nur der nothdürftige Ausdruck dessen sind, was wir früher eingehend auseinandergesetzt und begründet haben, ergibt sich, dass für die Umbildung centraler Organe diejenigen Thätigkeiten, welche am unmittelbarsten auf den Stoffwechsel einwirken und die entschiedenste Bethätigung peripherischer Organe sind, das erste und schlechthin unentbehrliche Mittel abgeben. In demselben Maasse, als die centralen Organe schon und zwar normal entwickelt sind, lässt sich auf dieselben allerdings verhältnissmässig unmittelbar einwirken, d. h. der Wille zu einer Bethätigung derselben, die sich nicht unmittelbar oder überhaupt nicht veräussert, anregen, und diese Möglichkeit muss realisirt werden, weil

sie die Möglichkeit, die peripherischen Organe aus functionirenden in thätige zu verwandeln und ihre Thätigkeit zu einer productiven zu machen, einschliesst, folglich die Möglichkeit, die menschliche Individualität zu realisiren, ausdrückt. Wird aber die gegebene Möglichkeit, die Thätigkeit der centralen Organe unmittelbar anzuregen — für welche relativ unmittelbare Anregung die Sprache das gegebene Mittel ist — verfrüht und einseitig, d. h. so realisirt, dass die Umwandlung der functionirenden Organe in thätige und der nothdürftigen Thätigkeiten in productive nicht vermittelt, ja nicht einmal bezweckt wird, so liegt hierin ein Missbrauch der menschlichen „Bestimmbarkeit", der sich durch die Verkümmerung der Individualität rächt, bei welchem also von einer Verwirklichung derselben nicht mehr die Rede sein kann.

Hieraus folgt, dass die Erziehung der normal angelegten Individuen derselben Mittelthätigkeiten bedarf wie die Heilpädagogik, die es mit abnormen Individuen zu thun hat, dass aber, während die erstere, wenn sie dieses Bedürfniss verkennt, immerhin „Erfolge", obgleich nur Erfolge zweideutiger Art erreichen kann, solche in demselben Falle der Heilpädagogik unmöglich sind. Demnach scheint das Bedürfniss im Gebiete der Heilpädagogik auf die Länge nicht verkannt werden zu k ö n n e n; dessenungeachtet aber zeigt die Geschichte derselben eine Reihe von Experimenten, dem Übel durch mechanische und chemische Mittel beizukommen und eine andere, es durch rein „psychische" Mittel, d. h. durch die unmittelbare Einwirkung auf die Intelligenzthätigkeit zu heben.

Hier und da sind auch die Experimente der einen und der anderen Art gleichzeitig gemacht worden wie z. B. von Dr. G u g g e n b ü h l, der ausser der Diätregelung die verschiedensten medicinischen Mittel versuchte und dabei die Seele nicht nur durch plötzliche und starke Sinneneindrücke — den Begriff enger gefasst — aufzurütteln, sondern auch durch die Anschauung grossartiger Naturschauspiele, wie des Sonnenaufgangs, und daran geknüpfte Ausrufe und Hinweise auf den Schöpfer zu entfesseln glaubte. Wir haben schon öfter Veranlassung genommen, uns über Guggenbühl auszusprechen,

und werden es immer als ein grosses Verdienst anerkennen, dass er das allgemeine Interesse für die Kretinen wachgerufen hat, wogegen wir nicht umhin können, die Art, wie er seine Aufgabe angegriffen hat, als eine äusserst haltlose einzugestehen, so wie wir seine Schwäche, durchaus Erfolge zeigen zu wollen, nicht zu entschuldigen unternehmen. Indessen war diese Schwäche durch die des Publikums, durchaus Erfolge und zwar überraschende Erfolge sehen zu wollen, um nicht in seinem Interesse nachzulassen, zum grossen Theile bedingt (*Mundus vult decipi*). Erfolge, wie dieses Publikum sie erwartete und glaubte, wären ein Wunder gewesen, und ein um so grösseres, als Guggenbühl nicht Pädagog ist und die bestehende Pädagogik, bei der er borgen gehen musste, ihm weder die rechten Gesichtspunkte noch die rechten Mittel bot. Eben desshalb ist es voreilig, aus der mit Mühe und Schein verdeckten Erfolglosigkeit der Guggenbühl'schen Bestrebungen den Schluss zu ziehen, wie es beispielsweise auch Stoy (in dem Capitel seiner „Encyclopädie der Pädagogik", das von den Idiotenanstalten handelt) thut, dass diese Bestrebungen „gerichtet" wären und der Kretinismus „nicht heilbar sei". Professor Stoy scheint, wie es nach unsern früheren Bemerkungen auch sonst geschieht, den Kretinismus als die unterste Stufe der Idiotie und als durch eine gründliche Entartung des Organismus bedingt, aufzufassen. Die Erfahrung beweist aber, dass es verschiedene Stufen der kretinischen Entartung gibt, und dass die geistige Schwäche, die sich gleichfalls abstuft, mit der körperlichen Missform und Energielosigkeit keineswegs einfach correspondirt.

Seguin nennt den Kretinismus nicht eine Art, sondern eine Ursache der Idiotie und zwar eine Ursache, welche die Geistesschwäche bedingen kann, was in so fern gewiss richtig ist, als bei der Entartung des ganzen Organismus, welche bei dem Kretinismus eigenthümlich ist, das Gehirn von vornherein mehr oder minder in Mitleidenschaft gezogen erscheint. Indessen gibt dieses Verhältniss und der offenbare Einfluss territorialer Schädlichkeiten das Recht zu einer allgemeinen ätiologischen Eintheilung, zur Unterscheidung der kretini-

schen und nichtkretinischen Idiotie, während wir uns gegen eine specielle ätiologische Eintheilung der Idiotie zu erklären hatten. Wir finden aber, dass innerhalb des Kretinismus nicht nur die verschiedenen Grade der Geistesschwäche, sondern auch die verschiedenen Formen der Idiotie vertreten sind, und zwar in einem gewissen Zusammenhange mit der Abstufung des Übels, was bei der nichtkretinischen Idiotie nicht der Fall ist. Da wir aber hiernach bei dem Kretinismus trotz des ausgesprochenen Grundcharacters, der die Kretinen von den andern Idioten und den nichtkretinischen Schwachsinnigen, Stumpfsinnigen und Beschränkten bestimmt unterscheidet, keineswegs mit einem gleichförmigen und diese oder jene Quantität und Qualität der geistigen Gebrechlichkeit einschliessenden Übel zu thun haben, so würde sich die Unheilbarkeit desselben schlechthin selbst dann nicht behaupten lassen, wenn bis jetzt die Kretinenbehandlung auch nicht die geringsten Besserungserfolge erzielt hätte, was doch keineswegs der Fall ist. Dass der kretinische Organismus niemals in einen normalen und kräftigen Organismus umgewandelt werden kann, versteht sich von selbst, dass er sich aber nicht bis zu einer gewissen Grenze umbilden, bessern und kräftigen lasse, ist nicht bewiesen, wie nicht vorauszusetzen und noch weniger lässt sich behaupten, dass die vorhandenen Kräfte oder verhältnissmässig gesunden Organe keiner Ausbildung fähig seien, welche mit der allgemeinen Aufbesserung der Ernährung der organischen Functionen zusammen eine relative Heilung abgibt.

Haben wir bei den Kretinen wie sich der Grundcharacter des Kretinismus darstellt, eine materielle Entartung des Gehirns anzunehmen, so ist auch diese, sofern wir von der Function auf die Beschaffenheit der Organe schliessen dürfen, selten oder nie eine allgemeine, vielmehr bleiben einzelne Gehirnparthien nicht nur intact, sondern entwickeln auch, so zu sagen das ganze Gehirn vertretend, eine besondere und absonderliche Energie, die eine ähnliche Erscheinung ist, wie die Entwicklung neuer Sinne bei den Blinden und Tauben, obgleich abgesehen davon, dass diese Mangelhaftigkeit hier

eine peripherische, dort eine centrale ist, mit dem Unterschiede, dass sich bei den „Viersinnigen“ der allgemeine Sinn, das Gefühl, in abnormer Weise bestimmt, während bei den Kretinen beschränkte Organe als relativ allgemeine functioniren. Hiernach wird sich auch die Behandlung der Kretinen wie die der Blinden und Tauben zum Gesetz zu machen haben, dass sie die besondere Fähigkeit nicht als solche übertreibt, wohl aber benutzt und verwerthet.

Bei den nichtkretinischen Idioten haben wir die Erscheinung abnorm beschränkter, aber im Contraste zu der allgemeinen Schwäche abnorm entwickelter Fähigkeit nicht, d. h. die abnorm vorwiegenden oder vorentwickelten Fähigkeiten sind bei ihnen weniger beschränkt, aber auch ihre Vorentwickelung oder Vorherrschaft eine geringere. Haben wir also hier eine materielle Entartung anzunehmen, welche die Schwäche oder Abnormität der Functionen fortgesetzt bedingt, wie bei den „Stumpfsinnigen“ und „Melancholischen“, so ist diese entweder eine allgemeine aber weniger hochgradige, wie sie bei den Kretinen vorkommt, oder eine partielle, aber durchgreifend wirksame, indem sie, obgleich an sich keine schlechthin herabgesetzte Qualität ausmachend, die Functionsfähigkeit des ganzen Organs beeinträchtigt, wie bei den Melancholischen. Bei den „Beschränkten“ und „Narrenhaften“ nehmen wir eine fortdauernd wirksame partielle Entartung überhaupt nicht an, sondern eine irgend wie, also durch ganz oder theilweise abgelaufene Processe, deren Resultate Mängel oder Hemmungen sind und sich mehr oder weniger, jedoch vorübergehend fühlbar machen können, bedingtes Missverhältniss der Organe und ihrer Functionen. Hemmungen und Störungen des allgemeinen Ernährungsprocesses sowie der Functionen peripherischer Organe fehlen auch bei den nichtkretinischen Idioten niemals, sie sind aber nicht so durchgreifender Art wie bei den Kretinen und erscheinen wesentlich als „secundäre“ Leiden, während bei den Kretinen die Entartung des Gehirns mit der Entbindung und Überwucherung der plastischen Nervosität, deren Wirksamkeit normaler Weise vom Gehirn regulirt wird, gegeben erscheint.

Aus dieser früher weiter ausgeführten Auffassung, welche an sich nur der versuchsweise Ausdruck dessen ist, was die thatsächlichen, der Beobachtung immer wieder entgegentretenden Unterschiede des idiotischen Zustandes, also die Formen der Idiotie begründet, ergibt sich, was wir gleichfalls als Thatsache auszusprechen haben, dass jede Form der Idiotie in den verschiedensten Graden vorkommt, für die Heilmethode aber, dass die allmählige Umbildung, deren Möglichkeit eine abgegrenzte bleibt und nicht nur eine geraume Zeitdauer günstiger Einwirkungen, sondern auch die noch vorhandene Entwicklungstendenz des Organismus zu Vorbedingungen hat, weder durch chemische und mechanische Beeinflussungen des Ernährungsprozesses noch durch die Versuche, die geistigen Fähigkeiten durch Übungen zu stärken, welche eine isolirte Bethätigung derselben fordern, herbeigeführt werden kann. Der wohlthätige Einfluss mechanischer und chemischer Mittel (der durchaus nicht geläugnet und umgangen werden soll, wie wir denn den wohlthätigen Einfluss der „Reibungen“ und „Knetungen“ fortgesetzt erproben) verschwindet, wenn er nicht zur Steigerung der Aktivität verwerthet wird; hinsichtlich der Übungen aber, die man mit Idioten anstellen will, gilt erstens, dass man sie nicht zwingen kann zu leisten, wozu sie unvermögend sind, und der Versuch dazu nachtheilig wirkt, und zweitens, dass man zwar bei Vielen und in gewisser Art bei Allen den Widerwillen, das zu thun, was sie thun können, überwinden muss, dass man aber damit Nichts erreicht, wenn die Thätigkeit nicht zum Bedürfniss wird, was sie nur durch ihre zum Gefühl kommenden wohlthätigen Wirkungen werden kann.

Beide Sätze sind allerdings allgemein pädagogischer Natur; sie gelten für die Gesunden- wie für die Krankenerziehung: aber erstens lassen sich bei abnormen Individuen keine Voraussetzungen hinsichtlich der Entwicklung der Vermögen machen, wie es bei normalen, so lange sie dafür gelten sollen, geschehen kann und muss, ihr Zustand bedarf also einer eingehenden Untersuchung und Beobachtung, zweitens sind bei ihnen in vielen Fällen stärkere Einwirkungen wie bei

den Gesunden nothwendig, während doch Missgriffe in der Behandlung gefährlicher sind, weil das natürliche Vermögen der Reaction und Ausgleichung fehlt, drittens ist bei der normal angelegten Individualität das Zusammenwirken der Organe, falls es nicht die Erziehung selbst verfrüht und störend aufgehoben und dadurch das Individuum zu einem abnormen gemacht hat, ein gegebenes und lässt sich, obgleich der Erziehungszweck auf einer gewissen Stufe relativ einseitige Übungen der Thätigkeit, also eine relative Isolirung der Organe verlangt, verhältnissmässig leicht wieder herstellen, wie es fortgesetzt wieder hergestellt werden muss, während dasselbe Zusammenwirken bei dem abnormen Individuum gehemmt und durchbrochen ist, so dass die abgesonderte Übung der Organe eine nothbedingte ist, wobei die Ermöglichung ihres Zusammenwirkens Zweck sein muss. Hieraus ergibt sich, dass die Behandlung abnormer Individuen sich weit mehr individualisiren muss als es die Behandlung normaler darf, dass die Mittel der Gesundenerziehung bei der Erziehung der Kranken wesentlich zu modificiren sind und dass es insbesondere darauf ankommt, die nothbedingte isolirte Bethätigung als solche zu erkennen, eben desshalb aber jede Thätigkeit so weit es möglich ist, zu einer allgemeinen, also zu einem Zusammenwirken verschiedener Vermögen zu machen.

Das „Eingehen auf die Individualität" — welches als übertriebenes normale Individuen zu abnormen macht — kann allerdings, wie hiermit schon ausgesprochen, auch bei abnormen Individuen oder Patienten zu weit getrieben werden, und in diesen Fehler ist nach unserer Ansicht der Franzose Seguin nach der von ihm gegebenen Darstellung seiner „Curen", so viele Erfolge er damit gehabt hat, verfallen. Beispielsweise beschäftigt er sich stundenlang mit demselben Pfleglinge und zwar nicht nur, um seine Thätigkeit zu bestimmen, sondern auch um ihn zu einem durchaus passiven Verhalten zu nöthigen, und erfindet für jeden Pflegling eigene Apparate zu Bewegungsübungen und Beschäftigungen. Wir sehen davon ab, dass dieses Verfahren ausserordentlich viel Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, weil davon zunächst abgesehen

werden muss; offenbar aber liegt darin die Gefahr, dass der Übergang zu der relativ normalen Bethätigung unnöthiger und daher schädlicher Weise hinausgeschoben wird, weil das besondere Mittel auf die Überwindung von Schwächen und Unbehülflichkeiten berechnet sein kann, die für sich nicht zu überwinden sind, und weil das Verfahren den Pflegling isolirt, also die gemeinsame Thätigkeit, welche, auch wenn sie noch eine uneigentliche, ein Nebeneinanderspielen und Nebeneinanderarbeiten ist, wenigstens den Erzieher zu einer stetigen Vergleichung veranlasst und nicht ohne gegenseitige Anregung der Pfleglinge bleibt, als eigentliche aber, als Miteinanderspielen und Arbeiten, eine relativ normale Bethätigung ist, ausschliesst. Der Erzieher begibt sich also, wenn er die individualisirende Behandlung so weit treibt, dass er dazu den Zögling isoliren muss, — wozu Anfänger in der Idiotenerziehung zuweilen grosse Neigung haben — eines wesentlichen Mittels, um die Normalität der Bethätigung als relative d. h. so weit sie eben möglich ist, fortgesetzt darzustellen und demnach fortgesetzt herzustellen. Damit aber, dass Seguin von diesem Mittel in der That absieht, hängt zusammen, dass er die Nothwendigkeit des „gesunden Elementes“ zur heilenden Erziehung der Idioten nicht erkennt und anerkennt. Das ist auch der Grund, wesshalb die von ihm einem Nachfolger, Vallée, zurückgelassene Anstalt — Seguin selbst ist im Jahre 1846 nach Amerika ausgewandert — eines ausserordentlich grossen Lehrer- und Wärterpersonals (auf zwanzig Idiotenkinder vierzehn Hülfskräfte) bedarf: denn es ist klar, dass sich dieses Personal bei dem Vorhandensein des Gesundenelementes und bei gemeinsamen Spielen und Arbeiten sowie Wanderungen, durch welche dasselbe fruchtbar und die gesunden Zöglinge zu Erziehern der Kranken gemacht werden, verhältnissmässig vermindern muss, so dass also der grössere Aufwand keineswegs den grössern Erfolg sichert, sondern umgekehrt die Möglichkeit des geringeren Aufwandes für die Anwendung der rechten Mittel spricht, was natürlich *cum grano salis* verstanden sein will.

Die Idiotenerziehung bedarf wie die Gesundenerziehung

modificirbarer allgemeiner Mittel; und zwar sind ihre allgemeinen Mittel die im engeren Sinne pädagogischen Modificationen der Erziehungs- und Bildungsmittel, welcher die allgemeine Erziehung hat oder haben muss. Wir sind daher in unsern letzten Vorträgen von den Mitteln, welche die Gesundenerziehung bedarf, ausgegangen, um punktweise die Modificationen zu bezeichnen, welche für die Erziehung der Idioten nothwendig sind. Der Unterschied in der Anwendung dieser durchgängig modificirten Mittel, den die verschiedenen Grade und Formen der Idiotie und weiterhin die individuelle Eigenheit bedingen, ist allerdings bedeutender als die Verschiedenartigkeit der Behandlung, welche die Gesundenerziehung zulässt, ihn aber praktisch zu machen, ist Sache des praktischen pädagogischen Taktes, der sich nicht lehren und nur mittelbar, nämlich durch die fortschreitende Erkenntniss dessen, was die Erziehung überhaupt bezwecken kann und muss, auf der einen, der möglichen idiotischen Zustände auf der andern Seite, erhöhen, d. h. zu einer erweiterten und freieren Bethätigung bringen lässt. Der praktische Takt empfängt seine Ziele und seine allgemeinen Mittel; er ist aber erfinderisch in der Anwendung des Gegebenen, indem er sich durch das unmittelbare Bedürfniss, wie es sich aus der stetigen Beobachtung der gegebenen Zustände ergibt, bestimmen lässt. Daher bedingt der praktische Takt immer Erfolge, sie sind aber um so beschränkter, nicht was ihre Vielheit oder Wiederholung, sondern was ihren jedesmaligen Werth betrifft, je beschränkter die theoretische Umsicht und Einsicht sind, die allerdings für sich, d. h. bei dem Mangel des praktischen Taktes so gut wie keine Erfolge zu erzielen vermögen. Dabei kann aber eine Ergänzung durch das Zusammenwirken verschiedener Kräfte stattfinden, und auch von diesem Gesichtspunkte aus ist die grössere Anstalt im Vortheil gegen die kleinere.

Kleine Anstalten, an denen ein Zusammenwirken verschieden und zwar ungewöhnlich begabter Persönlichkeiten nicht mehr stattfinden kann, verlangen eine ausserordentliche Hingebung und eine ausserordentliche Vereinigung ungewöhn-

licher Eigenschaften bei denjenigen, welche ihre Wirksamkeit vertreten, wenn die Erfolge nicht ganz beschränkte, ihre Leistungen für den allgemeinen Fortschritt ganz belanglose sein sollen. Was die kleinen Anstalten bei Vielen empfiehlt, ist ihre grössere Familienähnlichkeit, ein Vorzug, den man auch bezüglich der übrigen Heil- und Hülfsanstalten insbesondere der Besserungs- und der Waisenhäuser festhalten oder gewinnen möchte. Daher die Bevorzugung der Unterbringung in Familien, und da diese in vielen Fällen offenbar unmöglich oder unrathsam ist, die theilweise durchgeführten Vorschläge, statt der Anstalten „Colonien" von abgesonderten „Familienhäusern" mit Hausvätern und Hausmüttern einzurichten. Wir haben uns über diesen Punkt hier und da schon ausgesprochen und kommen hier darauf zurück, da der Fortschritt der Heil- und Hülfspädagogik wesentlich davon abhängt, ob sich das eine oder das andere „System", das der „Anstalten" oder das der „Familienhäuser" vorherrschend geltend macht.

Nach unserer Ansicht sucht man sich zunächst durch die Unterbringung der Heil- und Hülfsbedürftigen in Familien, und sodann auch durch die Einrichtung von Familienhäusern den entschiedenen Forschritt in der Lösung der betreffenden pädagogischen und socialen Aufgaben zu ersparen. Die Familie wirkt erziehlich durch ihre Existenz, und auf ihre unmittelbare Wirksamkeit möchte man sich verlassen, also zunächst für diejenigen, welche in ihren Familien verkommen, bessere Familien suchen, oder, wenn es sich als unmöglich erweist, solche in irgend genügender Zahl zu finden — man müsste denn damit zufrieden sein, sich der weiteren Verantwortlichkeit für die Heil- und Hülfsbedürftigen entledigt und sie überhaupt untergebracht, damit aber das Übel so zu sagen versteckt zu haben — solche Familien zu constituiren. Aber die Constitution von Familien ist nicht nur eine Halbheit, sondern ein Widerspruch in sich. Familien lassen sich nicht machen, sie müssen natürlich erwachsen und wo die Familie fehlt, lässt sie sich durch eine künstliche Nachahmung am allerwenigsten ersetzen.

Dagegen haben grössere Erziehungsgemeinschaften an und

für sich ihre Berechtigung — die öffentlichen Schulen sind kein Nothbehelf, sondern eine gesellschaftliche Institution, welche durch die allgemeine Vollkommenheit der Familienerziehung, wenn diese denkbar wäre, nicht ersetzt werden könnte — und sie lassen sich organisiren, entsprechen aber ihrer Bestimmung so lange nicht, als es keine Erziehungsanstalten, also Lebensgemeinschaften, sondern blosse Unterrichtsanstalten sind. Dies gilt von den Schulen oder Instituten für Gesunde und im Genuss des Familienlebens Verbleibende, wie für die Institute, welche diejenigen aufnehmen, die der Familienerziehung entbehren oder ihren Familien entzogen werden müssen; nur mit dem Unterschiede, dass die letzteren auch den Existenzboden abzugeben und die „Ernährung" zu vermitteln haben, was die ersteren den Familien überlassen und allein überlassen dürfen. Ob die grössere Erziehungsgemeinschaft, welche den Character der Schule in allen Fällen hat — denn die Schule ist eine relative Nothwendigkeit für Alle — die Familienexistenz und Familienerziehung zu „ersetzen" vermag, kommt eigentlich gar nicht in Frage; denn für die, welchen sie fehlt, „ersetzt" sie die gemachte, die kleine Gemeinschaft, die nicht zugleich Schule sein kann, so wenig wie die grössere, welche Schule sein kann und ist. Wo die Familie nicht ist, muss man auf sie resigniren, und jedenfalls bietet die grössere Erziehungsgemeinschaft Vortheile, nicht nur für die Bildung, sondern auch für die Ernährung und Pflege, welche die gemachte und selbst die natürliche Familie wenigstens in vielen Fällen nicht bietet. Indessen darf und muss man auch sagen, dass die Gesellschaft nicht nur in den Familien ihre concrete Basis hat oder als normale haben soll, und dass es unter den relativ gesunden Individuen sowohl solche gibt, welche nach einem weiteren Existenzboden, wie ihn die Familie gewährt, frühzeitig verlangen, ohne desshalb unsittliche Naturen zu sein, wie solche, die an dem Familienboden haften und die Entwurzelung nicht vertragen können. Ebenso gibt es Familien, die sich möglichst abschliessen und solche, die sich möglichst zu erweitern streben, und die Verbindung verschiedener Familien zu gewissen

Zwecken ist vielleicht eine Form concreter Gemeinschaftsexistenz, die in der Zukunft eine grössere Ausdehnung und Bedeutung gewinnen wird, als sie gegenwärtig hat. Aber die Erweiterung und Vereinigung der Familien muss sich von selbst machen, und die Gesellschaft darf ihre Aufgaben nicht einem Factor anvertrauen, der noch nicht vorhanden ist, um so weniger, als die Organisation, wo sie bei der Natur ihres Zweckes möglich und nothwendig ist, das Wachsthum von innen heraus, das lebendige Werden und die Naturgemässheit der gemeinsamen Existenz keineswegs ausschliesst. Wir sind hiernach für die Einrichtung grösserer Anstalten für die Heil- und Hülfsbedürftigen, die wir hier zunächst zu berücksichtigen haben, aus Zweckmässigkeits- und aus prinzipiellen Gründen, die mit dem eben Gesagten genügend angedeutet sind. Familien, die sich zu erzieherischen Gemeinschaften zu erweitern befähigt sind, gibt es ausnahmsweise, und es fällt uns nicht ein, diese Ausnahmen theoretisch und praktisch negiren zu wollen. Wir erklären uns nur gegen das Nachmachen von Familien, das aus einer einseitigen und äusserlichen Auffassung der Unersetzlichkeit der Familie hervorgegangen ist und hervorgeht.

Was bei den Heil- und Hülfsbedürftigen die Hauptsache ist, das möglichst directe und genaue Zusammengreifen der diätetischen und im engeren Sinne pädagogischen Behandlung, ist durchgängig nur von Anstalten und zwar um so eher zu erwarten, je grösser sie sind, natürlich *caeteris paribus* oder doch vorausgesetzt, dass sich nicht hier eine ungewöhnliche Unfähigkeit findet, während dort eine ungewöhnliche Fähigkeit waltet. Allerdings kann sich auch eine einzelne Anstalt zu weit ausdehnen — was beispielsweise dann eintritt, wenn die gemeinschaftlichen Erholungen unmöglich werden, und die Mitarbeiter besondere Gruppen, die mit einander nur in zufällige Berührung kommen, bilden können — indessen ist bei der Concurrenz, die sich nicht nur die Privatunternehmer, sondern auch Wohlthätigkeitsvereine, indem sie „selbständig" schaffen wollen, und die Gemeinden und grösseren politischen Gesammtheiten machen, um das locale Bedürfniss zu befriedigen und nicht hinter einander zurück zu bleiben, eine weite

Ausdehnung einzelner Anstalten kaum zu fürchten. Die Concurrenz, von der wir sprechen, ist allerdings an sich noch viel schwächer als zu wünschen wäre, für ihre der Centralisation sich entgegensetzende Wirkung aber ist ihre Schwäche und Stärke, insofern diese von der Schwäche und Stärke der Hülfetendenz abhängt, gleichgültig. Wir werden genug kleine Anstalten behalten, auch wenn die Zahl der Anstalten überhaupt sich vermehrt, oder dann solche noch mehr als jetzt bekommen. Um so nöthiger aber ist es jetzt und wird es später sein, dass die verschiedenen Anstalten zu einander in ein wirkliches Verhältniss treten und ihren gegenseitigen Mittheilungen — wie wir es schon früher verlangt — eine bestimmte Form geben, um zu einer gemeinsamen Fortarbeit zu gelangen. Zur Einleitung hierzu wären ausser einer „heilpädagogischen Zeitschrift" Conferenzen ein geeignetes Mittel, und dem Vorschlage, den der an Vorschlägen reiche Dr. Dürre in Weinheim gemacht hat, bei der „allgemeinen deutschen Lehrerversammlung eine „Section für die Erziehung der Idioten und Viersinnigen" einzurichten, können wir nur beistimmen. Ein Punkt, über den man sich unter Anderen verständigen müsste, wäre die Einrichtung von „Anthropologischen Tagebüchern", in welche die so vielfach wechselnden, oft sehr überraschenden Veränderungen im Zustande der Idioten genau anzugeben, die möglichen Ursachen solcher Veränderungen, die Luft- und Wetterveränderung zu berücksichtigen und die Einflüsse dieses und jenes Heil- und Bildungsmittels, wo sie frappant hervortreten, angemerkt werden müssten.

In Deutschland dürfen wir — andern Ländern gegenüber — über den Mangel an Anstalten für die Heil- und Hülfsbedürftigen nicht klagen, obgleich an sich dieser Anstalten viel zu wenig sind, da sich bei uns der Staat oder die vielen Staaten, die wir „besitzen", fast überall für verpflichtet gehalten haben, das Nothdürftigste zu thun, und sowohl von ihnen wie von Wohlthätigkeitsvereinen und Privatunternehmern die „Form der Anstalt" gewählt worden ist, wobei die Wahl bis auf die neueste Zeit eigentlich nur zwischen Unterbringung in Familien und Anstalt, also zwischen

der organisirenden und der bloss gewährenden Hülfe schwankte, wo ein solches Schwanken überhaupt möglich war. Denn die Idee der „Colonien“ oder wie man die Sache sonst nennt, mit kleinen „Familienhäusern“ hat sich erst in der Gegenwart bezüglich der Waisenerziehung, der Rettung Verwahrloster und endlich auch der Idiotenerziehung geltend gemacht. Wenn diese Idee, was die Idioten anbetrifft, vorzugsweise von einzelnen Ärzten, welche sich mit der Idiotenbehandlung befasst haben und an keine andere als an eine ärztliche Leitung denken mögen, vertreten wird, so hängt dies mit dem letzteren Umstande und mit der Ansicht, dass die pädagogische Einwirkung bei den Idioten an sich eine untergeordnete sei und es auch praktisch bleiben müsse, genau zusammen. Sonst scheint uns die Reaction gegen das Anstaltswesen wenigstens theilweise aus der Reaction gegen den Bureaukratismus, welche sich mit einer halben, schwachen und furchtsamen Tendenz zur associativen Hülfe — sei es Selbsthülfe oder Wohlthätigkeit — verbindet, hervorzugehen. Man fürchtet sich „unwillkürlich“ dem Bureaukratismus von neuem zu verfallen oder zu socialistischen Bestrebungen übergeführt zu werden, und will daher auf dem Boden der Familie durchaus stehen bleiben. Übrigens sind die Privatunternehmungen auf dem Gebiete der Heilpädagogik durchweg über einen kleinen Umfang der betreffenden Anstalten nicht hinausgekommen. Sie sind finanziell betrachtet nicht lohnend, können also zu einer grossen Capitalanlage nicht reizen und ergeben nicht die Mittel zu einer allmähligen Ausdehnung. Die grossen Anstalten, von den Rettungshäusern abgesehen, sind Staatsanstalten, und wenn einzelne Unternehmer mehr zum „Fortschritt der Heilpädagogik beigetragen haben sollten als die Staatsanstalten, so kann das nur in einer besonderen Befähigung dieser Unternehmer und an einer unglücklichen Wahl der Anstaltsleiter von staatlicher Seite begründet sein, weil eben die grossen Anstalten bei gleicher Befähigung der Leiter praktisch mehr leisten können und theoretisch ein reicheres „Beobachtungsmaterial“ bieten, das freilich oft nicht so gut verwerthet wird, wie das kleinerer Anstalten.

Wir haben früher die in Deutschland bestehenden Idiotenanstalten erwähnt und ihre Zahl ist gross genug, um als ein Anfang zu gelten, der nicht wieder verschwinden kann, sondern sich ausdehnen und entwickeln muss, so langsam es auch geschehen mag. In Ländern, die noch keine staatlichen Idiotenanstalten haben, obgleich das Bedürfniss in ihnen nicht geringer als in andern, ja besonders dringend ist, wie in dem kretinenreichen Österreich, beschäftigt man sich wenigstens mit „Vorbereitungen" wie in Österreich seit Jahren auf Veranlassung des Staatsministeriums und unter Leitung der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien Ermittelungen angestellt und Berichte aus der ganzen Monarchie eingefordert wurden. Auf diese Weise wird wenigstens wie durch manche „Conferenzen" ein „schätzbares Material" gewonnen, und es ist nur Schade, dass man das Referat darüber Männern übertragen hat, die allerdings — wie die Professoren Rokitansky und Skoda — in der Wissenschaft einen hohen Rang einnehmen und in ihrem Fach „Autoritäten" sind, aber sich mit der Idiotenfrage nicht speciell beschäftigt, ein besonderes Interesse für dieselbe niemals dargethan, und das „Centner schwere" aufgespeicherte Material durchzustudiren schwerlich Zeit und Neigung haben. Das der k. k. Akademie jüngst von Professor Skoda gegebene Referat hat weder bei dieser hohen Körperschaft noch in der Öffentlichkeit befriedigt und konnte es nicht, indem sich der ganze Bericht nur in allgemein bekannten Sätzen bewegte und ohne eigentliche Begründung zu dem „zeitgemässen" Trugschlusse gelangte, dass „staatliche Kretinenanstalten nicht zu befürworten seien". Übrigens ist das k. k. Staatsministerium im Begriffe Beschlüsse zur bessern Verwerthung des „Materials" zu fassen.

Wir würden, wie wir schon früher bemerkt, die Verzögerung des praktischen Vorgehens der österreichischen Regierung nicht tadeln können, wenn der ernste Wille zu umfassenden und durchgreifenden Maassnahmen vorhanden ist, obgleich die theoretischen Ermittelungen niemals genügend erscheinen werden, wenn nicht praktische Erfahrungen hinzugekommen sind und das praktische Vorgehen überhaupt nicht

von dem Abschluss theoretischer Erforschungen abhängig gemacht werden kann. Wenn es sich um einen Plan zu umfassenden und consequenten Maassnahmen handelt, so ist es unläugbar nothwendig, die Ausdehnung des Übels zu kennen, über die hauptsächlichen Ursachen desselben ein Urtheil gewonnen, die Mittel und Kräfte, welche sowohl für die prophylaktische Thätigkeit wie für die Besserungsversuche zu Gebote stehen, berechnet zu haben und ausserdem mindestens vortheilhaft auf anderwärts gemachten Erfahrungen bezüglich der Einrichtung von Anstalten etc. fussen zu können. Wenn jedoch neben der Ermittelung des Umfangs, in welchem das Übel vorhanden ist und seiner Ursachen nicht sofort auch die Ermittelung der zu seiner Bekämpfung vorhandenen Mittel und Kräfte in das Auge gefasst wird, und wenn die auswärts gemachten Erfolge ausdrücklich abgewartet, die zu treffenden Einrichtungen nachgeahmt werden sollen, so stellt dies den entschiedenen Willen zu dem nothwendigen „friedlichen Kriege" gegen das wachsende Übel in Frage. Dass unmittelbar, nämlich für die Besserung der Heilbedürftigen Etwas erreicht werden kann, ist unzweifelhaft, dass es prophylaktische Maassnahmen, die das Übel einzudämmen und abzuschwächen geeignet sind, geben muss, unterliegt ebenso wenig einem Zweifel, und endlich ist die Erwartung durchaus berechtigt, dass die einmal angegriffene und eingeleitete Heilpraxis fortgesetzt Gesichtspunkte für die Bestimmung der prophylaktischen Wirksamkeit, deren allgemein gefasste Aufgabe die Culturförderung, also die Beseitigung socialer Missstände, die Entwicklung der Arbeitskraft und vor Allem die Verbesserung und Hebung des Erziehungswesens ist, abgeben wird. Diese dreifache Überzeugung genügt, um zu einem positiven Vorgehen, welches vor Allem die Errichtung von Heil- und Erziehungsanstalten fordert, zu berechtigen und zu verpflichten, trotz aller Einwendungen, welche von verschiedenen Standpunkten aus gemacht worden sind und fernerhin gemacht werden mögen, um den nothwendigen Aufwand als einen zweifelhaft angelegten oder entschieden unergiebigen zu characterisiren.

Auf die Prophylaxis zu verweisen, ohne das Übel unmittelbar angreifen zu wollen, ist nach unsern früheren Auseinandersetzungen nur eine Form des Laisser-faire-Prinzips, das sich zuweilen den Schein eines umfassenden Willens zu geben sucht und sich nicht blos in der Negation der Staatswirksamkeit, sondern auch in der Art äussert, wie diese in Anspruch genommen wird. In Bezug hierauf mag zum Behuf einer ganz kurzen Entgegnung der „blendende" Schluss, den Damerow seiner Broschüre: „Zur Kretinen- und Idioten-Frage", (welche Disselhofs Anklage Preussens in Bezug auf die Idiotenerziehung zurückweisen, und Preussens Nichtsthun rechtfertigen soll —) gibt, nachdem er unmittelbar vorher den Satz aufgestellt hat, dass „Landstriche, welche am endemischen und sporadischen Idiotismus noch sehr reich sind, sehr arm sind an Cultur und Civilisation und mehr oder weniger in physischer, religiöser, intellectueller Dumpfheit leben" — einen Satz, über den wir uns früher zur Genüge ausgesprochen haben und den Damerow noch mit einigen „Beziehungen", versteckten und doch unzweideutigen Fingerzeigen versieht. Die Schlussworte lauten:

„Nicht die Menge und Mannichfaltigkeit von Strahlen, sondern ihre Vereinigung im Focus zündet. Der Focus, in welchem alle Strahlen des Gedankens und Wortes über Verhütung und Ausrottung des Kretinismus sich zum Handeln vereinigen sollen, ja allein können, ist die Regierung. Ihre Zündkraft ist der unbedingte Wille der Erziehung und Bildung des Volkes von Grund aus. Wo diese Sonne des Geistes allgegenwärtig im Staate sein, d. h. bis in die untersten Schichten des Volkes, in die entlegensten dunkeln isolirten Thäler hinein scheinen möchte, da wird der Kretinismus und Idiotismus nicht nur allmählig abnehmen, mildere Formen annehmen, sondern eine solche Regierung wird, wenn sie zugleich erleuchtet ist über das, was Noth thut zur Verhütung und Ausrottung des Kretinismus und Idiotismus, die von der Wissenschaft und Erfahrung bewährten allgemeinen und besondern Maassregeln in's Werk zu setzen beginnen und dann — aller Anfang ist schwer — auch vollenden. Die

Gegenwart, von der Vergangenheit befruchtet, gebiert die Zukunft.“

Das klingt sehr schön und könnte oberflächlich betrachtet, auf das, was wir geltend gemacht und verlangt haben, hinauszulaufen scheinen. Der einfache aber wichtige Unterschied ist, dass nach Damerow, wie aus seiner Broschüre, aber auch aus den angeführten Worten an sich hervorgeht, der Staat die Errichtung von Anstalten — die er mehr als Asyle wie als Erziehungsanstalten betrachtet — und immer einem Arzte untergeordnet will, der Wohlthätigkeit überlassen, unterdessen eine Sonne sein und schliesslich, über das, „was Noth thut“, erleuchtete Maassregeln, die keine anderen als prophylaktische sein können, in's Werk setzen soll, während wir verlangen, dass der Staat vor Allem „Anstalten“ schaffe — durch welche natürlich die schöpferische Thätigkeit wohlthätiger Vereine und der Privatunternehmung nicht ausgeschlossen sein soll. Bleibt der Staat hierin unthätig, so fehlt ihm eben der „zündkräftige Wille“, den er haben soll, und wir haben ein Recht, seiner Gründlichkeitstendenz in Bezug auf die Volksbildung zu misstrauen. Er wird sich dann eben begnügen, der „Staat der Intelligenz“ zu sein und wie es in solchem Staat der Intelligenz mit der Volksbildung aussieht, weiss Jedermann, der es wissen will. Er gibt eben eine falsche, eine allmälig abschwächende und aufreibende Civilisation, welche die natürliche Rohheit nur halbwegs vertilgt und dafür eine künstliche Rohheit schafft, sowie es Regierungen gibt, welche diese Art der Civilisation sehr ausdrücklich fördern. Das der Kretinismus vor den Fortschritten auch einer solchen Civilisation zusammenschwindet, muss zugestanden werden, wie wir es zugestanden haben; aber einestheils ist dieser Erfolg doch nur ein theilweiser und von dem Zusammentreffen günstiger Umstände abhängig, wenn er nicht ausdrücklich bezweckt wird, anderntheils beweist das Zurücktreten der endemischen Idiotie nicht, dass die Bevölkerung im Ganzen kräftiger und intelligenter geworden ist. Also wahre Cultur und der Wille sie zu fördern oder zu verwirklichen! Aber worin besteht sie und woran erkennt man den

Willen zu ihrer Verwirklichung? Unter Anderem an der Entschlossenheit, endemische Übel von so hässlicher und verderblicher Art, wie der Kretinismus eines ist, direct anzugreifen. Dabei kommt es uns nicht in den Sinn, an die Staatshülfe zu appelliren, um der Gesellschaft die Selbsthülfe zu ersparen. Aber eine „Gesellschaft", welche an den Staat, der doch ihr Organ sein soll, keine Ansprüche macht, die dieses „Soll" und damit zugleich ihren eigenen Willen ausdrücken, ist im Grunde damit zufrieden, wenn Nichts geschieht; sie appellirt ihrerseits an die Wohlthätigkeit, d. h. an die Aufopferungsfähigkeit von Einzelnen, und die Wohlthätigkeit, die nur wohlthätig sein soll, welche also den „organisatorischen" Willen der Gesellschaft nicht hinter sich hat und fühlt, thut nur das Nothdürftige. Doch wir wollen nicht auf Themen, die wir schon verhandelt, zurückkommen, und daher zum Schluss ganz einfach aussprechen, dass diejenigen Regierungen, welche Idiotenanstalten errichtet haben und errichten, ihre Pflicht gethan haben und thun, die andern aber nicht. Dem Bedürfniss genug thun kann der Staat für sich niemals, vielmehr findet die Befriedigung des Bedürfnisses in demselben Maasse statt, als es die Gesellschaft wirklich empfindet und muss eine allseitige sein. Aber in einer gewissen Richtung voranzugehen und die Iniative zu geben, in einer andern die vorhandenen Bestrebungen und Leistungen zusammenzufassen, ist die allgemeine Aufgabe des Staates und wo er sie nicht erfüllt, muss er daran gemahnt werden. —

Übersehen wir die Berichte, welche von den bestehenden Anstalten Deutschlands — den Staats-, Privat- und Wohlthätigkeitsanstalten — über ihre Thätigkeit und ihre Erfolge veröffentlicht worden sind, so finden wir allerdings, dass einerseits die Unterscheidung idiotischer Zustände, der Grade und Arten der Idiotie wie der „Zwischenformen" zwischen der eigentlichen Idiotie und der geistigen Gesundheit, noch ziemlich im Unklaren liegt und die Wahl der Bezeichnungen mehr oder weniger der „subjectiven Willkür oder Einsicht" anheimgestellt ist, und dass man andrerseits in Bezug auf den Werth, der den verschiedenen Heil- und Bildungsmitteln bei-

gelegt wird, wie in Bezug auf ihre Gestaltung sich keineswegs geeinigt hat, obgleich auch — so weit man über die Einseitigkeit der wesentlich ärztlichen oder der „bloss“ pädagogischen Behandlung hinaus ist — entschiedene Gegensätze fehlen, was den Eindruck vorherrschender Unbestimmtheit macht, wie wir den Grund der hier äusserst mässigen dort äusserst befriedigenden und zahlreichen Erfolge in der verschiedenen Auffassung der Leichtigkeit oder Schwere der behandelten Fälle, des ursprünglichen Zustandes, so wie weiterhin in der verschiedenen Auffassung dessen, was die relative Heilung ausmacht, sehen. Sehr frappant tritt uns der hier mit bezeichnet „scheinbare Contrast“ der Leistungen in den Berichten entgegen, welche von zwei Berliner Idiotenanstaltenvorstehern, dem Nachfolger Sägert's, Dr. Heyer, und Gr. Bösch veröffentlicht worden sind. Die Berichte von Bösch sind voll von enthusiastischer Befriedigung über das Erreichte und die Erfolge werden als so überraschende geschildert, dass der dankende Aufblick nach oben als eine Mässigung des sonst verzeihlichen Stolzes erscheint, übrigens aber noch eine characteristische Modification dadurch erhält, dass die Entschiedenheit des Erfolges vorzugsweise in die Zulassung zur Confirmation gesetzt wird — eine Auffassung des „Heilzieles“, die wir früher bei Gelegenheit unserer Besprechung des Religionsunterrichtes und des „Verhältnisses“, in welchem zu denselben die Idioten stehen, berücksichtigt haben. Auch eine Äusserung des Dr. Heyer — die auf eine Vereinigung des Arztes und Pädagogen in der Person des Anstaltsvorstehers — haben wir zu berücksichtigen Gelegenheit gehabt. Dadurch, dass er sich, von Sägert als Gehülfen herbeigezogen, zu medicinischen Studien, die bis zur Erlangung des Doctorgrades fortgesetzt wurden, veranlasst fühlte, verhielt er sich, wie es scheint, kritisch gegen die Sägert'sche „Heilung des Blödsinns auf intellectuellem Wege“. Jedenfalls hat sich Sägert dadurch, dass er für die Behandlung des „Blödsinns“ eine anthropologische und speciell psychologische Unterlage zu gewinnen suchte, und mit seinen Resultaten in die Öffentlichkeit trat, ein nicht zu verkennendes Verdienst erworben, so wenig wir zugestehen können, dass

die Ergebnisse, zu denen er auf einem Wege, den er ziemlich pedantisch schildert, gelangt ist, irgendwie zulängliche sind, wie sich bei dem Versuche, sie praktisch zu verwerthen, sofort herausstellen muss. Insbesondere finden wir die Momente der sinnlichen Perception abstract auseinandergesetzt, ohne dass dieselbe als einheitlicher (durchgehender) Akt des Centralorgans hervorträte, und das nothwendige Verhältniss der Triebe und Bedürfnisse zu den passiven und wirksamen Erregungen ungenügend, d. h. fast nicht berücksichtigt, wie auch das Verhältniss des Ernährungsprocesses zu den organischen Functionen in keiner Art bestimmt wird. Die Darstellung Sägert's ist im Allgemeinen eine auseinandersetzende und es fehlt ihr die Combination; die Auseinandersetzung aber ist eine sorgfältig durchgeführte und hier und da, besonders in der Ätiologie des Idiotismus begegnen wir einer selbständigen Ansicht, während im Allgemeinen das Citat und die Vermittelung fremder Ansichten und Auffassungen vorherrscht. Was die Praxis anbetrifft, so gibt Sägert den „besonderen Sinnenübungen" eine viel weitere Ausdehnung als wir sie zulässig finden, und seine Methode erscheint als die „bedingte Weiterführung" der Zerlegungsmanier (und Manie), die sich im Gesundenunterricht als Elementarisiren geltend gemacht hat. Dr. Heyer, der Nachfolger Sägert's, ist in pädagogischer Beziehung über ihn nicht hinausgegangen, hat aber der Diätregelung eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, woraus folgt, dass das Heil- und Erziehungsverfahren sich als ein dualistisches noch mehr wie früher darstellt. Dabei spricht Dr. Heyer in seinen Berichten, wie gesagt, von seinen Erfolgen mit einer Zurückhaltung und Bescheidenheit, die zu der (durch fromme Äusserungen gedämpften) Ruhmredigkeit des Herrn Bösch einen entschiedenen Contrast bildet und bilden s o l l.

Als Mittel der Idiotenerziehung erscheinen überall auch Spiele und Beschäftigungen wie „Spaziergänge", sie werden aber durchweg nicht als pädagogische, sondern als diätetische und Hülfsmittel aufgefasst und behandelt, so die Spiele in einem Berichte der Hubertusburger Anstalt als Erheiterungs-

mittel, womit ein Moment ihrer Bedeutung auf die einfachste Weise ausgedrückt ist. Übrigens machen die Hubertusburger Berichte den Eindruck einer wahrhaft wohlwollenden Gesinnung und eines stetigen und ruhigen Eifers, dem es an verständiger Umsicht nicht fehlt, obgleich wir einer originellen Erfassung der Aufgabe und einer in der That schöpferischen Thätigkeit nicht begegnen. Die Befriedigung, die sich in ihnen ausspricht, hat durchaus nicht den Character der Ruhmredigkeit, aber auch etwas von Resignation an sich. Das Missverhältniss zwischen dem Aufwande von Kraft, Zeit und Geduld und den Erfolgen wird wohl von allen Idiotenerziehern, selbst von denen, die es sich und Andern geflissentlich verhehlen, empfunden und unterdrückte Seufzer darüber hört man auch da heraus, wo die heilerzieherische Wirksamkeit als eine befriedigende ausdrücklich behauptet wird.

Die seit 1852 in Ecksberg in Oberbaiern am Inn bestehende Kretinenanstalt berichtet, dass im Ganzen 433 Zöglinge angemeldet und von diesen 137 nach und nach wirklich aufgenommen. Von diesen sind bis Ende December 1861 ausgetreten 52, gestorben 16. Von diesen waren bei dem Tode oder Austritt 15 ganz gebessert, 15 wenig gebessert, 11 ziemlich, 13 beträchtlich, 6 geheilt.

Dr. Kern, der bekanntlich durch seinen „kritischen Bericht“ über „Guggenbühl“ die öffentliche Meinung über ihn umzustimmen besonders beigetragen hat, theilt die Grundzüge seiner „pädagogisch-diätetischen Behandlung Schwach- und Blödsinniger“ in einer kleinen Broschüre mit, auf die in Aussicht gestellte weitere Auseinandersetzungen und Mittheilungen nicht erfolgt sind. Manches in der Broschüre erinnert an Seguin, ohne dass dieser genannt wäre, als originell aber erscheint die Benutzung der Geberdensprache bei den Idioten zum ersten Unterrichte. Dr. Kern war wie Sägert, früher Taubstummenlehrer; der Unterschied zwischen den Taubstummen und Idioten ist aber der, dass den letzteren die Geberdensprache erst beizubringen wäre. — Die Fröbelschen Spielmittel werden berührt, flüchtig in jedem Sinne,

die mechanischen Arbeiten ohne Characteristik erwähnt. Der theoretische Unterricht bewegt sich um Merkmale.

Aus einer nicht umfangreichen Schrift des Dr. med. Gustav Brandes, die uns erst jetzt zu Gesichte kommt, erfahren wir, dass auch im Hannöver'schen (zu Langenhagen) die erste Idiotenanstalt vor Kurzem errichtet wurde. Dieselbe ist keine Staats-, sondern eine Wohlthätigkeitsanstalt; die Summe der gesammelten Beiträge beträgt jetzt 26,453 Thaler Conv. und 82 Thaler Gold. Angeregt war die Angelegenheit schon seit längerer Zeit, zuerst von dem Taubstummenlehrer Suchren in Hildesheim, der eine Verbindung der Idiotenanstalten mit den Anstalten für verwahrloste Kinder und mit den Taubstummenanstalten vorschlug und versuchte, sodann durch den Superintendenten Aichel, bis endlich der Verfasser der genannten Schrift, Sanitätsrath Brandes, für die Sache thätig eintrat, im Auftrage der Behörde eine Inspectionsreise durch Deutschland machte, und mit andern Männern vereinigt eine ausgiebige Sammlung zu Stande brachte. Seine Schrift — „Der Idiotismus und die Idiotenanstalten mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse im Königreich Hannover" — ist ein Ergebniss seiner Inspectionsreise und der Ermittelungen, die im Hannöver'schen von Seite der Regierung stattfanden, und gehört in Berücksichtigung des geringen Umfangs und der populären Darstellungsweise, wie sie durch den Zweck bedingt war, jedenfalls zu den besonders beachtenswerthen Erscheinungen auf dem Felde der einschlagenden Literatur. Der Verfasser, der die Aufgabe der Idiotenbesserung als eine wesentlich pädagogische erklärt, zeigt Kenntniss der Sache und ein verständiges Urtheil. Auf die Differenzpunkte, die zwischen seinen und den von uns ausgesprochenen Ansichten hervortreten, können wir jetzt nicht eingehen. Interessant ist die Beilage einer Karte, welche die Häufigkeit der Idiotie in den verschiedenen Landestheilen Hannovers veranschaulicht. Solcher Karten müssten wir recht viele besitzen, aber eine eingehende Untersuchung der geographischen, klimatischen und socialen Verhältnisse in den Districten, welche die Idiotie besonders stark und

welche sie schwach vertreten haben, oder ganz frei davon sind, sich daran knüpfen.

Einen frappanten Beweis, dass die Idiotenbehandlung über die anfänglichen Versuche, obgleich oder weil diese eine gewisse Gleichartigkeit zeigen, noch nicht hinausgekommen ist und das Gefühl, eine sichere Basis gewonnen zu haben, fehlt, giebt der Umstand ab, dass die von der „Rheinischen psychiatrischen Gesellschaft“ für das Jahr 1860 gestellte Preisfrage: — „Was haben die Heilanstalten für schwachsinnige (blödsinnige, idiotische, kretinische) Kinder bis jetzt geleistet, zu welchen Erwartungen berechtigen dieselben in der Zukunft und welche Einrichtungen sind erforderlich, um ihre Leistungen zu erhöhen?“ — auch nicht eine Beantwortung gefunden hat und für das Jahr 1863 von Neuem ausgeschrieben worden ist.

Die Aufgabe ist allerdings schwierig (ja in gewisser Hinsicht unmöglich zu erfüllen, sofern die Leistungen der verschiedenen bestehenden Anstalten einer eingehenden Kritik unterzogen werden sollen), und vielleicht hat sich hier und da auch bei den pädagogischen Vertretern der Idiotenheilung und Erziehung das Bedenken geltend gemacht, ob nicht die Frage einseitig an die Ärzte und an die ärztliche Auffassung der Sache addressirt sei. Jene Schwierigkeit und dieses Bedenken haben ihren Grund theilweise eben darin, dass weder die theoretischen Vorfragen, um die es sich hier handelt, zu einem irgendwie befriedigenden Abschluss gekommen sind, noch die Praxis bis jetzt aus sich selbst heraus eine Gestalt, die nur noch der Entwicklung bedürfte, angenommen hat. Trotzdem wäre eine Beantwortung der drei Fragen — der ersten, sofern von dem Anspruch, die einzelnen Anstalten und ihre Erfolge eingehend zu characterisiren, abgesehen wird — in einem für die Zukunft der Sache günstigen Sinne möglich, und wir glauben, dass sie in unseren Vorträgen, wenn auch nicht in der Art und Form, wie Preisfragen beantwortet zu werden pflegen und es müssen, gefunden werden kann.

Erläuterungen

zu den physiognomischen Tafeln.

Vorbemerkung.

Die nachstehenden „Characteristiken“ sollen keine „Krankengeschichten“ oder allgemeiner gesagt, da auch einige Bilder von gesunden Kindern gegeben worden sind, keine „Entwicklungsgeschichten“ sein, sondern nur dazu dienen, für die physiognomische Betrachtung, welche durch „Porträts“ an sich herausgefordert wird, die nöthigsten Anhalte zu bieten. Hierbei sind wir von der Ansicht ausgegangen, dass Vielen, die noch selten Gelegenheit hatten, Idioten zu sehen, obgleich die Idiotie zu den „Fragen“ gehört, mit denen sie sich beschäftigen, die Vorführung einer Reihe von Idiotenbildern gelegen sein möchte, dass aber überhaupt, wo zur Characteristik einer allgemeinen Erscheinung die vergleichende Darstellung verschiedenartiger Individualitäten nothwendig ist, unmittelbar das Bedürfniss hervortritt, die betreffenden Individuen vergegenwärtigt zu sehen, und dass sich diesem Bedürfniss, wie man auch über die Correspondenz der Innerlichkeit und Äusserlichkeit denken möge, die Berechtigung nicht absprechen lässt. Die Äusserlichkeit gehört eben zur Individualität, und dass sie zur Kenntniss und Erkenntniss derselben, selbst wenn es sich nur um eine partielle Kenntniss und Erkenntniss handelt, schlechthin gleichgültig sei, kann von keinem Standpunkte aus behauptet werden. Dagegen liesse sich allerdings vom Standpunkte der exacten Wissenschaft aus behaupten, dass die Darstellung der Äusserlichkeit in Wort und Bild eine vollständige, nach einem anatomischen Schema durchgeführte und bezüglich der Grössen und Formenverhältnisse mathematisch genau sein müsse, um wissenschaftlichen Werth zu haben. Wir sind aber dem hierin liegenden Anspruche zu genügen weder im Stande noch gewillt gewesen, da dies einen Aufwand von Zeit und Mitteln erfordern würde, der nach unserer Ansicht dem zu erwartenden Nutzen gegenüber ein ganz unverhältnissmässiger wäre, während wir andrerseits die mit dem bezeichneten Anspruch auftretende Forderung, was sich nicht ganz leisten lasse, „ganz“ zu unterlassen, nicht anerkennen können, weil wir den Fortschritt der allgemeinen und pathologischen Physiognomik von der einseitigen Anwendung der exact-descriptiven Methode nicht erwarten und diesen Fortschritt als sehr wesentlich für alle Disciplinen ansehen, die es mit der Darstellung oder Behandlnng von Individuen zu thun haben, also auch unter Anderem für die Pädagogik. Das physiognomische Interesse will vor Allem als solches befriedigt und entwickelt sein, was einestheils durch empirische Characteristiken, welche aus dem Gesammtbilde des Innern und Äussern die frappantesten Züge

hervorheben, anderntheils durch Reflexionen geschieht, welche den an sich gegebenen Zusammenhang der inneren und äusseren Veränderungen herauszustellen suchen. Dies gilt aber für die unabhängigen physiognomischen Betrachtungen und Untersuchungen sowie für diejenigen, welche durch den besonderen Zweck einer Disciplin bedingt sind, d. h. die Physiognomik würde von den besonderen Disciplinen überhaupt ausgeschlossen bleiben, wenn sie nur in der Form der exacten Beschreibung in sie eintreten sollte.

Wir glauben also, indem wir physiognomische Characteristiken geben, nichts Unnützes zu thun, und würden es auch dann nicht glauben, wenn das Thema der „Vorträge" beschränkter wäre als es in der That ist. Dabei ist jedoch zu bemerken, dass wir die folgenden Porträterläuterungen keineswegs für Characteristiken ausgeben wollen, die dem Anspruche, den man an solche machen kann und soll, an und für sich genommen auch nur annäherungsweise genügen könnten. Wir haben darin von einer abgerundeten Darstellung abgesehen und uns wie der allgemeinen so der verknüpfenden Reflexionen enthalten, weil wir uns einestheils darauf beschränken mussten, dem nächsten Bedürfnisse genug zu thun, anderntheils die Lectüre der Vorträge, welche auf die physiognomische Erscheinung im Allgemeinen eingehen und einen grossen Theil der in den Porträts dargestellten Individuen mehr oder weniger ausführlich behandeln, als geschehene oder hinzukommende vorauszusetzen hatten. Leider sind wir nicht im Stande gewesen, alle diejenigen Porträts, auf welche in den Vorträgen hingewiesen worden ist, zu erlangen. Insbesondere fehlt das Porträt von Ludwig, der in den Vorträgen (Seite 6) als Vollidiot mit normaler und anmuthiger Äusserlichkeit characterisirt und auf T. III. Fig. 5, durch Jeanni ersetzt worden ist, ferner die Porträts der einzigen Idiotin, welche ein cretinähnliches Äussere hatte und des mikrocephalischen Kindes, das so zu sagen ein lebendes Bild darstellt. Dagegen sind einige der porträtirten Individuen in den Vorträgen nicht erwähnt, weil es die fortschreitende Erörterung nicht forderte oder zuliess. Dies gilt von allen „Gesunden", die mit den Kranken auf den Tafeln zusammenzustellen dem Zwecke, den die letzteren für sich haben, zu entsprechen schien, und von einigen Kranken, deren nachträgliche Characteristik als eine kurze Ergänzung der Vorträge angesehen werden mag. Schliesslich dürfen wir nicht verschweigen, dass die letzte künstlerische Ausführung der Porträts der Erwartung, die wir uns bei einem Künstler von Weltlauf, wie Herr Dr. Elzfinger, davon zu machen berechtigt waren, wenig entsprochen hat, hierdurch aber der Werth der Tafeln — unseres Wissens der umfassendsten Zusammenstellung verschiedenartiger Idiotenköpfe, die es bis jetzt giebt — verringert und dennoch die Ausgabe des Buches um fast ein Jahr unnöthiger Weise verzögert worden ist.

Tafel I.

1. Emma, — (19 Jahre alt, Israelitin, aus Pest, Ungarn) — litt bei ihrer Aufnahme in die „Levana" an „apathischer Melancholie" äussersten Grades. Jedes Gespräch und jede Bewegung waren ihr widerlich; sie ging in der Selbstvernachlässigung so weit wie möglich und hatte fixe Ideen (wie die einen Frosch im Leibe zu haben). Nur um solche zu äussern, suchte sie zeitweilig eine abgesonderte Unterhaltung. — Bis zum dreizehnten Jahre war sie gesund und nach der Versicherung des Vaters lebhaft und talentirt gewesen. Ihr jetziger Zustand war durch unersättliche Onanie „herbeigeführt". — Nach einer längeren Behandlung

schlug ihre Apathie plötzlich in eine fieberhafte Aufregung und Lebhaftigkeit mit Nymphomanie um. Sie wurde in hohem Grad mittheilsam, bewegte sich rasch und graziös, spielte gern und viel, ein wirkliches Talent offenbarend, auf dem Clavier. Ihre „Einbildungen" lösten einander rasch ab und bezogen sich durchweg auf ihr vergangenes Leben. — Während dieser Zustand noch andauerte, wurde sie für einige Monate in das Römerbad Tüffer in Steyermark gebracht. Gegenwärtig ist sie geheilt.

Der schöne Körperbau war bei der Aufnahme durch Verfettung beeinträchtigt, aber doch erkennbar; der Schädel bei ziemlicher Kleinheit normal, die Gesichtszüge von nicht gewöhnlicher Regelmässigkeit, die Augen gross, fast immer stier blickend, nur momentan sprechend. Auffallend fein war die Form der Hände, überhaupt die Knochenbildung. Schon vor dem Eintreten ihrer ekstatischen Erregtheit hatte sich die Verfettung verloren und die Haltung gebessert; während desselben belebten sich ihre Züge, das Auge erhielt einen schwärmerischen Ausdruck, das Colorit wurde blühend: die Erscheinung war zuweilen eine „poetisch schöne". — Das Bild ist vor der Umwandlung aufgenommen und erscheint zu hart. (Vergleiche Jahrbuch der „Levana", Portrait 8).

2. Henriette, — (18 Jahr alt, Israelitin, aus Brody in Galizien) — zeigte, als sie aufgenommen wurde, bei mittelgrossem und ziemlich feinem Knochenbaue eine schwammige Üppigkeit und eine äusserst schlechte Haltung. Der Schädelbau des etwas grossen Kopfes ist normal, die Stirn kurz und steil, die Augen lebhaft und beweglich. Die untere Partie des Gesichtes, die an sich beträchtlich vorgeschoben ist, bekam durch den breiten Mund mit den nicht vollen aber vorgedrückten (übermässigen) Lippen den Ausdruck der Geistlosigkeit. Ihr Wesen characterisirt sich durch den Wechsel mürrischer Verschlossenheit mit kindischer Schwatzsucht, durch eine flache Gutmüthigkeit und zeitweilige, bei unbedeutenden Veranlassungen ausbrechende Wuthanfälle, in denen sie geifernd sprach, schrie und was sie in die Hand bekam, zu Boden warf; ferner durch eine ausserordentliche Eitelkeit, die sich unter Anderem darin offenbarte, dass sie stets einen Spiegel oder ein Spiegelstück in der Tasche führte und sich bei jeder Gelegenheit besah. Ihre schwatzhaften Äusserungen liefen unmotivirt durcheinander und waren grösstentheils kindisch naiv, zuweilen aber treffend, und manchmal konnte man hinter ihnen die Absicht witziger Anspielung vermuthen. Trotz aller Mühe, die auf ihre „Schulung" gewandt worden war, hatte sie nur das mechanische Abschreiben und einige Handarbeiten erlernt. Sie selbst erklärte sich nicht nur für „schlimm" und unwissend, sondern sprach auch von ihrer „Verrücktheit". Im Allgemeinen stellte sie „stark ausgeprägten Schwachsinn, narrenhaften Characters" dar. — Gegenwärtig — nach vierjähriger Behandlung — ist sie als „hergestellt" zu betrachten; sie hat lesen und selbst „deklamiren", rechnen und schreiben gelernt, sowie in den Handarbeiten, zu denen sie von Anfang an Neigung und Fähigkeit hatte, sich sehr vervollkommnet, ist fleissig in der „Wirthschaft", spricht und beträgt sich „vernünftig". Indessen ist ihr Gesichtskreis ein beschränkter geblieben und sie verräth ihre Schwäche insbesondere auch durch einen eigenthümlich affectirten Ton, mit dem sie das Gewöhnlichste ausspricht.

3. Rosa, — (17 Jahr alt, Israelitin aus Brünn, Mähren) — kam am 5. Mai 1857 als ein gänzlich verbuttetes, in der Entwickelung zurückgebliebenes, unbeholfenes und fast stummes Wesen in die Anstalt. Sie war für ihr Alter klein, aber sehr dick und ungewöhnlich schwer; die roh geformten Hände hatten beständig ein rothbläuliches Colorit. Auch ihre Gesichtsfarbe war röthlich und sie erschien, wenn man sie sich nicht ganz selbst überliess, in einem beständigen Erröthen begriffen, so wie denn die mattblauen Augen einen verschämten Ausdruck hatten. Sie gab ein Bild der lymphatischen Constitution mit theilweise stockender Circulation. Die

Brüste waren schon gebildet, aber die Menstruation noch nicht eingetreten, so dass sie erst später durch die Anwendung medicinischer Mittel herbeigeführt werden konnte. Das hervortretende und im Verhältnisse zu dem kleinen und niedrigen, aber sonst nicht abnormen Schädel sehr entwickelte Untergesicht mit der nicht kurzen, aber durch eine bemerkbare Einbuchtung in der Mitte gedrückt erscheinenden Stirn machten an sich den Eindruck der Beschränktheit, der sich durch das gewohnheitsmässige Offenhalten des Mundes und das Vorsichhinstieren, die gleichzeitig eintraten, sobald das Mädchen sich nicht beobachtet sah oder nicht sonst angeregt wurde, erhöhte. Wenn sich indessen die Züge freundlich belebten, was anfangs allerdings selten der Fall war, erschienen sie nicht seelenlos. Zu Äusserungen, d. h. zu einem irgend zusammenhängenden Sprechen sowie zu irgend einer freieren Bewegung war sie in der ersten Zeit nicht zu bringen, und wenn dabei ein gelinder Zwang angewendet wurde, ging ihre Verlegenheit in Trotz und Schmollen über. Es dauerte lange, ehe sie an den Spielen Theil nahm und sich in Gesellschaft ein wenig freier fühlte und benahm. In dieser Übergangszeit trat bei ihr einerseits eine Art verlegener Koketterie, andrerseits aber auch eine reelle Gutmüthigkeit und die Neigung hervor, sich kleiner Kinder helfend und sorgend anzunehmen. Späterhin ging die eingeleitete günstige Veränderung ihres Wesens zugleich mit der Besserung ihres Gesundheitszustandes überraschend schnell vor sich; sie bewegte sich gern und ihre Bewegungen wurden immer rascher und energischer, obwohl sie schwerfällig und ungraziös blieben, sie nahm an den Spielen und Beschäftigungen lebhaften Antheil, wurde mittheilsam und unterhaltungslustig, und ihre Heiterkeit schlug nicht selten in Scherze und Neckereien aus. Dabei blieb sie jedoch empfindlich und zeigte sich oft plötzlich beleidigt, trotzend und schmollend. Bei dem Unterrichte gab sie sich die grösste Mühe, es zeigte sich aber hier, dass sie unfähig war, abstracte Begriffe festzuhalten und zu combiniren, und der Umkreis ihrer Vorstellungen liess sich nur schwer erweitern. Dagegen war ihre Auffassungsfähigkeit und Combinationsgabe für die gewöhnlichen Geschäfte wie für die gewöhnliche Unterhaltung ausreichend und der Eindruck, den sie machte, kein unangenehmer. — Sie wurde, noch ehe sie ganz hergestellt war, nachdem sie zwei Jahre in der Anstalt gewesen, aus dieser zurückgenommen und soll, in ihre frühere Umgebung zurückgekehrt, auch in ihren früheren Zustand wenigstens nahezu zurückgesunken sein.

4. Gutmann, — (Israelit aus Prag, Böhmen, 17 Jahre) — war und ist für sein Alter klein, aber normal gebaut und muskelkräftig. Die Kopfbildung zeigt nichts Abnormes, die Stirn ist niedrig, die Augen weit geöffnet und glänzend, die Gesichtszüge regelmässig, die Unterlippe des ziemlich grossen Mundes etwas hervorstehend und geschwellt, die Mundlinie einförmig sich nach beiden Seiten aufwärts ziehend, der Gesichtsausdruck characteristisch durch ein stehendes Lächeln mit einem fragenden lüsternen Blicke. Bei der Aufnahme — am 6. Juli 1860 — war die Gesichtsfarbe fahl, während bei den häufigen Anfällen einer eigenthümlichen, in Stampfbewegungen, Umsichschlagen und Beissen sich Luft machenden Wuth ein plötzliches und starkes Roth eintrat. Im Allgemeinen war sein Wesen unruhig und fahrig, aber zuthunlich; seine Aufmerksamkeit war schwer zu fixiren, er hörte jedoch auf das, was ihm gesagt wurde und hatte das Verständniss der Sprache insoweit, als es sich um die nächsten „praktischen“ Beziehungen und Verhältnisse handelte. Er selbst hatte die Tendenz sich zu äussern, stiess aber nur einzelne Worte hervor, ohne jemals Sätze zu bilden, und wiederholte dergleichen zuweilen ohne Motiv. Zu seinen Eigenheiten gehörte die Neigung, Gegenstände aufzunehmen, zu beriechen und zu belecken, so wie die, mit dem Rücken der Hand an Personen anzustreichen. Seine Essgier war gross, in den längeren Intervallen besonderer Aufregung verschlang er auch ungeniessbare Dinge und griff unaufhaltsam zu, wo er etwas Ess-

bares erblickte. Der Onanietrieb war stark entwickelt, aber von einem lokalen Reize abhängig, da die Annäherung an das weibliche Geschlecht ihn unaufgeregt liess und seine Phantasie überhaupt nicht im Spiel erschien.

Gutmann gehört dem „narrenhaften Typus“ an. Die zeitweiligen Wuthanfälle, die das Bewusstsein nicht verdunkeln, sind durch partielle Überreizung bedingt. Die Sinne fungiren normal; der Patient sieht und hört schnell und gut und bildet sich Vorstellungen, aber die Stetigkeit des theoretischen Interesses und die Fähigkeit wie die Neigung, die vorhandenen Vorstellungen in irgend einen Zusammenhang zu setzen, fehlen. Der Unterricht war sehr schwierig, weil die kaum gefesselte Aufmerksamkeit plötzlich abzuweichen pflegte und unmotivirte Äusserungen, gewöhnlich dieselben in einer Stunde — unaufhaltsam hervorbrachen. Aber die Theilnahme am Spiel war von vornherein eine lebhafte, und hier wie bei den Formenarbeiten zeigte sich ein entschiedenes Nachahmungstalent, weiterhin Sinn für Musik und ein gutes musikalisches Gehör. Endlich gelang es auch bei dem Lesen und Bildanschauen die Vorstellungen zu beherrschen und einen stetigen Fortschritt im Auffassen und Sprechen zu erzielen. Gegenwärtig rechnet er auch innerhalb des Zahlenkreises von 1 — 20 mit Sicherheit. Die biblischen Erzählungen behält er bruchstückweise, ohne jedoch den Zusammenhang verfolgen zu können. Bei allen anstrengenden Arbeiten ist er der Unermüdlichste, insbesondere bei den Gartenarbeiten. — Die Besserung war eine langsame, aber bis jetzt stetige. Er zeichnet und modellirt mit Vorliebe und begann zu drechseln, welches Handwerk für seinen künftigen Beruf bestimmt ist. —

5. Alois, — (16 Jahr alt, aus Eisgrub, Mähren) — ist ein Repräsentant des „melancholischen Schwachsinns“. Die Gestalt war eine lang aufgeschossene und nicht abnorme, auch ziemlich muskulös, obgleich eine ausserordentliche Furchtsamkeit und die Scheu vor jeder ungewöhnlichen Anstrengung der Kraftbethätigung entgegenstanden. Der Kopf ist verhältnissmässig klein und rund, die Stirn wenig entwickelt, die Augenbrauenbogen nach innen gedrückt, das eine der grauen, beweglichen Augen schwachsichtig, die Gesichtszüge regelmässig, die Mundwinkel niedergezogen, das Haar dunkel, dicht und stark gekräuselt, die Gesichtsfarbe blässlich. A. hatte die Schule besucht und war zum Lernen auf alle Weise „genöthigt“ worden, hatte sich aber nichts angeeignet als eine „schöne“ Handschrift. Er las nur mühsam und ohne alles Verständniss, war zu der einfachsten Zahlenoperation unfähig und gänzlich ohne Kenntnisse. Eine viel bestrafte Schwäche war bei ihm das Bettnässen und das öftere Beschmutzen seiner Beinkleider mit Koth. Sein Wesen war ein „trübseliges“; allen älteren Personen und selbst Kindern näherte er sich mit einem furchtsamen, vorbittenden Lächeln, fühlte sich aber leicht verletzt und geberdete sich dann weinerlich. Indessen theilte er sich gern mit und aus diesen Mittheilungen ging hervor, dass er sich immer allerlei Gedanken darüber machte, wie die Andern gegen ihn gesinnt und gestimmt seien. Hatte er Etwas begangen — z. B. im Zusammenhange mit der vorhin bezeichneten Schwäche — so bat er Jedermann kläglich um Verzeihung.

Allmählig wurde er kräftiger und heiterer, betheiligte sich gern an den Wanderungen, Spielen und Arbeiten, obgleich so, dass er sich der nachhaltigen Anstrengung zu entziehen suchte, und machte auch im theoretischen Unterrichte einige Fortschritte. Am hartnäckigsten zeigte sich seine Unfähigkeit der Zahlencombination, am schnellsten verbesserte sich seine Sprache, und die angeborne Neigung und Fähigkeit zum Gesange machte sich der Art geltend, dass er häufig, insbesondere bei den Wanderungen, für sich gehend ein Lied anstimmte und mit heller, klarer Stimme vollkommen durchsang. Leider wurde seine Besserung durch den herabstimmenden Einfluss der winterlichen Witterung und durch das Aus-

brechen von „Frostbeulen", deren Heilung sehr langsam vor sich ging und ihn an das Zimmer fesselte, unterbrochen. Er fiel tief in seine Trägheit und Weichlichkeit zurück, auch die Onanie tauchte wieder auf und der Gesammtzustand, obgleich von dem bei seinem Eintritte immer noch verschieden, war ein bedauerlicher. Als er sich wieder zu erholen begann, verliess er nach anderthalbjährigem Aufenthalte die Anstalt, um bei einem Riemer in die „Lehre" zu treten.

6. Sigo, — (Israelit aus Pest, Ungarn, 17 Jahr alt) — stellte eine so eigenthümlich ausgeprägte Missgestaltung dar, wie sie selten vorkommt; indessen war seine Erscheinung in der mittleren Zeit seines Aufenthaltes in der Anstalt keineswegs abstossend und der Eindruck, den sie machte, mehr humoristisch als widerlich. (Bei seiner Aufnahme in die Anstalt, die in seinem fünfzehnten Lebensjahre — am 29. September 1858 statt hatte — trug er die Spuren der Vernachlässigung und einer kümmerlichen Lebensweise sichtlich an sich; in dem letzten Halbjahre seines Aufenthaltes und seines Lebens kam er ausserordentlich rasch herab. Das Bild ist in dieser Zeit aufgenommen und hat sich bei mehrmaliger Übertragung und Ausführung immer mehr „verhärtet", so dass man die Carricatur eines Greises vor sich zu sehen glaubt, obgleich die Formen an sich nur sehr wenig übertrieben sind. Man möge sich dieselben gemildert und eine dem Character, den wir kurz anzugeben haben, entsprechende Beweglichkeit der Züge hinzudenken.) Der Körperbau hatte vermöge der abnormen Länge der Arme und der stetigen Beugung der Kniee etwas affenartiges; der Brustkorb war flach, der Bauch gross und fest, die Geschlechtstheile abnorm entwickelt. Die Hautfarbe war schmutzig gelb, die ganze Gestalt hager, jedoch nicht ohne Muskelkraft. Die Beweglichkeit wurde zwar durch die Steifheit der Gelenke wie überhaupt durch die Abnormität des motorischen Apparates beeinträchtigt, aber manche Bewegungen, bei denen ein praktischer Zweck ins Spiel kam, rasch und sicher ausgeführt und die Arme und Hände insbesondere entwickelten im Zugreifen, Festhalten und Abwehren eine mehr als gewöhnliche Kraft. Der Gang war gespreitzt, die Haltung etwas vorgebeugt. Die Kopfform war ausgeprägt abnorm: der Kopf erschien nach oben und hinten geschoben und keilförmig zugespitzt, die Stirn eckig und zurücklaufend, die Backenknochen traten stark hervor. Das schwarze Haar war fast völlig gekräuselt und lag fest am Schädel an. Die Augen waren gross, hervorquellend und glänzend, die Nase übermässig und hervorspringend, der Mund gross mit dicken Lippen. Den Gesichtszügen fehlte es nicht an Beweglichkeit und Ausdruck: die glänzenden Augen gingen suchend und lauernd hin und her, nahmen aber auch zuweilen einen festen und sichern, Zutrauen fordernden oder bittenden Blick an, die Lippen schlossen sich bald trotzig bald verzogen sie sich zu einem spöttischen oder einem freundlichen Lächeln. Das Verständniss der Sprache und die Sprachfähigkeit waren dem Umkreise des Interesses gemäss entwickelt. Sigo sprach zwar nur in halben, rasch hervorgestossenen Sätzen, begleitete diese aber mit einer ausdrucksvollen Mimik. Hervorstechende Züge seines Wesens waren: zudringliche und berechnete Freundlichkeit neben unnachgiebigem Trotze, wenn ihm eine Thätigkeit, die ihm widerstrebte, zugemuthet wurde, starke sinnliche Triebe, zu deren Befriedigung er eine ausserordentliche Schlauheit entwickelte, entschiedene Neigung zur Spassmacherei, zu Witz und Humor, für welche ihm ein gewisses rohes Talent nicht abzusprechen war. Er besass eine beschränkte aber scharfe Auffassungsfähigkeit für Personen, Verhältnisse und Geschichten, verlor solche nicht aus dem Gedächtnisse und wusste sie oft nach langer Zeit in seiner drastischen Manier zu vergegenwärtigen. In dieser Anfassungs- und Darstellungsfähigkeit, die mit seinem Bedürfnisse theils seinen Witz zu zeigen und komische Effecte hervorzubringen, theils seine Neigungen und Abneigungen auszudrücken, zusammenhing, concentrirte sich sein theoretisches Interesse und Vermögen. Gegen

alles Lernen wehrte er sich hartnäckig mit Schlauheit, Verstellung und Trotz, so dass es schwer zu entscheiden war, in wie weit er darauf nicht eingehen konnte oder wollte; die „Arbeit“ war ihm verhasst und er pflegte dies selbst in komischer Art auszusprechen. Seine Anlage zum bettelnden und stehlenden Vagabunden war so entschieden ausgesprochen und erschien so ursprünglich, dass darin der Wille, blödsinnig zu erscheinen, zu sein und zu bleiben, als von Haus aus gegeben und inbegriffen gelten konnte. Das nächste Motiv zu seinen Bettelausgängen und seinen Diebsunternehmungen war eine immer rege Essgier; doch spielte dabei auch das Bedürfniss, seine Schlauheit zu bethätigen, eine Rolle, wie sich aus dem Triumphe ergab, mit dem er gelungene Manövres, wenn er keine Strafe fürchtete oder sie schon überstanden hatte, mittheilte. Onanist war er nach der Mittheilung seines Vaters von Jugend auf gewesen, und verwandte die Schlauheit, die er besass, auch auf die Befriedigung dieses Triebes.

Seine Besserung machte sehr langsame, oft unterbrochene Fortschritte und bestand eigentlich nur darin, dass er kräftiger und beweglicher wurde, sich etwas zusammenhängender ausdrücken lernte und sich zu manchen Beschäftigungen herbeiliess, an andern Gefallen fand, während sein Character im Allgemeinen derselbe blieb. Im Herbst 1860 begann seine Gesundheit zu verfallen, seine Essgier steigerte sich zu einem fürchterlichen Grade, sein Gang wurde breiter wie gewöhnlich, sein Trotz nahm zu, wie seine Schwäche. Seit Januar ging es schneller abwärts, das sonst lebhafte Wesen verwandelte sich in Stumpfsinn, die Verdauung war zerrüttet, Ausleerungen wurden immer häufiger und breiiger, die Bewegungen unbeherrscht. Im März 1861 erfolgte der Tod. Die Obduction konnte nicht gemacht werden; die Krankheitserscheinungen aber deuten auf seröse Ausschwitzungen und Ergüsse in die Ventrikel, Gehirndruck und Gehirnerweichung hin.

7. Marie, — (19 Jahr, aus Dürkheim in der Rheinpfalz) — hatte in ihrer Jugend an Skrophulose gelitten, sich aber später vortheilhaft entfaltet. Die Gestalt ist gross, von schlanker Mitte, aber ohne Feinheit der Knochenbildung, üppige Partieen bietend; die Kopf- und Gesichtsbildung eine ausgerundete, die Stirn glatt und gewölbt, das Kinn voll, die Lippen üppig geschwellt und leicht zusammengenommen, die blauen, grossen und lichtvollen Augen durch die unteren Augenlider gehoben und getragen, die Wangen voll und gefärbt, die Gesichtsfarbe rein. Der Ausdruck ist der einer keineswegs feurigen oder intensiven, aber quellenden jugendlich frischen Sinnlichkeit, einer erregbaren, leicht aufwallenden Empfindung, welche die Grenzen der Leidenschaft nicht erreicht, einer verständigen Innigkeit, welcher indessen der Character der Geistigkeit abgeht, einer Unbefangenheit und Offenheit, die das Spiel mit der Naivetät und eine harmlose Koketterie nicht ausschliesst. Sie ist sanguinischen Temperaments, klaren Gemüthes und Verstandes ohne besondere geistige Energien, sinnlich und sinnig ohne Concentration, lebhaften und innigen Gefühls, aber sich ebenso leicht beherrschend wie gern mittheilend. Als „Kindergärtnerin“ wirkte sie mit gutem Erfolg, indem sie, ohne originelle Begabung, den Weisungen, die sie erhielt, verständig entsprach, sich mit den „Mitteln“ vollkommen vertraut machte und eine frische Theilnahme an den kindlichen Interessen bewahrte.

8. Agapios, — (17 Jahr alt, aus Trapezunt in Kleinasien) — leidet an „Melancholie mit fixen Ideen und starken Congestionen“ in Folge frühzeitig und starkgetriebener Onanie. Er ist für sein Alter ungewöhnlich gross, starkknochig, muskelkräftig, zu gymnastischen Übungen geneigt und geschickt. Die Haut ist gelb aber rein, das Kopfhaar schwarz und straff, der ganze Körper übergewöhnlich behaart, der Bartwuchs im Beginnen. Der Kopf ist nach oben zugespitzt, die Stirn kurz, das Hinterhaupt abfallend, mit abnormen Vertiefungen, die Augen sind schwarz, glänzend und beweglich, meist

halb geschlossen, der Blick schnell fixirend, die Unterlippe etwas hervorstehend, der Mund hat bei heitrer Stimmung ein angenehmes Lächeln. Nervöse Gewohnheitsbewegungen sind das Streichen mit der Hand über die Augen wie zum Wegwischen und das Zurückgreifen zwischen die Beine. Der Patient behauptet, dass sein Blick sich häufig trübe und hierdurch das Wischen mit der Hand bedingt sei; übrigens macht er, wenn er sprechen soll, was immer nur mit leiser heiserer Stimme geschieht, die verschiedenartigsten Verlegenheitsbewegungen. Er ist im Allgemeinen schüchtern und krankhaft bescheiden, indem er immer fürchtet zu grosse Ansprüche zu machen. (So will er z. B. beim Essen den Teller nicht gewechselt haben.) Zu seinen Eigenheiten gehört auch, dass er sich des Geldes, das er erhält, schleunigst zu entledigen sucht, es weggiebt oder, wenn es nicht angenommen wird, wegwirft. Die ausgeprägteste seiner fixen Ideen war die, von einem Türken — einer bestimmten Persönlichkeit — überall in zauberhafter Weise verfolgt zu werden; er sah ihn über dem Fenster, im Glase, in der Tasse u. s. w. Dabei besitzt er eine nicht gewöhnliche Auffassungsfähigkeit, einen schnellen, wenn auch ungeordneten Gedankengang, und macht zuweilen überraschend treffende Vergleiche. Für Sprachen hat er einen besonderen Sinn, auch rechnet er schnell und gut und hat Neigung wie Fähigkeit zu künstlerischen Arbeiten, insbesondere zum Modelliren, Drechseln und Zeichnen. In Bezug auf das, was er lernen will, ist sein Wille sehr ausdauernd.

Seit seinem Aufenthalte in der Anstalt — 9. Mai 1862 — haben sich die fixen Ideen wie die früheren nernösen Gewohnheitsbewegungen verloren, dagegen eine zeitlang starkes Gesichterschneiden eingestellt. Verdauung und Aussehen sind besser geworden und der Fortschritt im Deutschsprechen, das ihm anfangs unangenehm war, ist ein rascher, der Gedankengang ein geregelter, sich stetig erweiternder.

9. Ferdinand, — (18 Jahr alt, aus Eilenburg, Provinz Sachsen in Preussen) — mittelgross, schlank und kräftig, hellblondes Haar, blaue, wenig geöffnete Augen, hervortretende und gewölbte Stirn, etwas eingebogene Nase, schmale Lippen. Ein unzufriedener und lauernder Ausdruck war anfangs vorherrschend, hat sich aber fortschreitend gemildert. Die gelegentliche Freundlichkeit und Zuthunlichkeit hatte und behielt etwas Verlegenes. Verstecktes Wesen, Heimlichkeit — auch die Sucht zu heimlicher Aneignung — Neigung zur Intrigue erschienen durch die Erziehung, jedoch nicht ohne ursprüngliche Anlage, ausgeprägt. Er liess sich aber durch Theilnahme und Vertrauen gewinnen und wurde offener und zuverlässiger. Ohne originelle Begabung zeigte er doch Verständniss für pädagogische Aufgaben und entwickelte insbesondere geometrischen Formensinn und plastisches Nachahmungstalent. Durch die Verhältnisse auf sich selbst gestellt, verfiel er in unthätige Planmacherei und verstand es nicht, sich consequent für einen selbstgewählten Beruf fortzubilden, bis endlich das Loos, Soldat zu werden über ihn entschied.. Obgleich äusserlich gereift, bedarf er des Anhaltes und der Leitung, um die Fähigkeiten, die er hat, zu verwenden und zu verwerthen.

Tafel II.

1. Susanna, — (13 Jahr alt, Israelitin aus Odessa, Russland, — Eintritt in die „Levana“ am 20. April 1857) — hat eine normale Kopfbildung; die Gesichtszüge, dem edleren jüdischen Typus angehörig, sind scharf und regelmässig. Das Gesicht S.'s könnte (wie das ihrer Schwestern) für schön gelten, wenn nicht die Augen, die

Momente der Erregung ausgenommen, einen starren Ausdruck hätten, der Mund zusammengepresst erschiene und alle Gesichtsmuskeln eine gewisse schlaffe Steifheit zeigten. Diese eignet ihrer Muskulatur überhaupt; alle ihre Bewegungen sind langsame und waren dabei früher höchst unsicher, die Gestalt ist unentwickelt, von mässiger Fülle aber unzierlicher Form. Auffallende Erscheinungen sind die ganz unverhältnissmässige Schwere des Körpers und die verfrühte Entwicklung der (äusseren) Genitalien. Der früher schwankende und zitternde Gang hat sich gebessert und fällt nur noch durch seine Steifheit auf; es fehlt aber den Beinen alle Sprungkraft und Elastizität, so dass S. es nicht vermag, mit beiden Füssen zugleich über eine im Weg liegende Stange hinwegzuhüpfen und wenn sie abwärts springt, sei die Höhe noch so gering, die Füsse auseinanderspreizt, die Arme und Hände dagegen sind durch nachhaltige Übung kräftig geworden. Die allgemeine Schwäche des motorischen Vermögens und insbesondere die Langsamkeit der Nervenleitung zeigte sich früher auch sehr auffallend in S.'s Sprechweise, welche den kindisch altklugen, beschränkt verständigen Character ihrer Äusserungen noch mehr hervortreten liess. Sie sprach und spricht gern; denn sie ist mittheilsam, obgleich keineswegs offenherzig, sondern vielmehr vorsichtig und versteckt, unwahr und kritiksüchtig. Ein beobachtender Blick und ein verständiges Urtheil fehlt ihr nicht, aber der Kreis ihrer Vorstellungen war ein äusserst enger, ihr Interesse auf die Äusserlichkeiten des vornehmen häuslichen Lebens und der Familienbeziehungen beschränkt, ihre Phantasie gänzlich unentwickelt und ihr Gemüth in dem kleinlichsten Egoismus befangen. Sie repräsentirt eine Verständigkeit, welche bei einseitiger Entwicklung eine unzulängliche bleibt, weil die körperliche Frische, die gesunde Bewegungskraft, das Phantasievermögen und der Trieb der inneren Anschauung und Sammlung fehlen oder doch nur in dürftigen Ansätzen vorhanden sind. Obgleich ihre unangenehmsten Charactereigenschaften — eine ungesunde Sinnlichkeit, die sie heimlich zu befriedigen wusste, die hämische Lügenhaftigkeit und die giftige Zanksucht — durch den erziehlichen Einfluss überwunden wurden, wie sich durch denselben ihre Fähigkeiten und Interessen erweitert haben, kann man ihr eine normale geistige Constitution auch jetzt nicht zusprechen. Ihr Interesse für das Naturleben ist kaum geweckt und ebenso fehlt ihr die Theilnahme für „Geschichten", sofern sie nicht ihrem nächsten Lebenskreise angehören oder auf eine quasi-moralische Nutzanwendung hinauslaufen. Für die biblische Geschichte insbesondere zeigt sie nicht den geringsten Sinn, poetische Anregungen sind ihr fremd, Bilder betrachtet sie nur oberflächlich und theilnahmlos. Ihre Freundlichkeit gegen Andere ist eine gemachte und berechnete, obgleich sie für Gunstbeweise ein ebenso zähes Gedächtniss hat wie für Beleidigungen; sie hat als den Ausdruck der Freundlichkeit ein starres Lächeln um den geschlossenen Mund, welches zuweilen einen ironischen Anflug gewinnt, wenn sie sich zu wenig berücksichtigt glaubt oder direct getadelt wird. Das Selbstbewusstsein des Besserwissens und Besserseins fehlt ihr so wenig, dass sie vielmehr versteckt hochmüthig ist und insbesondere auch den Vorzug des Reichthums kennt, an dem sie durch ihre Familie Theil nimmt. Für die Familie aber zeigt sie trotz ihres kleinlichen Egoismus eine lebhafte und nicht unwahre Anhänglichkeit — eine bestimmte Ausprägung des bei den Israeliten überhaupt lebendigen und zähen Familiensinnes.

2. Leontine, — (12 Jahr alt, aus Ungarn) — war in Folge sehr frühzeitig — schon mit dem vierten Jahr — geübter Onanie einem elenden, hoffnungslos erscheinenden Zustande verfallen. Bei veitstanzartigen Zuckungen und einseitiger Lähmung war jedes Bedürfniss und Interesse, den Onanietrieb ausgenommen, zurückgetreten und die Verblödung machte unaufhaltsame Fortschritte. Dennoch fand in verhältnissmässig kurzer Zeit — sechs Monate — die Heilung statt und nach dieser

eine ausserordentlich rasche Restauration und Entwicklung. Das nervenzerrüttende Laster, das den Zustand herbeigeführt, war mit ihm überwunden, ohne wie es schien, eine andere Nachwirkung als die Ausdehnung und Erschlaffung einzelner Körperpartieen hinterlassen zu haben, was indessen in der That nur von der Oberflächlichkeit der Erscheinung gelten konnte. — Die Gestalt ist eine wohlproportionirte, fein gegliederte und mässig gerundete, die Bewegung eine freie mit aristokratischem Anstrich. Die Organisation ist von Haus aus eine fein-kräftige, obgleich der Keim eines süchtigen Bedürfnisses als ein ursprünglich mitgegebener erscheint, und die ungewöhnliche Intensivität der organischen Processe erwies sich in der Eigenartigkeit der Erkrankung wie in der überraschend schnellen Heilung. Kopf- und Gesichtsbildung stehen zu der wohlgegliederten und wohlbeweglichen Gestalt keineswegs im Widerspruch, obgleich sie auffallend sind und im Profil gesehen nichts weniger als „edel" erscheinen, wobei indessen, was die Zeichnung betrifft, eine nicht günstige, wenn auch nur schwache Übertreibung ins Spiel kommt. Einem Gesicht mit kurzer und stumpfer Nase, langer Oberlippe und nach hinten aufgezogenen Augenbrauen wird man den Character des „Aristokratischen" kaum zusprechen wollen, und die in der Zeichnung wiedergegebenen Züge möchten vielmehr an jene „Mädchen aus dem Volke" erinnern, welche sich durch besonders keckes Wesen auszeichnen und mit Jedermann, wie freundlich so feindlich, leicht anbinden. Indessen wird diese Ähnlichkeit, die an sich characteristisch ist, nicht nur durch die Zartheit der blühend gewordenen Gesichtsfarbe, sondern auch durch den geistigen Ausdruck der Augen und eine besondere Ausdrucksfähigkeit des Mundes, der oft sehr anmuthig, oft auch spöttisch lächelt, modificirt. Die Kopfform zeichnet sich durch die entschiedene Erhebung und den steilen Abfall des Hinterkopfes, durch die mässige Rundung der im Ganzen senkrechten und breiten Stirn, und durch die Länge des zurücktretenden Kinns aus, eine Kopfbildung, die einer feinkräftigen Organisation mit einer grossen sinnlichen und geistigen Erregbarkeit entspricht und keineswegs zu den gewöhnlichen gehört, sondern vielmehr nahe an die Abnormität grenzt. In der Begabung L.'s ist ein beweglicher, feiner, auf die Beobachtung Anderer und praktische Zwecke insbesondere gerichteter Verstand insofern vorherrschend, als seine Thätigkeit auch im Spiele der Vorstellungen und im Gemüthsaffecte bemerkbar ist und — im Dienste eines genusssüchtigen Egoismus — L.'s Wesen zu einem raffinirten macht. L. ist von Natur wie nach der sinnlichen so nach der gemüthlichen Seite stark erregbar, sie hat aber auch den Willen der Befriedigung frühzeitig ausgebildet und weiss nicht nur die Hindernisse derselben zu umgehen, sondern verlangt auch nach dem Übermässigen und Absonderlichen. Ihre Neigungen treten ebenso bestimmt heraus wie ihre Abneigungen, sie pflegt Feindschaften und Freundschaften und hat stets ein ausgesprochenes und ausschliessliches Verhältniss. Mit diesem Bedürfniss tritt der Zug zu dem Absonderlichen öfter zusammen. So widmete sie eine Zeitlang, ihr aristokratisches Vorurtheil möglichst auffallend verläugnend, einem armen israelitischen Blödlinge eine stetige, zärtliche und in der That aufopfernde Fürsorge. Bei der vorhandenen Begabung würde sie die Tendenz zum Ungewöhnlichen, wenn sie nicht als Tendenz frühzeitig entartet wäre, zu ungewöhnlichen Leistungen befähigen.

3. Ida, — (12 Jahr alt, aus Aachen, Rheinpreussen) — war bis zum siebenten Lebensjahr ein kräftiges und bis zur „Wildheit" lebhaftes Kind, dem Lernen abgeneigt, aber rasch auffassend. Auffallend waren ein sehr starker Appetit, dem die Befriedigung niemals versagt wurde, und eine bei dem raschen Wachsthum ungewöhnliche Vollblütigkeit. Nach dem siebenten Jahre stellten sich epileptische Anfälle ein, die immer häufiger wiederkehrten und von Anfang an die Bewegungs- und Äusserungsfähigkeit beeinträchtigten, so dass die rasch vorschreitende Verblödung

der Entwicklung der Epilepsie parallel ging. Der Vogeltypus trat immer mehr hervor; der Gang wurde immer unsichrer, ebenso die Handbewegungen, das Interesse für die Umgebung trat zurück, die Sprache blieb zwar deutlich, aber die Äusserungen wurden immer sparsamer und einförmiger, so dass sie zuletzt den Character mechanischer Wiederholung annahmen. Die Heilung ist aufgegeben.

4. Hans, — (12 Jahr alt, aus Wien) — hatte seine erste Kindheit unter ungünstigen Verhältnissen verbracht, lange an Skrophulose gelitten, sehr spät sprechen gelernt und später den Versuchen der „Schulung“ einen starren Widerstand entgegengesetzt. Die Lehrer wussten nichts mit ihm anzufangen, da er sich höchstens zum mechanischen Nachschreiben herbeiliess und ausserdem stumm und passiv verhielt. Auch blieb er nicht selten ganz aus und trieb sich Tage lang umher, wobei er sich hier und dort zu kleinen Dienstleistungen anbot und von dem, was er dafür erhielt, seinen Hunger befriedigte. Eine absonderliche Neigung hatte er von Jugend auf für Kirchhöfe und einsame, wüste Stellen. — Die Constitution ist die lymphatische, das Haar hellblond, die Haut zart und die Gesichtsfarbe wechselnd. Der Körper wie das Gesicht erscheinen voll, die Wangen sind hängend, die von ihnen und den tief gesenkten Augenbrauen zusammengedrückten Augen hellblau, aber keineswegs matt, sondern glänzend und im erregten Zustande aufleuchtend. Die Muskulatur ist nicht schwach, aber die Gelenke versteift. Für gymnastische Übungen ist Lust und, soweit die Steifheit der Gelenke nicht hinderlich ist, auch Fähigkeit vorhanden. Die Symptome der Herzerweiterung verbieten jede übermässige Anstrengung. — Nach der Aufnahme in die Anstalt — 20. August 1857 — zeigte sich H. im Allgemeinen heiter und willig; es gefiel ihm, er nahm an den Spielen und Arbeiten gern Theil und gehorchte gewöhnlich auf das Wort. Doch entfernte er sich oft ganz plötzlich, um nach einem einsamen Gange wiederzukehren und benahm sich ausnahmsweise „stöckisch“, indem er der Aufforderung, dem Befehle und der Strafe die gleiche starre Haltung entgegensetzte, während sich die innere Aufregung in dem starken Erröthen und dem Leuchten der Augen verrieth. Auffallend war seine Neigung, bei andern Kindern, die etwas nicht recht machten, den „Profoss“ zu spielen, wobei er stumm und unversehens einschritt. Im Allgemeinen nahm er gern eine Art militärischer Haltung an. — Als er mehr eingewohnt war, entfernte er sich mehrmals aus dem Bereiche des Parkes, ohne jedoch allzulange auszubleiben, und es wurde ermittelt, dass er den nahen Kirchhof besuche. Seine abgebrochenen Äusserungen über den Zweck dieser Besuche liessen auf „Visionen“ schliessen. Dass der Mondwechsel auf seinen Zustand Einfluss habe, stellte sich bald evident heraus. Zur Zeit des Vollmondes wurde er unruhig, unternahm öfter wie sonst seine einsamen Gänge, stand, während Alles noch im Hause schlief, auf, kleidete sich an und beschäftigte sich, wenn er nicht ins Freie gelangen konnte, mit dem Zusammenrücken und Zusammenstellen von Möbeln und Geräthschaften. — In den praktischen Arbeiten machte er nicht unbedeutende Fortschritte; an dem theoretischen Unterrichte schien er theilweise innerlich Theil zu nehmen, war aber dabei zu keiner Äusserung und zu keiner sich consequent fortsetzenden Thätigkeit zu bewegen.

In das elterliche Haus zurückgenommen verfiel er sichtlich und wurde endlich der k. Irrenanstalt in Wien übergeben, wo er nach kurzem Aufenthalte starb.

5. Emanuel, — (16 Jahr alt, aus Trautenau, Böhmen) — ist in den „Vorträgen“ öfter erwähnt und als ein sehr ausgesprochener Repräsentant der „narrenhaften Idiotie“ eingehender characterisirt. Der Gesichtsausdruck, den die Zeichnung wiedergiebt, vergegenwärtigt nicht sowohl den Zustand „heitrer“ Aufregung, der als der bei E. vorherrschende bezeichnet werden muss, als die Apathie, in die er periodenweise versinkt, und zwar theils vorübergehend theils in längeren Zeit-

räumen. — Die Kopfbildung ist normal; nur die Stirn zeigt das eigenartige Vor- und Zusammengedrücktsein nach der Nasenwurzel hin, das sich an Idiotenköpfen häufig findet. Die Gesichtszüge sind regelmässig, Haut und Färbung zart, die blauen Augen hell und nicht ohne Ausdruck, der je nach der Stimmung ein freundlicher und heitrer oder ein leidender und grämlicher ist. Gegenwärtig muss die Körperentwicklung als zurückgeblieben gelten und die Pubertät ist trotz aller Ankündigungen noch nicht eingetreten. Bei der Aufnahme in die Anstalt erschien der Knabe schnell gewachsen, die Gestalt lang und steif; insbesondere war und ist die Länge der Beine auffallend. Dabei war die Muskulatur ausserordentlich schwach und schlaff, der Gang schleppend; die Kniee knickten häufig zusammen und alle Bewegungen hatten etwas Energieloses obwohl theilweise etwas Hastiges. Das Wesen war heiter mit entschiedener Neigung zur Spasshaftigkeit, die nur in den anerzogenen und so zu sagen angebornen Anstandsgefühlen einen Zügel fand. Der Knabe verlangte und hatte „Rücksichten", zeigte Sinn für das Höflichkeitsceremoniell wie für das religiöse und vertrug keine herabsetzende wie keine harte Behandlung. In seinen steifen Bewegungen war die Tendenz zur Grazie nicht zu verkennen und die Attribute des „Herrenthums" — Hut und Stock, Uhr, Cigarre u. s. w. — waren seine Sehnsuchtsideale. In dieser Richtung lagen auch die Monomanieen, welche in den Vorträgen erwähnt sind, von der Sucht, unverstandene Gebete unverständlich zu murmeln und Bekreuzungen vorzunehmen, abgesehen. Gegen die Arbeit war eine „aristokratische" Abneigung vorhanden, an den Spielen und Spaziergängen nahm der Knabe von vornherein gern Theil. Die ersteren regten ihn auf und liessen sein mimisches Talent hervortreten; bei den letztern zeigte er Interesse für Bekanntes und Unbekanntes. Verständniss der Sprache und Sprechfähigkeit waren vorhanden, aber die Äusserungen erschienen abgebrochen und verworren, die Aussprache war rasch aber verschwommen. — Die Fortschritte waren im Allgemeinen sehr langsame, weil sich die Aufmerksamkeit schwer fixiren liess und die Abneigung gegen jede Anstrengung in den Perioden der Erschlaffung auf keine Art zu überwinden war. Für die Formenarbeiten war nur eine sehr geringe Anlage vorhanden, dagegen Lust und Fähigkeit zu den Gartenarbeiten und zu den häuslichen Beschäftigungen. Die Theilnahme am Leseunterrichte wurde gewonnen, die ersten Wörtergruppen der Fibel prägten sich dem Gedächtnisse und Verständnisse nachhaltig ein. Wie durch die Besprechungen der Fibelgruppen wurde er auch durch die Bildbesprechungen gefesselt, seine Aussprache und die eigentliche Sprachfähigkeit haben sich fortgesetzt gebessert und gehoben. Gegenwärtig sind die Symptome der Narrenhaftigkeit zurückgetreten, aber abgesehen von der Schwäche des geistigen Vermögens ist die Gemüthsstimmung eine von den körperlichen Zuständen durchaus abhängige und der Umstand, dass die Pubertät trotz aller Ansätze, die sich in körperlichen und gemüthlichen Veränderungen zeigen, nicht zur Entwicklung kommt, ein bedenklicher.

6. Ferdinand, — (13 Jahr alt, aus Wien) — ist in den „Vorträgen" als ein Repräsentant entschiedener „moralischer Entartung bei mildgradiger idiotischer Beschränktheit" ausführlich dargestellt. Die Gestalt ist mittelgross, die Arme unverhältnissmässig lang, die Muskulatur entwickelt. Der Gang ist schleichend, die Haltung schlottrig, dessenungeachtet aber Kraft und Gewandtheit in nicht gewöhnlichem Maasse vorhanden. Die Geschicklichkeit und Ausdauer in den gymnastischen Übungen wird nur durch die Sucht, Allotria zu treiben, beeinträchtigt. Beim Sitzen nimmt F. unwillkürlich eine hockende Haltung an, und zwar nicht nur während des Unterrichtes, wenn er gehindert ist, Unfug zu treiben und in dumpfes Brüten versinkt, sondern auch bei andern Gelegenheiten z. B. wenn er auf dem Recke sitzt, so dass man bei der Länge seiner Arme an die Gestalt

und Neigungen des Affen erinnert wird. Der Kopf ist ziemlich gross und zeigt keine Abnormität als eine Vertiefung der lang gedehnten Scheitelfläche (Sattelkopf). Die Stirn ist entwickelt, die Gesichtszüge regelmässig, der gewöhnliche Ausdruck lauernd, heimtückisch und grämlich; der Character und die Qualität der Intelligenz, wie sie in den Vorträgen eingehend geschildert sind, entsprechen diesem Gesichtsausdrucke wie der Gestalt überhaupt. Der Kampf gegen die übeln und bösartigen Neigungen des Knaben — die Onanie, den Diebssinn, die schadenfrohe Zerstörungssucht, die Zudringlichkeit und Widerspenstigkeit — war bei der Allgemeinheit der moralischen Entartung und der ausserordentlichen Schlauheit, die sich mit ihr entwickelt hatte, ein sehr mühevoller, und um so schwerer, als die Theilnahme für den Unterricht nur theil- und zeitweise gewonnen werden konnte. Nur für mechanische Arbeiten war entschiedener Sinn und entschiedene Anlage vorhanden, theoretisches Interesse und theoretische Fähigkeiten, vor Allem die Fähigkeit der inneren Sammlung, fehlten, und die rein äusserlichen Schulfertigkeiten, mit denen F. gern prunkte, waren eher ein Hemmniss als ein Vortheil für den Unterricht. Indessen trat doch allmählig Besserung ein, so dass sich die Eltern über die Zukunft ihres Kindes einigermaassen beruhigen durften. Eingetreten in die Levana war F. am 25. October 1857; gegenwärtig ist er Gärtnerlehrling und hat sich bis jetzt verhältnissmässig gut gehalten.

7. Julius, — (15 Jahr alt, aus Dürkheim in der Rheinpfalz) — ist für sein Alter gross und ungewöhnlich voll, mehr üppig als muskulös, die Kopf- und Gesichtsformen proportionirt und ausgeprägt, der Ausdruck freundlich ernst, Haltung und Benehmen sind förmlicher und zugleich bequemer als es in diesem Alter gewöhnlich ist. Die ganze Erscheinung ist eine jugendlich blühende mit dem Anstrich einer frühreifen Würde. In den „Schulwissenschaften" war J. bei nicht gewöhnlicher, wenn auch niemals vorgreifender Auffassungsgabe, sehr gutem Gedächtnisse und ruhigem, sich nicht überstürzenden Fleisse rasch vorgeschritten; eine besondere Begabung besass er für Sprachen und seine ganze Eigenthümlichkeit liess in ihm den künftigen Philologen sehen. Ein typhöses Fieber, dem er erlag, vernichtete die Hoffnungen, welche seine Eltern und Verwandten auf ihn gesetzt hatten.

8. Julius K., — (17 Jahr alt, aus Wien) — ist gross, starkknochig und muskulös; indessen macht die Versteifung der Kniegelenke, durch welche die Beine etwas gekrümmt sind, seinen Gang schwerfällig. Der Kopf ist klein, nach hinten zugespitzt und schmal, die Stirn entfaltet, die Augenbrauen etwas niedergedrückt, die Nase zeitweilig verdickt und geröthet, sonst normal, die Lippen fleischig aber nicht formlos, die Augen blaugrau, meist von den Liedern halb verdeckt, der Blick weder matt noch ausdruckslos, der Gesichtsausdruck im Allgemeinen „gemüthlich". Die Haut ist unrein, die Verdauung häufig gestört. Sonst befindet sich J. bei einem starken Appetite, der jedoch nicht in Gefrässigkeit ausartet, wohl und ist, von seltenen Verstimmungen abgesehen, sehr heiter. Die Pubertät hat sich ohne auffallende Erscheinungen eingestellt und der Geschlechtstrieb macht sich auffallend, jedoch in natürlicher Richtung, bemerkbar. Die Sinne fungiren normal und fassen schnell aber unsicher auf. J. ist im Besitz der Sprache, spricht aber überstürzt und undeutlich, einzelne Sylben und Worte verschluckend, andere wiederholend. Er hat vom 7.—14. Jahre die Schule besucht und Privatunterricht genossen, ohne irgend Etwas als das gedankenlose Nachschreiben gelernt zu haben. Formenverständniss, Zahlenbegriffe, musikalisches Gehör und Taktsinn fehlen, selbst das Vermögen die Farben zu unterscheiden. Für Bilder jedoch ist Sinn und Verständniss vorhanden, und der Kreis der Vorstellungen überhaupt ein ziemlich weiter, die Combination derselben eine rasche oder auch, da die Fähigkeit, sie zu beherrschen

und zu ordnen fehlt, eine überrasche. J. ist lebhaft, leicht erregt, unterhaltungslustig und, wenn er nicht im Zaum gehalten wird, zu einem übermüthigen Lärmmachen geneigt. Das Spiel nimmt ihn ganz in Anspruch und er arrangirt auf eigene Hand Spiele, insbesondere gern mit kleinen Kindern. Sein Wesen ist so harmlos wie wahrhaft gutmüthig; dabei hat er aber einen Anstrich von Wiener „Feschheit". Er spricht renommirend von „Liebschaften" und hat eine Tendenz zu abentheuerlichen Unternehmungen. So entfernte er sich einmal heimlich aus der Anstalt und trieb sich die ganze Nacht in Wien umher, bis er von der Polizei aufgegriffen wurde. Sein Zustand, welcher der einer „mildgradigen Narrenhaftigkeit" ist, schliesst die Hoffnung auf eine wesentliche Besserung nicht aus, da er bereits nach dem ersten halben Jahre in der Anstalt — er trat in diese am 9. Januar 1862 ein — die grosse Ruhelosigkeit bei Tag und Nacht, die narrenhafte Lärmmacherei und den Drang planlos in's Weite zu laufen, einem gesetzten ruhigen Benehmen gewichen sind und er im Unterrichte — selbst beim Rechnen — sehr aufmerksam ist, viel guten Willen zeigt und stetige Fortschritte macht; er beginnt bereits seine Lehrjahre in der Buchbinderei.

9. Anna, — (15 J. alt, aus Dürkheim in der Rheinpfalz) — war bei ihrer Aufnahme in die Anstalt etwas verbuttet und „versessen", die Gestalt in der Entwicklung zurückgeblieben und — mit einer kleinen Erhöhung der einen Schulter — vorgebeugt, die Haltung ungraziös, das Wesen zwar nicht verlegen aber zurückhaltend und gedrückt — Gewissenhaftigkeit und Fleiss waren hervortretende Charaktereigenschaften. Einen sichtbar günstigen Einfluss übten die Spiele und gymnastischen Übungen der „Levana". Der Körper kräftigte sich, die Gesichtsfarbe wurde blühend, der Blick der dunkeln Augen lebhafter und freier, die Bewegungen gewannen Elastizität und Entschiedenheit. Die Erscheinung machte, ohne die Sinne bestechen zu können, einen wohlthuenden Eindruck, den eines kernigen Lebens und Wesens. Sie ist weniger anmuthig, als die der älteren Schwester (T. I, 7.), was von der Gesichtsform wie vom Körper gilt, indem insbesondere die Form der Nase zu den unedlen gehört und auch die Kopfform, obgleich sich in der steileren Hebung der Stirn und dem steileren Abfall des Hinterkopfes bei einer langen und nur wenig gebogenen Scheitellinie eine grössere Reichhaltigkeit des Reflexionsvermögens ausdrückt, weniger anmuthend ist. Dessen ungeachtet gewinnt sie für den Beobachter das gleiche, wo nicht ein beziehungsweise grösseres Interesse. Insbesondere steht A. der Ausdruck eines gewissen Trotzes wohl, der sich mit den Erscheinungen der Verschämtheit verschmilzt. — Ihr Wesen besteht in der Sicherheit, mit der sie auffasst und handelt, stets das Nothwendige erkennt und übt, immer anspruchslos und zugleich entschieden auftritt, sich niemals vordrängt, aber stets am Platz ist. Sie hat einen besonders richtigen Instinct für Verhältnisse und Persönlichkeiten, eine verständige, durchaus aus dem freien Willen hervorgehende Fügsamkeit und dabei die Fähigkeit, sich ungemessenen Ansprüchen und willkürlichen Zumuthungen zu entziehen. Ihre vielseitige Begabung trat sehr allmählig hervor, indem sich überall aus dem langsamen Eingehen die selbständige Leistungsfähigkeit entwickelte. Sie hat entschiedenen Formensinn, feines Gefühl für die Farbe, genügendes für die Musik, fasst die sprachlichen und mathematischen Verhältnisse richtig auf und gewinnt auf jedem theoretischen Gebiete das gerade nothwendige Wissen. Das vorgreifende Aneignen und der Drang der Äusserung sind ihr fremd; was sie verlangt und übt ist das ruhige Verarbeiten und die bestimmte Thätigkeit. Für das pädagogische Wirken ist sie ausnehmend befähigt.

Tafel III.

1. Manni, — (10 Jahre alt, aus Czastolowitz in Böhmen) — ist als ein Repräsentant des „Schwachsinns“ in den Vorträgen ausführlich characterisirt. Die Gestalt ist klein und zart, der Bauch hängend, die Kniee etwas nach einwärts stehend, die Muskulatur schwach. Die Kopfbildung zeigt keine Abnormität, ausser der rasch zurücklaufenden, abgeschnitten erscheinenden, indessen nicht, wie meist bei Idioten zusammengedrückten Stirn, die Gesichtszüge sind regelmässig, der Mund insbesondere wohlgeformt, die Augen gross, weit geöffnet und glänzend, der Ausdruck im Allgemeinen angenehm. Die Gesichtsfarbe ist blass, der kränkliche Zustand offenbart sich insbesondere auch in der schlechten Beschaffenheit der Zähne, der Kälte der Extremitäten und der Schwäche der Neubildung, indem bei Wunden u. s. w. Substanzverlust eintritt. Die Sinne functioniren normal; indessen hat der Blick nicht selten etwas Stieres, die Perception durch das Auge ist eine ziemlich langsame und die Farbenunterscheidung unsicher. Die Sprachwerkzeuge sind normal und die Aussprache weder eine stammelnde noch eine stotternde, aber der Knabe spricht nur in halben Sätzen, die er rasch hervorstösst und abbricht, weil ihm die Bezeichnungen, die er zu haben glaubt, im Momente fehlen. Vorstellungen, sowohl aus der Anschauung und Erfahrung gebildet, wie aus Mittheilungen geschöpfte sind vorhanden und M. steht in dieser Beziehung hinter geistig gesunden Kindern einer tieferen Altersstufe nicht zurück. Auch die Combination ist eine lebhafte und richtige, es tritt aber sehr rasch Ermüdung ein und der Zwang, die Aufmerksamkeit und Gedankenthätigkeit auf einen Gegenstand zu concentriren, bringt eine Art geistiger Erstarrung hervor. Das Wesen ist ein freundliches und zuthunliches; der Knabe hat viel Empfindung, wird leicht verletzt, ist aber ebenso leicht zu beschwichtigen, ist gern gefällig und beträgt sich anständig, wie überhaupt so auch bei dem Essen. Von Essgier ist keine Spur vorhanden, Onanie weder von den Eltern noch in der Anstalt beobachtet. Sein Aufenthalt in der letzteren dauerte nur acht Monate, er machte aber in dieser Zeit in Bezug auf seinen Gesundheitszustand, seine Kräftigung, seine Sprach- und Leistungsfähigkeit so entschiedene und erfreuliche Fortschritte, dass die Möglichkeit seiner Heilung ausser allem Zweifel steht, obgleich sie nur durch ein zweckmässiges und consequentes Heilverfahren erzielt werden kann.

2. Gabriele, — (12 Jahr alt, Israelitin aus Wien) — ist eine Zwerggestalt, unter den Anstaltszöglingen die einzige. Sie hat die Grösse eines fünfjährigen Kindes und ist dabei unförmlich und unbehülflich. Der Hals steckt zwischen den Schultern. Der Bauch ist dick und hart, das Gesicht aufgedunsen und blass, die Stimme auffallend tief und belegt. Der Schädel hat nichts Abnormes, ist aber im Verhältniss zu dem Gesichtsumfange wenig entwickelt. Die Nase tritt gebogen hervor, die Lippen sind stark geschwellt, das Kinn ist ein zurücklaufendes mit schwammigem Gehänge. Die Augen sind wenig geöffnet und haben wie das ganze Gesicht etwas Schlaftrunkenes. G. ist ausserordentlich träg und weichlich, auch zu nachhaltiger Bewegung niemals angehalten worden. Ihre Sinnenthätigkeit ist normal, sie spricht und hat Auffassung und Urtheil. Aber abgesehen von dem Widerwillen, sich irgendwie anzustrengen, fehlt ihrem Vorstellungsleben die Frische und Kindlichkeit. Ihre Urtheile und überhaupt ihre Äusserungen sind altklug und obgleich der Unterricht, den sie periodenweise gehabt hat, ganz ohne Erfolg geblieben ist, hält sie es gewissermaassen unter ihrer Würde, mit den andern Kindern zu lernen. Indessen gewann sie in demselben Maasse, als sich ihr Gesundheitszustand besserte, an Lerneifer und es ist keine Frage, dass sie sich die gewöhnlichen Schulkenntnisse und die weiblichen Handarbeiten anzueignen vermag.

3. Sophie, — (12 Jahr alt, Israelitin aus Neustadl in Ungarn) — ist mittelgross, die Gestalt gedrungen, die Finger kurz und dick, die Muskulatur entwickelt, aber schlaff, die Haltung nachlässig und der Gang etwas breit und schwerfällig, die Beweglichkeit sonst nicht gehemmt. Die Haare sind blond, die Augen blau und die Haut ziemlich rein. Die Kopfbildung zeigt keine auffallende Abnormität; der Hinterkopf ist flach, die Stirn verläuft senkrecht, ist aber sehr kurz und verhältnissmässig schmal. Das Gesicht ist länglich oval, die Augen treten auffallend hervor, der Mund ist breitgezogen. Die Sinne fungiren normal, sind aber ebensowenig geübt wie die Bewegungsorgane. Sophie ist im Besitz der Sprache und im hohen Grade schwatzhaft. Ihre Vorstellungen sind sehr unbestimmt, sie combinirt aber rasch und richtig. Die Äusserungen sind theils altklug, theils gemacht naiv. Sie stellt sich oft unwissend, ohne es zu sein, weil sie kein Mittel verschmäht, sich interessant zu machen. Die Koketterie ist bei ihr ausserordentlich ausgebildet; sie lächelt die Personen, denen sie gefallen will, zumuthend an, drängt sich an sie, geberdet sich leidend und lacht, wenn darauf nicht eingegangen wird. Ihre Freundlichkeit ist eine heimtückische und es macht ihr ein grausam wollüstiges Vergnügen, kleine Kinder unter Liebkosungen zu kneipen, zu würgen oder sonst zu peinigen. — Ihr Zustand muss auf eine ursprüngliche Anlage zurückgeführt werden, hat sich aber durch physische und sittliche Verwahrlosung ausgeprägt. Sie gehört nicht zu den eigentlichen Idioten und ihr „Schwachsinn“ kann mit ihren Marotten und hässlichen Neigungen überwunden werden, wie sich dies durch den Erfolg der bisherigen sechsmonatlichen Behandlung schon herausgestellt hat.

4. Julius V., — (9 Jahr alt, aus Lugos in Ungarn) — ist in den Vorträgen wiederholt erwähnt und eingehend characterisirt. Nachdem der herabgekommene und überreizte Zustand, in welchem er der Anstalt — am 7. März 1857 — übergeben wurde, überwunden war, kamen die ungewöhnliche Raschheit und Sicherheit der sinnlichen Perception, die J. eignete, die ebenso ungewöhnliche Kräftigkeit. Beweglichkeit und instinctive Geschicklichkeit — die sich in demseben Maasse bei einem gesunden Kinde gleichen Alters schwerlich vorfinden möchten — und das gemüthliche, heitere und anhängliche Wesen des Knaben immermehr zur Erscheinung und Geltung. Dabei war und blieb er Vollidiot, der Sprache gänzlich unmächtig, nur auf Commandoworte und Befehle merkend, ohne Tendenz, sich selbst zu äussern und ohne eine Spur theoretischen Interesses.

Der Körper ist von feiner und kräftiger Gestalt, die Bewegungen sind nicht nur rasch und geschickt, sondern auch graziös, die Gesichtszüge angenehm, die Augen glänzend, der Blick scheu und spähend, aber auch eines zärtlichen Ausdrucks fähig. Der Kopf ist ungewöhnlich klein und ganz rund — Katzenkopf.

5. Janni, — (11 Jahr alt, aus Nicolsburg in Mähren) — kam äusserst leidend und verfallen am 27. October 1861 in die Anstalt. Die Muskulatur war dünn und schlaff, die Bewegungen zitternd, die Gesichtsfarbe fahl, die Wangen eingefallen, die Kieferknochen weit hervortretend. Der Knochenbau ist zart, der Kopf kurz und hoch, senkrecht nach vorn und hinten abfallend mit auffallenden kleinen Hervorragungen. Der Blick unstet, aber die Augen nach jeder Richtung willkürlich beweglich; die Nase stumpf, die Lippen blass, stark gewulstet, reichlicher Speichel- und Schleimfluss aus Mund und Nase, aus ersterem auch ein penetranter übler Geruch bei ziemlich gut erhaltenen Zähnen, das Zahnfleisch auffallend blass und etwas aufgelockert, die Zunge von normalem Volumen, das Zungenbändchen etwas straff, die Zungenspitze bewegt der Knabe nur sehr langsam und schwierig auf Commando nach unten und nach den beiden Seiten, es gelingt ihm aber nicht, sie weit genug nach oben zu bringen. Der Hals ist kurz, der Brustkorb flach, das Athmen unregelmässig und unausgiebig. Der Gang ist schlotternd, die Haltung

schief, die Hände unausgebildet und sehr ungeschickt, zu feinen Arbeiten ganz untauglich. Janni ist nicht im Stande, sich allein aus- und anzuziehen; die Stuhlentleerungen erfolgen unter hastigem Drange, wobei er sich oft verunreinigt. So vermag er noch nicht ordentlich mit Löffel, Messer und Gabel zu essen. Der Knabe kennt die ihn umgebenden Dinge und hört auf Befehle, spricht aber nur einzelne Sylben und Worte deutlich nach, während er sich selbst überlassen sinnlose Laute hervorbringt. Für Musik hegt J. grosse Vorliebe und singt auch gern, aber undeutlich und unrichtig. Für den geregelten Unterricht war er im ersten halben Jahre noch nicht zu gewinnen. — Er ist reizbar, hat aber ein grosses Zärtlichkeitsbedürfniss und Anhänglichkeit, beschäftigt sich gern mit Thieren, insbesondere mit Hunden, die er streichelt, liebkost, regelmässig füttert und sich kindlich freut, wenn er sie zum Hüpfen bringt.

6. Gustav, — (8 Jahr alt, aus Nagykata in Ungarn) — war, als er in die Anstalt aufgenommen wurde, — am 25. Juli 1860 — ungewöhnlich gross für sein Alter, bis zur Üppigkeit voll und sehr kräftig, dabei aber in beständiger, einförmig hastiger, grösstentheils zweckloser Bewegung, bei welcher er eine Art Grunzen hören liess. Auf alle Speisen, die ihm zu Gesicht kamen, fuhr er zu und verschlang sie; daran gehindert, brüllte er laut auf. Während der Behandlung änderte sich sein Zustand auffallend; er wurde blass und mager, sass still und in sich versunken, wenn er nicht zur Thätigkeit veranlasst oder genöthigt wurde und bekam einen eigenthümlich melancholischen Ausdruck. Dabei fing er an, die ihm ertheilten Befehle zu verstehen und führte die Bewegungen, in denen er geübt wurde, sehr bald mit grosser Präcision aus, so dass die mit ihm vorgenommenen „Freiübungen" ein complicirtes Exerciren darstellten. Eine besondere Neigung zu dieser wie zu irgend einer andern Thätigkeit zeigte er nicht, er schien sich vielmehr bei dem jedesmaligen Beginn einer solchen in „sein Schicksal zu ergeben" und erst im weiteren Verlaufe zu einer innerlichen Theilnahme fortgezogen zu werden. Auch an dem gemeinsamen Spiele nahm er nur automatisch Theil. Später trat jedoch der Trieb zum Spiel, zu selbständiger Beschäftigung sowie zur Mittheilung hervor, ohne dass die letztere auch nur zu einem Ansatze von Sprache geworden wäre, während das Sprachverständniss sich langsam erweiterte. Sein körperlicher Zustand blieb sehr veränderlich und die unverkennbaren Fortschritte, die er machte, wurden durch Verdauungsstörungen, Abscesse und fieberhafte Verstimmungen oft unterbrochen.

Die Constitution ist eine von Haus aus robuste, aber die Ernährung hat einen ungesunden Character angenommen. Der Kopfbau zeigt keine Abnormität, die Stirn ist mittelmässig entwickelt, die Nase klein aber ausgebildet, der Mund klein und wohlgeformt, die Augen von einem angenehmen Braun, etwas hervortretend und langsam von einer Seite nach der andern rollend. In dem gewöhnlich ganz ausdruckslosen und nur momentan sich belebenden Blicke, wie in dem gleichmässig geöffneten Munde offenbart sich der idiotische Zustand, was die äussere Erscheinung anbetrifft, während die Formen im Allgemeinen normal und edel sind. Jede höhere und selbständige Reflexionsthätigkeit fehlt; die mechanische Aufmerksamkeit und Bethätigung lässt sich hervorrufen und leiten. Das Temperament ist ein phlegmatisch-melancholisches, die Stimmungen prägen sich entschieden aus, Erkenntlichkeit und Zärtlichkeitsbedürfniss treten unverkennbar hervor. Die Form des Leidens ist die der „idiotischen Beschränktheit".

7. August, — (12 Jahr alt, aus Leipzig, Sachsen) — war für sein Alter ziemlich gross, schlank und von mässiger Kräftigkeit. In den gymnastischen Übungen, die er schon früher betrieben hatte, leistete er nicht, was dieser Betrieb und die Gestalt erwarten liess, doch war er ein muthiger und geschickter Schwimmer. Die Gesichtsbildung erscheint eigenthümlich durch die vorgestreckte Nase und

das fast gradlinig zurückweichende Kinn bei langer Unterlippe. Der Mund ist klein, die Lippenränder schmal und zusammengenommen, die Stirn entwickelt und stark gerundet, die Augen braun, gross, von dem oberen Augenlide halb verdeckt, in langsamer und forschender Bewegung, die Wangen geröthet. Der Kopf ist kurz und ziemlich gerundet, die Scheitellinie und der Hinterkopf wenig ausgebogen. A. ist erregbar, hat sich aber frühzeitig beherrschen gelernt. Als eine ausgeprägte Charactereigenthümlichkeit zeigte sich bei ihm Verstecktheit und Heuchelei. Er erschien gleichmässig freundlich und schmeichelte den Interessen und Schwächen der Personen, von denen er sich abhängig wusste, während er sich im Stillen über sie moquirte und gegen sie Ränke spann. Bei genauer Beobachtung bemerkte man auch, dass sein einförmiges, scheinbar gutmüthiges Lächeln momentan zu einem spöttischen und triumphirenden wurde. Übrigens verfehlte er nicht, den Ansprüchen, die an ihn gemacht wurden, pünktlich nachzukommen und der Eifer, den er zeigte, lief nicht auf blossen Schein hinaus, da er sich einestheils der Nothwendigkeit „vorwärts“ zu kommen, frühreif bewusst war, anderntheils Anlagen besass, die es ihn herauszustellen und zu bethätigen trieb. Seine schriftliche Ausdrucksweise hatte etwas Affectirtes; doch fehlte es ihm nicht an Phantasie und Urtheil. Für das Zeichnen war er entschieden befähigt und zeigte dies zunächst und insbesondere durch sicher und zierlich ausgeführte Bilderausschnitte und das Modelliren. Er hat sich dem Berufe der Kunstgärtnerei zugewendet.

8. Emil, — (10 Jahre alt, aus Glogau, preuss. Schlesien) — war für sein Alter ausnehmend klein, aber ziemlich gut gebaut und dabei kräftig, zu gymnastischen Übungen geneigt und geschickt. Der im Verhältniss zur Körpergrösse nicht kleine Kopf, dessen hintere Partie stark hervortritt, während die offene und entwickelte Stirn, von ihren Ausbuchtungen abgesehen, in einem ziemlich kleinen Winkel nach hinten verläuft, hat eine abgerundete Form. Die Gesichtszüge sind regelmässig; die Gesichtsfarbe blass aber gesund, die Augen wenig geöffnet aber lebhaft, das Wesen zu gleicher Zeit freundlich-zuthunlich und eigenthümlich resolut. Er ist eine vorherrschend praktische Natur, zu den verschiedensten Geschäften brauchbar, insbesondere zuverlässig in der Ausführung von Aufträgen, lerneifrig und nicht leicht zu ermüden. Die theoretischen Fertigkeiten eignet er sich rasch an und hat Nachahmungs- und Formtalent; eine tiefere Auffassung, Schwung der Phantasie und Energie des Denkens sind nicht vorhanden. Er ist Druckerlehrling geworden.

9. Theodor, — (14 Jahr alt, aus Graz, Steiermark) — ist ziemlich gross und starkknochig, aber schmalschultrig mit eingesunkener Brust; die Haltung ist steif und etwas schief, der Gang pathetisch, das eine Bein nachschleppend. Der Hinterkopf ist ganz flach, die Stirn frei und hoch, das Gesicht edel geformt, Nase und Kinn hervortretend, die Augen gross und braun. Die rechte Schädelhälfte ist stärker entwickelt als die linke, das linke Auge etwas schielend und das linke Ohr schwerhörig. Ein starker Kropf hat auf den Zustand des Knaben bedeutend eingewirkt. Die Circulation ist momentan gehemmt, der Herzschlag unregelmässig. Bis zu seinem 12. Jahre war seine körperliche Entwickelung trotz mancher Störung der Art vorgeschritten, dass er seinem Alter entsprechend gross und kräftig, obgleich etwas unbehülflich war. Bedenken hatte zuerst eine zeitweilig eingetretene Schlafsucht und später das starke Schielen des linken Auges erregt; auch traten zeitweilig nervös-automatische Bewegungen hervor. Die geistige Entwicklung ging langsam vor sich, der Knabe wurde von seinem jüngeren Bruder im „Lernen“ überholt und zugleich der Art beherrscht, dass ihm der anregende und bestimmende Einfluss desselben zum Bedürfniss wurde und er ohne ihn sich hülflos und verlassen fühlte. Der einzige Unterrichtsgegenstand, in dem er überraschende und ungewöhnliche Fortschritte machte, war das Kopfrechnen. Im Herbst des Jahres 1861 traten

zuerst Zufälle von „Schwindel“ ein, die sich bald häufiger wiederholten und immer mehr ihren epileptischen Character herausstellten. Th. versank von dieser Zeit an in einen Trübsinn, der sich seit dem Tode seines Bruders zu völliger Melancholie steigerte. Dabei verfiel der Körper sehr rasch, die Muskulatur erschlaffte, die Haut wurde leichenfarbig mit Neigung zu Geschwüren. Es traten heftige epileptische Convulsionen ein, die eine tiefe Erschöpfung zurückliessen; rasch vorübergehende Schwindelzufälle mit Bewusstlosigkeit erfolgten fünf- bis siebenmal; erstere nächtlich, letztere bei Tag und häufiger als jene. Das Gedächtniss wie die Auffassungs- und Reflexionskraft wurden immer schwächer, das Wesen ein furchtsames und scheues, wobei sich indessen das Bedürfniss nach Theilnahme und Abhängigkeit fortgesetzt geltend machte und steigerte. In den ersten drei Monaten nach seiner Aufnahme in die Anstalt haben sich die Schwindelzufälle nicht vermindert; eine Besserung trat erst im vierten Monate ein; seit dem fünften Monate bleiben sowohl die täglichen Störungen der Innervation wie auch die nächtlichen schweren epileptischen Convulsionen gänzlich aus. Der Geist ist freier geworden, die allerdings mit Willenlosigkeit gepaarte Gemüthlichkeit verliert die krankhafte Form. Der Körper ist wieder voll, die Muskulatur kräftig; das Schielen und das schwere Hören auf dem einen Ohr sind verschwunden. Der Gang ist kräftig und rasch, und ein unermüdlicher Thätigkeitsdrang und eine wirkliche Leistungsfähigkeit ist an die Stelle des früheren ruhelosen Umherwankens getreten. Der Kropf trotzt dem Jod und soll operirt werden. Der Geschlechtswechsel vollzog sich ungewöhnlich rasch. Die feine, heisere, zum Erlöschen schwache Stimme wurde kraftvoll und männlich. Die Singstimme hat sich zu einem klangvollen starken Tenor umgebildet. — Die ursprüngliche Organisation Th.'s erscheint als eine wohlangelegte, es hat aber eine frühzeitige Verkümmerung und Entartung einzelner Gehirnpartien stattgefunden. Der Kropf hängt mit den primären Störungen des Gehirnwachsthums zusammen und hat auf dasselbe durch die Hemmung der Circulation nachtheilig zurückgewirkt. —

Tafel IV.

1. Adolf, — (6 Jahr alt, Israelit, aus Pressburg, Ungarn) — erschien als ein Product der äussersten Verwahrlosung von Seiten der Pflege wie von Seiten der „Natur“. Die Gestalt war unförmlich und dickbäuchig durch Knochen- und Drüsenwucherung, die Haut gelb, faltig und derartig eingeschmutzt, dass eine längere Behandlung mit warmen Waschungen dazu gehörte, um sie einigermassen zu reinigen. Der Kopf ist rund mit kleinen Hervorragungen, die Backenknochen und das ganze Untergesicht unverhältnissmässig stark, die Augenhöhle des linken Auges ist derartig zusammengedrückt, dass bei der schwammigen und schwärigen Beschaffenheit der Augenlider das schiefliegende Auge kaum sichtbar ist. Auch das andere Auge ist halb verdeckt, der Blick stark schielend, aber nicht so blöd als es sich bei dem Zustande des Kindes voraussetzen liesse, der Mund breit, die Lippen nicht unförmlich, aber verzogen, die Ohren gross und abstehend. Die Zähne sind — wie bei den meisten Blödlingen — schadhaft, der Athem wie die Hautausdünstung übelriechend. Die Bewegungsfähigkeit ist die des ersten Kindheitsalters, die Sinne scheinen normal zu fungiren, aber die Aufmerksamkeit wird durch nichts als die Nähe von Speisen erregt. So lange der Knabe nicht gefüttert wird, schreit er fast beständig; ist er einmal beschwichtigt, so zeigt sein Gesicht einen hämischen Ausdruck. Sprache und Äusserungen des geistigen Lebens fehlen

gänzlich. Die Form der Krankheit ist die des „idiotischen Stumpfsinns". Die Zurücknahme aus der Anstalt erfolgte nach einigen Monaten. Das unglückliche Kind war dem Vater ein „fressendes Kapital".

2. Milly, — ($7\frac{1}{2}$ Jahr, Israelitin aus Schlaining, Ungarn) — ist körperlich wohlgestaltet, der Kopf vorn abgeflacht, die Stirn erscheint noch niedriger als sie an sich ist, durch das tief heruntergewachsene, dichte, krause Haar. Die Augenbrauen sind stark und senken sich über die Augen, die ziemlich weit geöffnet und von angenehmer Färbung sind; Nase und Mund wohlgeformt, der Gesichtsausdruck freundlich mit einem Anfluge von Lüsternheit. Die Gesichtsfarbe ist blass, das Lächeln, das leicht hervorzurufen und angenehm ist, verliert sich doch nicht selten in das sogenannte „Finzen". Wie zum Lächeln verziehen sich die Züge auch leicht zum Weinen; der Übergang findet unmittelbar statt und zuweilen schwankt der Ausdruck zwischen Lachen und Weinen. Der Blick ist häufig, ohne grade stier zu sein, ins Unbestimmte gerichtet. Den Gegenständen, welche die Aufmerksamkeit des Kindes erregen, wendet es sich nur langsam zu. Das Kind ist noch keiner freiwilligen Bewegung fähig, es fasst höchstens nach Brod, aber krampfhaft schreiend. Der Kopf ist auf eine Seite geneigt. Die Scheu, die M. vor jeder Bewegung hat, ist eine furchtsame und misstrauische, sie glaubt nicht an ihr Vermögen und ist bange vor dem Misslingen und unangenehmen Folgen. Rutsch- und Gehversuche hat sie nicht gemacht, das Halbsitzen vermochte sie erst nach dem vierten Jahre und seit ihrem fünften hört sie zuweilen auf ihren Namensruf. Die Sprache fehlt ganz. — Gegenwärtig beginnt sie mit Lauten zu spielen, vermag allein mit dem Löffel zu essen, steht, wenn sie sich an den Tisch hält und geht an einer Hand geführt mit sicherem Schritte. Die Ernährung ist vorzüglich und das geistige Leben beginnt allseitig zu erwachen.

3. Fritz, (7 Jahr alt, Israelit aus Wien) — ist für sein Alter klein (Länge: 98,56 C.-M.) und dabei verhältnissmässig breit, der Hals dick und kurz. der Brustkorb schmal und kurz, der Bauch gross und herabhängend, die Rippen auffallend convex, die Beine von den Knieen ab nach auswärts gebogen. Die Form des grossen Kopfes hat nichts Abnormes, der Längendurchmesser überschreitet ein wenig das gewöhnliche Verhältniss zum Breitendurchmesser. (In den ersten Lebensjahren sollen Erscheinungen des Hydrocephalus vorhanden gewesen sein.) Die Stirn erscheint etwas zusammengedrückt, das Gesicht breit und aufgedunsen, die Nase wenig hervortretend, die Züge jedoch nicht hässlich, das Auge glänzend und beweglich, der Gesichtsausdruck freundlich. Die Sinne fungiren normal, doch hält es schwer, die Aufmerksamkeit zu fixiren. Der Knabe spricht und ist sehr geschwätzig, aber die Aussprache hat etwas Stammelndes und die Äusserungen sind verworren; auf jede Frage giebt er dieselbe als Antwort zurück und jeden Begriff kehrt er um, er verwechselt z. B. „auf" und „zu", „du" und „ich", „spät" und „früh" etc. Das Gemüth wird leicht zu Freude und Schmerz erregt, das Wesen ist ein zuthunliches; Kenntniss der Personen und Anhänglichkeit ist vorhanden. Das motorische Vermögen ist ungebildet, der Gang watschelnd, die sonstigen Bewegungen linkisch. Die Auffassungsfähigkeit ist eine schwache und ungleichmässige. Bei seiner Aufnahme in die Anstalt — im Januar 1861 — konnte der Knabe weder die Farben unterscheiden, noch die einfachsten Formen nachahmen; dagegen fasste er kleine Melodien auf und zeigte zum Singen Neigung. Seitdem hat sich der Körper mehr gekräftigt und die Intelligenz überraschend entwickelt. Die Vorstellungen gewinnen Zusammenhang, der sprachliche Ausdruck wird bestimmter, für Bilder ist grosses Interesse und Verständniss vorhanden, kleine Reime lernt F. gern und leicht auswendig. Der Fortschritt in den Arbeiten ist ein sehr langsamer, die Zahlenbegriffe, die anfangs gänzlich fehlten, sind jetzt vorhanden, die Formenauffassung hat sich verhältniss-

mässig rasch entwickelt, beim Thonkneten zeigt er Phantasie, aber die Hand ist noch sehr unsicher, so dass dem Knaben z. B. das Nachschneiden von Linien sehr schwer wird. Dagegen hat er das Ballfangen und Kugelrollen in seiner Gewalt und zeigt beim Singspiel Behendigkeit.

4 Franz, — (7 Jahr alt, aus Temeswar in Ungarn) — konnte bei seiner Aufnahme in die Anstalt — am 14. April 1857 — weder selbständig gehen noch die Hände brauchen, die Handgelenke waren stets fest an die Brust gezogen und die Hände baumelnd, alle Bewegungen waren unsichere und zitternde. Auch die Sprechfähigkeit fehlte, wobei die abnorme Dicke der Zunge ein äusseres Hemmniss abgab. Der Körper war an sich nicht missgestaltet und auch die Kopfform erschien normal bis auf die gegen die Nasenwurzel etwas zusammengedrückte Stirn. Nase und Mund sind wohlgebildet, der letztere aber stets geöffnet, indem sich die Zunge zwischen die Lippen legt. Die Augen sind hell und freundlich und der Gesichtsausdruck wurde ein heitrer, nachdem das anspruchsvolle Wesen und die weinerliche Stimmung, die der Knabe in die Anstalt mitbrachte, überwunden war. Seitdem trat auch ein ungemeines Zärtlichkeitsbedürfniss und das Verlangen, sich mit Andern zu unterhalten, hervor. Das Sprachverständniss entwickelte sich rasch, obgleich der Knabe seinerseits nur lallende Töne hervorzubringen vermochte. Dass es ihm nicht an Auffassungsvermögen und Vorstellungen fehlte, zeigte sich insbesondere auch in seinem lebhaften Interesse für Bilder und in dem Verständniss derselben, welches er dadurch bewährte, dass er auf die ihm genannten Gegenstände mit dem Finger lächelnd hinwies. Die unförmliche Dicke der Zunge, die das Sprechen an sich unmöglich machte, wurde auf medicinischem Wege beseitigt und dadurch einige Sprachfähigkeit gewonnen; das Kauen von Angelicawurzel hatte guten Erfolg. Die Verständnissfähigkeit schritt der Art fort, dass er nach einem Jahre fast Alles verstand, was zu ihm gesprochen wurde und selbst Versuche zum Sprechen machte. Sein Gesicht bekam einen ganz andern Ausdruck und besonders sein Blick etwas Kluges, nur dass er den Mund noch immer nicht zu schliessen vermochte. — In den Beschäftigungen machte er trotz seiner trägen und langsamen Natur verhältnissmässig rasche Fortschritte und bei dem Spielen trat er manchmal selbständig schon hervor. Die Musik regte ihn erfreuend an, in der Gymnastik sträubte er sich gegen die Anstrengungen, die ihm zugemuthet wurden, versuchte aber selbständig diese und jene kleine Übung. Gegen das kalte Bad hatte er eine grosse Aversion, befand sich aber nach demselben stets wohl. Bei den Spaziergängen zeigte er eine ausserordentliche Ausdauer. — Die Schwäche des motorischen Vermögens und die hierdurch bedingte Willensschwäche sind der Grundcharackter des kranken Zustandes. Der Aufenthalt in der Anstalt dauerte nur ein Jahr. Die Mutter, eine nervöskranke Frau, konnte, von dem Kinde getrennt, nicht leben.

5. Emil, — (6 Jahre alt, aus Ofen, Ungarn) — war mittelgross, bis auf einen verkürzten Fuss, durch den das Nachschleppen des andern beim Gehen bedingt war, wohlgestaltet und ungewöhnlich kräftig. Das motorische Vermögen war vollkommen entwickelt, die Bewegungen energisch und zweckgemäss. Die Kopfform war abnorm durch die Entwicklung des Hinterschädels nach oben und das Hervortreten der unteren Gesichtspartie, Nase und Mund aber, obgleich der letztere gewöhnlich geöffnet war, wohlgebildet und die Augen lebhaft und beweglich. Der Blick war ein spähender und fasste die Gegenstände schnell, das Gehör scharf. Der Thätigkeitstrieb war ein sehr entschiedener, hatte aber eine abnorme Form und Richtung. Der Knabe entzog sich gern der Aufsicht und entfernte sich oft plötzlich, um sich irgendwo Etwas zu schaffen zu machen. Eine absonderliche Neigung hatte er, Kisten auf- und zuzuschliessen, die Gegenstände, die er darin fand, durcheinander zu werfen und Gegenstände, die ihm in die Augen fielen, besonders aber

Schlüssel, irgendwo zu verstecken. Sein Sprachverständniss hatte den Umkreis der nächsten praktischen Interessen und wurde bei seiner Versetzung aus der Heimath noch dadurch verengt, dass seine bisherige Umgebung eine ungarisch sprechende gewesen war; selber sprechen konnte er bei seiner Aufnahme nur wenige theils ungarische, theils deutsche Worte, die er theils mit theils ohne Sinn und Zweck hören liess. Indessen schritt sein Verständniss des Deutschen und seine Sprechfähigkeit verhältnissmässig rasch vor und es gelang auch, seinen Thätigkeitstrieb einigermassen zu regeln, nachdem die krankhafte Reizbarkeit überwunden war. Er zeigte Verständniss für das Bauen, Bildausschneiden, Ausnähen und Bilderklären. Dennoch konnte er weder selbständig essen, noch sich ankleiden und sich seines Taschentuches bedienen. Die Idiosynkrasien traten zurück. Das Schelmische, was bei Emil ein ursprünglicher Characterzug ist, trat bei ihm immer mehr hervor. Leider wurde seine heilpädagogische Behandlung, die im Ganzen nur eilf Monate währte, am 25. October 1858 abgebrochen. Die Form der Idiotie war die der milldgradigen Beschränktheit mit krankhafter Nervenüberreiztheit.

6. Jonas, — (5 Jahr alt, aus Leipnik, Mähren) — leidet an Schwerhörigkeit und diese wurde, da der Knabe nicht die mindeste Tendenz zum Sprechen zeigte und auf Anrufe u. s. w. nicht reagirte, von den Einen für Taubheit gehalten, während Andere Idiotie vermutheten. Eine ausserordentliche Lebhaftigkeit, die sich theilweise in sonderbaren Bewegungen offenbarte und eine ungewöhnliche Eigenwilligkeit erschwerten die Beurtheilung seines Zustandes, der jedenfalls, auch von der Schwerhörigkeit abgesehen, kein normaler ist. Der Körperbau ist gedrungen, Knochen und Muskulatur gut entwickelt, die Haltung etwas schief, die Bewegungen energisch. Der Schädel ist rund, die Stirn kurz, die Stirnhöcker hervorragend und zwar ungleichmässig. Der Brustkorb ist breit und gut gebaut, der Hals kurz, ebenso die Beine, das Knie etwas gebeugt. Das breite Gesicht war bei der Aufnahme des Knaben — Juni 1861 — etwas aufgedunsen, die Gesichtsfarbe blass und die Unterkieferdrüsen vergrössert; indessen erschien das Aussehen bei dem Feuer und der Lebhaftigkeit der Augen nicht kränklich. Die Nase ist gedrückt, aber nicht unförmlich, der Mund wohlgebildet, aber verzogen. Gegen die Versuche, auf sein Gehör einzuwirken, zeigte der Knabe anfangs enstchiedenen Widerwillen, der sich theils in einer absichtlichen Passivität, theils in Schreien und andern heftigen Gegenäusserungen offenbarte. Das Mienenspiel war und ist ein sehr lebhaftes; es erschien aber anfangs häufig als ein blosses, d. h. willkürliches Spiel, welchem der Zweck der Mittheilung fremd war, während sich darin ein abnormer Trieb der Äusserung befriedigte. In demselben Maasse jedoch, als der Knabe dazu gebracht wurde, aufzuhorchen, an den gemeinsamen Beschäftigungen und Spielen Theil zu nehmen und endlich auch einige Gegenstände seines Bedürfnisses zu nennen, trat das zwecklose Geberden- und Mienenspiel in den Hintergrund und die Mimik wurde verständlicher, während sie an Lebhaftigkeit kaum verlor. Dem Knaben begreiflich zu machen, dass der Laut ein Mittheilungsmittel sei, hat viel Zeit und Mühe gekostet, und dem Fortschritte im Sprechenlernen steht ausser der Schwerhörigkeit auch das äusserst eigenwillige und launische Wesen entgegen. Daher sind es mmer noch wenige Worte, die er richtig ausspricht und anwendet. Indessen zeigt er Verständniss wie Theilnahme für die Beschäftigungen und seine Stimmung, obgleich sie oft plötzlich und unerklärlich wechselt, ist im Allgemeinen eine sehr heitere. Die Gesundheit lässt nichts zu wünschen übrig.

7. Leopold, — (11 Jahr alt, aus Thüringen) — drohte während seiner ersten Kindheitsperiode in Folge verkehrter Ernährung und Pflege dem Rhachitismus zu verfallen; vom dritten Jahre ab erholte er sich, lernte sprechen und singen, wurde lebhaft und beweglich, blieb jedoch klein und behielt einen watschelnden Gang.

Später kräftigte er sich immer mehr und gegenwärtig sind die Abnormitäten der Gestalt, obgleich diese für sein Alter noch immer klein ist, ziemlich ausgeglichen und zu der Gewandtheit der Bewegungen kommt allmälig eine grössere Energie derselben. Das Aussehen ist ein blühendes, die Haut weiss und rein; Verschwärungen des Ohres, an denen er früher wiederholt litt, treten nicht mehr ein. Der Hinterkopf, welcher in der ersten Kindheitsperiode auffallend hervortrat, hat sich abgeflacht, die Stirn ist entwickelt, der Gesichtswinkel gross, die Nase, die früher im Verhältniss zu der lang erscheinenden Oberlippe auffallend kurz war, hat sich mehr gestreckt. Die Augen sind braun, der Blick ist meistens ruhig beobachtend, nimmt aber zeitweilig einen intensiv fröhlichen Ausdruck an. Das Wesen ist ein sorgloses und ungenirtes; das Bedürfniss nach Theilnahme und Mittheilung wechselt mit der Tendenz zur Vereinsamung. Der Knabe bewegt sich durchaus unbefangen in jeder Gesellschaft, sei sie eine vornehme oder proletarische, lässt sich nicht leicht imponiren und macht im Stillen seine Beobachtungen, die zuweilen eine etwas frühreife Reflexion verrathen. Sonst ist er anspruchslos, genügsam heiter und zuweilen humoristisch. Seine Fähigkeiten sind mehr als gewöhnliche. Er hat einen ausnehmenden, schon früh hervorgetretenen Ortssinn, der Formensinn ist bedeutend entwickelt, zum Zeichnen entschiedenes Talent vorhanden und der sprachliche Ausdruck ein sichrer und gewandter. Für das Naturkundliche hat er ein ausgesprochenes Interesse und eine selbständige Beobachtungsgabe. Das Thierleben und die Characterzüge der Thiere weiss er lebendig zu schildern. Sein geschichtliches Interesse richtet sich vorzugsweise auf Lebensweise und Einrichtungen der Völker und Stämme.

8. Heinrich, — (10 Jahr alt, aus Thüringen) — Bruder des vorigen; war eine Frühgeburt und in seiner ersten Kindheit schwächlich, aber ungemein lebhaft. Das Wachsthum war rascher wie bei seinem Bruder, den er gegenwärtig „überholt". Der Körperbau ist normal, die Haut rein und die Gesichtsfarbe blühend, das blonde Haar sehr üppig, die Muskulosität mässig entwickelt, die Bewegungen rasch aber wenig berechnet. (Im Ringen pflegt er seinem Bruder zu unterliegen.) Der Kopf war abnorm gross und tritt erst jetzt mit dem fortschreitenden Körperwachsthum in das angemessene Verhältniss zu der Körpergrösse, wobei eine Umbildung der Form durch die allmälige Abflachung des Hinterkopfes stattgefunden hat, der Winkel der Stirn- und Nasenlinie ist kleiner wie bei dem älteren Bruder, die Nase zugespitzt, der Mund klein, die Augen braun und weit geöffnet. Der Blick ist lebhaft mit sehr wechselndem Ausdrucke. H. wird leicht erregt, ist im Allgemeinen zuthunlich und sehr mittheilsam, aber zuweilen auch trotzig und zurückhaltend, insbesondere wenn sein Ehrgefühl verletzt ist. Die glänzende Äusserlichkeit ist für ihn imponirend und anziehend, er liebt das Soldatenwesen und das kirchliche Ceremoniell und fügt sich gern der ausgeprägten Sitte. Er hat eine lebhafte Phantasie, aber sein Urtheil ist viel weniger selbständig wie das seines Bruders, hinter welchem er bezüglich der Sicherheit des Ausdrucks, des Formensinnes und der Combinationsfähigkeit zurücksteht, obgleich er zuweilen durch witzige Vergleiche überrascht. Für die Naturerscheinungen hat er weniger Sinn und Auffassungsfähigkeit wie sein Bruder und trotz seines ungemein lebhaften Interesses für Geschichten entgeht ihm oft der pragmatische Zusammenhang derselben.

9. Paul, — (5 Jahr alt, aus Wien) — ist im Verhältniss zu seinem Alter ziemlich klein, sieht aber voll und blühend aus und erholt sich rasch von den Nachwehen einer unzweckmässigen Pflege. Zeitweise treten jedoch Congestionen nicht unbedenklicher Art ein, indem nur bei augenblicklicher Hülfe die Blutzersetzung im Gehirn verhütet werden kann. Im Schlafe seufzt das Kind wie unter schwerem Alpdrucke allnächtlich vielmals auf, ein nervöses Zucken durchfliegt die Gliedmassen.

Das ganze Wesen ist ein äusserst sensitives und das rein sanguinische Temperament hat die nervöse Constitution zur Unterlage.

Der mit üppigem blonden Haare bedeckte hohe und schmale Kopf zeichnet sich durch eine über den Augenbrauen abnorm vorgewölbte Stirn aus; die Augen sind durch die Vorwölbung tiefliegend, von einem angenehmen dunkeln Blau und leuchtend, die Nase kurz, der Mund wohlgeformt mit einem empfindsamen Ausdrucke, das Kinn rund, die Abgrenzung der vollen Wangen gegen die Lippenpartie eine ausgeprägte, von den emporgezogenen Nasenflügeln seitwärts laufende. Das Kind war anfangs sehr scheu und kaum zum Sprechen zu bringen, obgleich die Augen nicht nur die Theilnahme an Allem, was vorging, verriethen, sondern auch die Berücksichtigung herauszufordern schienen. Die Schüchternheit wich in dem Augenblicke, wo das Kind in heiterer Erregung seiner Neigung zur mimischen Darstellung sich überliess; der Kleine sprach dann abwechselnd zu mehreren Personen, die er sich nur dachte und gegen die er sich abwechselnd wendete; er sang recitativisch und machte dazu die entsprechende Mimik. (Das Kind stammt aus der Verwandtschaft Staudigl's.) Der Trieb zur dramatischen Darstellung ist bis jetzt der dominirende und unterstützt von einer massvollen schönen Beweglichkeit, die bei Allem, was das Kind thut, die Anmuth behält. Die zarte Empfindung und die Verschämtheit verwischen doch nicht das knabenhafte Colorit, was sich beim Spiel und bei der Arbeit im Garten äussert: das Kind schiebt kräftig den Karren und hilft ausdauernd Blumentöpfe und Reissig tragen. Die Geschicklichkeit der Händchen beim Flechten und Ausnähen ist auffallend, wogegen er Gläser, Löffel, Messer, Gabel leicht aus der Hand fallen lässt und selber leicht und oft fällt. Die sprachliche Ausdrucksweise ist mangelhaft; er kann viele Laute, wie z. B. r, l, g, k, s, nicht prononciren, seine Neigung, sich mitzutheilen ist aber gross, und ein liebliches Organ und zart gewählte Bezeichnungen stimmen zu dem ganzen Wesen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Verbesserungen.

Seite 23 Zeile 4 v. u. ist nach „Uebel" einzuschieben: hervorgetreten ist, und.
„ 28 „ 7 v. u. ist statt „müsse" müsste zu lesen.
„ 36 „ 15 v. o. statt „ihn" sie.
„ 46 „ 16 v. o. ist nach „und" der einzuschieben.
„ 58 „ 15 v. u. ist statt „zur" zum zu lesen.
„ 58 „ 17 v. u. statt „des" der.
„ 60 „ 15 v. u. statt „selbst von Blödsinn" Blödsinn selbst von
„ 98 „ 14 v. u. statt „Reflexionsbewegungen" **Reflexbewegungen.**
„ 99 „ 16 v. u. „sich" zu streichen.
„ 102 „ 6 v. o. „sind" zu streichen.
„ 102 „ 9 v. o. nach „Schule" unterscheiden sich einzuschieben.
„ 102 „ 11 v. o. nach „Schwachsinnigkeit" ist einzuschieben.
„ 103 „ 4 v. u. ist statt „der Kinder" des Kindes zu lesen.
„ 105 „ 1 v. o. ist hinter „die" nur einzuschieben.
„ 109 „ 10 v. o. ist „etwa" zu streichen.
„ 123 „ 16 v. u. ist hinter „Seelenthätigkeit" statt einzuschieben.
„ 161 „ 12 v. u. ist statt „Vorbildung" **Verbildung** zu lesen.
„ 175 „ 3 v. u. statt „greifen" gehen.
„ 176 „ 3 v. o. statt „haben" **heben.**
„ 178 „ 4 v. u. statt „Kniebohren" Kniebohrer.
„ 179 „ 13 v. o. ist „oft" zu streichen.
„ 180 „ 17 v. u. ist statt „unausgeprägter" **ausgeprägter** zu lesen.
„ 190 „ 11 v. o. statt „der" den.
„ 204 „ 12 v. u. statt „Gesammtseins" **Gehemmtseins.**
„ 209 „ 12 v. u. hinter „kann" Platz greifen muss einzuschieben.
„ 214 „ 2 v. u. ist statt „seinen" seiner zu lesen.
„ 219 „ 1 v. u. hinter „Zuckerhutkopf" bedingt einzuschieben.
„ 223 „ 9 v. o. statt „gehend" sehend zu lesen.
„ 231 „ 2 v. u. hinter „hinunter" bis einzuschieben.
„ 233 „ 19 v. o. ist statt „sie" **sich** zu lesen.
„ 233 „ 20 v. o. statt „sie" sich.
„ 237 „ 11 v. o. statt „fait" **sait.**
„ 241 „ 3 v. u. statt „wie" die.
„ 245 „ 8 v. o. statt „in" und.
„ 249 „ 10 v. o. „es" zu streichen.
„ 252 „ 19 v. o. statt „verlangt" verlangen.
„ 253 „ 8 v. u. statt „ihrer" ihnen.
„ 262 „ 13 v. o. statt „dass" das.
„ 262 „ 8 v. u. statt „zweckgemässe" zweckgemäss.
„ 268 „ 5 v. u. ist „sind" auszustreichen.
„ 269 „ 18 v. u. ist statt „erschlossen" **erschlaffen** zu lesen.
„ 273 „ 13 v. o. statt „Belehrungen" **Consequenzen.**
„ 274 „ 15 v. u. statt „nebenbei" wobei.
„ 299 „ 16 v. o. statt „Aufnahme" **Zunahme.**
„ 323 „ 8 v. o. statt „Organenempfindung" Organempfindung.
„ 327 „ 16 v. o. statt „dem" der.

Seite 329 Zeile 6 v. u. statt „erhält" enthält.
„ 378 „ 17 v. o. statt „andere theils" anderntheils.
„ 378 „ 24 v. o. statt „wieder" wie der.
„ 379 „ 16 v. o. statt „durften" dürften.
„ 379 „ 14 v. u. statt „welcher" welchen.
„ 381 „ 20 v. o. ist nach „Voraussetzungen" **nicht** einzuschieben.
„ 420 „ 7 v. o. ist statt „Gesichtsbetrachtung" Geschichtsbetrachtung zu lesen.
„ 470 „ 9 v. o. statt „mindesten" mildesten.
„ 480 „ 8 v. o. ist „die" auszustreichen.
„ 491 „ 2 v. u. ist „die Heilpädagogik nun" auszustreichen.
„ 509 „ 3 v. o. ist statt „auf" zu zu lesen.
„ 529 „ 5 v. o. statt „den" der.
„ 558 „ 8 v. u. statt „auch" doch.
„ 581 „ 33 v. o. statt „von Weltlauf, wie Dr. Elzfinger" von Weltruf, wie Dr. Elfinger.



Nach Photographieen lith. Dr. Elfinger.

Idioten- u. Gesundenphysiognomieen aus der „Levana".

Staatliche
Bibliothek
Bamberg



Nach Photographieen lith. Dr Elfinger.

Jdioten- u. Gesundenphysiognomieen aus der „Levana".



Nach Photographieen lith. Dr. Elfinger.

Vorträge II.

Idioten- u. Gesundenphysiognomieen aus der „Levana".

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Taf. IV.



Nach Photographieen lith. Dr. Elfinger.

Vorträge II.

Jdioten- u. Gesundenphysiognomieen aus der „Levana“.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Georgens, Jan Daniel

Die Heilpädagogik mit besonderer Berücksichtigung der Idiotie und der Idiotenanstalten

Bd.: 2

Leipzig 1863

Bamberg, Staatsbibliothek -- Paed.o.34-a#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11758578-7